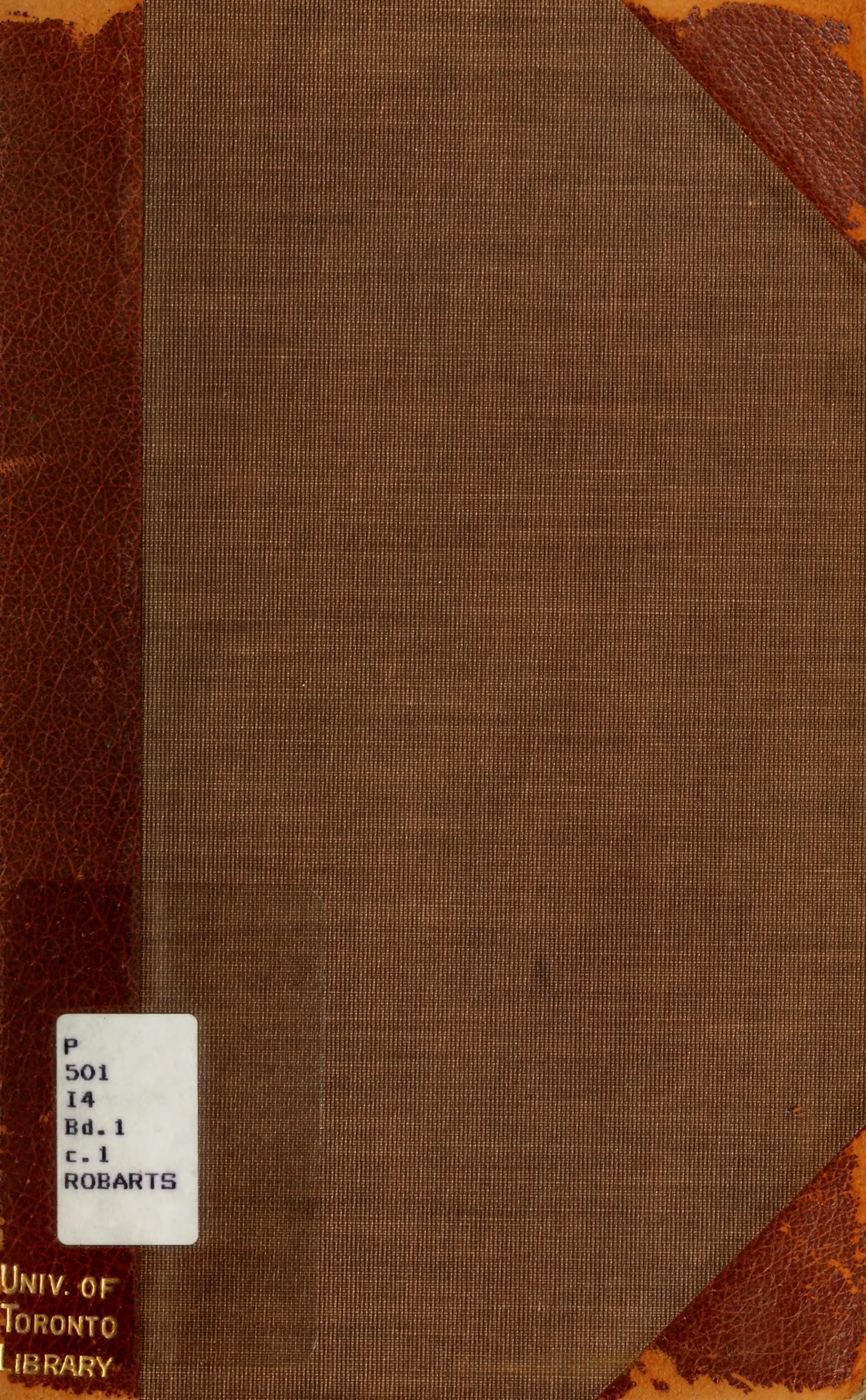
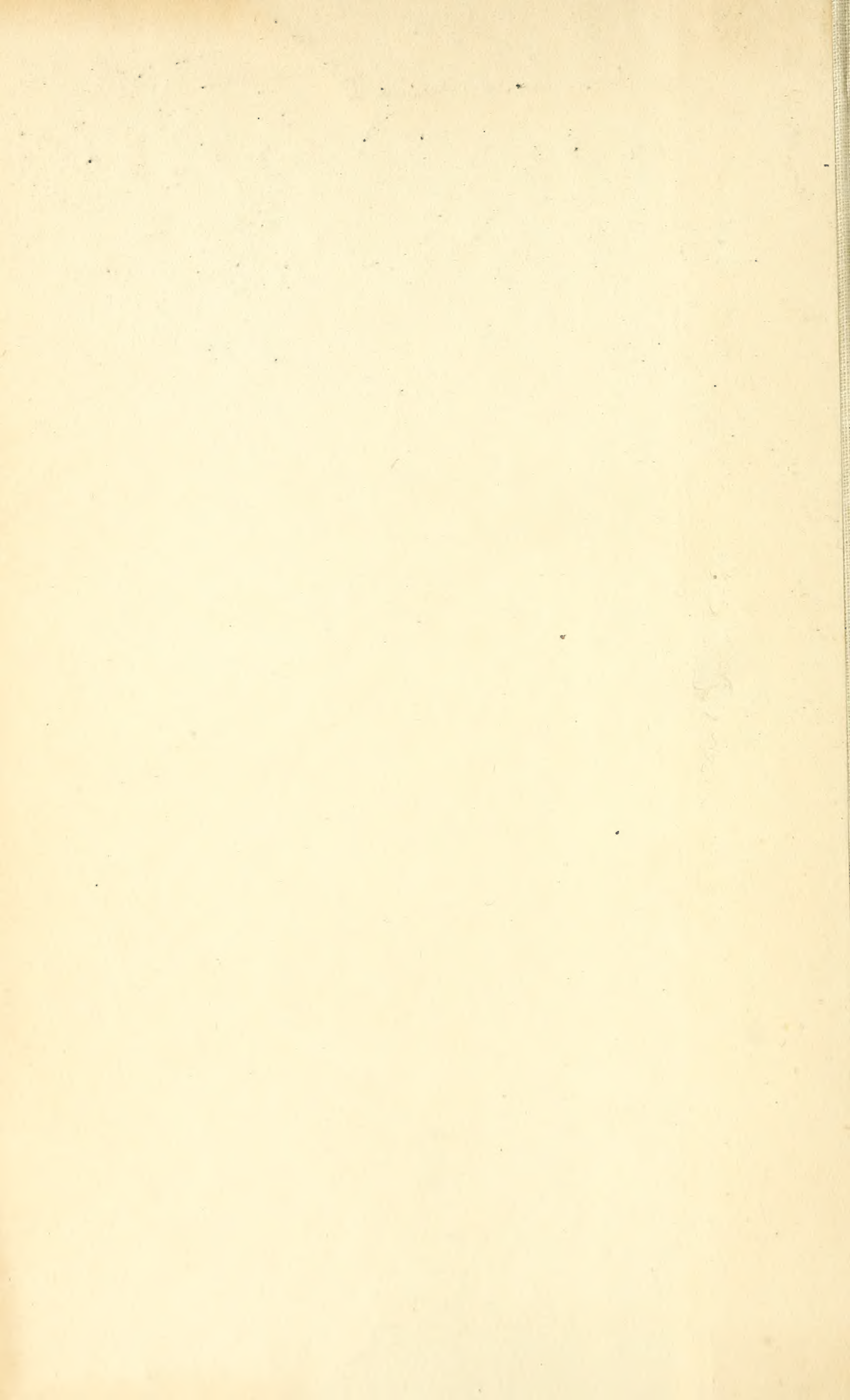

P
501
I4
Bd.1
c.1
ROBARTS
UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY







INDOGERMANISCHE FORSCHUNGEN

ZEITSCHRIFT

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL BRUGMANN UND WILHELM STREITBERG

ERSTER BAND

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1892

Inhalt.

Vom schleifenden und gestossenen Ton in den indogermanischen Sprachen.

Erster Teil.

§ 1. Kaum ein Faktor im Sprachleben verdient grössere Aufmerksamkeit als der Akzent. Von ihm hängt zum grossen Teil die Entwicklung einer Sprache ab. Sobald im Sonderleben des Germanischen die Zurückziehung des Akzentes auf die Stammsilbe stattgefunden hatte, mussten naturgemäss in der Sprache bedeutende Veränderungen stattfinden. Nach weiterer, stärkerer Ausbildung des exspiratorischen Akzentes mussten notwendig alle Silben, die nicht Träger des Haupttones waren, mehr oder minder verkürzt werden. Die keltischen und germanischen Sprachen, die beide einen starken, exspiratorischen Akzent auf der ersten Silbe trugen, gleichen sich in dieser Verstümmelung der Endsilben gar sehr.

Von dem Akzente sind notwendigerweise die meisten Lautveränderungen bedingt. Während die sogenannten 'Lautgesetze' im Grunde nur einfache Thatsachen sind, welche besagen, dass aus einem Laute dieser Zeit ein andrer einer späteren geworden ist, können wir, sobald wir eine Lautveränderung unter Einfluss des Akzentes nachweisen, von Ursache und Wirkung reden.

Leider sind wir gerade bei der Erforschung des Akzentes und der durch ihn bewirkten Lautveränderungen schlimm daran. Bei manchen toten Sprachen kennen wir nicht einmal den Sitz des Akzentes, geschweige denn, dass wir etwas von der Stärke, von der Höhe wüssten, und über den Satzakzent sind wir meistens ganz im unklaren. Bei der Betrachtung der lebenden Sprachen wendet man diesen Fragen jetzt glücklicherweise grössere Aufmerksamkeit zu und sucht festzustel-

len, was festzustellen ist. Leider ist es unmöglich, das gesprochene schriftlich genau wiederzugeben. Wir dürfen aber hoffen, dass der Phonograph bald in den Dienst der Wissenschaft gestellt wird und uns im Studierzimmer ferne Dialekte und künftigen Geschlechtern ausgestorbene Sprachen zu Gehör bringt.

Für die toten Sprachen sind wir vielfach auf die lebenden angewiesen, aus deren Betonung wir etwas für die älteren Stadien erschliessen können. Noch ist hier alles höchst lückenhaft, aber allmählich wird die Forschung Licht in das Dunkel bringen.

Im folgenden sollen in der Hauptsache Lautveränderungen besprochen werden, bei denen nach meiner Meinung der Akzent eine Rolle gespielt hat. Bekannt ist, und als gesichert nehme ich an, dass wir für die indogermanischen Sprachen zwei verschiedene Akzentqualitäten unterscheiden müssen, die sich im Litauischen noch heute als gestossene und schleifende Betonung erhalten haben, während sie uns im Griechischen als Akut und Zirkumflex überliefert sind. Das Verdienst, auf die Zusammengehörigkeit der griechischen Akzentverschiedenheiten mit den litauischen hingewiesen zu haben, gebührt Bezzenberger (BB. VII 66 ff.). Später hat Hanssen (KZ. XXVII 612 ff.) selbständig dasselbe erkannt und den Versuch gemacht, diese Verschiedenheit auch für das Germanische nachzuweisen. Die Richtigkeit dieser Ausdehnung wird indessen verschiedentlich bezweifelt. Brugmann (Grr. I § 671 Anm. 1), Streitberg (Die german. Comparative auf *-ōz* 23), Meringer (BB. XVI 222 f.) bestreiten sie, nur Sievers (Pauls Grr. I 413) stimmt für das Gotische zu, wobei er allerdings irrtümlich den Lok. οἴκοι, got. *daga* mit gestossenem Akzent ansetzt. Es ist Hanssen entgangen, dass auch das Indische starke Spuren dieser verschiedenen Akzentqualitäten bietet.

§ 2. Augenblicklich steht diese Frage im Vordergrund des sprachwissenschaftlichen Interesses, und ihre Wichtigkeit ist allgemein anerkannt. Doch fehlt noch eine eingehende Untersuchung derselben, und die Unsicherheit, die über sie herrscht, zeigt sich vielfach darin, dass man gestossene und schleifende Vokale unbedenklich oder zweifelnd gleichsetzt oder Doppelformen annimmt. So führt Joh. Schmidt (Festgruss an Böhtlingk 106) εἶ, πεῖ, αὐτεῖ, τουτεῖ, ἐκεῖ und νηποι-

νεί, αὐθημερεί in einem Atem an, Bezzenberger setzt im Nom. Dualis Formen mit gestossenem und schleifendem Ton an (BB. XII 79 Anm.), indem er sich auf den Lok. Sing. stützt, in dem nach Hanssen gestossener und schleifender Ton unterschiedslos wechseln. Dieser Akzentwechsel zeigt sich ja auch im Nom. der *-n*-Stämme gr. ποιμήν, lit. *akmũ,* im Instr. Sing. gr. πῆ, lit. *vilkù,* im Nom. Plur. gr. θεοί, lit. *vilkaĩ.*

Bei einer Untersuchung über die Adverbialbildungen der idg. Sprachen, zu der mich mein hochverehrter Lehrer, Herr Professor Brugmann veranlasst hatte, fühlte ich bei jedem Schritt die Unsicherheit des Grundes, auf dem wir bisher wandelten. Allmählich aber, bei fortgesetzter Beschäftigung mit dieser Wortklasse, wurden mir die Akzentdifferenzen verständlicher, und ich glaube jetzt ein ziemlich glattes und einfaches Resultat vorlegen zu können.

Es sei daher diese Tonverschiedenheit zunächst erörtert.

Da das Griechische den freien Unterschied von Akut und Zirkumflex nur in den Endsilben zeigt, während es ihn in der vorletzten an die Quantität der ultima gebunden hat, so ist das Material für die Stammsilben hier naturgemäss sehr beschränkt. Es ist daher geboten, die Betrachtung auf die Endsilben zu beschränken und dann zu sehen, wie weit das an diesen gewonnene Ergebnis auch für die Stammsilben zur Erklärung dienen kann.

Ausserdem sei noch im voraus bemerkt und hervorgehoben, dass die in Rede stehenden verschiedenen Akzentqualitäten nicht an den Wortakzent gebunden sind; sie finden sich in betonten und unbetonten Silben, nur dass sie in jenen deutlicher wahrzunehmen sind.

§ 3. Ich beginne damit die im Litauischen und Griechischen übereinstimmenden Fälle anzuführen.

I. Gestossenen Ton[1]) haben:

1) Nom. Sing. der *-ā*-Deklination, gr. τιμή, lit. *rankà,* verkürzt aus **rankā́* nach Leskiens Gesetz (Archiv für slavische Philologie V 188 ff.). Die Länge ist erhalten in *geró́ji.*

1) Im folgenden sollen die beiden Akzentqualitäten in den erschlossenen Grundformen durch ˉ (gestossener Ton, Akut) und ˜ (schleifender Ton, Zirkumflex) bezeichnet werden, während ´

2) Nom. Dual. der -*o*-Deklination, gr. ἀγρώ, lit. *butù* (Adj. *baltú ju-du*).

3) Nom. Dual. der -*ā*-Deklination, lit. Adj. *gerì*, bestimmt *gerė̃ji-dwi*, gr. Nom. Plur. καλαί, wenn Brugmann (KZ. XXVII 199 ff., Grr. II § 286) mit Recht diese Formen für ursprüngliche Duale erklärt.

4) Nom. Plur. der -*o*-Deklination der Adjektiva, gr. καλοί, lit. *gerì*, bestimmte Form *gerė̃ji*.

II. Schleifenden bez. zircumflektierten Ton haben:

1) Gen. Sing. der -*ā*-Deklination, gr. τιμῆς lit. *rañkōs*.

2) Dat. Sing. der -*ā*-Deklination, gr. τιμῇ lit. *mer̃gai*.

3) Dat. Sing. der -*o*-Deklination, gr. θεῷ lit. *krãsztui?*

4) Gen. Plur. der -*o*-Deklination, gr. θεῶν lit. *krasztũ*.

5) Instr. Plur. der -*o*-Deklination, gr. θεοῖι lit. *krasztaĩs*.

6) 3. Sing. Opt. gr. εἴποι, lit. Permissiv II. 3 Pers. *tesukė̃*. Der Akut in εἴποι weist auf zirkumflektierende Betonung der Endsilbe, vgl. οἴκοι — Ἰσθμοῖ.

Hiermit sind die Fälle direkter Übereinstimmung erschöpft. Wir können aber mit grosser Wahrscheinlichkeit noch folgende Fälle hinzufügen.

I. Für gestossenen Ton:

1) 1. Pers. Sing. Ind. Praes., lit. *sukù* reflex. *sukú-s* gr. φέρω.

2) Akk. Sing. der -*ā*-Deklination, gr. τιμήν lit. *mer̃gą*.

3) Nom. Akk. Plur. Neutr. der -*o*-Stämme, identisch mit dem Nom. Sing. Fem. der -*ā*-Stämme, erhalten in *keturió-lika* 14, *penkió-lika* 15 (Brugmann Grr. II § 338 S. 683).

4) Nom. Sing. der -*i̯ē*-Stämme, lit. *vežantì*, 'vehens' aus *vežantí* (vgl. Dial. *geresnýji* 'die bessere' (ebend. II § 191 S. 526).

II. Für schleifenden Ton:

1) Gen. Sing. der -*o*-Deklination lit. *krãsztō*. Die Form

zur Bestimmung des Akzentsitzes dienen soll. Für die langen Vokale in Grundformen müssen besondere Zeichen eingeführt werden, ich wähle *α*, *ι*, *υ*, *η*, *ω*. Im Griechischen können meistens Akut und Zirkumflex die verschiedenen Tonqualitäten anzeigen, während im Litauischen jede lange Endsilbe den schleifenden Ton hat, sodass eine besondere Bezeichnung unnötig wird.

ist aller Wahrscheinlichkeit nach alter Ablativ. Sie fehlt im Griechischen.

2) Nom. Plur. der *-ā*-Deklination, lit. *mer̃gōs*. Fehlt im Griechischen.

3) Gen. Plur. der *-ā*-Deklination, lit. *mergũ*. Fehlt im Griechischen.

4) Vok. der *-i-* und *-u*-Stämme, lit. *naktẽ, sūnaũ*, vgl. gr. Vok. Ζεῦ neben Nom. Ζεύς, βασιλεῦ neben βασιλεύς.

5) Nom. Sing. der *-i̯o*-Stämme, lit. *gaidỹs*.

Dagegen finden sich auch eine Reihe von Differenzen, die wir besprechen werden, nachdem wir die dritte in betracht zu ziehende Sprache, das Indische, untersucht haben.

§ 4. Es ist zuerst von Kuhn, Beitr. IV 180 ff. bemerkt worden, dass es im Vedischen eine Reihe von langen Vokalen gibt, die zweisilbig gemessen werden müssen. Bezzenberger, Gött. gel. Anz. 1887 S. 415, hat dann zuerst Zusammenhang dieser metrischen Auflösungen mit dem griechischen Zirkumflex und dem litauischen schleifenden Ton behauptet. Zugleich hat er auch gewisse Kürzen im Indischen an Stelle sonstiger Längen mit dem gestossenen Ton in Verbindung gebracht, worin ich ihm aber nicht beistimmen kann. Zuletzt hat Oldenberg, die Hymnen des Rigv. I 163 ff., diese Fälle der Auflösung noch einmal zusammengestellt. Da er von Bezzenbergers Theorie nichts weiss, so können wir seine Aufstellungen mit um so grösserem Vertrauen entgegennehmen und uns auf sie, soweit nötig, unbedenklich stützen. Leider sind eine Reihe von Fällen nicht unbedingt sicher. Man kann die fehlende Silbe auch durch andre Mittel gewinnen. Nachdem aber der Zusammenhang und Ursprung dieser Erscheinung erkannt ist, brauchen wir nicht mehr zu ihr wie zu einem ultimum refugium unsre Zuflucht zu nehmen, vielmehr müssen wir den Thatsachen der verwandten Sprachen Rechnung tragen und sie bei der Bestimmung in betracht ziehen.

Da die geschleiften Silben nicht in jedem einzelnen Falle metrisch zweisilbig gemessen werden, so ist daran festzuhalten, dass aus dem Fehlen zweisilbiger Messung nicht unbedingt der Schluss auf gestossene Betonung gezogen werden darf. Dieser Schluss wird nur wahrscheinlich, wenn eine grosse Menge von Fällen vorliegen und die verwandten Sprachen diese Annahme unterstützen.

1) Bei weitem am sichersten und häufigsten ist die zweisilbige Messung im Gen. Plur. auf *-ām* belegt, vgl. Oldenberg a. a. O. 185, Lanman, Noun-Inflection in the Veda 352. Nach des letzteren Mitteilungen begegnet die Endung *-ānām* 370 mal, und zwar von Maskulin-Formen 333 mal, von Neutren 37 mal. Die metrische Dehnung treffen wir 157 mal (144 masc., 13 neutr.). Man sieht aus diesen Zahlen, dass es sich durchaus um keine Notwendigkeit, sondern nur um eine Möglichkeit handelt.

Die gesamten Belege zerfallen in zwei verschiedene Abteilungen. Lanman trennt die Beispiele, in denen die aufzulösende Silbe im Innern des Pada steht, von denen, wo sie das Ende einnimmt. Während er im ersten Fall die zweisilbige Messung unbedingt zugiebt, soll der zweite Fall mit solchen Versen vereinigt werden, in denen auch ohne besondere Gründe am Ende eine Silbe fehlt. Allerdings existieren, wie auch Oldenberg (a. a. O. 35) annimmt, solche Verse im Rigveda. Indessen ist ihre Zahl nicht sehr gross, und wir müssen Oldenbergs Ansicht unbedingt billigen, dass diese beiden Arten nicht zusammengeworfen werden dürfen. Die Auflösung ergiebt ein ganz normales Versschema, — in der vorletzten Silbe wird die Kürze bevorzugt —, sodass auch von dieser Seite ein ziemlich sichrer Beweis geführt ist. Für das weitere verweise ich den Leser auf Oldenbergs Ausführungen a. a. O. 167 f.

Nur andeuten will ich hier, was ich später genauer auszuführen gedenke, dass diese eigentümliche doppelsilbige Verwendbarkeit sich nicht gleichmässig in allen Teilen des Rigveda findet. Die Beispiele für *-aam* der *-a*-Stämme sind nach Lanman (a. a. O. 352) auf die einzelnen Maṇḍalas folgendermassen verteilt: Maṇḍala I 32 II —, III 3, IV 8, V 15, VI 9, VII 5, VIII 59, IX 9, X 14, Vâl. 3. Es fällt hier sofort das 8. Maṇḍala durch seine ungewöhnlich hohe Zahl von Beispielen auf. Obgleich ich die umgekehrte Instanz, die Stellen, an denen *-ām* einsilbig gemessen wird, nicht anziehen, also auch keine Verhältniszahlen geben kann, so zeigt doch die hohe Anzahl schon an und für sich klar genug, dass das achte Buch von allen das älteste ist. Dies Ergebnis stimmt mit dem von Lanman S. 576 ff. ebenfalls aus sprachlichen Kriterien gewonnenen überein. Es ergiebt sich ferner daraus, dass Brugmann vielleicht mit seiner Vermutung Recht hat, die schleifende Betonung sei während der Rigveda-Zeit verloren gegangen. Wir

können die Ursache freilich auch in den Fortschritten der metrischen Technik sehen. Zweifellos hat aber eine Untersuchung über das Alter der verschiedenen Bücher des Rigveda auch auf diesen Punkt Rücksicht zu nehmen.

Für die schleifende Betonung der Endung *-ām* treten das Griechische und das Litauische ein.

2) Zweitens nennt Oldenberg den Abl. Sing. der *-a*-Stämme auf *-āt*. Lanman 337 leugnet dies; wie wir oben sahen, mit Unrecht.

Das Litauische zeigt den schleifenden Ton im Gen., der meines Erachtens dem alten Ablativ entspricht.

3) Nom. Vok. Plur. der männlichen *-a*-Stämme auf *-ās*. Diese Form ist in den beiden europäischen Sprachen nicht erhalten, sondern durch die pronominale Form ersetzt (gr. ἀγροί lit. *vilkaĩ*). Über den Ursprung der litauischen Form bestehen Meinungsverschiedenheiten, die weiter unten besprochen werden sollen. Ich halte diese Form für dieselbe wie die griechische und sehe in dem schleifenden Akzent an Stelle des gestossenen den Einfluss der verdrängten Form auf *-õs*.

4) Nom. Akk. Plur. der weiblichen *-ā*-Stämme auf *-ās*. Der Nom. entspricht lit. *mergõs*, während der Akk. im Lit. den gestossenen Ton hat. Für diesen Fall kann man an der Ursprünglichkeit des altindischen Tons festhalten, wenn man annimmt, dass die Feminina im Litauischen den gestossenen Ton von den *-o*-Stämmen (*krasztùs*), den *-i-* und den *-u*-Stämmen (*wagìs, naktìs, dangùs, súnus*) erhalten haben. Wir haben keinen Grund, das Zeugnis des Indischen für diesen Fall zu bezweifeln, und es ist daher für den Akkusativ eine uridg. Form auf *-ãs* anzusetzen. Diese Form wird später wichtige Dienste leisten.

5) Nom. Akk. Plur. Fem. auf *-īṣ*. Der Nom. entspricht genau lit. Nom. Plur. Fem. *nãktys* abulg. *kosti.* Auch got. *ansteis* kann direkt damit verglichen werden. Ebenso hat das Lateinische einige Fälle von *-īs* im Nom. Plur., die allerdings auch Analogiebildung sein können, es aber nicht sein müssen. Ich glaube, wir müssen für das Femininum einen idg. Nominativ auf *-īs* ansetzen, über dessen Entstehung man verschiedene Ansichten haben kann, vgl. dagegen Brugmann Grr. II § 317 S. 664 f., der eine andre Ansicht aufstellt. Der Akkusativ ist im Litauischen durch die Form mit *n* ersetzt.

6) Führt Oldenberg noch den Nom. Dual. Fem. der *-ā-* Stämme an, für dessen metrische Zweisilbigkeit ein Beispiel zu finden ist I 29, 3 *abudhyamānē*. In diesem Falle widersprechen litauisch und griechisch (vgl. oben), und da die Silbe *-ē* am Ausgang des Pada steht, so dürfen wir diesen Vers sicher als katalektisch fassen und damit die Differenz zwischen indisch und litauisch-griechisch beseitigen.

7) Die Fälle, in denen der Instrumental Pluralis auf *-āiṣ* zweisilbig verwendet wird, erlauben nach Oldenberg (186) und Lanman (350) durchweg andre Deutung. Vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt ist gegen ihre Zulassung nichts einzuwenden, da diese Form nach Ausweis des Litauischen und Griechischen sicher schleifende Betonung hatte.

Das Resultat, das sich bis jetzt ergeben hat, ist zufriedenstellend. In sämtlichen Fällen, in denen im Indischen ein langer Vokal zweisilbig verwendet wurde, konnten wir im Litauischen oder Griechischen, soweit die entsprechenden Formen überhaupt vorhanden sind, schleifende Betonung nachweisen.

Und damit ist wohl schon genügend bewiesen, dass diese beiden Erscheinungen im Zusammenhang stehen. Wir haben deshalb keinen Grund die Glaubwürdigkeit des Indischen in Fällen, in denen es allein zeugt, zu bezweifeln.

Dass im Vedischen durchaus noch keine Verwirrung eingetreten ist, wie Brugmann, griech. Gramm. [2] 82 Fussn. 1 anzunehmen geneigt ist, beweisen auch die Fälle mit uridg. gestossener Betonung, für die durchaus keine irgend sicheren Zerdehnungen anzuführen sind. Dahin gehört das *-ā* des Nom. Akk. Plur. Neutr., dessen Identität mit dem Nom. Sing. Fem. Joh. Schmidt 'Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra' ausführlich begründet hat. Der Nom. Sing. Fem. hat nach Ausweis des Litauischen und Griechischen gestossenen Ton, und denselben Ton hätten wir also für den Nom. Akk. Plur. Neutr. zu erschliessen, wenn nicht die im Litauischen erhaltenen Reste dafür direkt zeugten *(keturió-lika)*. Eine sichere Stelle für Zerdehnung ist nicht beizubringen (Oldenberg 186). Ebenso steht es mit dem Nom. Akk. Sing. Fem. auf *-ā*, *-ām* (τιμή, τιμήν), dem auf *-īm*, dem Nom. Akk. Dual. Mask. auf *-ā* (gr. ἀγρώ).

„Auf spärlichen und unsicheren Materialien", sagt Ol-

denberg weiter, „beruht auch die Annahme eines zweisilbig zu messenden *-ā* im Nom. Sing. der *-as*-Stämme auf *-ās*, sowie im Nom. Sing. der Stämme auf *-tar* (*-tā*).“ Vgl. hiermit gr. ἠώς, εἰδώς und πατήρ, ἀστήρ.

Andere Einzelentsprechungen zwischen Indisch und Griechisch-litauisch sind folgende (Oldenberg 187):

Akk. Sing. *gām* gr. βοῦν dor. βῶν. Akk. Plur. *gās* gr. βοῦς dor. βῶς.

Der Gen. von *vi- vēṣ*, lit. *akẽs*.

Nom. Sing. *bhās* gr. φῶς.

3. Sg. *asthāt* gr. στῆ. Auch *bhūt*, das gr. φῦ entspricht, dürfte im Text zu behalten und nicht durch Formen wie *bhuvat* zu ersetzen sein.

nū deckt sich zwar im Ausgang nicht mit gr. νῦν, doch werden die Akzente auf alter Übereinstimmung beruhen.

vā und *mā*, die Oldenberg 189 zweifelhaft erscheinen, dürften wegen griechisch ἤ und μή mit gestossenem Akzent anzusetzen sein.

§ 5. Dies sind die Hauptzüge, die wir aus der Vergleichung der drei Sprachen gewinnen. Ehe wir weiter gehen und die Fälle betrachten, in denen die Sprachen auseinandergehen oder nur eine von ihnen Zeuge ist, müssen wir fragen, welcher Art und welchen Ursprungs die schleifende Betonung ist und war.

Vom litauischen schleifenden Ton giebt Kurschat (Lit. Gramm. S. 59) folgende Beschreibung: „Bei dem geschliffenen langen Vokal ruht der Ton anfangs auf einer niedern Tonstufe und erhebt sich dann wie mit einem Sprung auf eine höhere, sodass bei einer solchen Betonung der Vokal wie aus zwei Teilen zusammengesetzt erscheint.“ Der gestossene Ton ist hingegen ein einfacher sinkender. „Der Ton schiesst geradezu von oben herab.“ Des weiteren ist auf Masings Schrift 'Die Hauptformen des serbisch-chorvatischen Akzentes' 47, 2 zu verweisen, in der Kurschats Angaben gegen Sievers verteidigt werden, der die schleifende Betonung als zweigipflig fasst (vgl. Sievers, Phonetik ³ 203, 1). Ich kann diese Streitfrage nicht entscheiden, da ich selbst den litauischen Akzent nicht gehört habe. Wie dem aber sein mag, Kurschats Angabe, „dass bei einer solchen Betonung der Vokal wie aus 2 Teilen zusammengesetzt erscheint“, genügt völlig, um uns

das Vorgehen der vedischen Dichter begreiflich zu machen. War die schleifende indische Betonung gleich der litauischen, so bedürfen wir keiner weiteren Erklärung für die indische Metrik. Für ratsam halte ich es daher auch, diese Vokale nicht, wie Oldenberg es thut, gedoppelt zu schreiben, sondern sie nur mit einem Akzentzeichen wie dem Zirkumflex zu versehen.

§ 6. Über die Entstehung des idg. Zirkumflexes können wir am ehesten Auskunft zu finden hoffen, wenn wir uns an das Griechische wenden, das im Sonderleben lange Silben mit schleifender und gestossener Betonung neugeschaffen hat. Dieser sekundäre Zirkumflex entsteht im Griechischen bei Kontraktion zweier Silben, wie τρεῖς aus **treįes* (aind. *tráyas*), τιμῶ aus τιμάω u. s. w., während Silben mit Ersatzdehnung, die so zu sagen organische Länge haben, den Akut erhalten, vgl. θείς aus *θέντς, οὐδείς aus *οὐδένς. Nehmen wir dieselbe Entstehung für das uridg. an, so können wir damit die Art des litauischen schleifenden Tons und die Thatsachen der vedischen Metrik sehr wohl vereinigen.

Man hat schon vielfach uridg. Längen in Endsilben als Kontraktionsprodukte aufgefasst. Die Unterscheidung zwischen schleifender und gestossener Betonung giebt uns ein Mittel an die Hand zwischen Kontraktion und organischer Dehnung[1] zu unterscheiden.

Die Endung des Akk. Sing. war *m*, das nach Konsonanten sonantisch wurde. Akk. gr. πόδ-α, λύκο-ν, τιμή-ν. Die Länge des *ā* des letzten Wortes ist organisch, daher gestossener Ton.

Der Nominativ der *-n-*, *-r-* und *-s*-Stämme kann kaum den Verdacht erwecken durch Kontraktion entstanden zu sein. Daher gr. ποιμήν, πατήρ, ἠώς.

Ist diese Regel richtig, so kann der Ausgang des Nom. Dualis der *-o*-Stämme kein Kontraktionsprodukt sein. Darauf weisen auch das *-ī* und das *-ū* der *-i-* und *-u*-Stämme. Von den beiden Möglichkeiten, die Brugmann Grr. II S. 641 an-

1) Organische Dehnung nenne ich das, was Brugmann langen Hochstufenvokal heisst. Nachdem diese Arbeit als Habilitationsschrift an die philosophische Fakultät in Leipzig eingesandt war, erschien Bartholomaes neues Vokalsystem BB. XVII 91 ff., in dem der Ausdruck „Dehnstufe“ gebraucht wird.

führt — aus *-o+e* oder Dehnung —, kann also nur die zweite in betracht kommen.

Vergleichen wir hiermit den Nom. Plur. Masc. Dieser Kasus hatte, wie aus der Vergleichung von ai. *pā́d-as* gr. πόδ-ες, ai. *ávay-as tráy-as* gr. *ὄφεις aus *ὄφει-ες aksl. *patьje* aus **patьj-es*, ai. *sūnáv-as* gr. ion. πήχε-ες aksl. *synove* aus **synov-es* hervorgeht, *-es* als Endung. Setzen wir als Grundform für aind. *dēvā̃s* ein **deivo-es* an, so sehen wir den Grund der schleifenden Betonung in der Kontraktion bez. Synkope des letzten Vokals. Wer den Nom. Dualis auf *-o+e* zurückführen will, muss jetzt erklären, warum in dem einen Fall schleifende Betonung, in dem andern gestossene entstanden ist[1]).

Ebenso ist der Nom. Plur. der *-ā*-Stämme ein Produkt aus zwei Silben, aind. *áśvās* lit. *rañkõs* aus *-*ā-es*.

Ich habe oben gesagt, Kontraktion oder Synkope müsse die Ursache gewesen sein, und wir mussten den letzteren Ausdruck hinzusetzen, weil uns es durchaus nicht so sicher erscheint als mancher wohl glauben möchte, dass wir in den besprochenen Fällen Kontraktionen anzunehmen haben. Der Gen. Sing. wird uns darüber belehren, und wir gelangen damit zur zweiten Entstehungsart des idg. Zirkumflexes.

Für den Genitiv Sing. setzt Brugmann Grr. II § 229 S. 569 die Endungen *-es, -os, -s* an. Die letzte sicher mit Recht, da sich vom Gen. der *-i-* und *-u*-Stämme auf *-ois* und *-ous* nur *-s* als Endung abtrennen lässt. Ebenso bei den *-ā*-Stämmen, gr. τιμῆς. Wäre hier aber wirklich von Anfang an *-s* die Endung gewesen, die antrat, so müsste es *τιμής heissen, wie es τιμήν heisst. Das Litauische zeigt bei den *-i-* und *-u*-Stämmen ebenfalls den schleifenden Ton, *naktẽs, sūnaũs*. Wir haben also eine Grundform **noqtoi̯-es* anzusetzen, deren *e* wahrscheinlich durch dasselbe Gesetz schwand, das die Schwundstufe im Urindogermanischen überhaupt bewirkte, und eine Nachwirkung dieser verloren gegangenen Silbe finden wir in der schleifenden Betonung, die die um eine

1) Die Ansicht, dass der idg. Zirkumflex durch Kontraktion entstanden sei, ist auch von P. Kretschmer in dem nach Abschluss dieser Arbeit mir zugehenden 3. Heft von KZ. XXXI ausgesprochen, S. 358, 468. Er nimmt aber an, dass Kontraktion nicht durchgängig Zirkumflex ergab. Diese Ansicht habe ich auch erwogen, aber nichts gefunden, was sie sicher begründen könnte.

Silbe verkürzten Worte auf der letzten tragen. Da man aber den Gen. Sing. der *-ā*-Stämme kaum von dem der *-i-* und *-u*-Stämme trennen kann, so wird die Synkope, der Vokalausfall auch für die übrigen erwähnten Fälle möglich. Da indessen aus einer Grundform Nom. Plur. *-o-es* kaum *-ōs* geworden wäre, so muss erwogen werden, ob nicht vielmehr *-ō-es* als ursprünglichster Ausgang anzusetzen ist. Die Untersuchung dieser Frage führte indessen zu einer Behandlung des Ablautes, die unsre Aufgabe hier nicht sein kann.

Auch für diese indogermanische Erscheinung können wir eine Analogie aus dem Litauischen anführen. Brugmann sagt Grr. I § 691 S. 564: „Fiel ein kurzer Vokal der letzten Silbe, der den Wortton hatte, weg, so bekam die nächstfolgende Silbe den Wortakzent in Gestalt eines geschliffenen Tones. Diese Änderung kann nicht im absoluten Auslaut eingetreten sein. Lok. Sing. *tojè* wurde zu *tõj*, Instr. Plur. *tomìs* zu *tom̃s*, Instr. Sing. *akimì* zu *akim̃*, Instr. Plur. *akimìs* zu *akim̃s*, *pirmà* zu *pirm̃*. Demnach waren die Gen. Sing. *akmeñs*, *dukter̃s* aus **akmenès*, **dukterès* entstanden."

Die Beschränkung, dass der ausgefallene Vokal betont gewesen sein muss, gilt für das Indogermanische natürlich nicht, vielmehr können dort überhaupt nur unbetonte Vokale ausgefallen sein. Sehr sonderbar bleibt die Thatsache immerhin noch, dass betonte Vokale im Litauischen überhaupt ausfallen. Wir müssen wohl annehmen, dass zunächst eine Zurückziehung des Tones um eine Silbe und dann der Schwund des Sonanten der letzten Silbe stattgefunden hat.

Eine deutliche Kontraktion liegt andrerseits wieder im Dativ Singularis vor. Die Endung der konsonantischen Stämme ist gestossenes *-ai*. Das ergiebt sich aus gr. ἴδμεν-αι, δόμεν-αι. Der Accent könnte nicht auf die drittletzte Silbe zurücktreten, wenn αι nicht gestossenen Ton hätte, vgl. noch παραί.

Bei den *-o-* und *-ā*-Stämmen ist dieses *-ai* offenbar mit dem Stammauslaut kontrahiert, und es entsteht infolge dessen der schleifende Ton, gr. ἀγρῷ, τιμῇ, lit. *vil̃kui* (?), *rañkai* aind. pronominal *asmaĩ* (Oldenberg 188).

Ebenso müssen wir für den Gen. Plur. der *-o-* und *-ā*-Stämme Kontraktion annehmen. Wie Osthoff, Morphol. Unters. I 207 wahrscheinlich gemacht hat, und wie auch Brugmann Grr. II § 344 S. 688 ff. annimmt, war die Endung der

konsonantischen Stämme *-om*. Darauf weist slaw. *-ъ* in *materъ, slovesъ*. Die *-o-* und *-ā*-Stämme haben daher lautgesetzlich schleifenden Ton, gr. θεῶν lit. *vilkũ*.

Dasselbe gilt vom Instr. Plur. gr. ἀγροῖς, lit. *vilkaĩs* aus *-o+ais*.

Ferner ist der Optativ mit einem Suffix *-i-* gebildet, daher φέροι̑ lit. *te-sukẽ* mit schleifendem Ton.

Ich denke, das Gesetz ist ziemlich klar: w o i m m e r w i r e i n e i n d o g e r m a n i s c h e z w e i s i l b i g e E n d u n g a l s u r s p r ü n g l i c h a n z u n e h m e n h a b e n, f i n d e n w i r s c h l e i f e n d e n T o n. Die Silben mit gestossenem Ton werden daher nicht solche Produkte sein.

Einen weiteren Beleg für das Synkopierungsgesetz bietet der Nom. der *-io*-Stämme. In die Verhältnisse dieser Stämme ist durch Streitberg, Paul u. Braune, Btr. XIV 166 ff. helles Licht gebracht. Nur eine seiner Aufstellungen müssen wir jetzt etwas verändern. Er sieht in lit. *gaidỹs* got. *hairdeis* neben *żõdis* Ablaut, und in dem langen *-ī* Osthoffs nebentonige Tiefstufe. Das kann nicht ganz richtig sein. Ein Vokal mit schleifendem Ton steht nirgends im Ablaut zu einer Kürze. Wir könnten in der Endung *-īs* ein Kontraktionsprodukt sehen und müssten ein indogermanisches *-i̯is* mit Brugmann (Grr. I § 84 S. 81) voraussetzen, das schon in der Zeit der Urgemeinschaft zu *-īs* wurde. Besser scheint mir aber zu sein, ein uridg. *-i̯ios* nach langer Wurzelsilbe anzusetzen. *-os* schwand, wie im Gen. Sing. **sūnou̯-es* zu **sūnōũs* wurde, alsdann regelrecht *-īs*. Diese Auffassung wurde mir von Streitberg selbst vorgeschlagen. Dann hätten wir in dem got. *-eis* nach langer Wurzelsilbe eine hohe Altertümlichkeit zu sehen, denn ursprünglich wechselte *-i̯o-* und *-i̯i̯o-* nach der Quantität der vorhergehenden Silbe.

Instrumentalis Singularis.

§ 7. Mit der Aufdeckung der Entstehung des idg. Zirkumflexes haben wir die Möglichkeit gefunden, einige Streitfragen zu erledigen. Bekanntlich besteht eine Differenz der Ansichten zwischen Joh. Schmidt und Brugmann-Osthoff über die Bildung des Nom. Sing. Fem. und des Instr. Sing.

Osthoff (Zur Geschichte des Perfekts S. 575), dem Brugmann, wenn auch nicht unbedingt, folgt, setzt als Instrumen-

talsuffix *-a* an, während Joh. Schmidt (Neutra 41) wiederum *-e* verteidigt. An dieser Stelle sagt er: „Osthoffs Kombinationen, welche wieder von einem angeblichen Instrumentalsuffix *-a* ausgehen, entbehren jeden Haltes. Ich glaube den Nachweis geführt zu haben (KZ. XXVII 292 f.), dass der Instr. nicht *-a*, sondern *-e* als Suffix hatte. Osthoff bezeichnet ihn als einen Fehlschuss, übergeht aber meine Beweisstücke skr. *paśca*, gemeingr. πῆ got. *hvē*, welche darthun, dass lat. *aere* ursprüngliches, nicht aus *-a* entstandenes *-e* hat, mit Stillschweigen. Wer *-a* als ursprüngliches Instrumentalsuffix ansetzt, thut dies allein auf Grund einiger griechischer Adverbia, von welchen jeder Unbefangene zugeben wird, dass sie als andere Kasus wenigstens gedeutet werden können. Eine Sprache, welche den Instr. als lebendigen Kasus verloren hat, ist sicher nicht der einzige Ort, an welchem man verlässliche Auskunft über die ursprüngliche Gestalt seines Suffixes zu suchen hat. Als lebendigen Kasus finden wir den Instr. bei den *-o*-Stämmen, im Lat., Germ., Lit. auf *-ē* oder *-ō* endend, ursprünglich wohl so geregelt, dass alle Oxytona *-ē*, alle übrigen *-ō* hatten (KZ. XXVII 293). Wer diese *-ē*, *-ō* aus *-e+a* und *-o+a* erklären will, hat nachzuweisen, weshalb das femininbildende *-a* (*πρεσγϝ-α — πρέσβα) und das nach meiner Ansicht damit identische *-a* des Ntr. Plur. (γοῦν-α) mit dem Auslaut der *-o*-Stämme nicht zu *-ō*, *-ē*, sondern bei Oxytona wie bei Barytona nur zu idg. *-ā* geworden ist: skr. *sā*, ἁ, *návā*, νέα, *nova*, lit. *mergà* u. s. w.“ Diese letzte Behauptung erledigt sich durch unsern oben gegebenen Nachweis. Der Nom. Sing. Fem. der *-ā*-Stämme kann kein Kontraktionsprodukt wie die übrigen Kasus der *-o-* und *-ā*-Stämme sein, da er sonst schleifende Betonung haben müsste. Es muss vielmehr thatsächlich ein Suffix *-ā* an die Tief-(Null-)stufe der *-o*-Stämme angetreten sein. Daneben wird als Ablautsstufe ein *-ə*-Suffix bestanden haben, mit dem Formen wie *πρεσγϝ-α gebildet sein mögen. Auf dieses *-ə* (ai. *-i* gr. *-a*) weist mit Sicherheit, wie Brugmann (Morph. Untersuchungen V 52 ff.) gegen Joh. Schmidt ausgeführt hat, der Nom. Plur. Neutr., und bei den nahen Beziehungen, die zwischen Nom. Sing. Fem. und Nom. Plur. Neutr. bestanden, dürfen wir diese Endung auch für den Nom. Sing. voraussetzen. *-ə* verhält sich zu *-ā* wie *-u* in ἡδύς zu dem Suffix von βασιλεύς, wie *-mn̥*

in ai. *dhāma* 'Satzung, Sitz' *nāma*, lat. *nomen*, gr. ὄνομα zu dem Suffix von ποιμήν, wie lat. *alis* zu gr. ἄλλος aus *al̯ios*, wie πώς ai. *păd* zu ἵππος ai. *aśvas*[1]).

Von dieser Seite hindert demnach nichts, das Instrumentalsuffix als *-a* anzusehen.

Aber wie kommen wir damit weiter? Wir müssen schleifenden Ton finden, wenn es ein Kontraktionsprodukt ist. Diesen zeigen allerdings die von Brugmann (Grr. II 627, 629) als Instrumentale angesehenen Adverbien tarent. αἰῆ gort. ἧ ion. att. κρυφῆ, λάθρη (att. λάθρα) πάντη, πῆ, ῆ dor. κρυφᾶ, ταὐτᾶ, ἆτε. Das Litauische dagegen, das den Instr. als lebendigen Kasus erhalten hat und deshalb von höherem Wert ist als das Griechische, weist bei *-o-* und *-ā*-Stämmen gestossenen Ton auf, *vilkù*, daneben *gerú-ju*, *rankà*. So lange dieser gestossene Ton des Litauischen nicht als sekundär nachgewiesen ist, — und ich sehe keine Möglichkeit, wie dies geschehen könnte, — so lange müssen wir es ablehnen, in dem Instr. ein Kontraktionsprodukt zu sehen. Da für den Instr. schon zwei prinzipiell verschiedene Bildungsweisen anzunehmen sind, vgl. Brugmann Grr. II § 274 S. 624 ff., so wären wir zur Annahme einer dritten gezwungen. Der Instr. Sing. der *-o*-Stämme wird durch organische Dehnung gebildet, eine Ansicht, die ja auch von andrer Seite aufgestellt worden ist. Damit wäre der Instr. der *-o*-Stämme von dem der konsonantischen getrennt, und die Frage, ob das Suffix des letzteren *-e* oder *-a* war, muss von neuem und gesondert betrachtet werden.

§ 8. Von griechischen isolierten Formen werden die folgenden von Osthoff und andern als Instrumentale gefasst: die mit μετὰ gleichbedeutende Partikel πεδὰ (Osthoff, Zur Geschichte d. Perf. 574), ἅμ-α '*unā*', παρὰ neben Dat. παραί, Gen. Abl. πάρ-ος, Lok. πέρ-ι, *ϝεκα in εἵνεκα ἕνεκα 'wegen' aus *ἐνϝεκ-α.

---

1) Ist der Nom. Plur. Neutr. der *-o*-Stämme mit dem Nom. Sing. Fem. der *-ā*-Stämme identisch, wie Joh. Schmidt annimmt, so konnte er nur gestossene Betonung haben. Damit erledigt sich Joh. Schmidts Annahme (Neutra S. 40), dass die Adverbien wie gr. κρυφᾶ att. κρυφῆ dor. διχᾶ, τριχᾶ dor. ἁμᾶ u. s. w. diesen Kasus fortsetzen.

Ferner zeigen *-a* die aind. Gerundia der mit Präfixen verbundenen Verba, z. B. *prati-bhidy-a* (ursprünglich 'mit Spalten') *ā-gam-y-a* 'mit herbeikommen' *ā-gaty-ā* (dasselbe). Brugmann Grr. II 632. Es sind dies Instrumentale alter *-i*-Stämme.

Ausserdem führen Osthoff und Brugmann das *-ĕ* von lat. *aerĕ, pedĕ* auf dieses selbe *-a* zurück. Dazu umbr. *pure* 'igne' (tab. Iguv. I 6, 20). Für das Umbrische ist allerdings die Abschwächung des *-a* zu *-e* sonst nicht nachzuweisen, aber es spricht anderseits auch nichts gegen sie. Ich halte auch für das Lateinische diesen Lautwandel keineswegs für sicher. Denn Osthoffs Gleichung *inde* = ἔνθα (Gesch. d. Perf. 577) scheint mir hinfällig zu sein. Erstens entsprechen sich die Bedeutungen keineswegs genau. ἔνθεν ist der Bedeutung nach *inde*. Die einander gegenüberstehenden ἔνθεν und ἔνθα lassen sich vereinigen, wenn man *ἔνθṇ* als Grundform für ἔνθα ansetzt. Andererseits lässt sich *inde* nicht von *unde* trennen, und dieses gehört mit *u-bi* u. s. w. zusammen, wir haben also Stamm *u-*, *i-*, Endung *-nde*. Diese Endung kann man nach zwei Seiten anzuknüpfen versuchen. Erstlich könnte man sie aus *-dne* entstanden sein lassen. Dieses Suffix wäre mit gr. -θεν in οὐρανόθεν, ἔν-θεν u. s. w. mit der Bedeutung 'von her' zu verbinden. Und dazu scheint sicher germ. *-tan* in ags. *ēastan, westan, norđan, sūđan*, 'von Osten her' anord. *westan, aust-an norđan, hva-đan, þa-đan* zu gehören. Die Formen vereinigen sich unter uridg. *-then-*, von dem verschiedene Ablauts- und Kasusformen vorliegen.

Andrerseits können die, denen der Wandel von *dn* zu *nd* im Lateinischen nicht für erwiesen gilt — Froehde hat BB. XVI 198 ff. mit nicht zu unterschätzenden Gründen dagegen angekämpft — den Ausgang von *unde* und *inde* an die abulg. Adverbialendung *-ądū, -ądě*, die Ortsadverbia auf die Frage 'woher' von Pronominalstämmen bildet, *kądū, kądě* 'woher', *jądū* 'ὅθεν', anknüpfen (Leskien, Handbuch d. abulg. Sprache 96).

Für die lateinischen Formen auf *-e* bieten sich aber auch noch andre Erklärungsmöglichkeiten. Zunächst können sie der Form nach Lokative sein, *pede* = gr. ποδί, und ferner könnte *pede* doch auch aus *pedē* entstanden sein. Dieses *-ē* wäre von den *-o*-Stämmen übertragen, wie man dasselbe für das altindische *-ā* annimmt. Da die Ablativendung sicher von

den *-o*-Stämmen auf die konsonantischen übergegangen ist, so hätte der Vorgang nichts befremdliches.

Wir haben es also mit Sicherheit nur mit den Formen des Griechischen und Altindischen zu thun, die wir aber ebenso gut wie auf *-a* auch auf *-m̥* zurückführen können, da die gesetzliche Vertretung dieses Lautes in beiden Sprachen *-a* ist, also gr. πεδ-ά aus **ped-m̥* u. s. w.

Zuvörderst ist über den Akzent dieses Kasus zu bemerken, dass er kaum auf der Endung gelegen haben wird. Dagegen spricht der Akzent isolierter Formen wie ἅμ-α und πάρ-α (aind. *pár-ā*), — denn dies ist die Betonung dieses griech. Wortes, wenn es nicht proklitisch ist, — und wir müssen sicher auf den überlieferten Akzent mehr Wert legen als auf die Wurzelstufe, die ja nur allzuoft mit dem historisch zu erschliessenden Akzent nicht in Einklang steht. Ebenso ziehen einige indische Adverbien in diesem Kasus den Akzent zurück, wie *dívā* 'bei Tag', *gúhā* 'im Versteck' von *div-* und *guh-*.

Von griechischen Adverbien können wir auch solche wie τάχα und ὦκα hierherstellen, die Mahlow (Die langen Vokale A E O 73) mit Recht auf *ταχϝα, *ὠκϝα zurückführt, aber als Nom. Plur. Neutr. deutet. Zum Lautlichen ist zu bemerken, dass wir wegen gr. πέλεκκον zu πέλεκυ-ς, λάκκος zu lat. *lacus* u. s. w. (vgl. Brugmann Gr. Gr. [2] S. 32) eigentlich *ὦκκα zu erwarten haben, dass aber dies nach ὠκύ-ς u. s. w. zu ὦκα umgewandelt ist. Die Bildung dieser Adverbia ist dieselbe wie die der oben erwähnten aind. Gerundia *prati-bhidy-a*, *a-gát-y-a*, *anu-śrúty-a*.

Es bietet sich ferner die Möglichkeit, die aind. Instrumentale der konsonantischen Stämme auf *-a* auf *-m̥̄* zurückzuführen. Wir wären dann der Annahme einer Übertragung von den *-o*-Stämmen überhoben.

Und dieses *-m̥̄* wird wahrscheinlich auch in gr. ἕκη-τι (dor. ἕκα-τι) 'wegen, um willen' stecken, das zuerst Osthoff (Gesch. d. Perf. 334 ff.) erklärt hat. Er sieht darin aber den Instr. eines *-ā*-Stammes, hebt also den Zusammenhang, den er eben erst mit dem *ϝεκα in ἕνεκα geschaffen hat, eigentlich wieder auf. Das veranlasste Wheeler (Der griechische Nominalakzent S. 20, 1), in *ϝεκα und *ϝεκᾱ* Akkusative Sing. auf *-m̥* und *-m̥̄* zu sehen. Bei dieser Annahme ist nur zu erwägen,

ob es nicht *ϝοκα heissen müsste, wie der Akk. πόδα heisst neben dem Instr. πεδὰ. Man kann Wheelers Annahme nicht unbedingt zurückweisen, die gegebene Erklärung halte ich aber für befriedigender[1]).

Wir finden im Indischen aber auch noch Formen mit erhaltenem *-m̥*. Bekanntlich wurde *-m̥* im Indischen vor Konsonanten zu *-a*, vor Vokalen zu *-am*. Dies gilt natürlich nicht nur für das Innere des Wortes, sondern auch für den Satzzusammenhang (vgl. Brugmann Grr. I § 231 Anm.). *divā* 'bei Tage' hängt mit *náktam* 'bei Nacht' eng zusammen. Wie Wheeler a. a. O. mit Recht bemerkt, dürfen diese beiden Formen nicht von einander getrennt werden, aber sein Schluss, dass *divā* wegen *naktam* dem Akk. zuzuweisen ist, wird nun hinfällig. Dass dem Instr. die hier angenommene Bedeutung zukommt, beweisen die deutlichen Instrumentalformen *naktaya*, *aktubhiṣ* 'bei Nacht'. Von dieser Seite lassen sich also keine Einwendungen erheben.

In einem andern Falle stehen zwei Formen desselben Stammes nebeneinander, *sádā* und *sádam* 'in einem fort'. Hier liegt der Sandhi noch deutlich zu Tage, denn *sádam* ist, wie Grassmann im Wörterbuch angiebt, meistens durch folgendes *id* verstärkt, das heisst, es steht meistens vor Vokal.

Ebenso kann man noch *sāyám* (Adv.) 'am Abend' hierherziehen, denn neben dem *-o*-Stamm *sāyám* 'Einkehr' kann recht wohl ein konsonantischer Stamm bestanden haben.

§ 9. Die nächste Folge der Annahme eines Instrumentalsuffixes auf *-m* ist, dass wir die Formen der *-o-* und *-ā*-Stämme auf uridg. *-ēm*, *-ōm* und *-ām* zurückführen.

Die Form auf *-ām* ist in verschiedenen Sprachen noch erhalten, zunächst in abulg. *rąką* (vgl. Grr. II § 276 S. 630 f.). Ebenso setzt die litauische Form *rankà*, da es in einigen Mundarten als *runku*, im Lettischen als *rûku* erscheint, eine nasalirte Grundform voraus. Man hat dieses *-m* nach dem Vorgange Leskiens für eine angetretene Partikel *-em* erklärt. Da diese Partikel *-em* in den verschiedensten Sprachen bald erscheint, bald fehlt, so müssen wir ihr Antreten in die idg. Urzeit verlegen. Dann hätte nach unsern Ausführungen indessen schleifende Betonung entstehen müssen. Es kann da-

1) Anders, aber mich nicht überzeugend, jetzt Kretschmer KZ. XXXI 458 f.

her bloss *-m* hinzugekommen sein, das, verbunden mit dem Stammauslaut *ā*, nur gestossenen Ton geben konnte, wie Akk. Sing. gr. τιμήν. Indessen bedarf meines Erachtens die Annahme der Partikel *-em* oder *-m* sehr der Einschränkung. Leskien wird zu ihrer Annahme veranlasst, weil es keine Lautgesetze giebt, nach denen das ursprünglich vorhandene *-m* in den Einzelsprachen geschwunden sein könnte. Das ist richtig, wir können aber diesen Lautwandel in die Urzeit verlegen, und da *-m* bald erscheint, bald fehlt, so müssen wir diese Erscheinung als Sandhi auffassen. Auf diesen Sandhi, dem fast alle langen Diphthonge unterliegen, ist in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit in besonderem Masse gerichtet worden. Ich stimme zunächst Bremer (Paul und Braune, Beiträge XI 38) bei, dass die *n*-losen Formen der Nominative der *-n*-Stämme durch diesen Sandhi entstanden sind, wie *homō* im Lat., *akmũ* im Lit. Denn das die litauische Form auf eine nasallose Bildung zurückgeht, scheint mir der Gen. Plur. der *-o*-Stämme auf *-ų̃* zu beweisen, der sicher Nasal gehabt hat. Wollte man beide Formen auf *-ōm* zurückführen, so wäre die Differenz in der Lautentwicklung unerklärbar. Dass in litauischen Dialekten *szųn* für *szũ* 'Hund' erscheint (Brugmann Grr. II § 191 S. 528), wird kaum etwas dagegen beweisen. Erstlich dürfen wir ja mit Bremer annehmen, dass im Idg. neben *-ō*-Formen solche auf *-ōn* bestanden haben, zweitens kann das *-n* im Sonderleben des Litauischen von den Casus obliqui wieder neu eingeführt sein. Ausserdem spricht dafür, dass dieses *-n* auch bei *mė́nů* 'Mond' und *sesũ* 'Schwester', erscheint, von denen jenes ein *-es-*, dieses ein *-er*-Stamm ist (Kurschat, Gramm. § 731). Auf einen andern Grund, weshalb die Worte auf *-ũ* auf idg. *n*-lose Formen zurückgeführt werden müssen, kommen wir weiter unten zu sprechen.

Ebenso stehen einander gegenüber aind. *mām, tvām*, iran. *þwąm*, abulg. *mę, tę, sę* aus **mēm*, preuss. *mien, tien, tin, sien, sin* und aind. *mā, tvā*, iran. *þwā* lat. *mē, tē, sē*.

Ferner av. Gathadialekt *āvā* aind. *āvām* (Bartholomae, Handbuch der altiranischen Dialekte § 169), der Dat. Instr. Dualis auf *-bhyām*, während slav. *-ma* keinen Nasal verloren haben kann[1]).

1) Ich leugne die Existenz einer Partikel *-am* oder *-m* in gewissen Fällen nicht. Wir werden nachher ein Mittel finden zu ent-

Ebenso stehen also im Instr. Sing. Formen auf *-ām* neben denen auf *-ā*. Auf letzteres müssen wir aind. *áśvā*, av. *haęna* zurückführen.

Höchst wahrscheinlich dürfen wir jetzt auch eine Reihe von Adverbien auf *-ām*, die man bis jetzt meistens als Akk. Sing. Fem. gefasst hat, für den Instrumental in Anspruch nehmen.

Für das Indische führt Whitney, Indische Gramm. § 1111 als Fem. Sing. an *pratarā́m, pratamā́m, uccāistarā́m, śanāistarā́m, jyōktamā́m*. Hier weisen uns schon die ersten Bestandteile zweier von diesen Adverbien den richtigen Weg, denn *uccāiṣ*, ein Instr. Plur., wird allein schon adverbiell in der Bedeutung „hoch" verwendet, entsprechend *śanāiṣ* in der Bedeutung „langsam". Wenn der erste Bestandteil dieser Zusammensetzung ein Instrumental ist, so dürfte der zweite am besten auch so zu fassen sein. Nur das eine muss noch bemerkt werden, dass *-ām* natürlich nicht mit Sicherheit auf uridg. *ām* weist, es kann ebenso gut *-ēm* oder *-ōm* sein, also dem Maskulinum angehören.

Während für eine Instrumentalform *-ām* die direktesten Beweise vorliegen, fehlen solche für *-ēm* oder *-ōm*. Trotzdem dürfen wir diese Ausgänge mit Wahrscheinlichkeit ansetzen, da die *-o*-Stämme kaum ein andres Suffix gehabt haben dürften als die *-ā-* und konsonantischen Stämme. Die Sandhierscheinungen des Idg. sind noch nicht genügend erforscht, wir stehen in dieser Frage noch vor vielen Rätseln. Weshalb in dem einen Falle die eine Form bevorzugt ist, in dem andern die andre, lässt sich vorläufig nicht ausfindig machen. Spuren für das ursprüngliche Vorhandensein des *-m* werden wir weiter unten finden.

Für *-ōm* könnte man die gotischen Adverbien auf *-ō* in Anspruch nehmen, die Streitberg (Die germ. Comp. 37) als Instrumentalformen auf *-ō* mit der Partikel *-m* deutet. Wir waren schon oben skeptisch gegen diese Partikel. Ein einfacherer Weg, die Erhaltung des langen Vokals zu erklären, bietet sich jetzt, wenn wir eine Instrumentalform auf *-ōm* an-

scheiden, ob die Formen ohne *-m* aus denen mit *-m* schon uridg. hervorgegangen sind, oder ob im uridg. an die nasallose Form die Partikel *-m* getreten ist, vgl. das Kapitel über den Sandhi.

setzen. Indessen ist die Beurtheilung dieser Adverbien so eng mit der Frage nach den germanischen Auslautsgesetzen verknüpft, dass sie im Zusammenhang mit diesen weiter unten erörtert werden muss.

Dagegen darf nach Leskien lit. *vilkù* aus *vilkũ* auf eine Form mit Nasal zurückgeführt werden (Berichte d. sächs. Gesellschaft der Wissensch. 1884 S. 100). Wie wir nachher sehen werden, ist diese Auffassung wahrscheinlich die richtige.

Leskien hat auch auf die abulg. Adverbien auf *-y* hingewiesen, die zum Teil wenigstens hierher gehören können.

§ 10. Wir gingen davon aus, dass eine Reihe von griechischen Adverbien, die als Instrumentale angesehen werden, schleifende Betonung aufweisen. Da wir den litauischen lebendigen Kasusformen mehr Gewicht beilegen mussten, so würden wir darauf geführt, eine neue Grundform für den Instr. anzusetzen. Wie lassen sich mit dieser Grundform die griechischen Adverbien mit zirkumflektierender Betonung vereinigen? Das ist die weitere Frage.

Man wird sich aus dem Aufsatz von Hanssen (KZ. XXVII) erinnern, dass gewisse Differenzen zwischen der griechischen und litauischen Betonung bestehen.

Zu diesen gehört zuerst der Nom. Sing. der maskulinen *-n*-Stämme. Dieser hat im griechischen Akut ποιμήν, und nach dem, was wir oben über die Entstehung des schleifenden Tones ermittelt zu haben glauben, muss dies die ursprüngliche Betonung sein. Das Litauische hat schleifenden Akzent, *akmũ* 'Stein', *augmũ* 'Wachstum', *vandũ* 'Wasser', *szũ* 'Hund'. Hanssen a. a. O. sucht diese Differenz wie folgt zu erklären. Im Litauischen bekommen sehr viele einsilbige Worte den schleifenden Ton an Stelle des gestossenen. So sei *szũ* lautgesetzlich für **szú* eingetreten und diese Betonung dann auf die übrigen *-n*-Stämme übertragen. Das unbefriedigende dieser Erklärung liegt auf der Hand: dass ein Wort so viele andre beeinflusst hat, ist nicht wahrscheinlich. Nun führten mich meine Untersuchungen über den schleifenden Akzent im Germanischen mit Notwendigkeit zu der Annahme, dass in dieser Sprache Nominative von *-n*-Stämmen zum Teil mit schleifendem, zum Teil mit gestossenem Akzent angesetzt werden müssen. Fürs Germanische versagt Hanssens Annahme völlig, abgesehen davon, dass sich vom Boden des Litauischen

ganz erhebliche Einwendungen gegen Hanssen machen lassen. vgl. Bezzenberger in seinen Beiträgen X 203 f.

Die Erklärung dieser Akzentuationsverschiedenheit blieb mir ein Rätsel, bis mein Freund Dr. V. Michels die Frage aufwarf, ob nicht der Schwund des *-n* im Sandhi in uridg. Zeit mit Wechsel der Betonung verbunden gewesen, ob nicht neben der Endung *-ēn, -ōn* die Sandhiform *-ẽ, -õ* entstanden sei. Diese Auffassung scheint mir die richtige zu sein. So erklärt sich auf das einfachste die Differenz gr. ποιμήν gegenüber *akmũ*[1]).

Wir haben schon darauf hingewiesen, dass *akmũ* wegen des *-ũ* im Gen. Plur. kaum das *-n* im Sonderleben des Litauischen verloren haben kann. Der schleifende Ton kann auch nicht im Sonderleben des Litauischen durch Schwund des *-n* entstanden sein. Das zeigt der Instr. sing. fem. *rankà*, der, wie Leskien ausgeführt hat, auf **rankám* zurückgehen muss. Die Silben mit langem Vokal+Nasal werden also im Litauischen ebenso verkürzt wie alle übrigen Silben mit gestossenem Ton. Daher ist diese Erklärung nicht möglich, und es bleibt als letzte Ausflucht Michels' Gesetz.

Für dieses Gesetz spricht ferner der Akk. Plur. Fem. der *-a*-Stämme aind. *-ās* in *aśvās* got. *gibos*, der auf schleifende Betonung weist. Joh. Schmidt (KZ. XXVI 337 ff. führt diese Form auf *-āns* zurück. Brugmann bezeichnet zwar diese Annahme (Grr. II § 325 S. 672) als unsicher genug, indessen giebt er selbst keine Erklärung für das Abweichen dieses Kasus von dem allgemeinen Bildungstypus. Ich halte daher an Schmidts Erklärung fest, die uns zugleich die schleifende Betonung erklärt. Es ergiebt sich aber zugleich, dass eine andere Kategorie von Formen, für die Joh. Schmidt denselben Lautwandel in Anspruch nimmt, die Partizipia Perfekti auf *-u̯es-* ihn nicht gehabt haben kann, denn es heisst im Griechischen εἰδώς mit Akut.

1) Diese Ansicht spricht jetzt auch Kretschmer KZ. XXXI 358 aus. Da sein Aufsatz vom Juni vorigen Jahres datirt ist, so gebührt ihm die Priorität. Seiner weiteren Annahme, dass auch der Schwund von *i̯* und *u̯* Akzentwechsel veranlasst habe, wie man der Konsequenz halber zu fordern geneigt ist, widersprechen indessen die Thatsachen. Michels hat übrigens jetzt seine Auffassung modificiert und ist für die im folgenden gezogenen Schlüsse und Annahmen nicht verantwortlich zu machen.

Ein weiteres Beispiel scheint mir das idg. Wort für 'Wasser' zu sein, gr. ὕδωρ, lit. *vandũ*, slav. *vodá* (Akzent nach dem Russischen), got. *watō*. Das Wort ist in den obliquen Kasus *-n*-Stamm gewesen, vgl. gr. ὕδα-τος, got. *watins*, aind. *udnás*, lit. *vandeñs*. Neben dem Nominativ auf *-r* hat unzweifelhaft ein solcher ohne *-r* gestanden, darauf weist sicher got. *wato* (siehe unten) und wahrscheinlich auch lit. *vandũ*, slaw. *vodá*. Denn der Abfall des *-r* in diesen Sprachen ist mir trotz Joh. Schmidt (Neutra 193, 2) nicht bewiesen, vgl. Brugmann Grr. I § 663 S. 524 Anm. und unten.

Wie das *-r* in diesem Worte zu erklären ist, scheint mir nicht ausgemacht zu sein. Ich fasse die Form gr. ὕδω-(ρ), got. *watō*, lit. *vandũ* als den regelrechten Nominativ mit Schwund des *-n* wie in lat. *homō*, lit. *akmũ*. Infolge dessen zeigt auch das Litauische schleifende Betonung und hier auch das Griechische, denn ὑδῶρ müssen wir wohl wegen σκῶρ ansetzen[1]). So fasst die Form jetzt auch Brugmann gr. Gr.[2] § 71 a Anm.

Ebenso stimmt gr. δῶ, wenn dieses mit Joh. Schmidt (Neutra 222) auf **dōm* zurückzuführen ist. Doch sind für diese Form auch andre Deutungen möglich, vgl. Brugmann Grr. II § 223 S. 558 Anm. 3.

§ 11. Jetzt kehren wir zu den griechischen Adverbien mit Zirkumflex zurück, die für Instrumentale gehalten werden. Als solche werden zunächst die Adverbia der Art und Weise auf -ῶ, -ῶς gefasst, wie ὧδε, οὕτω, οὕτως, καλῶς, φίλως, πάντως, ταχέως.

Nach der ältesten Annahme, die auch heute noch verbreitet genug ist, sind sie Ablative auf *-ōd*, und zwar soll das *-d* im Griechischen zu *-s* geworden sein. Als man den Lautveränderungen grössere Gesetzmässigkeit beizulegen anfing, musste diese Annahme fallen, denn *d* schwand in andern Fällen regelmässig. Curtius' Stud. X 218 ff. und Joh. Schmidt, Neutra 353 f. haben dann aufs neue versucht das *-s* auf *-d*

1) Zur Betonung von σκῶρ vgl. Bloomfield, The recessive accent in Greek, American Journal of Philology IX 12 u. 15: „I prefer therefore to regard γλαῦξ and σκῶρ as the oldest forms on Greek grounds, and to consider the coincidence of the Doric accentuation γλαύξ und σκώρ with the etymological accent as accidental.“

zurückzuführen, indem sie die Formen mit *-s* für im Sandhi entstanden erklärten: *-t* sei zu *-s* vor *-t* und *-s* geworden. In betreff des Wertes dieser Ansicht verweise ich auf Brugmann Grr. II § 241 S. 589 Anm. 1. Leugnen lässt sich die Möglichkeit der Annahme von Curtius nicht, aber sie bleibt doch unwahrscheinlich.

Wir müssen indessen diese Frage von einer andern Seite anfassen. Ist es denn überhaupt möglich, diese Formen mit -ῳϲ auf Ablative zurückzuführen? Bei der Entscheidung dieser Frage kommen in erster Linie die litauischen Ablative auf *-ō* in betracht, die nach Mahlow (Die langen Vok. 130 ff.) nur auf *-ād* zurückgehen können.

Es ist ja vielleicht, wie Brugmann Grr. II § 291 S. 591 bemerkt, über die Vertretung von *ō* im Lit. noch nicht das letzte Wort gesprochen, aber ehe die Gesetze für die Vertretung von uridg. *-ō* im Lit. als *-ō* nicht nachgewiesen sind, kann man auch nicht mit ihnen operieren[1]; uridg. *ō* wird in *akmũ* sicher zu *ũ*. Die einzige Möglichkeit der verschiedenen Behandlung könnte man in der Verschiedenheit des Akzentes sehen: der Gen. Abl. zieht den Akzent zurück, die Nom. auf *-ù* tragen ihn auf der Endung, doch ist das nur eine Möglichkeit, die allerdings durch den Wechsel *ė-ai, ė-ei* gestützt wird.

Aber diese Formen auf *-ā* liegen auch im Lateinischen in ganz isolierten Adverbien vor, wie in *extrā*, *contrā*, *intrā*, *citrā*, *ultrā*. Das ablativische *-d* ist belegt in *extrād*, *suprād* (Sen. cons. de Bach. 16; 22, 25, 29). Und dass diese Formen uralt sind, beweist das Zusammenstimmen der Endung mit den gotischen Adverbien auf *-þrō*, *ƕaþrō* 'woher', *þaþrō* 'daher', *jainþrō* 'dorther', *aljaþrō* 'anderswoher', die die ablativische Bedeutung noch viel klarer bewahrt haben. Durch die Übereinstimmung des Lateinischen mit dem Gotischen wird m. E. ein uridg. Ausgang *-trād* erwiesen, und in dieser Zeit kann von einem Ablativ der *-ā*-Stämme gar nicht die Rede sein[2].

Auch von seiten der Bedeutung lassen sich ganz erheb-

1) Wiedemanns Ausführungen, das litauische Präteritum 45 f., kann ich nicht beistimmen.

2) Für *-ād* jetzt auch Kretschmer KZ. XXXI 457 f.

liche Einwendungen machen. Ich kann nicht finden, dass die griechischen Adverbia der Ablativbedeutung entsprechen. „Man nimmt jetzt allgemein an," sagt Delbrück, Altindische Syntax S. 106, „dass in den Ablativ derjenige Nominalbegriff tritt, von welchem her die Handlung des Verbums erfolgt." Der Ablativ ist der 'von'-Kasus. Die indischen Adverbien, die vom Ablativ gebildet werden, entsprechen dieser Bedeutung vollkommen. Sie können meistens mit 'von-her' übersetzt werden, vgl. Whitney, Indische Gr. § 1114. *āsā́t* 'nahe', *ārā́t* 'von ferne', *balā́t* 'gewaltsam', *kutūhalā́t* 'neugierig', *sakaśā́t* 'von Seiten', *dūrā́t* 'von ferne', *nīcā́t* 'unten', *paścā́t* 'linken', *sakṣā́t* 'vor Augen', *apakā́t* 'aus der Ferne', *amā́t* 'aus der Nähe', *sanā́t* 'von Alters her', *uttarā́t* 'aus dem Norden', *adharā́t* 'unten', got. *undarō*. Diese Bedeutung finden wir im Griechischen nicht bei den Adverbien auf -ῶς, sondern die der Art und Weise, also eine instrumentale.

Da der Antritt des *-s* von Brugmann plausibel erklärt ist (vgl. Grr. II § 241 S. 589 f. Anm. 1), so dürfen wir in unsern Formen Instrumentale sehen, die lautlich vollkommen korrekten Sandhiformen zu den idg. Instrumentalen auf *-ōm*, eine Bestätigung der Michels'schen Regel.

In lit. *vilkù* kann nunmehr wegen des gestossenen Tones nur die Form auf *-ōm* enthalten sein.

Ich stelle der Übersicht halber die Fälle für diese Regel noch einmal zusammen: gr. ποιμήν, lit. *akmũ*, Akk. Plur. Fem. ai. *-ās* aus *-āns*, gr. ὕδῶ-ρ, got. *watō*, lit. *vandů*, lit. Instr. *vilkù* aus **vilkṓm*, *rankà* aus *rankām* gr. Adv. auf -ῶ -ῶς.

Weiterer Bestätigung für den Instr. auf *-ōm* und für dieses Sandhigesetz werden wir im Germanischen begegnen.

Nachdem wir *-m* als Suffix des Instrumentals nachgewiesen zu haben glauben, erklärt es sich leicht, warum diese Form bei den konsonantischen Stämmen im Lateinischen verloren gehen musste.

Wie sich ergeben hat, war bei den *-o*-Stämmen der Instr. vom Akk. durch Dehnung des Vokals, d. h. durch Stammabstufung geschieden. Der Akk. lautete **ek̑u̯om*, der Instr. **ek̑u̯ōm*. Wenn wir dem griechischen πεδὰ gegenüber Akk. πόδα trauen dürfen, waren die beiden Kasus auch bei den konsonantischen Stämmen durch Ablaut unterschieden. Auch *ὠκϝα* gegenüber Akk. ἡδύν, aind. *-ya* gegenüber Akk. *-im* zei-

gen verschiedene Formation. Wurde im Laufe der Zeit, wie es im Lateinischen geschah, die Stammabstufung ausgeglichen, so fiel der Instrumental mit dem Akk. zusammen. Diese Sprache sah sich daher nach einem Ersatz um und nahm die Endung der *-o*-Stämme auf *-ē* herüber.

Vereinzelte Reste des alten können in *enim, autem* erhalten sein. Ebenso werden in lateinischen Partikeln wie *tum, num, quom, dum* die alten Instrumentale auf *-ōm* stecken. Akk. Neutr. können es doch nicht sein, die hatten *-d* als Endung (vgl. Mahlow, Die langen Vokale 86)[1].

So haben wir eine einheitliche Instrumentalbildung für alle Klassen hergestellt. Das in andern Fällen erscheinende Suffix *-mi*, lit. *nakti-mì*, abulg. *pątьmь*, lit. *sūnumì*, abulg. *synomь* hängt damit offenbar auf das engste zusammen[2]. Man könnte vermuten, dass dies durch eine Partikel *-i* erweitert ist, doch finden wir die Partikel *-i* sonst nur im lokativischen Sinn. Näher liegt es und besser erscheint es mir, das *-i* durch Einwirkung des Suffixes *-bhi* zu erklären, das ursprünglich gewiss eine andre Bedeutungsnüance vertrat, die aber allmählich verloren ging. Wir hätten also eine sogenannte Kompromissbildung vor uns, indem ursprünglich nur *mo-* und *bhi-* vorhanden waren, und hiernach *mi-* und *bho-* entstanden.

Die Erörterung über die Bildung des Instrumentals hat uns die dritte Art der Entstehung des idg. schleifenden Tones kennen gelehrt. Damit ist der idg. Zirkumflex in Endsilben, wie mir scheint, aufgeklärt, und wir können die Resultate folgendermassen zusammenfassen. Die idg. schleifende Betonung entstand

1) durch Kontraktion zweier Silben.

2) Bei Ausfall des letzten Vokales erhielt die nunmehrige letzte Silbe, wenn sie lang war, den schleifenden Ton.

3) Bei Schwund eines Nasals nach langem Vokal erhielt dieser den schleifenden Ton.

Wir wenden uns jetzt zu einigen Kasusformen, die noch der Aufklärung bedürfen.

1) Stolz Lat. Gr. ² S. 309. 348 führt *tum, quom* auf **to-sme*, **quo-sme* zurück.

2) Über ai. *sanēmi*, das mit diesen Formen zusammengestellt wird, vgl. Henry, Revue crit. 1891 p. 23.

Lokativ Singularis.

§ 12. Der Lok. Sing. der *-o*-Stämme lautete uridg. auf *-eì* oder *-oì* aus. Auf die schleifende Betonung weist das griechische οἴκοι 'zu Hause' gegenüber Ἰσθμοῖ, οἴκει, dor. πεῖ, ὁπεῖ. Daneben führt Brugmann, Grr. II § 263 S. 616 auch Formen mit Akut an αἰεί, ἀμαχεί zu ἄμαχος. Das kann nicht richtig sein. Auch das Litauische hat den schleifenden Ton in dem Adverbium *namẽ* 'zu Hause' noch erhalten, altlit. häufiger gebraucht *dë̃vë-p* 'bei Gott' (geschrieben *dieviep*) Grr. II § 263 S. 617.

Die im modernen Litauischen geltende Endung *-e* z. B. *vilkè* kann mit dem idg. Suffix *-eĩ* oder *-oĩ* nicht vereinigt werden. Es kann altes *-e* oder *-ē* vertreten.

Neben dieser idg. Bildung mit *-i* stand bei den meisten Stammklassen noch eine andre, endungslose, meistens mit Dehnung des Vokals, so von den *-n*-Stämmen auf *-ēn* und *-en*, Avest. *cašman*, aus **-ēn*, gr. kret. inf. δόμην und aind. *mūrdhán, udán, kárman*, gr. αἰ(ϝ)έν 'immer' und die Infinitive auf -μεν wie δό-μεν, ἴδ-μεν, ἔμ-μεν, die allerdings auch aus *-ēn* im Satzzusammenhang verkürzt sein könnten. Die *-i*-Stämme hatten *-ēį*, daneben Schwund des *-į* durch Sandhi, also *-ē*. *ē* in aind. *agnā́*, got. *fiska* aus **fiskē*, *-ēi* in got. *anstai* aus *anstēi*, ahd. *ensti*. Bei den *u*-Stämmen *-ēu*, ai. *sūnā́u*, got. *sunau*, ahd. *suniu*, Grundform **suneu*, vgl. Streitberg Comp. 25. Über alle diese Formen s. Brugmann Grr. II § 257 ff. S. 610 ff.

Haben wir es bei dieser Bildung, wie allgemein angenommen wird, mit organischer Länge ohne jede Endung zu thun, so konnte der Akzent im Uridg. nur der gestossene sein. Und darauf weist das Litauische, dessen Verhältnisse, anscheinend verwickelt, das alte doch noch durchscheinen lassen. Wir finden die lautgesetzliche Form uridg. auf *-ē* in dem Adverbium *szalè*, 'zur Seite' aus **szalê* zu nom. *szalìs* 'Seite', ferner in der Infinitivform auf *-tè*: *dektè*, *suktè*, die ein idg. *-tē*, Lok. eines *-ti*-Stammes, repräsentieren kann.

Brugmann Grr. II § 260 S. 613 meint, dass während dieser Ausgang *-tè* den Lok. uridg. *-tē* vertreten könne, der alte und jetzt noch in manchen Gegenden lebendige lit. Infinitivausgang *-të̃*, z. B. *dèktë* (trans. und intrans. 'brennen') auf

uridg. *-ei* zurückgehen möge. Die Erhaltung des *-ë* weist indessen auf schleifende Betonung. Wir können zwar nicht bestimmt behaupten, dass auch für die langen Diphthonge Leskiens Verkürzugsgesetz gilt, da uns das Material fehlt, aber in den Silben mit langem Vokal + Nasal mussten wir es oben annehmen, und zwischen diesen Silben und den übrigen langdiphthongischen lässt sich prinzipiell kein Unterschied errichten.

Auf Grundlage dieser unsicher gedeuteten litauischen Form eine unerklärbare Ausnahme von den Gesetzen über gestossene und schleifende Betonung anzunehmen, geht nicht an. Wir finden aber thatsächlich auch die Formen mit Verkürzung auf *-i* wie *sùkti*, und wir führen daher dieses besser auf altes *-ēi* oder *-ĕi* zurück.

Die Form auf *-të* sieht genau so aus, wie die ursprüngliche Form der *-o*-Stämme auf *-eĩ* oder *-oĩ*, während die Form der *-o*-Stämme lautlich der der *-i*-Stämme entsprechen kann. Dass ein solcher Umtausch, vermittelt wohl durch die *-i̯o*-Stämme, stattgefunden haben kann, liegt im Bereich der Möglichkeit: zeigen doch die *-i̯o*-Stämme sicher die Form der *-i*-Stämme.

Eine Möglichkeit, die litauische Form auf die *-i*-Stämme zu beziehen, liegt allerdings vor. An die durch Sandhi entstandene Form auf *-ē* konnte das Lokativsuffix *-i* wieder neu angetreten sein wie aind. *karmani* neben *karman*, *sūnavi* neben *sūnau*. Das musste schleifende Betonung ergeben. Wurde *-ηĩ* im Litauischen verkürzt zu *-eĩ*, so fiel diese Form mit der der *-o*-Stämme zusammen. Daneben stand bei den *-i*-Stämmen *-ē*, und es war nur natürlich, dass diese Form auch bei den *-o*-Stämmen gebraucht wurde, wo sie auf unaufgeklärtem Weg die normale Form ganz verdrängte.

Diese Erklärung halte ich auch für einfacher als die von Brugmann Grr. § 424 S. 787 f. gegebene, obgleich sich sonst nichts gegen dieselben einwenden lässt.

Die griechische Adverbialendung auf -εί (ἀμοχθεί, ἀμαχεί, αὐτοψεί, αὐτοματεί) müssen wir wegen ihres Akutes auf die *-i*-Stämme beziehen. Das Erscheinen dieser Endung bei den *-o*-Stämmen ist nicht wunderbarer als das Auftreten der Endung -ῶ bei andern als *-o*-Stämmen. Eine Reihe von Beispielen aus andern Sprachen lassen eine solche Ausdehnung einer Adverbialendung über ihr Ursprungsgebiet als ganz gewöhnlich erscheinen. Jedenfalls ist daran festzuhalten, dass

auch hier von einer ursprünglichen beliebigen Doppelheit nicht die Rede sein kann. -εί braucht, was kaum zu bemerken nötig ist, nicht notwendig eine uridg. Form auf *-ēi̯* fortzusetzen, sondern kann nach dem griechischen Verkürzungsgesetz im Sandhi vor folgendem Konsonanten entstanden sein.

Wie die meisten Stammklassen, so haben höchst wahrscheinlich auch die *-o*-Stämme eine *-i*-lose Lokativbildung gekannt; wie wir voraussetzen dürfen, mit Dehnung des Stammvokals. Brugmann macht auf diese Thatsache Grr. II § 424 S. 787 aufmerksam, indem er auf gewisse in Adverbien erhaltenen Reste hinweist, lit. *tè* 'da'! *szè* 'her'; abulg. *te* 'und'; lat. *que*, gr. τε, aind. *ca* 'und', kann man noch hinzufügen. Lit. *tè* und *szè* können aus **tẽ* und *szẽ* entstanden sein. Dieser Locativ musste gestossenen Ton haben, da er nicht zusammengesetzt war, und man darf deshalb nicht gr. τῇ, wie es Brugmann zweifelnd thut (Gr. Gramm. [2] § 201 S. 223 und § 83), damit vereinigen.

Die Existenz dieses Kasus lässt sich noch durch einige weitere Adverbialbildungen wahrscheinlich machen. Zunächst möchte ich got. *ƕar* 'wo', *þar* 'da', *jainar* 'dort', *aljar* 'anderswo' neben ahd. *dār*, unbetont *der*, ags. *dǣr*, *hwǣr*, hierherstellen. Wie Brugmann Grr. II § 192 S. 529 in der Fussnote bemerkt, können diese Worte auf gemeinsame Grundformen auf *-er* zurückgeführt werden. *-ēr* wird in unbetonter Silbe got. zu *-ar*, ahd. zu *-er*, wie Streitberg (Germ. Comp. S. 22 ff.) gesehen hat (got. *fadar*, ahd. *fater*). Im Got. sind die unbetonten Formen verallgemeinert, *ƕar* ist nach *þar* neu gebildet. Diese Endung zerlegt sich offenbar in *-ē* + *r*. Dieses *r* ist eine angetretene Lokativpartikel, und *-ē* ist der ursprüngliche Lokativ der *-o*-Stämme. In einem andern Falle ist die Partikel *-r* an den Lokativ eines *-i*-Stammes getreten, nämlich in got. *hēr*. **hē* halte ich für identisch mit lat. *hī* in *hī-c*, es geht auf **khei̯* oder **khēi̯*, d. h. den Lokativ des Stammes **khi*, zurück; germ. *ē*² ist trotz Holz, germanisches *ē*² und Jellinek, P. Br. Btr. XV 297 noch nicht aufgeklärt. Für sicher halte ich, dass *ē*² aus der *-i*-Reihe herstammt, und es kann sich nur fragen, ob es aus *ēi̯* oder *ei̯* entstanden ist.

Diese Formen beweisen zwar nichts für den Akzent, das thut aber eine andere Kategorie, die eng mit ihnen zusammengehört, die griechischen Lokativadverbien auf -ω, wie ἄνω,

κάτω, ἔξω, ἔσω, εἴσω, πρόσω, πόῤῥω, ὀπίσω, ἐπισχερώ, ἐνισχερώ. Diese sind der Bedeutung nach sicher Lokative und die genaue Entsprechung zu den germ. Formen auf *-ē* + *r* mit dem bekannten Wechsel von *-ē* zu *-ō* unter Einfluss des Akzentes.

Im Litauischen scheinen mir diese Lokative auf *-ō*, vermehrt um *-r*, in gewissen Adverbien zu stecken: *kùr* 'wo, wohin', *nĕkur* 'nirgend', *kàskur* 'wer weiss wo, irgendwo', *kìtur* 'anderswo', *vìsur* 'überall', die wir unbedenklich auf *-ōr* zurückführen können. So schon Mahlow, D. langen Vok. 115. Sollte dies richtig sein, so wäre damit der Beweis geliefert, dass *-r* in der Sonderentwicklung des Litauischen nicht abgefallen ist, wie dies Joh. Schmidt annimmt.

Ich halte nun die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, dass die litauischen Lokative der *-o*-Stämme auf *-è* diese ursprüngliche Bildungsweise noch repräsentieren[1]. Sicher fand, wenn diese Formen auch nur in wenigen Überresten in das Litauische hineinkamen, ein Zusammenfall dieses Kasus bei den *-o-* und *-i*-Stämmen statt, und dies konnte der beste Anlass werden zu der vollständigen Übertragung einer daneben stehenden Endung auf die fremde Stammklasse.

Neben dem Lokativsuffix *-i* stand im Idg. noch ein Suffix *-u*, das zuerst Bartholomae BB. XV 23 nachgewiesen hat. Im Lokativ Plur. sind uns beide Suffixe in lebendigen Bildungen erhalten. *-i* in gr. λύκοισι, vielleicht auch in lat. *lupīs*, *-u* in ai. *vṛ́kēṣu*, abulg. *vlъcēchъ*.

Auch im Singular liegt dies Suffix *-u* zunächst in adverbialen Bildungen vor, vielleicht im Griech. in ποῦ 'ubi', ὅπου, οὗ 'ubi', αὐτοῦ 'daselbst', ὑψοῦ 'oben', τηλοῦ 'fern', ἀγχοῦ 'nahe', ὁμοῦ 'zugleich', οὐδαμοῦ 'nirgends', auch hier natürlich wieder mit schleifender Betonung. Allerdings vermag ich nicht nachzuweisen, dass diese Adverbien echten Diphthong hatten. Aber dass diese Formen so aufzufassen sind, wird mir durch die altbulg. Adverbia auf *-u* wahrscheinlich: *vrъchū* 'hinauf, oberhalb', *dolū* 'hinab', *vъnū* 'hinaus', *posrědū* 'in Mitten', *nyne-čū* 'jetzt', *tū* 'dort', *onū-de* 'ἐκεῖ'[2]).

1) Gegen die Ansicht Bezzenbergers, dass *vilkę̀* aus *vilkè* entstanden sei (GGA. 1879 S. 921), hat sich Leskien, Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1884 S. 96 ff. gewendet. Ich kann seinen Ausführungen nur beistimmen.

2) *meždū*, das zu diesen Adverbien gestellt wird, ist von

Vielleicht ist der slavische Dativ der *-o*-Stämme auf *-ū* die Fortsetzung dieser Formation, da er lautlich weder aus *-ōi̯* noch aus *ō* erklärt werden kann. Die eigentümliche Syntax des slavischen Dativs hat es Leskien schon seit langem wahrscheinlich gemacht, dass er eigentlich eine Lokativbildung sei.

Auch in den indischen Lokativen der *-i*-Stämme wie *agnāu* wird dieses Suffix angetreten sein, da andere Erklärungsarten, wie wir unten sehen werden, unwahrscheinlich sind.

Diese Bildung scheint mir nun zu beweisen, dass es unmöglich ist, im Nom. Dual. der maskulinen *-o*-Stämme Antreten der Partikel *-u* zu vermuten, wie dies Brugmann Grr. II § 285 S. 641 thut. Wir hätten dann entschieden schleifende Betonung zu erwarten. Meringers Annahme KZ. XXVIII 233, dass wir es hier mit Stammbildung zu thun haben, bietet die einzig befriedigende Möglichkeit, die Form und den Akzent zu erklären. Der Genitiv Dualis dieser Stämme auf *-ou̯s* oder *-eu̯s* (aind. *-ōṣ* abulg. *-u*) ist der regelrechte Genitiv eines *-u*-Stammes, und er ist daher vermutlich mit schleifender Betonung anzusetzen.

Nominativ Pluralis der geschlechtigen Pronomina der *-o*-Stämme. Nom. Dual. Fem. Neutr.

§ 13. Der Nom. Plur. Mask. der geschlechtigen Pronomina lautete im Uridg. auf *-oi̯* mit gestossenem Akzent, wie gr. τοί, οἵ beweist; ai. *tē*, lat. *istī*, *hī*, *quī*, abulg. *ti*. Im Litauischen hat *tẽ* dagegen schleifende Betonung. Diese pronominale Endung wird in verschiedenen Sprachzweigen auf die Adjektive und Substantive übertragen. Gr. καλοί, θεοί weisen denselben gestossenen Ton auf. Das Litauische hat sicher die pronominale Endung auf die Adjektiva übertragen, und diese haben in Übereinstimmung mit dem Griechischen gestossenen Ton, *gerì*. Dies macht es gewiss, dass *tẽ* sekundär ist, dass es auf irgend welchem Wege erst im Sonderleben des Litauischen den Akzent gewechselt hat.

Die uridg. Form führt Joh. Schmidt (KZ. XXV 6) auf *to+i* zurück. Wäre dies richtig, so müssten wir schleifende Betonung finden, wie im Lok. Sing. gr. ποῖ aus πο+ι.

Leskien in Brugmanns Grr. II S. 656 als Lok. Dual. gedeutet. Ebenso von Wiedemann Arch. f. slav. Phil.

Gegen Schmidts Deutung spricht von vornherein der Umstand, dass dieses *-i* sich auch in andern Pluralkasus vor der Endung findet, so Gen. Plur. aind. *tēṣām*, preuss. *s-teison*, abulg. *těchъ*. Man müsste annehmen und hat angenommen, dass hier das *-i* später vom Nom. eingeführt sei.

Die Entstehung der Flexion fällt vor die Zeit der Sprachentrennung, und wir haben nur die Möglichkeit unsichre Vermutungen aufzustellen. Und ich wage daher auch nur mit der grössten Reserve mich über unsern Ausgang *-oi̯* zu äussern. Sind unsre bisherigen Ausführungen richtig, wird nicht noch der Grund gezeigt, weshalb im Lok. Sing. *o+i* zu *oĩ* wurde, im Nom. Plur. aber zu *oí*, so bleibt nichts übrig als anzunehmen, dass wir es hier ebenfalls mit Stammbildung zu thun haben: der Nom. Plur. gehörte eigentlich einem *-i*-Stamm an. Bekanntlich stehen neben den pronominalen *-o-* auch *-i*-Stämme, so *k̂i* neben *ko*, *qi* neben *qo* (Brugmann Grr. II § 409, 411). Der Stamm auf *-i* fiel in einigen Formen mit dem Stamm auf *-i̯o* zusammen. Infolge dessen bildete sich schon im Idg. ein Mischparadigma, in dem Kasus von dem *-i-* und dem *-o*-Stamm zusammenstanden, *toi* gehört also ideell zu einem Stamm *ti-*, womit natürlich nicht bewiesen ist, dass gerade dieser Stamm *ti* je existirt hat. Mit dieser selben Annahme hat Joh. Schmidt (KZ. XXVII 386) aind. *táya* erklärt, das die Form eines *-i*-Stammes ist. Das ursprüngliche liegt vor in *ay-ā́*, zum Stamme *-i*. *tē-na* ist erst vom *-i*-Stamm *ēna* aus entstanden.

Brugmann lehnt diese Annahme Grr. II § 422 S. 783 Anm. zwar ab. Seiner Einwendung, dass man das *-i* des Singular nicht von dem des Plurals trennen dürfe, können wir natürlich nur beistimmen. Diese Trennung erweisen die Thatsachen aber als falsch. Damit fällt Joh. Schmidts Erklärung des *-i* als Pluralzeichen, wir müssen vielmehr seine Erklärung des singularischen *-i* auch auf den Plural ausdehnen.

Der Pronominalendung dürfen wir also auch von dieser Seite her gestossenen Ton zuweisen.

§ 14. Im Litauischen ist die Pronominalendung sicher auf die Adjektiva übertragen. Welchen Ursprunges ist dagegen das in der Substantivflexion im Nom. Plur. auftretende *-aĩ*, *krasztaĩ*, *bùtai*, *kotaĩ*, *tìltai*.

Die nächstliegende Annahme ist auch hier, dass es von

der Pronominalflexion übertragen ist, also altes *-oį* repräsentiert. Der schleifende Ton steht damit allerdings im Widerspruch, doch lässt sich diese Schwierigkeit mit der Annahme beseitigen, dass der schleifende Ton von der ursprünglich vorhandenen und verdrängten Form auf *-õs*, welche schleifende Betonung hatte (vgl. oben), übertragen ist, dass also eine Kompromissbildung vorliegt. Es handelt sich daher vielmehr um die Frage: Kann uridg. auslautendes *-oį* im Litauischen durch *-ai* vertreten sein? Joh. Schmidt und Mahlow leugnen dies und leiten *vilkaĩ* aus dem Neutrum her. Dagegen bemerkt Brugmann, Morph. Unters. V 57, Fussnote: „Gegen Mahlows und Schmidts Herleitung der Endung *-ai* in Lit. *vaĩtai, vilkaĩ* aus dem Neutrum habe ich mich schon früher ablehnend verhalten und muss sie so lange als in der Luft schwebend betrachten, bis nicht die doppelte Vertretung des idg. *-oį* durch *aį* und *ė* im Litauischen (z. B. *snaĩgala* und *snẽgas*) aufs reine gebracht ist."

Wir müssen daher diese Frage zunächst erörtern. Gelingt es einen plausiblen Grund für diese Doppelheit zu finden, so wird man die Schmidt-Mahlow'sche Annahme auf sich beruhen lassen dürfen. Wie uridg. *-oį* eine doppelte Vertretung im Litauischen zu haben scheint, so steht es auch mit *-eį*, das bald als *-ei*, bald als *-ė* auftritt. Beide Fragen scheinen mir in engstem Zusammenhang zu stehen und dürfen daher nicht von einander getrennt werden.

Brugmann sagt Grr. I § 68 S. 61: „Für tautosyllabisches idg. *eį* erscheint im Litauischen *ei* und *ė*. Die Bedingungen, unter denen im Litauischen *eį* einmal blieb *(ei)*, das andere mal zu *ė* wurde, sind unermittelt (vgl. Mahlow, d. l. V. S. 143 f.) und Osthoff, Morph. Unters. IV 112). Die Annahme liegt nahe, dass nur das geschliffen betonte *ei* z. B. in *eĩti* 'gehen' lautgesetzlich zu *ė* wurde, und zwar dann, wenn die folgende Konsonanz nicht palatales, durch einen *e*- oder *i*-Vokal der nachfolgenden Silbe bewirktes Timbre hatte (vgl. die Doppelheit *e* und *ia* im Irischen); daher *dẽvas* neben *deivỹs, deivẽ, eimì* neben *lėkù*. Supin. *eĩtu* statt **ẽtu* wäre Analogiebildung nach *eĩti; einù, eina* 'ich gehe, er geht' (statt **ėnù*, **ẽna*) mit *ei*, weil erst nach dem Erlöschen der Wirksamkeit des Umwandlungsgesetzes gebildet u. s. w. Schwierigkeiten machen freilich die Verba wie *lėžiù, lẽsti* 'lecken' aksl. *ližą* (aus *līz-ią*) neben

solchen wie *geidžiù, geĩsti....* Denn dass die wenigen Formen wie Supinum *lė̃sztu* u. s. w. dem ganzen Verbum *ė* statt *ei* zugeführt hätten, leuchtet nicht ein. Vgl. den Wechsel *ai : ė*." Über diesen heisst es § 84 S. 81 f. „Idg. tautosyllabisches *-oi* erscheint im Litauischen als *ė* und *ai*. . . . Nach welchem Gesetze im Litauischen *ė* und *ai* wechseln, ist unermittelt. Ich vermute, dass *ai* ursprünglich lautgesetzlich nur blieb, wenn die folgende Konsonanz ein palatales Timbre hatte, das durch einen *ė*- oder *i*-Vokal der nachfolgenden Silbe bewirkt war; bei nicht palatalem Timbre wurde *ai* zu *ae̯*, dann offenem *e*, hieraus *-ė*. Vgl. z. B. *kaimýnas* gegen *kė̃mas, pásaitis* m. 'ein verbindender Riemen' gegen *sė̃tas* 'Strick' und die zahlreichen Verba auf *-ýti* wie *laikýti (laikaũ, laikiaũ, laikýsiu)*. Hiernach wäre *kaĩmas* (Nebenform von *kė̃mas*) Analogiebildung nach *kaimýnas, laikaũ* eine solche nach *laikiaũ* etc., bei Nomina wie *ãtlaikas* 'Überbleibsel', *maĩnas* 'Tausch' käme das Danebenstehen von Verba auf *-yti* und dgl. in Betracht. Den Übergang in *ė* scheint nur das geschliffene *ai (aĩ)* erfahren zu haben, während *ái* (*dáiktas* 'Ding' *paláidas*, 'lose locker') auch vor Konsonanten mit dunkelm Timbre blieb.

Eine andere Ansicht hat Mahlow D. lang. Vok. 143 aufgestellt: „Idg. *ei̯* ist im Baltischen stets durch *ei* vertreten, *oi̯* und *ai̯* als *ė*." Über den Wechsel *ė-ai* äussert er sich, soviel ich sehe, nicht.

Dagegen sagt Osthoff, Morphol. Unters. IV 112: „Mahlow stützt sich auf unvollständiges Material und beurteilt selbst das wenige, was er heranzieht, in äusserst problematischer Weise. Ich hoffe in Bälde zeigen zu können, nach welchem Gesetze lit. *ė* und *ei* abwechseln in der Vertretung von idg. *ei̯*." Mir ist nicht bekannt, dass Osthoff seine Ansicht schon veröffentlicht hat. Hoffentlich thut er es bald, und man wird dann sehen, welchen Weg er einschlägt.

Mahlows Ansicht kann wohl kaum aufrecht erhalten werden. Man kann jetzt bei Leskien, Der Ablaut der Wurzelsilben im Litauischen (Abh. d. sächs. Ges. d. Wissensch. Bd. IX), ein reiches Material überblicken, und bei dessen Durchsicht ergibt sich das Unmögliche der Mahlow'schen Hypothese.

Neuerdings wendet sich O. Wiedemann in seinem Buch 'Das litauische Präteritum' S. 14 ausführlich gegen Mahlow und zeigt m. E. an ganz sichern Beispielen, dass *ei* und *ė* die

Vertreter von idg. *ei̯* sind. *ei* findet sich in *eimì* 'gehe' gr. εἶμι, *deivẽ* 'Gespenst', alat. *deivos*, ai. *dēvás*, *véidas* 'Antlitz' abulg. *vidъ* 'Aussehen', gr. Ϝεῖδος, lett. *steidzu-s* 'eile', gr. στείχω, got. *steiga*, *geidžiù* 'begehre', abulg. *žįdą* 'warte'. *ė* in *dẽvas* 'Gott', alat. *deivos*, *lėžiù* 'lecke', abulg. *ližą*, gr. λείχω 'lecke', *snẽga* 'es schneit', gr. νείφει, *dënà* 'Tag' pr. *deinan*, got. *sinteins* 'täglich'.

Dagegen leugnet Wiedemann, dass uridg. *oi̯* durch *ė* vertreten werde, abgesehen von Flexionssilben; wie mir scheint, durchaus mit Unrecht. *ė* erscheint in *snẽgas* 'Schnee' abg. *snégъ*, got. *snaivs*, *pëmũ* 'Hirtenknabe', gr. ποιμήν, *ãtlėkas* (daneben *ãtlaikas*) 'Rest', = abulg. *otъlěkъ* 'Überbleibsel', gr. λοιπός 'übrig'. Er hält diese 3 Worte für Lehnworte aus dem Slavischen. Das geht meines Erachtens entschieden zu weit. Neben *snẽgas* findet sich lit. *snaĩgala*, neben *ãtlėkas* — *ãtlaikas*. Wie soll es denn kommen, dass diese Worte, die durchaus einheimisch waren, noch einmal entlehnt sind? Ausserdem scheidet Wiedemann unberechtigter Weise *v-ënas* aus, und stellt auf Grund dieses Beispiels das Lautgesetz auf, dass *oi̯* im Anlaut zu *ë* wird. *vilkaĩ* setzt er ebenfalls bei Seite. Wenn man so verfährt, erscheint es allerdings möglich, alle widersprechenden Fälle zu eliminieren. Aber warum scheut sich denn Wiedemann hier die unbekannte Ursache, die Differenz bewirken zu lassen, die er bei *ei* voraussetzt? Die beiden Fälle sind nicht von einander zu trennen.

Zur Erklärung dieser Fälle haben wir es also nur mit Brugmanns Ansicht zu thun. Die Bedenken, die gegen seine Auffassung sprechen, hat er selbst hervorgehoben. Es sind die Verben *lėžiù*, *lė̃szti* neben solchen wie *geidžiù*, *geĩsti*. Und dieser Fall wiegt allerdings schwer, denn bei jenen sind nur wenige Formen vorhanden, die lautgesetzlich waren, und trotzdem sind diese Verben etwas zahlreicher als die mit *ei*. Hier hätte also eine sehr auffallende Ausgleichung stattgefunden. Merkwürdig ist aber, dass bei einer andern Klasse von Verben, denen auf *-ýti*, der Wurzelvokal konstant *ai* ist, obwohl hier mehr Formen vorhanden waren, in denen dies lautgesetzlich nicht der Fall war, als bei der vorigen Klasse. Statt *laikaũ* u. s. w. müssten wir **lëkaũ* erwarten. Und wenn auch der Wechsel innerhalb desselben Verbalstammes ausgeglichen wäre, so dürften wir doch die Ausgleichung nicht einseitig

vollzogen finden, sondern auch von der andern Möglichkeit der Ausgleichung Reste antreffen.

Zweitens erklärt aber diese Regel den Nom. Plur. der -*o*-Stämme nicht. Da wir im absoluten Auslaut *ë* und *ai* finden, müssten wir schon den Sandhi zu Hilfe nehmen, wie Brugmann thut (Morph. Untersuch. V 57), und das bleibt immerhin bedenklich.

Aus diesen Gründen überzeugt mich Brugmanns Annahme nicht recht, und auch von andrer Seite ist sie bis jetzt, soweit ich sehe, nirgends gebilligt.

Halten wir uns zunächst, um den Grund des Wechsels zu erkennen, an die beiden Hauptklassen von Verben, die oben erwähnt wurden. Bei der einen wechselt *ë* und *ei*, bei der andern ist *ai* konstant. Daraus darf man schliessen, dass die beiden Klassen irgend einen Unterschied haben müssen, bei der einen muss ein Faktor vorhanden sein, der bei der andern fehlt. Und diesen Faktor dürfen wir als die wahrscheinliche Ursache in Anspruch nehmen.

Die nachfolgende Silbe kann es nicht sein, wohl aber ist die Akzentuation der beiden Klassen verschieden. Bei den Verben *ë—ei* steht der Akzent bald auf der Stammsilbe, bald nicht, die Verba auf -*yti* nehmen ihn zwar in einigen Fällen auf die Stammsilbe, gewöhnlich aber nicht.

Den Unterschied veranschaulicht das A-verbo beider Klassen. Es heisst

drëkiù, drëkiañ, drẽksiu, drẽkti 'Halme streuen',
žëbiù, žëbiañ, žẽpsiu, žẽpti 'anzünden',
lëžiù, lëžiañ, lẽsziu, lẽszti 'lecken',

Ebenso mit *ei*

geidžiù, geidžiañ, geĩsiu, geĩsti 'begehren',
keisziù, keisziañ, keĩsiu, keĩsti, 'wechseln' u. s. w.

Dagegen

baidañ, baidžiañ, baidýsiu, baidýti 'scheuchen',
braidañ, braidžiañ, braidýsiu, braidýti 'umherwaten',
skaitañ, skaicziañ, skaitýsiu, skaitýti 'zählen', u. s. w.

vgl. die Beispiele bei Kurschat, lit. Gramm. 335 ff.

Im Präsens und Aorist herrscht in der Betonung beider Klassen allerdings kein Unterschied, sie tragen beide in der ersten und zweiten Ind. Praes. und Aor. Sing. den Akzent auf der Endung, von der dritten Person Sing. ab auf der Stamm-

silbe (vgl. Kurschat, lit. Gramm. 308 ff.). Aber darauf kann man nichts geben, denn es existieren im Litauischen für diese Konjugationsklassen nur zwei Akzentschemen, die sich nach dem gestossenen und schleifenden Ton der Stammsilbe verteilen. Hier also kann recht wohl eine Ausgleichung und Uniformierung stattgefunden haben. Dagegen trägt im Futurum und Infinitiv die erste Klasse den Akzent stets auf der Stammsilbe, die zweite nie.

Daraufhin dürfen wir, denke ich, die Vermutung wagen, dass der Akzent wirklich die Ursache der doppelten Behandlung gewesen ist, und können folgende Regel aufstellen: uridg. *ei̯* und *oi̯* (*ai̯*) werden im Litauischen unter dem Hauptton zu *ė*, unbetont bleiben sie *ei* und *ai*.

Ist diese Regel richtig, so mussten bei dem regen Akzentwechsel in der litauischen Flexion notwendig in demselben Paradigma Formen mit verschiedenen Vokalen neben einander entstehen. Natürlich wurde solche Doppelheit ausgeglichen, indem bald die eine, bald die andre Vokalstufe verallgemeinert wurde. Zunächst entstanden Doppelformen, von denen einige in den Dialekten erhalten sind. In dem Paradigma selbst finden wir im Litauischen keinen Wechsel mehr, wie das auch zu erwarten ist.

Lautgesetzlich ist also *dẽvas* und *deivỹs*, *deivẽ*, *einù*, *eimì*, *geidžiù* und *lẽszti*, *kẽmas-kaimýnas*, *pásaitis-sẽtas*, *laikýti* u. s. w., *ãtlaikas* 'Überbleibsel' u. s. w.

Die von Brugmann gegebenen Beispiele sind also fast alle dadurch ebenso gut erklärt, und wir kommen über die Hauptschwierigkeiten der beiden Verbalklassen leicht hinweg.

Wie und durch welchen Einfluss im einzelnen die Ausgleichungen vor sich gegangen sind, warum gerade diese Form verallgemeinert ist, nicht jene, lässt sich nicht sagen. Aber das ist überhaupt bei derartigen Ausgleichungen heute meist noch unmöglich zu erkennen.

An der Hand der Kurschatschen Grammatik gehe ich einzelne Klassen genauer durch, um das Gesagte noch besser zu veranschaulichen.

1) *-o*-Stämme. Hier wechselt der Akzent in einer Anzahl von Worten. Die Klasse *dẽvas* hat den Akzent nur im Nom. Gen. Dat. Akk. Sing. auf der Stammsilbe. Daher wechselt *ė* und *ai* in den hierhergehörigen Worten. *mẽgas* 'Schlaf',

plẽnas 'Stahl', *snẽgas* 'Schnee', *sẽnas* 'Heu', *dẽwas* 'Gott' sind mit ihrem *ė* nicht durchweg lautgesetzlich, ebenso wenig wie *maĩnas* 'Tausch', *saĩkas* 'Mass', *vaĩdas* 'Zwist', *vaĩkas* 'Knabe', *vaĩras* 'grosses Ruder', *vaĩskas* 'Heer', *żaĩbas* 'Blitz'.

Das ursprüngliche Paradigma wäre z. B. folgendes gewesen:

N.	*snẽgas* und	**mẽnas*
G.	*snẽgo*	**mẽno*
D.	*snẽgui*	**mẽnui*
A.	*snẽgą*	**mẽną*
V.	**snaigè*	*mainè*
I.	**snaigù*	*mainù*
L.	**snaigè*	*mainè.*

Eine Bemerkung verdient nur noch das Plurale-tantum *nẽžaĩ* 'Krätze', da der Plural den Akzent nicht auf dem *-ė* trägt. Dies wird durch das Verbum *nẽszti* 'jucken' beeinflusst sein. Im ganzen haben wir also 5 Fälle mit *ė*, 7 mit *ai*. Das steht im Einklang damit, dass die Mehrzahl der Kasus die Endung betont. Anders steht es bei den Fällen, die nach *põnas* gehen. Diese betonen nur im Vok. Instr., Lok. Sing. und Akk. Plur. die Endung. Die Ausgleichung musste daher zu Gunsten des *-ė* geschehen.

Kurschat führt S. 153 f. an: *lẽptas* 'Steg', *nẽkas* 'nichts', *skẽtas* 'Leinweberkamm' und nur *maĩstas* 'Aufruhr' mit *ai*.

Brugmann hat ferner die Vermutung aufgestellt, dass nur geschleifte *ei* und *ai* die Verwandlung in *ė* erfahren. Dies wird durch die Flexionsendungen und durch *vė́nas* (gr. οἰνός), das gestossenen Ton hat, widerlegt.

Wir finden dem entsprechend den Wechsel auch bei den Worten mit gestossenem Ton.

dáiktas 'Ding',	*dė́gas* 'Keim',
láidas 'Bürge',	*slė́kas* 'Regenwurm',
láivas 'Boot',	*szė́ktas* 'ein im Wasser liegender Baumstamm'.
véidas 'Angesicht',	
żáislas 'Spielzeug',	

Die Verschiedenheit erklärt sich durch den Wechsel des Akzentes in der Flexion, wenn gleich die Verhältnisse nicht ganz so günstig liegen als bei den oben angeführten Fällen.

Der vierte Fall, Schema ohne Akzentwechsel, hat nur *ė*. Kurschat 154 § 544.

rẽtas 'Oberschenkel', *svẽstas* 'Butter', *pẽnas* 'Milch'.

2) *-i̯o*-Stämme.

K. § 566. Ausgleichung nach beiden Seiten. *kairỹs* 'Linkhand', *gaidỹs* 'Hahn', *krẽtỹs* 'Weizenkorn', *mẽżỹs* 'Gerstenkorn'.

K. § 567. *kraĩtis* 'Brautausstattung', *peĩlis* 'Messer', *raĩsztis* '(Kopf-)Binde' neben *raiszaũ, -ýti. staĩbis* 'Schienbein'.

Die Ausgleichungen können hier kaum allein durch die Flexion bewirkt sein.

K. § 569. *brẽdis* 'Elentier', *kẽcziai* 'Beifuss', *sẽksnis* 'Klafter'. Diese drei haben gestossenen Ton und unveränderlichen Akzent. Nur *káilis* 'Fell' ist eine Ausnahme.

Es ist mir nicht wahrscheinlich, dass hier eine unerklärbare Abweichung vorliegt, weil das Fehlen des Wechsels des Akzentes, wie es im Litauischen bei den Worten mit gestossener Stammsilbe vorhanden, kaum ursprünglich ist. Die meisten Worte, die wir in solchen Klassen finden, zeigen in den verwandten Sprachen nicht Wurzelbetonung, so *rẽnas*, gr. οἰνός, *dúmas* 'Rauch', gr. θυμός, aind. *dhūmás, jůsta*, 'Gürtel', gr. ζωστή, *gývas*, aind. *jīvás, údra*, aind. *udrá*.

So gering die Zahl der angeführten Fälle ist, können sie m. E. doch nicht auf Zufall beruhen, zeigen vielmehr, dass im Litauischen eine Akzentverschiebung bei den Worten mit gestossenem Vokal in der Stammsilbe stattgefunden hat. Klar hierin zu sehen, verbietet die Dürftigkeit des Materials.

Meine Vermutung ist, dass die Worte mit gestossener Stammsilbe ursprünglich im grossen und ganzen denselben Akzentwechsel hatten wie die mit schleifendem Ton, dass also das Paradigma mit starrem Akzent ganz aus dem Litauischen gestrichen werden kann.

3) *-ā*-Deklination. Akzentwechsel und daher Verschiedenheit: *bëdà* 'Not', *dënà* 'Tag', *gëdrà* 'Dürre', *lëpsnà* 'Flamme', *skëdrà* 'Span', *szvësà* 'Licht', *tësà* 'Wahrheit', *zëmà* 'Winter'. Dagegen *dainà* 'Volksgesang', *kaitrà* 'Hitze', *maità* 'Aas', *szeiwà* 'Rohrspülchen'.

Diese Fälle scheinen eher für Brugmann zu sprechen. Aber da nirgends ein palataler Vokal in der Endung vorkommt, so würden doch die Fälle mit *ai* und *ei* Schwierigkeiten machen. Von wo sollte z. B. *dainà* beeinflusst sein?

K. § 618. *vëtà* 'Ort'.

K. § 619. Gestossener Ton, unveränderlicher Akzent. *lëpa* 'Linde', *sëna* 'Wand', *pëva* 'Wiese'; *láima* 'Schicksal' weist mit seinem *ai* auf früheren Akzentwechsel.

4) *-ė*-Deklination. Akzentwechsel.

K. § 634. *dëlẽ* 'Egel', *gësmẽ* 'Lied', *mẽlės* 'Hefen', *rëkẽ* 'Brodschnitte', *vėsznẽ* 'd. weibl. Gast'. Dagegen *deivẽ* 'Gespenst', *eilẽ* 'Reihe', *veislẽ* 'Zuchtart', *žvaigzdẽ* 'Stern'.

K. § 636. *skreĩstė* 'Mantel'.

K. § 638. *báimė* 'Frucht', *kẽlė* 'Bachstelze', *páinė* 'Verwickelung', *pléinė* 'freie Ebene', *séilė* 'Speichel'.

Diese Klasse weist stark auf früheren Akzentwechsel. Ich will das Material nicht weiter häufen, da es jeder an der Hand der Kurschat'schen Grammatik leicht durchsehen kann. Überall, auch beim Adjektivum und beim Verbum, lässt sich unser Gesetz leicht durchführen.

Und ich meine, es gilt auch für die Endsilben.

1) Endung des Gen. Sing. der *-i*-Stämme auf *-ës*. In der Mehrzahl der Fälle ist *ë* betont. Diese Form wurde verallgemeinert. Dasselbe gilt für den Vokativ *naktẽ, szirdẽ.*

2) Dat. Sing. der *-ā*-Stämme *meĩgai, lëpai,* gr. χώρᾳ. Ob die Erhaltung des *-ai* von der Länge des Diphthongen oder der Unbetontheit (*ai* trägt nie den Akzent) bewirkt wurde, ist nicht sicher zu entscheiden, denn *-ais* im Instr. Plur. könnte doch auch in Fällen wie *tìltais* erhalten und von dort aus übertragen sein.

3) Nom. Plur. der *-o*-Stämme *dëwaĩ*. *ai* wird in Fällen wie *bùtai* erhalten und dann weiter übertragen sein. Ob in *krasztaĩ* und *kotaĩ ai* von jeher den Ton trug, ist nicht so ganz sicher. Wir finden bekanntlich in diesem Kasus kein *ei̯* neben *oi̯*, und wie wir weiter unten sehen werden, weist das abulg. *-i* in diesem Kasus ebenfalls auf Unbetontheit. Die Adjektiva tragen dagegen den Ton auf der Endung und zeigen daher *-ì*, *gerì, baltì,* dagegen *medìniai.*

4) Ebenso trägt der Nom. Dual. Fem. der Adjektiva den Ton meist auf der Endung *gerì, medinì* und nur *mìnksti.*

5) Die 2. Sing. Praes. auf *-i* geht auf *-ei* oder *-ai* zurück, es ist meist betont: *sukì, wertì, penì. mýli* mit gestossenem Ton ist aus dem oben erörterten Grund nicht beweiskräftig.

6) Im Permissiv II *te-sukẽ*, wahrscheinlich = gr. οι in φέροι, ist *ẽ* stets betont.

Gegen unser Gesetz würde es sprechen, wenn die lit. Dat. Akk. der Personalpronomina *mi*, *ti*, *si*, die Atona sind, gleich gr. μοί, τοί, οἱ wären. Doch will mir das nicht unbedingt sicher erscheinen, weil diese Formen auch als Akkusative Verwendung finden.

Damit ist das Material im wesentlichen erschöpft. Wie wir sehen, bietet sich also eine Möglichkeit das *-ai* des Nom. Plur. dem griech. -οι gleichzusetzen, und wir haben daher keine Veranlassung, zu der künstlichen Hypothese Joh. Schmidts unsre Zuflucht zu nehmen. Nur für die Adverbialbildung *geraĩ* zu *gẽras*, *szaltaĩ* zu *száltas* ist, wie mir scheint, die Entstehung aus *-ā+i* nicht unbedingt von der Hand zu weisen.

Ebenso wie der Nom. Plur. der Pronomina hatte auch der Nom. Dual. der Fem. gestossenen Ton *gerì* im lit. = gr. τιμαί. Die Substantivform ist hier schon in uridg. Zeit vom Pronomen übertragen. Der Vorgang, den wir beim Nom. Plur. Mask. der einzelsprachlichen Entwicklung zuschreiben müssen, hat sich beim Nom. Dual. Fem. schon in der Ursprache vollzogen nach dem Gesetz, dass je weniger eine Form gebraucht wird, sie auch um so eher der Analogiewirkung ausgesetzt ist. Uridg. **tai* müssen wir wegen Gen. Dual. *tay-os*, Dat. Sing. *tay-ā* genau wie **toi* beurteilen. Vielleicht ist **tə̯i̯* als Grundform anzusetzen als Ablaut zu **tāi̯*. Instr. Dual. *tā-bhyam* kann ein altes **tāi̯-bhy-am* repräsentieren u. s. w. Für das Neutrum (Grundform *-oi̯*, *-ei̯*) ist Ablaut zu *-i* sehr wahrscheinlich, vgl. ϝεί-κατι und ϝί-κατι. *-oi̯*, *-ei̯*, *-i* verhalten sich wie Gen. sing. *-os*, *-es*, *-s*. Wahrscheinlich wurde die Form auf *-oi̯* bei den *-o*-Stämmen auf Grund der äussern Ähnlichkeit verwendet.

Einiger weniger Bemerkungen bedarf noch das Litauische. Zweifellos haben viele einsilbige Worte den schleifenden Ton an Stelle des gestossenen. So Akk. Sing. M. *tą̃*, *szį̃*, Fem. *tą̃*, N. Plur. *tẽ*, N. Dual. *tũdu*, *tẽdvi*. Aber durchgehend ist dies nicht: Der Instrumental Fem. heisst *tà* (**tām*), N. Sing. Fem. *szì* aus **szī*. Ich verweise in Betreff dieses Punktes auf Bezzenberger in seinen Beiträgen X 203 f. Wir haben es hier jeden-

falls mit Satzdoubletten zu thun, ohne dass es möglich ist, klar die Ursachen der Doppelheit zu erkennen. Die Erörterung dieses Punktes gehört aber der litauischen Grammatik an und hat mit dem uridg. Zirkumflex und seiner Entstehung nichts zu schaffen.

Wenn im Akk. Sing. der *-o-*, *-i-*, *-u-* und *-ā*-Stämme lange Vokale neben kurzen stehen, so kann dies nur einer Einwirkung von Seiten des Pronomens zugeschrieben werden, also *merĝā* nach *tā̃*, *dēwā* nach *tā̃*.

Es findet sich ausserdem noch eine scheinbare Übereinstimmung zwischen Aind. und Litauisch. Oldenberg sagt: „Nicht unwahrscheinlich ist zweisilbiges *-ā̃* in *mahā̃n* VI 25, 1; VII 52, 3, möglich auch in *hariṣmā̃n* I 127, 10" und das Litauische hat schleifenden Ton in *režą̃s*. Wenn die indischen Fälle sicher sind, was keineswegs ausgemacht ist, so ist doch kaum direkter Zusammenhang mit dem Litauischen anzunehmen. Wie der schleifende Ton im Litauischen entstanden ist, vermag ich nicht zu sagen.

Eine Art des uridg. schleifenden Akzentes habe ich bis hierher absichtlich übergangen, es ist der im Vokativ, gr. Ζεῦ, βασιλεῦ, lit. *ugnẽ*, *sūnaũ* auftretende. Dazu hat Bezzenberger (Btr. XV 296 ff.) noch auf die Übereinstimmung der ved. Vokative auf *-ā̃* mit lett. *zî̃nigõ* und dem Circumflex von gr. ὦ hingewiesen. Über den Ursprung dieses schleifenden Tones lässt sich nichts sicheres sagen. Er muss jedenfalls von den übrigen Arten getrennt werden, und hat mit deren Entstehungsweise nichts zu schaffen. Kretschmer, KZ. XXXI S. 356 kommt auf diesen Kasus ausführlich zu sprechen, und seine Bemerkung, dass im Vokativ der Zirkumflex durch die eigentümliche Natur des Ausrufes veranlasst worden sei, kann man wohl als möglich gelten lassen, wenn auch sicher noch andre Erklärungsarten in Betracht kommen. Aber es ist unnütz, für diesen einen Fall Hypothesen auszusprechen, die nicht verifiziert werden können.

Magdeburg. Herman Hirt.

Zur keltischen Grammatik.

I. Neuir. *cúig* ‘fünf’ — *caoga* ‘fünfzig’ und Verwandtes.

Die neuir. Zahlen für ‘fünf’ und ‘fünfzig’, *cúig* und *caoga* (O'Donovan Ir. Gramm. p. 123 und 125), zeigen eine seltsame Verschiedenheit im Vokalismus, indem das *úi* von *cúig* ‘fünf’ einen einfachen Vokal mit Erweichung des nachfolgenden Konsonanten andeutet, das *ao* von *coaga* ‘fünfzig’ dagegen nur die Fortsetzung eines echten uririschen Diphthongs sein kann, der im air. als *ae, ai, oe* oder *oi* (gewöhnlich mit dem Längezeichen) geschrieben wird und in den das alte idg. *ai* und *oi* zusammengeronnen sind, während die brittannischen Sprachen diese Diphthonge stets von einander gesondert erhalten haben. So neuir. *aos* aus air. *āes* ‘Lebensalter’ (Stamm *aivestu-*) Curtius Grdz.[5] 385, cymr. *ois, oes*; neuir. *caomh* < air. *cōem* ‘schön’ (Grdf. **koimos*), cymr. *cu*, mbret. *cuff*. Dass der echte Diphthong in neuir. *caoga* nicht erst von gestern oder heute ist, beweisen die in Windischs Wörterbuche in Fülle belegten mittelirischen Schreibungen mit *óe, oe, ae, ai* (einige auch schon bei Z.[2] 306), während das Wort für ‘fünf’ niemals anders als mit *ōi, ūi*, erscheint; dass er aber etwa erst eine mittelirische Schöpfung sein könne, ist bei dem Fehlen jedes Musters von vornherein ausgeschlossen. Der Diphthong muss also bereits im air. bestanden haben. Woher stammt er nun? So viel ich sehe, ist bisher noch keine befriedigende Antwort auf diese Frage gegeben worden. Windisch, Ir. Gramm. § 64 spricht von ir. *t*, das durch erst sekundäre Zusammenrückung zweier dentaler Explosivlaute entstanden ist, und fährt fort: Ebenso steht *cóica* ‘fünfzig’ für *cóicecha*. Diese Anschauung ist anscheinend vollständig berechtigt, erklärt aber den Vokalismus nicht. Brugmann, Grundr. II S. 499 sagt: “*coica* vielleicht durch syllabische Dissimilation (vgl. gall. *Leucamulus* aus **Leuco-camulo-*)”. Aber auch hier wird über die Herkunft des Diphthongs nichts bemerkt.

Von indogerm. Adel kann er auch nicht sein, das ist klar; denn die Grdf. für ‘fünf’, **peŋqe* hat mit der *ei̯*-Reihe nichts zu schaffen. Also muss er auf speziell keltischem Sprach-

boden sich entwickelt haben. Ich möchte *coeca* in dieselbe Rubrik stellen wie irische Futurformen, z. B. *dofoichred* neben *fochichred* 'iacularetur', oder Perfektformen, z. B. *forrōichan* neben *forcechan*. Thurneysen hat Rev. Celt. VI 323 f., den Standpunkt Windischs verteidigend, gegen Zimmer, Kelt. Stud. II 126 den Nachweis geführt, dass in diesen Formen echte Diphthonge vorliegen, indem durch eine eigentümliche Dissimilation der Reduplikationskonsonant ausgefallen sei. Unter welchen Bedingungen findet nun dieser Vorgang statt? Sicher und regelmässig in dem Falle, d a s s a u f d a s h o c h b e t o n t e, n i c h t i n v o r l e t z t e r S i l b e b e f i n d l i c h e *o* e i n e s W o r t e s e i n K o n s o n a n t + *e* o d e r *i* + d e r s e l b e K o n s o n a n t f o l g t. Diese Bedingungen sind erfüllt in einem Falle wie **do-fó-chichred*, **for-ró-che-chan*, nicht minder aber auch bei **cóm-im-chlōud* 'Wechsel', woraus *cōimmchlōud*[1]) Sg. 62ª 4, oder **cóm-im-thecht*, woraus *cōimthecht* 'societas' Sg. 2ª 7 entsteht.

1) Dieses Wort tritt im Mittel- und Neuirischen unter sehr sonderbaren Gestalten auf. Thurneysen hat schon a. a. O. S. 324 Note 1 auf die auffällige Thatsache hingewiesen, dass als Fortsetzung des alten *mm* in den jüngeren Sprachphasen *mh* erscheint (spät mir. *caomhchlūd*). Ausserdem finden sich aber — worauf mich Prof. Windisch aufmerksam machte — im Mir. eigentümliche Formen, in denen das *l* der zweiten Silbe auch in die erste eingedrungen ist; so *ro cloimcloiset* schon im L. Hymn. (Goid.[2] S. 101, lin. 30) neben *ro chōimchlōiset* (lin. 37), *claemchlōd* Tog. Troi. 1058, *cloemchlōd* 837. In ganz entsprechender Weise steht dem air. *ind imthascarthithi* gl. zu palestritae (im Cod. Carlisr. der Soliquia des Augustinus, bei Windisch Ir. T. II 1 S. 156 gl. 91, S. 163) im mir. und neuir. ein Verbum *trasgairim* zur Seite. Auch bei *dobiur* findet sich Gleiches. Die Worte *aratibrind in m-bith ule* Amr. Chol. Chille (L. Hymn.) bei Stokes Goid.[2] S. 159 lauten in LU. 7ᵇ l. 25 *aratribrind* (mit der Glosse *vel diatibrind*) *in bith ule*. Ein Schreibfehler ist hier gewiss nicht anzunehmen, die Fälle stützen sich gegenseitig. Diese Vorausnahme eines Sonorlautes findet sich auch sonst hier und da; so im bret. *prennestr* 'Fenster' aus roman. *fenestra* (hier ist das r sogar aus der letzten in die drittletzte Silbe gesprungen); reichlichere Beispiele bieten romanische Sprachen: frz. *trésor* (auch altspan. u. dial. ital. findet sich der Anlaut *tr*), siehe Diez, Etymol. Wtb.[5] S. 691, wo jedoch fälschlich *r* mit dem *n* in altlat. *tensaurus* in Zusammenhang gebracht wird (das ebenda angezogene bret. *tenzor* beweist gar nichts, denn das Bret. setzt nicht selten in entlehnten Wörtern nasalen an Stelle des oralen Vokals — so z. B. *puñz* 'Brunnen', lat. *puteus*, *crañch* 'Speichel' < frz. *cracher*). Ott

Diese letzteren Worte sind deswegen besonders instruktiv, weil sie beweisen, dass der zweimal vorhandene Konsonant nicht beide Male in demselben Erhaltungszustande zu sein brauchte, sondern ein Mal 'hart', das andere Mal 'aspiriert' sein konnte; denn *com* hat 'aspiriertes' *m* (vgl. nir. *cumhachta* 'Macht'), *imm* seiner Entstehung nach rein nasales *m*. Man gedenkt unwillkürlich des Gesetzes der ir. Metrik, wonach aspirierte und nicht aspirierte Konsonanten mit einander allitterieren, vgl. Windisch, Berichte d. sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl. XXXVI 224. Die urirische Form der Zahl 'fünfzig' kann nun nur gewesen sein **cōcecha* (zunächst aus **concecha*) oder — wenn man mit Brugmann, Morph. Unters. V 18. 31 an die Möglichkeit eines bereits idg. **peṇqē k̂omtə* wegen gr. πεντήκοντα und ind. *pañcāśat* denkt — **cōcīcha*. Aus jeder dieser Grundformen musste nach dem obigen Gesetze, da *c* und *ch* dem Iren für gleichartig galten, **cōicha* entstehen. Dieses liegt nicht vor; es ist durch eine nahe genug liegende analogische Einwirkung des Zahlwortes für 'fünf' das *ch* zu *c* umgewandelt worden. Der verschiedenartige Vokalismus ist dagegen bis zum heutigen Tage unausgeglichen geblieben. Ein interessantes Gegenstück zu den irischen Formen liefern uns

tritt später im Roman. Dissimilation ein; so frz. *pimprenelle* < **pimplenelle*, ital. *pimpinella*, Diez, Et. Wtb.[5] 248, frz. *fanfreluche* < **flanfleluche*, it. *fanfaluca* das. S. 133; obwäldisch u. oberhalbsteinisch *flodra* 'Futteral' < **frodra*, ital. *fodro* (Lehnwort aus ahd. *fuotar*), oberhalbst. *splidir* = it. *spedire*, Ascoli Archivio glottolog. I S. 155. Es kann auch der ursprüngliche Sonorlaut schwinden, so dial. bret. *prennest*, und dadurch der Schein einer einfachen Metathesis erweckt werden; vgl. portug. *fręsta* 'fenestra' Gröbers Grundr. I 764. Häufig mag Volksetymologie im Spiele sein, so bei ngriech. 'Ανθῆναι neben 'Αθῆναι oder nhd. dial. *verrunjenieren* aus *ver-rujenieren* (nach *verunstalten* u. ä.). Zu trennen ist von den bisher behandelten Fällen der Fall, dass durch Einschub eines Lautes zwei aufeinander folgende Silben identisch werden; dahin rechne ich z. B. oberhalbst. *propriest* 'Vorsatz' (Ascoli a. a. O.) aus **proprost-* aus **propost-* (engad. *propöst*) oder urslav. **dždžetъ* 'er brennt' (abg. *žežetъ*) aus **dedžetъ*, Osthoff, Perf. S. 72 Anm.*). Derartige Assimilationen der einen Silbe an die andere stehen auf genau derselben Linie wie frz. *concombre* < lat. *cucumere*.

*) [Vielmehr wurde **degetъ* zu **gegetъ*, dieses weiter zu **dždžetъ*, wie das russ. *iz-gaga* 'Sodbrennen' beweist. Hiernach ist auch das in meinem Grundr. I S. 289 über die Wortsippe Gesagte zu bessern. K. B.].

deutsche Dialekte, die *fufzig* neben *fünf* stehen haben und denen es auch nicht in den Sinn kommt, die in diesem Falle bis in die idg. Urzeit zurückreichende Doppelheit (Brugmann, Grundr. II 476) durch analogische Verallgemeinerung der einen Form aufzugeben.

Was die Chronologie des erwähnten Gesetzes anbelangt, so muss es früher gewirkt haben, als das Gesetz, wonach der Vokal der auf die Hochtonsilbe folgenden Silbe infolge des ausserordentlich energischen Wortakzentes im Irischen allerhand Veränderungen bis zum völligen Schwunde unterliegt, vorausgesetzt, dass diese Silbe nicht die letzte ist. Denn wäre dieses Gesetz schon früher in Kraft getreten, so hätte es schon mit Formen wie **forróchechan* aufgeräumt, woraus es **forroicen* gemacht hätte, wie *nitaibrem* neben *doberam* beweist. Das Dissimilationsgesetz ist also von höherem Alter. Da jedes Gesetz an sich ausnahmslos wirkt, so müssen wir annehmen, dass auch dieses ursprünglich in weit mehr Fällen seine Wirkung geäussert hat, als uns aus der überlieferten Sprache bekannt sind. Viele Formen mit lautgesetzlich entstandenem echten Diphthonge werden durch Einwirkung der unversehrt gebliebenen die Neuerung wieder beseitigt und ihr altes *o* wieder angenommen haben; nur in wenigen Formkategorien und vereinzelten Beispielen tritt uns darum schliesslich die umgestaltende Kraft des alten Gesetzes noch entgegen. Im Neuir., das im Verbalsysteme die *oe*-Formen aufgegeben hat, dürfte davon wohl nur das einzige *caoga* noch lebendig sein.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf Formen, in denen zwar auch *ae, oe* auftritt, ohne dass gleichwohl die oben für das Wirken des Dissimilationsgesetzes aufgestellten Bedingungen erfüllt wären. Nur scheinbar ist dies der Fall bei Formen wie *doroiphnetar*, 1. Sing. also *doroiphann*, Perf. von *dosennim* (Wz. *suend-*). Wiewohl die Form ohne *ro doséphann* lautet, ist doch *doroiphann* nicht Abkömmling eines **do-ró-se-fann*, sondern eines **do-ró-fe-fann* gemäss dem Gesetze, dass nur im absoluten Anlaute urspr. *sv* als ir. *s* erscheint, in allen anderen Fällen als *f*[1]) (resp. *b*). Es ist also alles in Ordnung.

1) Bisweilen scheint es, als ob urspr. *sv* im irischen Inlaute schwände (geschrieben *ṡ* oder *ḟ*). Dies sind Analogiebildungen. In

Verwickeltere Verhältnisse liegen vor, wenn neben Formen wie *ro leblaing, dolleblaing* 'ich sprang', Perf. zu *lingim*, solche auftreten wie *foroiblang* (Windisch KZ. XXIII 204). Wie ist diese Unregelmässigkeit zu erklären? Es ist von vornherein wahrscheinlich, dass ein Zusammenhang zwischen dieser und der anderen Unregelmässigkeit, die in dem auffallenden *b* des Perfektes besteht, vorhanden ist. Dieses *b* ist anscheinend dem Präsens *lingim* gegenüber in keiner Weise begründet. Wie dem Präsens *cingim* 'ich schreite' ein Perf. *cechaing* entspricht, ebenso erwartete man ein **lelaing. leblaing* ist von jeher eine wahre crux gewesen. Die Erklärung der Form hängt ganz davon ab, unter welchen Lautgestalten man das idg. *u̯* und *v* im Ir. fortexistieren lässt. Dass *f* der gewöhnliche Vertreter ist, bedarf keiner weiteren Bemerkung: giebt es daneben vielleicht noch andere? Windisch, Ir. Gramm. § 45 sagt: "für idg. *v* erscheint auch *b* im Anlaute vor *r* und *l*: *bran* 'Rabe', ksl. *vranъ*, lit. *varnas*; *leblaing* 'er sprang' Perfekt von *lingim*, nur im Perfekt ist eine Spur von urspr. *v* im Anlaut gewahrt, skr. *valg*" und ibid. § 46: "vereinzelt scheint urspr. *v* im Anlaute abgefallen zu sein: *lingim: oland* 'wolle' = cymr. *gulan*, got. *vulla*, skr. *ūrṇā*". Beginnen wir von hinten. Got. *vulla* ebenso wie lit. *vìlna*, abg. *vlъna* weisen zurück auf ein ind. **u̯lná*; daneben existierte eine Form mit langem Sonanten: **u̯l̄ná*: sie erscheint im ind. *urṇā* aus **vūrṇa* (Brugmann, Grundr. I §§ 306, 157), lat. *lāna;* wie nun aber nach den Osthoffschen Ergebnissen im 4. Bande der Morph. Unters. neben idg. **bhŭi̯ó* und **bhū̆i̯ó* auch ein **bhu̯i̯ó* existiert, so giebt es neben **u̯l̥nā* und **u̯l̥̄nā́* ein **ul̥nnā́*, und dieses liegt vor im ir. *olann* (über die Behandlung von *nn* im Kelt. vgl. Brugmann, Grundr. I § 243, 4), indem die Zwischenformen anzusetzen sind als: **ulanā* > **olanā* > **olnā* > *olann*. Das

der grössten Mehrheit der Fälle entspricht ir. *s* einem urspr. einfachen Laute, idg. *s* oder lat. *f*. Die intervokalische Gestalt dieser Laute ist regelmässig *ṡ* (gesprochen *h*). Nach dem Vorbilde eines *a ṡuide* 'sein Sitz' neben *suide* konnte leicht von *siur* 'Schwester' *a ṡiur* entstehen (resp. *a ḟiur*) statt des richtigeren *a fiur*. Ganz ebenso ist es bei Zusammensetzungen. *mōrfeser* 'sieben Mann' gegenüber *seser* 'sechs Mann' ist die zu erwartende Form; *mōrfeser* und *mōrṡeser* ahmen ein Muster wie *iūgṡuide* (gl. tribunal) Sg. 50[a] nach.

auf den ersten Blick befremdliche *nn* (mir. *nd* geschrieben) dürfte durch die an vorletzter Stelle genannte Form ebenso gut seine Erklärung finden, wie das *mm* in air. *menmme* 'Sinn' durch die unmittelbare Verbindung mit dem vorausgehenden *n*, trotz seiner anfänglich intervokalischen Stellung in der Grundf. **men-ə-mēn* (vgl. Brugmann, Grundr. I § 210). Die brittannischen Formen sind: acymr. *gulan*, ncymr. *gwlan*, akorn. *gluan*, mbret. *gloan*, ebenso modern, vann. *glouan*, *gloan*. Meines Erachtens steht nichts im Wege, in ihnen ebenfalls die Sprossen eines urkelt. **ulanā* zu erblicken, aus dem im urbrittann. vermöge der Betonung **ulánā* zunächst **vlánā* enstand. Sonst könnte man übrigens auch die letztgenannte, mit Bestimmtheit vorauszusetzende Form nach Osthoffs Andeutungen in MU. V p. V auf ein idg. **u̯l̥nā* zurückführen. Damit ist dieses Wort erledigt.

Wenden wir uns weiter zu der Bezeichnung des Raben, ir. *bran* und ebenso in allen britt. Dialekten. Es ist nicht zu leugnen, dass die etymologische Zusammengehörigkeit des inselkelt. *bran* mit den genannten baltisch-slavischen Worten — deren Grdf. **vornos* ist, vgl. auch russ. *voron*, *vorona*, preuss. *warnis*, *warne* — eine hohe Wahrscheinlichkeit besitzt. Doch ist Verschiedenes dunkel; im Keltischen bereitet der Anlaut Schwierigkeiten, nicht minder aber auch das *ra*; im Balt.-Slav. sind gewisse Nebenformen noch unerklärt: Miklosich, Et. Wtb. p. 395 sagt: "diesen Wörtern wird ein noch unerklärtes Wörtchen vorgesetzt, das *ga* oder *ka* lautete: *ka* scheint ursprünglich zu sein etc." — vgl. abg. *gavranъ* 'Rabe', čech. *havran*; nslov. *kovran*, *kavran*, *karvan*, *gavran* usw. Wie diese Rätsel auch zu lösen seien, urverwandt können die keltischen und balt.-slavischen Worte auf keinen Fall sein. Das Inselkeltische hat sein *bran* vielleicht aus einem festländischen gallischen Dialekt bezogen, in welchem *vr* zu *br* geworden war. Schliesslich darf man auch die Möglichkeit nicht ausser Acht lassen, dass die Worte der beiden Sprachgruppen mit einander trotz aller begrifflichen Identität und lautlichen Ähnlichkeit ebensowenig etwas zu schaffen haben wie z. B. ir. *tenga* 'Zunge' mit got. *tuggō* oder ir. *bēl* 'Lippe' mit gr. χεῖλος oder ir. *brīathar* 'Wort' mit gr. ϝρήτρα.

So bleibt schliesslich nur noch *lingim*, Perf. *leblaing* übrig. Wir haben kein Recht *lingim* aus **vlingim* zu erklä-

ren, um so weniger, da die vorzüglichste Etymologie ihm zur Seite steht. Es gehört zu der idg. Wurzel *lengh*, die im ind. *langh-*, gr. ἐλαφρός und germanischen Formen vorliegt, die Kluge im deutschen etym. Wtb. unter *gelingen* und *lungern* (vgl. auch *leicht*) aufführt. Betreffs des *leblaing* scheint mir Thurneysen den richtigen Weg gewiesen haben, indem er Keltorom. S. 99 Anm. 2 u. 86 von einer Wurzel *svleng-* oder *svling-* ausgeht. Allerdings ist — worauf mich Prof. Brugmann aufmerksam macht — die Annahme eines uridg. Wurzelanlautes *sul* nicht unbedenklich. Man wird also vielmehr als die ursprüngliche Wurzel *suelg-* ansetzen müssen und eine nasalierte Präsensform als Grundlage der weiteren Entwicklung zu betrachten haben, wie denn im Ir. nicht selten das Präsensinfix *n* in andere Tempussysteme eingeschleppt wird, man denke an *ingrennim* 'aggredior' und sein Perf. *inrograinn* Ml. 26[b], verglichen mit lat. *gradior*. Das ir. Perfekt des Stammes *soling* müsste lauten **seblaing*[1]), **ro seblaing*; mit Negation **ni ró-feflaing*, daraus *ni roeblaing*, und letztere Form existiert ja thatsächlich. Also: bei dem Nebeneinander von **ni roelaing* (Perfekt von *lingim*) und **ni roeblaing* (Perfekt von **slingim*) trug letzteres den Sieg davon und bewirkte schliesslich, dass **lelaing* zu *leblaing* umgestaltet wurde. Die ganze Analogiebildung hat im Perfektsysteme stattgefunden und sich auch jederzeit auf das Perfektsystem beschränkt; zu einem Präsens **blingim* ist die Sprache niemals fortgeschritten, nachdem das vorauszusetzende **slingim* abhanden gekommen war. Von einer anzunehmenden Form **seblaing* aus erklären sich auch am besten die von Windisch KZ. XXIII 204 beigebrachten Formen mit scheinbar fehlender Reduplikation: *doeirbling* Tur. Gl. 59, *doarblaing* ibid. 60, *tarblaing* LL. Sie gehen zurück auf **to-ár-fe-flaing*, woraus zunächst **doárfflaing* entstand. Ob diese geminierte Spirans lautgesetzlich vor dem stimmhaften *l* stimmhatt geworden ist, vermag ich aus Mangel an einem weiteren derartigen Beispiele nicht zu sagen, möchte es aber fast bezweifeln. Das *b* würde dann dem analogischen Einflusse von *leblaing* zuzuschreiben sein. Ein ursprüngliches **do-ár-leblaing* hätte nur zu **doarlblaing*, **tarlblaing* führen können.

---

1) *b* bezeichnet die tönende labiale Spirans.

Zum Schlusse noch einige Worte über das seiner Bildung nach seltsamste aller irischen Perfekta, *drebraing* 'er ging', öfters im Félire belegt, Windisch a. a. O. 204, 223 Anm. Dass es sein Dasein lediglich einer Formübertragung verdankt, steht ihm an der Stirne geschrieben. Es gehört zu *dringim* 'ich steige, komme vorwärts'. Weil zu *lingim* ein *leblaing* gehörte, wurde zu *dringim* ein *drebraing* geschaffen; man sollte zwar eigentlich **dreblaing* erwarten; doch scheint der Ire noch das Gefühl gehabt zu haben, dass in der Reduplikationssilbe die Wiederholung eines Konsonanten des Wurzelkörpers unerlässlich sei, und da in diesem Falle *dre-* als Reduplikation gelten musste, blieb nichts anderes übrig, als *drebraing* zu schaffen, unter allen Umständen eine merkwürdige und lehrreiche Analogiebildung.

Somit erfährt das obige Dissimilationsgesetz auch durch die scheinbaren Ausnahmen volle Bestätigung.

II. Über bretonisches *-mp* im Verbal- und Pronominalsysteme.

In den bretonischen Konjugationsparadigmen lauten die ersten Personen des Pluralis allenthalben auf *-mp* aus, und derselbe befremdliche Ausgang erscheint auch in dem suffigierten Pronomen der 1. Plur. So heisst es schon mbret. *dougomp* 'portamus', *beohimp* 'vivemus', *cafemp* 'inveniebamus', *leverzomp* 'diximus' und so fort, und mit demselben *-mp deomp* 'nobis', *gueneomp* 'nobiscum'. Nirgends in den zunächst verwandten Dialekten findet sich etwas Ähnliches. Im Cymrischen erscheint in dem alten Präsens, das hier gewöhnlich Futurbedeutung angenommen hat, *-un*, *-wn* als Endung, z. B. *dywedwn* 'dicemus', desgl. im Imperativ, z. B. *lladwn* 'caedamus'; in allen übrigen Temporibus und Modis dagegen *-m*: z. B. Konjunkt. *caffom* 'inveniamus', Präs. sec. *gwelem* 'videbamus', *s*-Präterit. *dywedassam* 'diximus'. Ein ähnlicher Wechsel findet im Pronomen statt, indem hier von *y* (aus *di* = ir. *do* 'ad') gebildet wird *yn* 'ad nos, nobis', während bei allen anderen Präpositionen die Endung *-m* erscheint, z. B. *gennym* 'nobiscum'. Im Kornischen steht im

Verbal- so gut wie im Pronominalsysteme ausnahmslos *-n*; ein *-m* fehlt gänzlich; also *gwylsyn* 'vidimus', *thyn* 'nobis', *genen* 'nobiscum'. Dass die Buntheit des Cymrischen einen älteren Zustand darstellt als die Einfarbigkeit des Korn. und Bret., ist an sich wahrscheinlich.

Die cymr. Endungen unterscheiden sich dadurch von einander, dass in *-wn* 'aspiriertes' *m* vorliegt (*n* ist das enklitisch angefügte Pron. pers.), in *-m* 'hartes' *m;* vgl. hierüber Windisch, Abhandlungen d. kgl. sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl. X 488. Woher diese verschiedenartige Behandlungsweise des *m* herrührt, ist immer noch gänzlich unklar; wir werden sofort näher darauf einzugehen haben. Im Korn. ward *-un* verallgemeinert, wobei der Vokal allerlei Veränderungen erlitt; im Bret. erscheint *-mp*. Woher stammt es?

Dieser Frage sind die Keltisten immer gern aus dem Wege gegangen; die Grammatica Celtica begnügt sich mit der Feststellung der Thatsache; doch ist es neuerdings Windisch gewesen, der sich mit den *mp*-Formen beschäftigt hat. Er äussert a. a. O. die Vermutung, es könne im cymr. Konjunktive *carom* mit 'hartem' *m* eine Beeinflussung durch die 3. Plur. *caront* vorliegen, dergestalt, dass die gruppierte Nasalis von *caront* in der 1. Plur. die entsprechende Qualität des *m*, also rein nasales, stimmhaftes *m* hervorgerufen habe; im Bret. sei man noch einen Schritt weiter gegangen, indem hier die in der 3. Plur. auftretende Gruppe: *o*+Nasal+Tenuis in der ersten Pluralis die entsprechende Lautfolge durch analogische Beeinflussung geschaffen habe, also *-omp*. Selbst wenn man die Möglichkeit einer derartigen eigentümlichen, gewissermassen nur ideellen Übertragung zugiebt, so bleiben doch verschiedene Punkte unerledigt.

Im Cymr. gehen sämtliche dritte Personen des Plural auf *-nt* aus, gerade wie in den beiden anderen Dialekten, nur dass auslautendes *t* im Korn. früh zu *s* geworden ist. Wenn also *w* sich nach dem festen *n* in *nt* wieder zu *m* zurückverwandelte, warum erscheint *m* nicht auch im Indic. Praes.? Warum versagt hier plötzlich die Wirksamkeit der Analogie? Müssen wir deswegen nicht vielmehr annehmen, dass der cymr. Wechsel von *-w(n)* und *-m* in der 1. Plur. ursprünglich ist und die brittannische Primär- und Sekundärendung dieser Person darstellt? Auf welche Weise hiermit die ir. Formen in

Zusammenhang stehen, warum idg. *m* einmal 'aspiriert' wurde, das andere Mal unversehrt blieb, sind Fragen, die auf einem anderen Blatte stehen und die vielleicht nicht so bald erledigt werden.

Im Pronominalsystem ist cymr. *yn* 'nobis' als ursprünglich anzusehen, da es genau mit dem air. *dúnn* übereinstimmt; bei sämtlichen übrigen Präpositionen ist die Verbalendung *-m* eingeschleppt worden, wie denn überhaupt die brittanischen Sprachen Ausserordentliches darin leisten, Pronomina suffixa und Verbalendungen bunt durcheinander zu wirren. Warum nicht auch bei *yn* das *m* einzudringen vermochte, ist leicht zu sagen: weil *ym* schon als 'mihi' = ir. *domm* fungierte, während sonst überall das Pronomen personale suffixum der 1. Pers. Sing. im cymr. *f* ist (spirantisches *m* im Auslaute), vgl. *gennyf* 'mecum'. Diesen selben Unterschied bewahrt auch das Kornische, vgl. *dym* neben *genaf* (und sonst stets *-f*); er ist also urbrittannisch; im Bret. hat indessen *-ff* den Alleinbesitz ergriffen (mbret. *diff* 'mihi', *gueneff* 'mecum'). Vielleicht hat Stokes Recht, wenn er Celtic Declension p. 103 in *-m* alte Dativ- und in *-f* Akkusativform des angefügten Pronomens sieht. Dagegen möchte ich nicht mit ihm auch die Pluralformen auf *-m* für ursprünglich erklären.

Was nun das Bretonische betrifft, so bereitet die Thatsache Schwierigkeiten, dass es neben den *mp*-Formen auch solche ohne *m* gegeben hat und bis zum heutigen Tage noch giebt. Ausdrücklich erwähnt zwar hiervon die Gramm. Celt. nichts, wohl aber findet sich S. 380, l. 8 die mbret. Form *dymny* 'nobis' aus dem Grand Mystère de Jésus belegt. Ferner gehört hieher z. B.: mbret. *deom da clefuet* 'lasset uns gehen zu hören' Buh. 52, mbret. *a so en bet man deom ganet* 'der in dieser Welt für uns geboren ist' Rev. Celt. X 9; auch ein Reim wie *esom-deomp* in der der Sprache nach freilich viel jüngeren Création du monde (Rev. Celt. X 208) könnte mit angeführt werden. Immerhin treten diese *p*-losen Formen so vereinzelt in der mbret. Schriftsprache auf, dass sie allein gar nichts beweisen würden. Aber wir haben es eben mit einer Schriftsprache zu thun, und Schriftsprachen sind oft gegen die eine von zwei gleichbedeutenden Formen unduldsam. Dass einfaches *m* so selten geschrieben wird, ist noch kein Zeichen dafür, dass es ebenso selten gesprochen worden

wäre. Und wirklich haben es bretonische Dialekte bis zur Stunde erhalten.

Es war bis vor Kurzem ausserordentlich schwierig, wenn nicht ganz unmöglich, sich fern von der lebendigen Quelle ein Bild von den dialektischen Zuständen der keltisch sprechenden Bretagne zu machen. Es ist darum sehr anerkennungswert, dass Loth in seiner Chrestomathie Bretonne, première partie (Breton-Armoricain) Paris 1890 auf Seite 363—380 das Gleichnis vom verlorenen Sohne in nicht weniger als 10 modernen Dialekten mitgeteilt hat, wobei jede der vier Hauptgruppen der bret. Sprache mindestens zweimal vertreten ist. Loth hat sich zum teil von Eingebornen das Gleichnis in die Feder diktieren lassen, zum teil Niederschriften anderer zugrunde gelegt und sich überall möglichst an die Orthographie von Le Gonidec angeschlossen. Im allgemeinen darf man mit der Wiedergabe wohl zufrieden sein; sie weist hinlängliche Genauigkeit in phonetischen Dingen auf, so dass man einen wirklich interessanten Einblick in die noch lebenden bretonischen Dialekte von Breiz Izel erhält[1]).

Glücklicherweise finden sich nun in dem Texte dieses Gleichnisses in V. 23 (Luc. Kap. 15) Verbalformen der 1. Pers. Plur. als Übersetzung des griech. καὶ φαγόντες εὐφρανθῶμεν, und zwar lauten diese Worte in den Lothschen Dialektproben der Reihe nach folgendermassen:

Dialekt von Léon I S. 364: *débromp ha gréomb banvez.*
„ „ Léon II (Landerneau) S. 365: *débromp ha gréomb bombans* (= frz. *bombance*).
„ „ Treguier I (Treguier selbst)[2]): *ma daipromp a ma réfomb fest.*

---

1) Allerdings hätte eine Reihe von Versehen und Druckfehlern noch unterbleiben können, so z. B. fehlen die Verse 20—22 in den 3 letzten Stücken, S. 368 V. 19 muss es *de véān̄* heissen, wie gleich darauf V. 21 richtig gedruckt ist, V. 19 steht *ou mâb* (cfr. V. 27 *ou preur e zou deut ag ou tad en eus lac'het* etc.), V. 21 *o mâb;* ebendaselbst dürfte von *e pokaz d'ān̄* in v. 20 und *e laras t'ān̄* V. 31 wohl nur eins der thatsächlichen Aussprache gerecht werden; S. 372 V. 21 steht fälschlich *é vap éna* 'sein älterer Sohn', S. 374 V. 22 ist *dehōn̄* anstatt *dehōn* zu schreiben; S. 380 V. 18 ist *ha vâb* doch wohl in *da vâb* zu verändern; V. 22 *kôhân* in *kôhạ̃n* (vgl. *iéwānkān* in V. 12).

2) An Stelle des von Loth S. 366 gegebenen, von späterer

Dialekt von Treguier II (Pays de Goello) S. 369: *débomp a gréom chér-vad* (frz. *chère* + bret. *mad*).
„ „ Cornouailles I (Morbihan) S. 371: *débam a gramp chér-vad.*
„ „ Cornouailles II (Nord-West) S. 373: *débom a gréomb bōñbāñs.*
„ „ Vannes I (Bas-Vannetais) S. 374: *débam a gramp cher-vad.*
„ „ Vannes II (Haut-Vannetais) S. 376: *drèbamb ha groamb fešt.*
„ „ Vannes III (Groix) S. 378: *déabéamb ha gramb chèrvâd.*
„ „ Vannes IV (Belle-Ile) S. 380: *dèbramp ha grwamp chèrvad.*

Aus vier von zehn Dialektgebieten sind uns demnach in den vorliegenden Proben noch *p*-lose Formen bezeugt.

Interessant sind ferner die entschieden nach ganz bestimmten Gesetzen mit einander abwechselnden *mp*- und *m*-Formen in einem auszugsweise von Loth auf Seite 319 ff. abgedruckten Werke aus dem Jahre 1659, welches der gesprochenen Sprache Rechnung zu tragen sucht. Hier erscheint vor dem Pronomen personale *ni* regelmässig einfaches *m*, z. B. S. 322 zu Ende: *petra oulennom-ni, pa leueromp* 'worum bitten wir, wenn wir sprechen?' oder S. 323 *pet boet a rencom-ni euit mezur an ene?* 'wie vieler Speisen bedürfen wir zur Nahrung der Seele?'

Wie sind nun die Formen ohne *p* und die mit *p* zu erklären? Wollte man an der oben mitgeteilten Anschauung Windischs festhalten, so wäre man genötigt anzunehmen, dass das ursprünglich 'aspirierte' *m* in der 1. Plur. durch teilweise Annäherung an die 3. Plur. in einer Reihe von Fällen zu hartem *m* geworden sei, dass das Bretonische im Gegensatze zum Cymrischen diese Endung verallgemeinert habe, so dass das alte *w* ganz unterging, dass hierauf in jüngerer bretonischer Zeit abermals die 3. Plur. vermöge ihres *-nt* einen umgestaltenden Einfluss auf die 1. Plur. ausgeübt habe, wodurch sich

Hand stark durchkorrigierten Textes benutze ich die ursprüngliche Fassung aus dem Jahre 1779 nach dem Abdrucke in der Rev. Celt. XI 980 ff.

zum *m* ein *p* hinzugesellte, dass indessen diese neue Analogiebildung nicht im ganzen Sprachgebiete durchgedrungen sei, indem dialektisch die alte Endung bewahrt blieb und sich mit der neuen nach gewissen euphonischen Prinzipien in die Herrschaft teilte. Dies erscheint von der gegebenen Grundlage aus als die einzige Möglichkeit einer Erklärung; man müsste denn etwa in *-mp* das durch Analogie direkt aus dem spirantischen *m* geschaffene Prius sehen und hieraus durch satzphonetische Einflüsse (z. B. Konsonantenhäufung) *m* durch Schwund des *p* hervorgehen lassen. Sind nun schon an sich alle diese Rekonstruktionen wenig wahrscheinlich, so verlieren sie vollends jeden Halt durch die Thatsache, dass wenigstens in einem sicheren Beispiele einem ursprünglichen *mm* dialektisch ein *mp* gegenübersteht, und zwar in einem Falle, in welchem die Möglichkeit einer associativen Anlehnung an ein Vorbild mit *p* vollständig ausgeschlossen ist.

Dieses Wort ist das bret. *lamm* 'Sprung', neben dem eine Form *lamp* erscheint. Die Etymologie des Wortes lässt an Klarheit und Durchsichtigkeit nichts zu wünschen übrig. Im Air. entspricht ihm *lēim* gl. saltus, πήδηcιc Sg. 106[b], deutlicher *lēimm* zu schreiben, ein neutraler *men*-Stamm (Akk. Plur. mir. *lemend*), der als Infinitiv zum Präsens *lingim* 'ich springe' fungiert, gerade wie *cēimm* zu *cingim* 'ich schreite', *drēimm* zu *dringim* 'steige, komme vorwärts'. Aus dem Altcymr. ist das Denominativum *lammam* gl. salio und *lemenic* gl. salax belegt (gloss. Oxon. in Eutych.) Z[2] 1053, woselbst auch die neucymr. Formen angeführt werden. Ir. *lēimm* weist auf eine urirische Grundf. **lengmenn-* hin und dieses in Verbindung mit den brittannischen Wörtern weiterhin auf eine idg. Gestalt *l̥ngh-men-* mit Tiefstufe der Wurzelsilbe, da *an* in den brittann. Sprachen der regelmässige Vertreter einer idg. Nasalis sonans ist, Brugmann, Grundr. I § 242. Ganz ebenso steht dem Irischen *cēimm* gegenüber cymr. korn. *cam*, bret. *kamm* 'schritt', acymr. Plur. *cemmein* (gl. in gradibus) gl. Ox. 38[b]. Neben der regelmässigen Form *lamm* findet sich nun also im Bret. eine Nebenform *lamp*, die zwar bei Troude Nouveau dictionnaire breton-français fehlt, sich aber wenigstens für Unterdialekte von Tréger, Cornouailles und Vannes sicher belegen lässt. Sie findet sich einige male in dem Märchen Koadalan, welches im Dialekte von Plouaret (Tréger) geschrie-

ben ist, veröffentlicht von Luzel in Rev. Celt. I 106 ff.; z. B. S. 112 *ar chass a lamp warnehan* 'die Hunde stürzen sich auf ihn', S. 124 *hag a lamp ebars* 'und springt hinein', *ar re-man a lamp kerkent en tan* S. 128 'diese springen sofort ins Feuer', *setu int o vont d'ann daou-lamp ruz* S. 112[1]), 'siehe, da stürmen sie fort in kräftigem Galopp' (wörtlich Zweisprung). Ebenda S. 114 liegt der Infinitiv des Denominativums vor: *o lampad bars ar ster* 'in den Fluss springend'. Auch in den Dialektproben bei Loth fehlt das Wort *lamp* nicht:

Dialekt von Tréger II (vgl. oben genaueres) S. 368, V. 20: *e lampaz d'i c'houg.*

" " Cornouailles I S. 371: *e lampè d'i c'houg.*

" " Vannes I S. 374: *e lampaz d'i houg*

'er stürzte an seinen Hals'. Dagegen Léon I, II *é lammaz*, in Tréger I steht ein anderes Wort, Cornouailles II *e lammaz;* in den Sprachproben für die Dialekte Vannes II—IV ist, wie oben bemerkt, der Vers 20 leider ausgefallen.

Es erscheint also in verschiedenen Mundarten der Bretagne neben dem regelmässigen *lamm* ein *lamp*, wie neben *deom* ein *deomp; deomp* lässt sich nur höchst gezwungen als Ana-

1) In dieser Redensart ist das Wort *ruz* bemerkenswert. Es entspricht nämlich — da das frz. *rude* begrifflich weit abliegt — ohne Zweifel dem ir. *ruad*, welches die Bedeutung 'kräftig, stark' hat. Vergl. in der Sage Genemain Aeda Slane: *dolluid dochum in rīg ruaid* 'er kam zu dem starken König', Windisch in den Berichten der sächs. Ges. d. Wiss., phil. histor. Klasse XXXVI 197, 212, wo auch aus O'Clery's Glossar *ruadh. i. tren no laidir* angeführt wird. Eine weitere Stelle ist in LL. *dobressaib naruadrama* (Zimmer in Ztschr. f. deutsch. Altert. XXXIII 208), wo mit K. Meyer, Rev. Celt. X 363 'der starken Ruder' zu übersetzen ist. In Windischs Wörterb. ist das Wort dagegen nach O' Reilly mit 'strength, power, a lord' verzeichnet, vielleicht zu erklären durch eine Substantivierung des Neutrums des Adjectivs. Im Bret. scheint *ruz* die Bedeutung 'kräftig' nur noch in starrgewordenen Redewendungen bewahrt zu haben; wenigstens findet sich in Troudes eben genanntem Dictionnaire nur *ruz* als 'rot' aufgeführt, wohl aber ist unter dem Artikel '*lamm*' zu lesen: *mont d'ann daou-lamm* 'aller au galop', *mont d'ann daou lamm ruz* 'aller au grand galop'. Wir haben also bereits für das urkeltische **roudos* die beiden Bedeutungen 'rot' und 'kräftig' anzusetzen, und es scheint mir nicht unmöglich, dass sich die zweite erst aus der ersteren auf keltischem Boden entwickelt habe; wenigstens fehlt mir ein anderweites passendes Etymon.

logiebildung erklären, *lamp* überhaupt nicht; denn wo böte sich eine Musterform, die ihm zu seinem *p* verholfen haben könnte? — Grund genug, die beiden Fälle mit einander zu vereinigen und das *p* nicht durch Formassoziation, sondern durch Satzphonetik zu erklären. Ich nehme an, dass *b* oder *p* an *m* in derselben Weise angewachsen ist, wie das *d* unseres nhd. *niemand, irgend* an die mhd. Formen *nieman, iergen*. In bestimmter Stellung im Satze bildete sich nach vorausgegangenem Mundverschlusse an der Artikulationsstelle des Nasals ein explosiver Übergangslaut, nach *m* ein *b* oder *p*, nach *n* ein *d* oder *t*. Welche Stellungen das sein mochten, darüber sei eine kurze Vermutung geäussert. Im Mittelbret. tritt bisweilen zwischen *m* und *s* und *m* und *r* im Inlaute der Worte ein eingeschobenes *p* ein, so z. B. *coms* und *comps* 'Wort' und 'sprechen' (dessen Etymologie freilich unbekannt ist), *rems* und *remps* 'Lebensdauer' (ich kenne es nur aus Troude, der es als 'ancient' bezeichnet), welches mit dem mir. *remes* neuir. *réimheas* 'a time, period' trotz der verschiedenen Qualität des *m* identisch zu sein scheint (Lehnwort?); auch bret. *kamps* 'die Alba des Priesters' neben korn. *cams* ist zu beachten (Thurneysen, Keltoromanisches S. 51). Neben *quemeret* 'nehmen' erscheinen die Formen *quemret, quempret, compret*, vgl. Loth, Chrestom. S. 54 und im Register, Z^2 535; ferner *compret* z. B. Rev. Celt. X 5 Str. 5, *quempret* ibid. XV Str. 42, 43. Man hat sich zu hüten, in diesem *p* etwas uraltes zu sehen, nämlich den Anlaut der Wurzel *bher* 'tragen', die ja wirklich in dem bret. Verbum drinsteckt. Es kommt noch dazu, dass in bret. *comper* 'Zusammenfluss von Gewässern', als Eigenname *Quimper, Quimperlé* etc. (Loth S. 197, Anm. 1), cymr. *cymmer* wirklich das *p* der Vertreter des alten *bh* ist; dennoch ist in unserem Falle nicht daran zu denken. Nur unmittelbar vor dem Hochtone (oder starkem Nebenakzente) auf der ursprünglichen Penultima wird die Media nach einer Nasalis tonlos, d. h. wahrscheinlich genau zu demselben Laute, den unser mitteldeutsches *d, g* und *b* (bez. *t* und *p*) besitzen, zu einer reduzierten Media — vgl. Sievers, Phonetik[3] S. 175. Im Bret. geht diese weiter in die Tenuis über, während das Cymr. sie dem voranstehenden Nasale assimiliert. Befindet sie sich jedoch nicht unmittelbar vor dem Hochtone, so tritt in allen drei brittannischen Sprachen Assimilation ein. Letz-

terer Fall liegt hier vor: die ursprüngliche Betonung war **cemberét-*, resp. *cem-brét-;* daraus entstand cymr. *cymmeryd* und *cymryd*, korn. *kemeres* und bret. die oben aufgezählten Infinitive. Vgl. Loth S. 69. Das *p* in *quempret* und *compret* beruht also der Form *quemret* gegenüber thatsächlich auf sekundärer Entwickelung zwischen *m* und *r*. Der Gedanke dürfte darum mit einiger Wahrscheinlichkeit sich hören lassen, dass auch hinter *m* im Wortauslaute zu einer bestimmten Zeit bei engem Zusammenhange mit dem nachfolgenden Satzgliede, falls dieses mit *r* oder vielleicht auch *s* anlautete, und bei gewissen, nicht mehr aufzufindenden Verhältnissen des emphatischen und tonischen Satzakzentes, sich ein labialer Explosivlaut entwickelte. Von hier aus hätte sich dann die neue Form vielfach an solche Stellen eingedrängt, wo sie keine genetische Berechtigung hatte. Es ist zu bedauern, dass wir über die jetzige Verteilung der Formen in denjenigen Dialekten, welche noch beide ihr eigen nennen, gar nichts wissen. Nicht unmöglich, dass noch heutiges Tages die Doubletten nicht unterschiedslos, sondern nach festbestimmten satzphonetischen Gesetzmässigkeiten gebraucht werden.

Daran, dass es nur gelungen ist, ein einziges Substantivum aufzutreiben, welches neben ursprünglichem *mm* auch den Auslaut *mp* zeigt, ist kein Anstoss zu nehmen. Vielleicht lassen sich aus den Dialekten noch mehr Beispiele aufstöbern; aber auch wenn dieses nicht glücken sollte, hat die Annahme nichts befremdliches, dass alle übrigen *p*-Formen wieder beseitigt worden seien. Man denke an die wenigen nhd. Formen mit *d* nach *n*, auf die oben hingewiesen wurde. Im engadinischen Dialekte der rhätoromanischen Sprachensippe erscheint als Vertreter des lat. *hamus* das Wort *amp;* wiewohl der Ausgang *-am* in dieser Sprache gar nicht selten ist, ist *amp*, wofür in der Übersetzung des NT. von 1560 noch *ham* erscheint, doch das einzige Beispiel einer Erweiterung durch *p;* aber auch dieses eine kann beim Mangel eines Musters nicht als Analogiebildung, sondern nur als satzphonetische Doublette, lautgesetzlich entstandene aufgefasst werden; vgl. Ascoli Archivio glottol. ital. I 223.

Und nun zum Schlusse noch ein Wort über die bret. Formen auf *-m*. Wie oben auseinandergesetzt, empfiehlt es sich am meisten und entspricht den gegebenen Thatsachen am

besten, wenn man in der 1. Plur. schon im Urbrittannischen für primäre und sekundäre Endungen getrennte Suffixe, spirantisches und rein nasales *m* annimmt. Beide existierten auch im Urbret. Später verdrängte das sekundäre *m* das primäre *w*. Ganz dasselbe ist einem beträchtlichen Teile des bret. Sprachgebietes in relativ junger Zeit bei der 1. Sing. der Fall gewesen, indem mbret. *credaff* 'credo', *crediff* 'credam' neben Präs. secund. *credenn* 'credebam' durch Übergreifen der sekundären Endung geworden sind zu nbret. (Dialekt von Léon) *credann*, *credinn*, *credenn* (lautgesetzlich wäre **credañv* oder **credañ* und **credi* zu erwarten gewesen). Wohl zugleich mit dem Überhandnehmen des *m* im Verbalsysteme nistete es sich auch als Pronomen suffixum ein und verdrängte das alte *n*, das fernerhin nur noch als Pron. infixum fortbestand: *ef on care* 'er liebte uns' Z² 374. Ganz ähnliches geschah später ebenfalls beim Pron. suffixum der 1. Pers. Sing; auch hier erstickte das wuchernde *nn* das alte *ff*, sodass für das mbret. *diff* 'mihi', *ahanoff* 'a me' nbret. (Dialekt von Léon) *dinn*, *ac'hanounn* eintritt, während in der 3. Sing. das alte *ff*, durch keinen Rivalen beeinträchtigt, regelmässigen Lautwandel durchgemacht hat: mbret. *dezaff* 'ei', *anezaff* 'ab eo' > nbret. (Léon) *dézhañ*, *anézhañ*. Nachdem schliesslich in der 1. Plur. *-m* feste Wurzeln geschlagen hatte, entwickelte sich in der geschilderten Weise *-mp*.

III. Über die Vertretung von idg. Nasalis sonans im Irischen und Verwandtes.

Es erscheint aus verschiedenen Gründen empfehlenswert, etwas näher auf die lautlichen Verhältnisse der auf S. 55 angezogenen Worte einzugehen. Unseren Ausgangspunkt nehmen wir von der Progression ir. *lingim* : *cingim* = ir. *lēimm* : *cēimm* = britt. *lamm* : *camm*.

Es fragt sich, wie sich in *lingim* und *cingim* der *i*-Laut der Wurzelsilbe zu dem *ē* in *lēimm* und *cēimm* verhalte. Dass wir es nicht mit *ei̯*-Wurzeln zu thun haben, beweisen, wie bereits bemerkt, die brittannischen Formen, deren *am* auf ursprüngliche Nasalis sonans hindeutet. Nun stellt Brugmann, Grundriss I § 242 im Anschlusse an Zimmer KZ. XXIV 450 folgende Regel auf: "im Irischen waren vor Konsonanten idg.

Nas. sonans und idg. *e* + Nas. consonans wie im Ital. zusammengefallen. Im Urkeltischen aber waren sie noch geschieden, wie die verschiedene Behandlung im brittanischen Zweig beweist. Aus dem antesonantischen *n̥n* (nach Thurneysen) bereits im urkelt. *an*". — Der Anfang dieses Gesetzes ist in dieser allgemeinen Fassung für das Irische nicht richtig, indem wenigstens in einem bestimmten Falle der behauptete Zusammenfall auch im Irischen nicht eingetreten ist, die Laute verschiedener Entstehung vielmehr bis zum heutigen Tage ihre Verschiedenheit bewahrt haben. Stokes scheint der erste gewesen zu sein, der diese Beobachtung gemacht hat, KZ. XXVIII 61, wobei jedoch noch verschiedenes unklar blieb. Ich behandle daher die Sache noch einmal, und zwar vom streng etymologischen Gesichtspunkte aus, indem ich mich nur solches Wortmateriales bediene, dessen Herkunft ausser Zweifel steht.

Irisches *ē* ist von sehr verschiedenartiger Entstehung. Es ist nämlich

1. ir. *ē* = idg. *ei̯*, z. B. 2. Plur. Fut. *fortēsid* = gr. ὑπερστείξετε.
2. entstanden durch 'Ersatzdehnung' bei der Lautgruppe Nasal + Tenuis oder *s*, indem der Nasal unter Dehnung des vorhergehenden Vokals ausfiel; und zwar ist hier wieder zu unterscheiden:
   a) idg. *a* + Nasal + Tenuis oder *s*, z. B. ir. *ro chēt* 'cantatum est' zu *canim; cētal* 'Gesang' = **can-tlo-m*.
   b) idg. *e* + Nasal + Tenuis oder *s*, z. B. ir. *sēt* 'Weg' = germ. *sinþa-* (aus vorgerm. *sénto-*).
   c) idg. Nasalis sonans + Tenuis oder *s*, z. B. ir. *cēt* 'hundert' = idg. **k̂m̥tóm*.
3. entstanden aus *e* + explosiva + liquida oder nasalis, z. B. ir. *cenēl* 'Geschlecht' = acymr. *kenetl*, *ēn* 'Vogel' = abret. *etn*.

Noch sind einige wenige andere Fälle übrig, z. B. das auffällige ir. *dēr* 'Thräne', das auf **dacr-* zurückzuweisen scheint (acymr. *dacr*), wiewohl man alsdann ir. **dār* zu erwarten hätte, oder ir. *tē* 'heiss', dessen langer Vokal aus zwei Kürzen zusammengezogen ist (urkelt. **te(p)ents*), oder *ērimm* 'Fahrt' aus *éss-rēimm;* doch haben diese Fälle für unsere Untersuchung ebenso wenig Bedeutung, wie Nr. 1 (ir. *ē* = idg.

ei̯). Wohl aber kommt für uns der ebenfalls noch nicht rubrizierte Fall, der unseren Ausgangspunkt bildete, in betracht, nämlich *cēimm* und *lēimm*, Stamm *cēmmen* und *lēmmen* aus ursprünglichem **kn̥g-men-*, **ln̥g-men-;* er würde zwischen Nr. 2[c] und 3 zu stellen sein.

Eine vorzügliche Hilfe zur Klassifizierung des irischen Sprachschatzes nach der obigen Rubrik Nr. 2 giebt uns die Vergleichung der brittannischen Sprachen an die Hand, indem hier folgende Lautgruppen erscheinen:

Nr. 2[a]: *ant*, z. B. cymr. *cant* 'cecinit' (t-präteritum) Z[2] 524.
Nr. 2[b]: *int*, z. B. cymr. *hynt* 'weg', akorn. *hins*, bret. *hent*.
Nr. 2[c]: *ant*, z. B. cymr. *cant*, korn. *cans*, bret. *kant* 'hundert'.
Da der Fall 2[a] zu den Seltenheiten gehört, so darf man für gewöhnlich ein brittannisches *-ant* als Vertreter von Nas. son. + *t* ansehen.

Dass wir es übrigens im Falle 2[b] mit einem Stamme *sento-* zu schaffen haben, kann aus den keltischen Wortformen allein nicht geschlossen werden; wir bedürfen zu dieser Erkenntnis der Hilfe des Germanischen, welches uns mit dem Faktitiv got. *sandjan* 'senden' einen alten Ablaut *sénto-*, *sonté-*, nachweist. Das Brittannische verwandelt also ursprüngliches *ent* zu *int* in analoger Weise wie das Urgermanische; und da anzunehmen ist, dass auch eine irische Lautfolge *-inta-* über *-enta-* zu *-ēt-* führte, ist manchmal die Entscheidung, ob im kelt. ursprünglich *ent* oder *int* vorliege, nicht mit Sicherheit zu treffen. Ein Beispiel ist das Wort für 'der erste': air. *cēt-* in Zusammensetzungen, *cetne*, cymr. *kyntaf*, korn. *kensa*, *kynsa*, bret. *quentaff* Z[2] 307, 322; im Agall. liegen zwar mehrere Eigennamen mit *Cinto-* vor: *Cintus*, *Cintugenus*, *Cintugnatus;* es ist aber von dem Vokalismus des Gallischen viel zu wenig bekannt, als dass man hierauf Schlüsse aufbauen könnte. Hierzu stellt Thurneysen in Brugmanns Grundr. II S. 467 das got. *hindumists*, ahd. *hintar*, allein auch diese Wörter sind ihrem Vokalismus nach doppeldeutig; da sie jedoch ursprünglich nicht auf der Wurzelsilbe betont waren, ist ihr Stamm wahrscheinlicher als idg. *kintó-* anzusetzen. Was übrigens den urbrittannischen Lautwandel von *e* zu *i* betrifft, so hat es den Anschein, als ob er sich noch innerhalb weiterer Grenzen bewege, nämlich überhaupt vor Nasalis + Explosiva eingetreten sei. Wichtig ist das Wort für 'fünf': ir. *cōic* aus **ku̯enku̯e*, da-

gegen acymr. *pimp.* gl. Ox. Im Gall. erscheint *e* (*o*) im Pflanzennamen πεμπέδουλα, var. lect. πομπαιδουλά Z² 317. Weitere Beispiele werden im Folgenden mehrfach begegnen. Dieses alte britt. *i* ist aber nur im Cymr. deutlich erhalten; im Korn. ist altes *e* und *i* in der Schrift gewöhnlich nicht mehr unterschieden (schon im altkornischen Vokabular beginnt *e* für *i* aufzutreten); das Bret. vollends verwandelt *i* geradezu in *e* (vgl. bret. *speret* < lat. *spiritus*, bret. *desquebl* < lat. *discipulus*). Doch kehren wir nunmehr zum Irischen zurück.

Wenn im Falle 3 infolge eines ursprünglich auslautenden, später verschwundenen *e* oder *i* Infektion der Wurzelsilbe eintritt, erscheint in dieser die Vokalgruppe *ēiui, ēui, īui* oder *ēoi* (das Längezeichen ist auch oft auf den zweiten oder dritten Vokal gesetzt) Z² 19, und zwar vor *l*, *r* und *n*; hingegen giebt es kein Beispiel, in welchem auch vor *m* Triphthongierung eingetreten wäre; z. B.:

vor *l*: gen. *ceneuil* zu nom. *cenēl* (acymr. *kenetl*) 'Geschlecht'; gen. *scēoil* zu *scēl* (ncymr. *chwedl*) 'Erzählung'; *giuil* 'adhaesit' Perf. zu *glenim*, wz. *glei̯-*[1]).

vor *r*: *doradchiūir* (gl. per redemptionem = redemit) Wb. 2ᵇ 9, Perfectum zu *do-ad-crenim*; die Wurzel ist *qrei̯-*[1]).

1) Die Formen *giuil* und *-chiuir* bereiten der Erklärung Schwierigkeiten. In beiden Fällen handelt es sich sicher um *ei̯*-Wurzeln, trotz Windisch K. Schl. Btr. VIII 38; man erwartet darum das Plus eines auslautenden Vokals. Gleich unregelmässig ist *lil*, das Perf. von *lenim*, Wz. *lei̯-*. Wie die Form eigentlich heissen sollte, zeigt uns das alte isolierte Perfektum *cuala* 'audivi', von Wz. *k̂leu̯*, welches aus **ku-klova* über *coclava* > *cōla* entstanden ist (Windisch KZ. XXIII 245, der unnötigerweise an *ua* aus einem durch Ersatzdehnung bedingten *ō* Anstoss nimmt, vgl. *buain* unten S. 77. Die Verhältnisse, unter denen im ir. *ē* > *ia* und *ō* > *ua* wird, sind nicht völlig gleichartig). Zu *lenim* hätte also das Perfektum zu lauten: **li-loi̯a* > **lelai̯a* > **lela*. Dass *lil* nicht ursprünglich sein kann, wird besonders klar aus der 3. Plur. *leltar* Corm. B, als deren Grdf. **li-l-ont-or* anzusetzen wäre, eine direkt unmögliche Form. Ebendasselbe gilt für die 2 oben genannten Perfekta. Es müssen Analogiebildungen sein. Und zwar sind alle drei Perfekta anscheinend nach demselben Muster gebildet, infolge der Übereinstimmung der Präsentia *glenim, crenim, lenim* aus **gli-na-mi, *kri-na-mi, li-na-mi*. Dann ergiebt sich aber der Schluss, dass — wie in *lil* entschieden Reduplikation mit *i* vorliegen muss — so auch *giuil* und *-chiuir* nicht auf eine Grdf. **ge-gl-e, *ke-kr-e*, sondern nur **gi-gl-e, *ki-kr-e* zurückgeführt werden dürfen, dass sie oben als Beispiele

vor *n*: *ind eiūin*, Gen. von *ēn* 'Vogel', *adgeuīn* 'cognovit' neben *adgēn* 'cognovi'. *trīuin*, Gen. von *trēn* 'tapfer', aus urkeltischem **treksnos*, cfr. Curtius Grdz. [5]256.

Von einigen der bei Zeuss a. a. O. aufgezählten Worte ist die Etymologie nicht klar; dies gilt auch für das ebenfalls hierhergehörige *mēr* 'Finger', Nom. Plur. *meōir*[1]) in Windischs Wörterb. belegt.

Trat im Falle 3 *eoi* vor *r*, *l*, *n* auf, so erscheint der-

---

also eigentlich zu streichen wären. In unserer Kategorie III erfährt *i* demnach die gleiche Behandlungsweise wie *e*, nur erscheint hier stets die Schreibung *iui*, nie *eui*. Die 1. Sing. z. B. *duairchēr* Lib. Ardm. 168[a] wird über **cecra* lautgesetzlich aus **ki-kr-a* entsprungen sein. Ebenso ist **lel* in der 1. u. 2. Sing. zu erwarten; leider sind diese Formen nicht belegt. — Der Ausgangspunkt für diese Analogiebildungen war vielleicht das Präsens *renim*, Wz. *per*, aus **pr̥-na-mi* über **prinami* entstanden. Man könnte annehmen, dass zu einer Zeit, als es Präsensformen **prinami, linami* etc. gab, im Perf., z. B. in der 3. Plur. nebeneinander bestanden: **pe-pr-ontor*, **li-li̯-ontor*, **gi-gli̯-ontor*. Hierauf sei gegenseitige Anähnlichung eingetreten, dergestalt, dass — wohl auch unter dem Einflusse des noch im Präs. vorhandenen *i* — ein **pi-pr-ontor* entstand, andrerseits nach diesem Muster **li-l-ontor*, **gi-gl-ontor* etc. Ebenso in der 3. Sing. **pe-pr-e* > **pipre*, aber **li-loi̯-e* > **lile*, **gi-gloi̯-e* > **gi-gle*. (Die Thatsache der Tiefstufe der Wz. im Sing. thut hier nichts zur Sache.) Hieraus dann die wirklich belegten Formen, nur dass in **ertar*, **ir* ein anlautendes *r* als Reduplikationszeichen neu eingeführt ward, nach der Proportion *lenim* : *lil* = *renim* : *rir*. Dies ist wenigstens eine Möglichkeit. Auch dem Perfektum 1. 2. Sing. *-gēn*, 3. *-geuin* aus **ge-gn-a*, **ge-gn-e* könnte man eine analogische Beeinflussung zumessen, wenn dessen Präsens *-gninim* als ursprüngliche Bildung angesprochen werden dürfte. Beispiele des *-gninim* sind: *anī huanaithgnintar* 'id de quo praedicatur' Sg. 29[b] (*th* nach *n* regelrecht zu *t*, die Bildung nach Series III der Gr. Celt.), *itargninim* (gl. sapio prudentia) Pr. Cr. 57[b], *ondī itargnin* 'ex intelligente' Solil. Aug. Cr. 5[d] (Windisch Ir. T. p. 148, gl. 16) — diese Form nach Series I. Da *i* nirgends mit einem Längezeichen versehen ist, muss es als kurz angesehen werden, die 3. Plur. ist anzusetzen als **-gnenat*. Eine solche Form neben *-glenat* könnte Anähnlichungen im Perfektsysteme zur Folge gehabt haben. Freilich erscheint mir die Ursprünglichkeit des Typus *gninim* höchst zweifelhaft. Damit fallen alle Rekonstruktionsversuche.

1) Prof. Brugmann erinnert mich an μόκρωνα· τὸν ὀξύν. Ἐρυθραῖοι Hesych. und an μᾶκεδνός 'schlank, ragend'.

selbe Lautkomplex vor *t* im Falle 2[b]; denn von *sēt* 'Weg' lautet der Nom. Plur. *int seuit* Z[2] 215 und von dem gleichlautenden *set* in der Bedeutung 'Kostbarkeit' wozu mlat. *sentis* 'fibula' (Du Cange) gehört, findet sich der Nom. Plur. *seuīt, sēoit* bei Windisch. Das Gleiche gilt aber auch für den Fall 2[a]: denn *et* 'Eifer, Eifersucht' bildet den Gen. *ind eoit* (gl. zeli) Ml. 32[d] 9. Dass das Wort wirklich in die Kategorie 2[a] gehört, also idg. *-ant* enthält, muss jedoch erst kurz bewiesen werden.

Wie Stokes zuerst gesehen hat, Bezzenb., Beitr. XI 140 ist ir. *ēt* zum ind. *yatna* 'Anstrengung, Eifer' zu stellen, zu dem es sich genau ebenso verhält, wie ir. *rēt* 'Ding' (nur dass dies ein *u*-Stamm ist) zu ind. *ratnam* 'Habe, Gut, Kleinod', vgl. Windisch, Ber. d. kgl. sächs. Ges. d. Wissensch., phil.-hist. Kl. XXXVIII 244. Über das *n*, welches bald als Suffix, bald als Infix erscheint, siehe Brugmann, Grundr. I § 221. Aus dem altgallischen Sprachgebiete gehört hierher *Jantumarus* Z[2] 47, *Adiantunneni* (aufgefasst als Dativ eines *ā*-Stammes), *Adiantunnos*, *Adianto* Stokes KZ. XXVIII 61. Den zuletzt genannten Wörtern entspricht cymr. *addiant* 'Sehnen' (*add*- wie in cymr. *addfwyn* 'edel' neben *mwyn* Z[2] 897). Im Gall. und Brittan. erscheint also *jant*-. Dieser Übereinstimmung gegenüber sind wir berechtigt, das von d'Arbois de Jubainville, Études grammaticales, introduction S. 9 beigebrachte gall. *Jentumarus* als eine nur dialektische, vielleicht durch Einwirkung des anlautenden *j* entstandene Nebenform anzusehen. Das cymr. und gall. *jant*- kann aber nur aus einer gleichlautenden idg. Urform entsprungen sein, weil mit einem angenommenen idg. *jn̥t*- oder *in̥t*- das ind. Wort kaum zu vereinigen wäre und vor allen Dingen eine andere Art der Infektion im Irischen eintreten müsste, wie wir sofort sehen werden.

Ir. *-ēt* aus ursprüngl. *ant* und ir. *-ēt* aus *-ent* erleiden also bei *i*-Infektion die gleichen Veränderungen; doch darf man darum noch nicht annehmen, dass auch der nichtinfizierte Vokal in Worten wie *ēt* 'Eifer', *cētal* 'Gesang' und auf der anderen Seite *sēt* 'Weg' phonetisch derselbe war, und dass weiterhin auch das *e* von *scēl* oder *cenēl* sich damit genau deckte. Zum Zustandekommen des *eui* genügt indess die Einwirkung eines infizierenden *i* auf gewisse *ē*-Qualitäten noch nicht; als dritter Faktor muss vielmehr noch ein bestimmter intervokalischer

Konsonant hinzukommen. Wie wir eben gesehen haben, lassen sich als derartige Konsonanten nur *l*, *r*, *n* und *t* nachweisen; *s* z. B. war ungeeignet, wie der irische Reflex des idg. *ĝhans-* 'Gans etc.' beweist, ir. *gēis* 'Schwan' (ein *i*-Stamm), bei O'Clery mit *eala* erklärt. Das Wort gehört seiner Gestalt nach zu Fall 2ª, gerade wie *ét* 'Eifersucht'; während aber von letzterem der Gen. *eoit* lautet, ist eine Form **geuis* unerhört.

Bezüglich der *eui*-Formen muss übrigens bemerkt werden, dass die Schreibung mit *eui* nicht immer konsequent eingehalten wird, sondern dass bisweilen *ei* an ihrer Stelle erscheint. So steht *etirgein* (Perf. zu *etargninim*) Ml. 24ª 19, neben gewöhnlichem *-geuin* Z² 450, *dind sēit* (de via) Wb. 24ª 17. Doch leidet es keinen Zweifel, dass wir es in solchen Fällen nicht mit einem andersgearteten Vokale zu thun haben; sondern der Schreiber — wenn er nicht blos einen Buchstaben seiner Vorlage abzuschreiben vergessen hat — hat sich begnügt, die Mouillierung des auslautenden Konsonanten zu bezeichnen, ohne der eigentümlichen Klangfarbe des Sonanten Rechnung zu tragen. Ganz besonders ist zu betonen, dass in allen bisher aufgeführten Fällen nur dann *eui* erscheint, wenn der nachfolgende palatale Vokal vollständig geschwunden ist; ist dieser dagegen noch vorhanden, so steht einfaches *e*, bisweilen *eu*: vergl. Wb. 19ª 18: *isicrist ataat insētisin*, 'in Christus befinden sich diese Wege'; *sēt* schwankt zwischen der *o*- und *i*-Deklination hin und her, daher es denn Stokes Bezz. Btr. XI 99 geradezu unter den 'irregular nouns' verzeichnet; dasselbe gilt auch von dem anderen *sēt* 'Wertgegenstand', von dem der Nom. Plur. *sēuti* Wb. 23ᵈ 4 erscheint neben oben angeführtem *seoit*. Auch *rogēni* 'fecit' ist hier zu erwähnen, *ishē inpeccad rogēni anuile comaccobar* (gl. peccatum operatum est omnem concupiscentiam) Wb. 3ᶜ 25, ibid. *ragēni* mit Pron. inf.; ebenso *dorigēni* z. B. Sg. 209ᵇ 10, nur dass hier der Wortakzent auf dem *i* ruht. Wenn endlich in einigen wenigen Beispielen auch trotz des Mangels eines infizierenden Vokals *eui* geschrieben wird, z. B. *docheneiuil* 'genti' Z² 19, so wird man so etwas als einfaches Versehen aufzufassen haben, denn die Schreibung des *i* ist geradezu falsch. *i* an unrechter Stelle findet sich auch manchmal ohne *u*; so steht Wtb. 23ᵈ 2: *act rocloor forcāinscēil si* 'wenn ich nur gute Nachricht von euch

höre' mit falschem *i*, denn *scēl* ist neutraler *o*-Stamm[1]); aber richtig gleich vorher 23[b] 41: *niconchloor act forcāinscēl* 'ich höre nur gute Nachricht von euch'.

Was das Neuir. betrifft, so existiert das alte *eoi* in der Schrift bis zum heutigen Tage, obwohl man gewöhnlich *éi* schreibt, und ist auch der Aussprache nach noch immer von dem letzteren verschieden, vgl. O'Donovan, Ir. Gr. S. 27, wo er *eoi* als *eó* mit Erweichung des folgenden Konsonanten beschreibt. Derselbe giebt S. 85 geradezu als Regel an, dass Monosyllaba mit *éa* oder *eu* beide Formen im Gen. Sing. haben könnten. Interessant sind seine Beispiele: *géadh* 'Gans', Gen. *géidh* oder *geoidh*, *éan* 'Vogel', Gen. *éin* oder *eoin*, *béal* 'Mund', Gen. *béil* oder *beoil*, *sgéal* 'Erzählung', Gen. *sgéil* oder *sgeoil*, *tréan* 'Held', Gen. *tréin* oder *treoin*: aber die zweite Form sei selten, ausser in der Poesie oder poetischen Prosa.

Die 4 letztgenannten Worte besitzen *eoi* mit Recht, nicht aber *géadh* 'Gans'. Hier ist eine Trübung des Sprachbewusstseins eingetreten, denn das Wort hat idg. *ei̯*, wie die brittanischen Sprachen beweisen: cymr. *gwydd*, akorn. *guit*, bret. *goaz* Z² 1074.

In den Fällen 2[a], 2[b] und 3 tritt also bei vorhandener *i*-Infektion und auslautendem *l*, *r*, *n* und *t* jederzeit *eoi* ein.

Anders bei 2[c]. Hier erscheint — obwohl auch *t* im Auslaute steht, im Falle der *i*-Infektion durchgängig *ei*.

Beispiele:

1. ir. *cēt* 'hundert', Gen. *cēit*, *di chlaind chēit rīg* 'aus dem Geschlecht von hundert Königen', Paul. carm. 1. *cēt* = cymr. *cant*, korn. *cans*, bret. *kant*, idg. *k̑m̥tóm*.
2. ir. *dēt* 'Zahn' (*i*-Stamm), dat. *do dēit* (gl. ad dentem) Sg. 67[b] — cymr. bret. *dant*, korn. *dans* < idg. *dn̥t* — (cfr. got. *tunþus*, ind. Akk. Plur. *datás*).
3. ir. *mēit* 'Grösse' = urbritt. *mantī*, daraus mcymr. *meint*, korn. *myns*, *mns*, bret. *ment* 'Grösse'. Thurneysen Keltorom. S. 105 f.; KZ. XXVIII 146.

Dies sind sichere Beispiele. Nicht zu diesen gehört das ir. *brēc* 'Lüge' (*ā*-Stamm) mit dem Akk. in *nataibred brēic* gl. nolite mentiri Wb. 27[b] 12, welches Stockes KZ. XXVIII 61

1) Vielleicht stammt *i* von dem *-si* her.

ebenfalls hierher zieht. Zwar ist die Vergleichung mit skr. *bhraṣa-* m. 'Fall, Sturz' sicher richtig, allein für den Vokalismus des keltischen Wortes lernen wir hieraus nichts. Dieses könnte wohl auch aus **brenkā* oder **branka* entsprungen sein, da vor *c* niemals ein *eoi*-Laut auftritt.

Wir erkennen aus dem Gegenüber von *sēt* Gen. *seuit* und *cēt* Gen. *cēit*, dass es sich in beiden Fällen um verschiedene *e*-Laute (resp. *e* + *n*-Laute) handeln musste, da ja die beiden zur Infektion noch nötigen Bedingungen: ein dünner auslautender Vokal und ein die Mouillierung vermittelnder Konsonant beidemale in genau der gleichen Weise erfüllt sind. Der aus idg. *n̥* neu entwickelte Diphthong *en* fiel also im Ir. nicht zusammen mit dem aus idg. Urzeit überkommenen *en*. Ebensowenig war dies in den britt. Sprachen der Fall, da hier überall Fälle wie cymr. *hynt* und *cant*, bret. *hent* und *cant* streng von einander auch in der Schrift geschieden sind, was ja im Ir. im allgemeinen nicht geschieht. Mittelirisch und so noch Neuirisch schreibt man zwar öfter *eu* als im Air., aber nicht immer an der rechten Stelle: berechtigterweise in *meur* 'Finger' (mir. Nom. plur. *meöir* in Windischs Wtb.), fälschlich in *ceud* 'hundert' neben richtigem *céad*.

Es fragt sich nun, ob wir zur genaueren phonetischen Bestimmung des vor urspr. *n* im Ir. erscheinenden Vokales nicht auch Fälle aufzutreiben vermögen, in welchen dieser Vokal keine durch das Verklingen des Nasals bedingten weiteren Veränderungen durchgemacht hat. Erhalten hat sich nun der Nasal im Ir. nur vor Mediä; es käme also darauf an, Material herbeizuschaffen, wo die idg. Verbindung: Nasalis sonans + Media oder Media aspirata in einer den Wortakzent tragenden ir. Silbe nachgewiesen werden könnte. Dieses Unternehmen ist freilich mit den grössten Schwierigkeiten verbunden, und zwar aus dem Grunde, weil oft gar nicht der Beweis zu erbringen ist, dass nicht vielmehr starke Stammform mit *e* vorliege. Von Wichtigkeit ist auch hier das *a* auf brittanischem Sprachboden. Leider aber versagt es nur zu oft da, wo man seiner Hilfe am dringendsten bedürfte. Denn *a* erleidet in allen Dialekten durch nachfolgendes *i* Infektion und ist alsdann von ursprünglichem *e* nicht mehr zu unterscheiden.

Einige sicher hierher gehörige Fälle, die schon mehrfach

unter anderen Gesichtspunkten zusammengestellt worden sind. sind:

1. ir. *imm* 'Butter' aus *imb*, Gen. *imme*, Dat. *immim*, wodurch es als neutraler *n*-Stamm erwiesen wird = bret. *amann*, akorn. *amenen*, *emenin* (butirum), cymr. *emenyn* Z[2] 82, ncymr. *ymenyn* 'butter' (ncymr. *y* in vortoniger Silbe aus *e*, dies wie im Korn. durch Infektion aus *a*). Dagegen Hochstufe der Wurzel mit *o* im skr. *añji-*, ahd. *ancho*, preuss. *anktan* 'Butter', lat. *unguen*; Tiefstufe — aber mit langer Nas. sonans (vgl. Brugmann, Grundr. I § 253) — im ind. *ājya-* n. 'Opferschmalz', *ājyana* n. 'Salbe, bes. Augensalbe'.

2. Ir. *imb* 'um- herum', cymr., korn., bret. *am-*, Z[2] 897 (als Präposition nur im Cymr., daneben auch *ym-*, *em-* durch Infektion), gall. *ambi-*. Sie weisen auf eine Grundf. **m̥bhi* nach Thurneysen im Grundriss I, p. 566, Z. 11 v. u., gerade wie skr. *abhi*, ags. *ymb* (ahd. *umbi*, ags. *ymbe* ist eine Erweiterung mit der Präposition *bi*).

3. Die ir. Negativpartikel *in* Z[2] 860, z. B. in *inderb* 'incertus', *ingnath* 'unbekannt, ungewöhnlich, wunderbar'. In den sicheren Beispielen steht *in* nur vor *d* und *g*; ein Fall mit *b* liegt nicht vor. Grdf. ist *n̥* = lat. *in-*, gr. ἀ- etc. Vor tenues ist aus *n̥* regelmässig *ē-* entstanden, *ēcsamail* 'unähnlich', *cosmail* 'ähnlich', vor Vokalen *an*; im Britt. entspricht überall *an-* Z[2] 893. Rhys Lect.[2] 92. Zimmer KZ. XXIV 523 ff.

4. Ir. *bind* (*i*-Stamm) ist von Windisch Rev. Celt. V 466 zu skr. *bhandate* 'jauchzenden Zuruf empfangen', *bhandiṣṭha* 'am lautesten jauchzend, gellend' gestellt worden. Wahrscheinlich ist es als **bhn̥dí-* mit Tiefstufe der Wurzel zu erklären. Leider scheint den brittannischen Sprachen ein verwandtes Wort abzugehen. Dagegen kann das ebendort angeführte ir. *mind* 'diadem' (neutraler. *i*-Stamm) wegen des cymr. *minn* 'sertum' nicht hierhergezogen werden. Wohl aber wäre dies sehr wohl möglich bei ir. *cimb* 'Silber, Abgabe', von Windisch mit lat. *cambiare* verglichen, für welch letzteres er keltischen, also gallischen Ursprung annimmt. Die Proportion ir. *cimb : imb* = gall. *camb- : amb-* ist zu auffällig, als dass man nicht in *cimb* ein *km̥b-* erkennen sollte.

Weniger sicher ist es, ob auch die gall. Partikel *ande-* hier angeführt werden darf, die in einer Reihe von Eigennamen wie *Andecamulos* Z[2] 867 uns erhalten ist und wohl einen

ähnlichen verstärkenden Sinn besessen haben mag, wie *ver-* in *Vercingetorix*. Mit anderem Auslaute tritt *ando-* auf in *Andocombogios* auf der Inschrift von Briona, Stokes Bezzenb. Beitr. XI 117; Irisch scheint *ind-* als Kompositionspartikel mit der doppelten Bedeutung der Richtung nach einem Orte hin und des Ausganges von wo her zu entsprechen, Z² 867, *indrith* 'Einfall' und *indarpae* 'ablatio'. Auf britt. Boden gehört das cymr. *en-* Z² 896 hierher, das auch nur noch als Verstärkungspartikel dient. Vielleicht darf man auch an den altcymr. Eigennamen *Andagello-* auf einer Inschrift: *Curcagni Fili Andagelli* denken, Rhys Lect. ² 338. Die gallische Doppelheit und die Gegensätzlichkeit der Bedeutung im Irischen legen die Vermutung nahe, dass wir es mit zwei verschiedenen Kasusformen einer Pronominalwurzel zu thun haben, etwa einem alten Instrumentalis *ande-* und einem Ablative *ando-*, ähnlich wie im ir. *air-* und *aur-* auf zwei in den Endungen verschiedene Grundformen zurückweisen, auf *are-* = gall. *are-* und auf *aro- aru-*, das aus dem Gall. noch nicht nachgewiesen ist. Übrigens erkennt Stokes a. a. O. unser *n̥d-* oder *n̥dh-* wieder im ind. *adha- (adhara, adhama)*, got. *undar* etc.

Wahrscheinlich liegt diese Wurzelgestalt noch in einem anderen ir. Worte vor, nämlich in *ind* 'Ende, Spitze' (masc. *i*-Stamm) und in dem Compositum *rind* [1] 'Spitze, cacumen', ebenfalls masc. *i*-Stamm und nicht mit dem neutralen *u*-Stamm *rind* 'Stern' zu verwechseln. Man könnte, wenn man sich nicht darauf kaprizieren will, dass manche Gegenstände wirklich unten spitzig sind, das 'unten' mit der 'Spitze' sehr wohl durch die Zwischenbedeutung 'Ende' vermitteln. Vielleicht gehört hierher auch das ncymr. *an* 'element, principle, material' (Spurell), dessen ursprüngliche Bedeutung 'Grundlage' sein würde. Es ist ein Femininum, also Grdf. **n̥dhā?* Doch ist dies ganz unsicher.

Nicht ganz sicher sind ferner:

---

1) *rind* könnte für *ró-ind* stehen ebenso wie *saidbir* 'reich' für *sú-adbur* (doch ist *saidbir* ein *i*-Stamm wie lat. *inermis, imberbis*), indem das hochbetonte *o* vor einem folgenden Vokal im Irischen nach bisher noch nicht ermittelten Gesetzen schwinden kann, während es in anderen Fällen erhalten bleibt, vgl. Thurneysen Rev. Celt. VI 149.

Ir. *ingen*[1]) 'Nagel', acymr. *eguin* 'unguis' gl. Ox., ncymr. *ewin*, akorn. *euuin*, bret. *iuin* Z² 816; *e* kann auch hier überall durch den Einfluss des nachfolgenden *i* entstanden sein, ebenso das bret. *i*, da in diesem Dialekte vor einem noch vorhandenen *i* in auslautender Silbe *a* als *i* erscheint, vgl. *e livirinn* 'dicam' neben *me a lavaro*. Lautlich wäre ja alles in Ordnung, wenn man **n̥ghēnā*[2]) als Grundform und als Tiefstufe zu lat. *unguis*, gr. ὄνυξ etc. (Curtius ⁵ 322) ansetzte. Immerhin liegt keine Notwendigkeit hierfür vor, zumal da in den verwandten Sprachen nirgends Tiefstufe der Wurzel erscheint. Man könnte auch, wie wir später begründen werden, über ein **enghēnā* zu den kelt. Formen gelangen. Freilich findet diese Grundform anderswo ebensowenig Bestätigung wie die erste. Non liquet.

Ganz ebenso verhält es sich mit ir. *imbliu* (*-enn*-Stamm), *imlecan* 'Nabel', dessen Zusammengehörigkeit mit griech. ὀμφαλός, lat. *umbilio* und *umbilicus* (mit dem *imlecan* auffällig im Suffix übereinstimmt) ja sicher ist, ohne dass die Ablautstufe der keltischen Worte sich ermitteln liesse. Hier lassen uns noch dazu die brittannischen Sprachen im Stiche.

1) So ist der Nom. für das Air. anzusetzen. Vergl. Ascoli, Archiv. glott. 6, p. LXXXVII, Thurneysen im Grundriss II 332 Anm. 2.

2) Es geht kaum an, wie Brugmann, Grundr. I § 438ᵇ, § 533 Nr. 5 und 7 anzunehmen scheint, in dem kelt. *g* den direkten Nachkommen von idg. *gh* zu sehen; denn da das Urkelt. einerseits die idg. Tenuis in hochbetonten Silben nirgends stimmhaft werden lässt, andrerseits das Hauchelement bei den idg. Mediae aspiratae spurlos getilgt hat, so liegt die Vermutung von vornherein nahe, dass idg. Tenuis aspirata im Urkelt. entweder mit der Tenuis zusammengefallen oder — wie auf altbaktrischem Gebiete — zu einer stimmlosen Spirans geworden sei, dass sie also jedenfalls ihren stimmlosen Charakter bewahrt habe. Diese Annahme findet Bestätigung in der 2. Sing. des Präs. secund. *no bertha* 'ferebas', dessen Endung nicht von ind. *-tha*, gr. -θα und vor allem nicht von ind. *thās* getrennt werden kann, womit sie ganz und gar identisch zu sein scheint, Stokes Kuhn-Schleichers Beitr. VII 6. Andere Beispiele sind nicht so sicher, so die auch von Brugmann als zweifelhaft bezeichnete Zugehörigkeit des gall. οὐέρτραγοι, ir. *traig* etc. zu der Wurzel *thregh-*; ir. *droch* 'Rad, Reif' ist etymologisch ganz unklar. Man wird wohl für *ingen* den analogen Wechsel von Tenuis aspirata und Media aspirata annehmen müssen, welchen Brugmann im Grundr. I 348, Nr. 7 für idg. Tenuis und Media nachweist.

Bei einer Anzahl von Präsensstämmen, die bald *e*, bald *i* als Wurzelvokal aufweisen und *n* wurzelhaft oder als Infix enthalten, erhebt sich abermals die Frage nach ihrer Ablautsstufe. Dies gilt insbesondere von unseren eingangs erwähnten *lingim* und *cingim*, zu denen sich noch andere Verba auf *-ingim* hinzufügen lassen: *dringim* 'ich steige' mit Compositum *fordringim* 'besteige', *scingim* 'ich springe', *fordingim* 'supprimo' (siehe die Belege in Windischs Wörterbuche).

Inwieweit hier *i*-Wurzeln vorliegen, also Bildungen wie lat. *pingo*, lässt sich nicht ausmachen, da mehrere der genannten Worte etymologisch undurchsichtig sind; dass aber *cingim* und *lingim* nicht dazu gehören, haben wir bereits früher konstatiert. Vom irischen Standpunkte aus würde nichts hindern, diesen Wörtern Tiefstufe zuzuschreiben; doch bereiten dann die gallischen Eigennamen *Cingetorix* und *Lingones* Schwierigkeiten. *Cingetorix* wäre ir. **Cingedri, rí inna cinged* 'König der Helden' — vgl. ir. *cing* mit *calma* 'tapfer' bei O'Dav. erklärt. Es lässt sich ja allerdings nicht mit Sicherheit ausmachen, ob ein etymologischer Zusammenhang zwischen dem Substantiv *cing* und dem Verbum *cingim* besteht und gerade so ist es bei *lingim* und *Lingones*: wahrscheinlich ist es aber immerhin, dass sie ein verwandtschaftliches Band verknüpft; und dann haben wir kein Recht, *in* als ursprünglich $\underset{\circ}{n}$ zu deuten. Denn nach Ausweis des gall. *ambi-* wäre dann im gall. *a*-Laut zu erwarten. Deswegen empfiehlt es sich in *lingim* und *cingim* ein ursprüngliches *e* zu vermuten.

Leider sind die Gesetze, nach denen idg. *e* im ir. vor einem dünnen Vokale in der nächsten Silbe bald als *e* erhalten bleibt, bald zu *i* wird, noch nicht bekannt, vgl. Brugmann Grdr. I 566, wo einige Fälle aufgeführt werden, die sich noch vermehren liessen. So gehören zu dem Beispiele *mid*, gen. *meda* (*u*-Stamm) 'Met', noch fünf andere *u*-Stämme, in denen zweifelsohne als Wurzelvokal *e* steckt und die trotzdem in allen Kasus, wo *u* in der Endung stand, *i* zeigen. Es sind *smir* 'medulla', gen. *smera* — vgl. ahd. *smëro*, gen. *smërwes* 'Schmeer', *bir* gen. *bera* 'Stachel, Spiess', Stokes Bezz. Btr. XI 76 f., dagegen in allen drei brittannischen Dialekten *ber*, längst als identisch mit lat. *veru* erkannt, ir. *mil* 'Honig', britt. *mel*, ir. *gin* 'Mund', cymr. *geneu*, korn. *genau*, bret. *genou*, schliesslich *il* 'viel', dessen idg. Grundform als

pélus anzusetzen ist. Hier überall wird man das *i* wohl dem Einflusse des in der nächsten Silbe stehenden *u* zuzumessen haben; gerade wie dies im Westgerm. stattfindet (vgl. Brugmann Grdr. I 59). Da unser nhd. *viel* ebenfalls *u*-Stamm war und mit ir. *il* vollständig übereinstimmt, so haben wir ein Beispiel für die Erscheinung, dass auf gesonderten Sprachgebieten gleiche Ursachen genau die gleichen Wirkungen hervorrufen können.

Noch ein weiterer, interessanter Fall ist hier zu verzeichnen, der aber gewisser Lautgesetze wegen eine eingehendere Besprechung erfordert. Irisch *i* wird bekanntlich durch einen hellen *a*- oder *o*-Vokal in der nächsten Silbe zu *e* umgefärbt, daher kelt. **viros* > ir. *fer*. Davon macht eine bemerkenswerte Ausnahme die Verbindung *inda-*, *indo-*, indem hier unter allen Umständen *i* erhalten blieb. Sichere Beispiele sind[1]: ir. *finnaim* (nach series II), das ziemlich genau dem ind. *vindāmi* entspricht; ferner ir. *finn* 'weiss': Nom. Plur. *mnā finna* 'mulieres candidae' bei Windisch. Das cymr. Masc. *gwynn*, Fem. *gwenn* und gall. *vindo-* in *Vindobona* etc. weisen ebenfalls auf *vindo-* hin, aber — worauf aufmerksam gemacht werden mag — doch nur in Verbindung mit dem irischen Worte. Denn das britt. *vind-* könnte auch aus *vend-* hervorgegangen sein und bei gallischen Formen lässt sich eine derartige Annahme ebenfalls nicht von der Hand weisen. Wie *find* 'weiss' hat wurzelhaftes *i* auch *find* 'das einzelne Haar', ein *ā*-Stamm: Gen. Sing. *finna*, Dat. Plur. *findaib*, Akk. Plur. *finna*. Ferner vgl. das Denominativ *rindaim* 'steche' zu dem oben p. 69 erwähnten *rind*. Diese Beispiele genügen zur Bestätigung der Regel, dass die Gruppe *ind* in der Hochtonsilbe irischer Wörter keinerlei Schwankungen im Vokalismus ausgesetzt ist. Wo also neben Formen mit *ind* solche mit *end* vorliegen, ist *e* als der ursprüngliche, *i* als der sekundäre Vokal anzusehen. Im Cymr. tritt natürlich auch hier *ind* auf und erweckt leicht in Verbindung mit dem irischen *i* den Schein, als ob letzteres wurzelhaft wäre. Solch ein Beispiel ist ir. *lind* 'trank' (*u*-Stamm, Gen. *lenna*), cymr. *llyn* 'trank'; als

1) Die Formen des Artikels, ferner *indas* 'quam est' lasse ich hier beiseite, da sie ihres prätonischen Charakters wegen nicht genügend beweiskräftig sind.

Grdf. ist *lendu-* anzusetzen. Auch *rind* 'Sternbild' hat unursprüngliches *i*, wie der Gen. *renna* beweist. Hier ist *i* nur durch Einwirkung des *u* zu erklären. Keine Entscheidung wage ich zu treffen in Fällen wie air. *cliuss* 'Kunststück', carm. St. Paul. II 6, mir. dagegen *cless;* ferner mir. *tess* 'Hitze', Gen. air. *tesa,* kaum aus *te(p)ess* kontrahiert, eher von einem Stamm *tepstu-* herzuleiten. Jedenfalls dürfte die Annahme nichts bedenkliches haben, dass im Ir. ursprüngliches *e* überall da zu *i* verwandelt wurde, wo *r*, *l* und *n*, welche auch bei der *eoi*-Diphthongierung eine Rolle spielten, durch *u* Labialisierung erfuhren. Natürlich hat langes *u* denselben Einfluss ausgeübt, sodass sich *dobiur* von der Wurzel *bher* erklärt. Von welcher Wichtigkeit der vermittelnde Konsonant ist, wird bei Formen mit *ch* deutlich. Vor diesem tritt bei folgendem *ū* niemals die Verwandlung eines *e* zu *i* in hochbetonter Silbe ein: der Dat. von *ech* 'Pferd' lautet *eoch* aus *eqū,* von *nech* 'aliquis', *do neoch, do neuch;* aus *ad* + *téchū* entsteht *atéoch* 'ich bitte'; aus *deqū* (alter femininer *u*-Stamm Stokes Bezz. Beitr. XI 77) *deoch* 'Getränk'. Wo im Ir. vor *ch* ein *iu* auftritt, ist das *i* wurzelhaft; so enthält *fliuch* 'nass' die Wurzel *vliq-,* was durch das cymr. *gwlyb* (masc.), *gwleb* (fem.) bewiesen wird. In einem merkwürdigen Beispiele könnte es scheinen, als ob bereits in inselkeltischer Urzeit *e* durch folgendes *ū* zu *i* geworden sei. Es betrifft das ir. *ar chiunn* = cymr. *erbynn* eigentlich 'vor dem Kopfe', dann überhaupt 'vor', wie denn alle keltischen Sprachen eine ausgesprochene Vorliebe für nominale Präpositionen hegen. Dass in *erbynn* ein Rest der ehemaligen Deklination im Brittanischen, ein alter Dativ, vorliege, ist zuerst von Siegfried und Norris erkannt worden. Der Nom. lautet cymr., korn., bret. *penn,* ir. *cenn* (*o*-Stamm). Windisch hat ihn auf eine Grundf. **kuindos* zurückgeführt, welche er mit griech. Πίνδος identificiert und mit der ind. Wurzel *śvi-* 'schwellen' zusammenbringt. Leider verstösst diese schöne und sinngemässe Zusammenstellung gegen die Lautgesetze: acymr. müsste *pinn,* mcymr. *pynn* erscheinen, da nur durch folgendes *ā* cymr. *i* zu *e* gebrochen wird; aber auch irisch wäre an Stelle von *cenn* vielmehr *cind, cinn* zu gewärtigen, da nach den obigen Bemerkungen die Gruppe *ind* durch *a* nicht verändert wird. Ir. *cenn,* britt. *penn* lassen sich nur aus einer gemeinsamen

Grundf. **qennos* begreifen. Allein die Dativformen verweisen beide auf einen Stamm *qinn.* — Sollte seine Abzweigung bereits in gemeinsamer inselkeltischer Periode vor sich gegangen sein? Höchst wahrscheinlich nicht; vielmehr werden die Formen mit *i* in beiden Sprachgebieten unabhängig entsprungen sein: im Irischen durch Einwirkung des *ū*, **cennū* > **cinnū* > *ciunn,* im Cymr. dagegen verhältnismässig später, nämlich dann erst als *ū* über *ü* zu *i* geworden war. Es handelt sich also bei Lichte besehen hier gar nicht um Beeinflussung des *e* durch *ū*, sondern um gewöhnliche *ī*-Infektion, gerade wie bei der Entwicklungsreihe: lat. *latrō* > **latrū* > **latrüü* > **latrī* > **letrī* > *leidr* resp. *lleidyr.* Allerdings kenne ich aus dem Cymrischen kein weiteres Beispiel, in dem *e* durch *ī* zu *i* verwandelt worden wäre. Aber dieser Wandel hat durchaus nichts auffälliges. Ich denke mir die Sache so, dass das *ī* das *a* und *e* der vorhergehenden Silbe zunächst um eine Stufe nach *i* hin verschob, dabei entstand aus **latrī* **letrī*, dagegen aus **pennī* **pinnī.* Späterhin wirkte *ī* nochmals auf den vorhergehenden Vokal ein; jetzt ward **letrī* > **leitrī*; *pinnī* aber, das schon *i* in der Stammsilbe besass, musste bleiben, wie es war.

Um die obige Liste für ir. *i* aus *e* fortzusetzen, so sei des Komparativs *siniu* zum Positiv *sen* 'alt' gedacht, Grdf. **séniṓs* > **seni̯ūs.* Wahrscheinlich ist der Lautwandel auch hier dem *u* zuzuschreiben. Dagegen ist *i* auf Rechnung von *jod* zu setzen bei *ad-cīu* aus *-césiō* Windisch, KZ. XXVII 164, indem zunächst **cisi̯ū* entstand; durch folgendes *ā* (in den Konjunktivformen) wurde jedoch *i* wieder zu *e* zurückverwandelt; daher der Unterschied von Indik. *adcīu* und Konjunkt. *adcēo.* Ir. *midiur* 'ich denke' ist aus *medi-* hervorgegangen, wohl durch *jod.* Genau wie das bei Brugmann erwähnte *teg* (dessen mir. Gen. *taige* als *t^aige,* also mit 'breitem' *t* und nicht als *ta^ige* zu fassen ist) flektiert *nem* 'Himmel', ebenfalls ein *s*-Stamm; bei einem dritten *s*-Stamme *leth* 'Seite' dagegen, das irgendwie mit dem lat. *latus* zusammengehört[1]), findet sich keine Spur einer Form *lith-.* Besteht zwischen den *i* für *e* in *dobir* 'du giebst' = *dobéres* und Dat. *tig, nim* = *teges,*

1) Wahrscheinlich so, dass ir. *leth* die Hochstufe der Wz. darstellt, lat. *latus* die Tiefstufe nach Osthoff MU. V S.V.

nemes (suffixlose Lokative nach Thurneysen Bezz. Btr. VIII 269) etwa ein innerer Zusammenhang? In anderen Fällen kann man zweifeln, ob ursprünglich *e* oder Tiefstufe der Wurzel vorlag, so bei ir. *rigim* 'ich strecke', obschon wegen seiner Verwandten lat. *por-rigo*, griech. ὀρέγω die Zurückführung auf **regim* viel für sich hat. Ähnliches gilt für *lige* 'Bett, Lager', zu dem die Formen mit *ai* (*laige laigim* — s. Windischs Wtb.) sich genau ebenso zu verhalten scheinen wie air. *tige* : mir. *taige*.

Wir wenden uns nach dieser längeren Abschweifung zu *lingim* und *cingim* zurück. Welche Ablautsstufe in ihnen sich verbirgt, haben wir nicht mit voller Gewissheit ausmachen können: Tiefstufe widerstritte den gall. Formen, Mittelstufe lässt sich nicht sicher durch die Lautgesetze begründen.

Nahe verwandt mit den Verben auf *-ingim* ist eine andere Reihe von Präsensstämmen, welche den Wurzelvokal *e* zeigt; es sind die Bildungen auf *-endim*, in welchen *n* entweder Infix oder wurzelhaft ist. Zur Vergleichung ist es angebracht, sie näher ins Auge zu fassen. Windisch stellt sie in seiner Grammatik p. 63 in denselben Abschnitt mit *lingim*. Hierher gehören: *adgrennim*, *ingrennim* 'ich verfolge', *scendim* 'ich springe', *foglennim* oder *fogliunn* 'ich lerne' (zweifelhaft, da *nn* womöglich ursprünglich und nicht aus *nd* entstanden ist; *nd* erst im Mir.). *adgrennim*, *ingrennim* gehören sicher zum lat. *gradior* (mit Tiefstufe nach Osthoff), got. *grips* 'Schritt' (Stamm idg. **ghredhi-*), abg. *grędą*. Letzteres wird wohl aus einer tiefstufigen Wurzelgestalt *ghrndho-* hervorgegangen sein, die ja morphologisch allein berechtigt ist. Hingegen das ir. Wort entstammt einem hochstufigen *grend-*, da ein tiefstufiges **grind* nach den obigen Bemerkungen den Vokal nicht verändern könnte; *grend-* muss eine Neubildung nach solchen Mustern, wie z. B. lit. *gendù gèsti* sein. Jedenfalls waren derlei uridg. Bildungen auch einst im Kelt. verbreitet. Auch *scendim* bereitet Schwierigkeiten. Die Präsensform ist durch die Belege in Windischs Wörterbuch sicher gestellt, daneben tritt neuir. *scinnim* auf, dessen Vokalismus jedoch ohne Wert ist. Die erst mir. nachzuweisende Perfektform *sescaind* hat Windisch in den Grundz.[5] S. 166 zu lat. *scando*, griech. σκάνδαλον, ind. *skandāmi* gestellt. Die Wurzel ist also *skand-*, mit velarem Guttural nach Ausweis des Indischen. Dazu will sich das ir. Präsens im Vokalismus schlecht fügen und ebensowenig das

cymr. *cychwynnaf* 'ich springe, fahre auf', welche beide auf eine Wurzelgestalt *skvend-* zurückgehen (vgl. ir. *scēl* = cymr. *chwedl* aus **skvetlom*), die lautgesetzlich im cymr. *i* bekommen hat. In welchem Verhältnisse *skvend-* zu den Formen der übrigen Sprachen mit *a* stehe, ist unbekannt. Doch ist das kelt. *e* wahrscheinlich erst sekundären Ursprungs. Oben ist auch ein Wort *scingim* ebenfalls in der Bedeutung 'ich springe' erwähnt worden, vgl. Windisch KZ. XXIII 214. Sollte dies nicht eine Kontaminationsbildung[1] aus *lingim* und *scendim* sein? Wir behielten alsdann als Grundformen *lingim* und *scendim*. Ja vielleicht darf man noch einen Schritt weitergehen. Vielleicht ist *lingim*, das wir auf ein älteres **lengim* zurückführen dürfen, gerade infolge der ideologischen Verwandtschaft das Muster gewesen, nach dem sich *scendim* gerichtet hat. Freilich muss dies schon in inselkeltischer Urzeit geschehen sein. Jedenfalls erhöht *-grennim* mit seiner von nicht mehr nachweisbaren Mustern überkommenen sicheren *e*-Stufe die Wahrscheinlichkeit, dass die gleiche auch in *lingim* und *cingim* vorliegt. Leider ist die Herkunft von *cingim* nicht ganz klar, vgl. Windisch bei Curtius Grundz.[5] 380.

Wir schliessen jetzt den Kreis unserer Betrachtung, indem wir zum Ausgangspunkte ir. *cēimm* und *lēimm* = britt. *camm* und *lamm* zurückkehren. Idg. Nasalis sonans ergiebt im urir. *in*; die Länge zu diesem *i* ist *ē*. Das bewies uns *cēt* 'hundert' neben *imb* 'Butter'. Auch in *lēimm* und *cēimm* liegt Länge vor, welche durch Ersatzdehnung entstanden ist. Und weil dabei Ersatzdehnung im Spiele ist, ist der Gedanke ausgeschlossen, dass etwa schon in inselkeltischer Zeit, als Gälen und Britten noch eine nationale und sprachliche Einheit bildeten, *-ngm* zu *mm* assimiliert worden wäre. Denn wäre dies bereits in jener weit zurückliegenden Periode geschehen, so hätten die Iren *mm* mitsamt dem vorausgehenden Vokale unversehrt erhalten müssen; die Länge des *ē* wäre dann unerklärlich. Jede Sprachgruppe muss also den in Frage stehenden Lautwandel selbständig und unabhängig vollzogen haben.

1) Vgl. z. B. das mir. *adconcatar* 'viderunt', Mischform aus *conáccatar* und *adcónnarcatar*, woraus zunächst **adcónaccatar* entstand, hierauf gesetzmässig die erstgenannte Form. Windisch im Wörterbuch unter *adcīu*.

Auf welchem Wege ist nun ir. *lēimm* aus **ling-men* entstanden? Ward es zunächst zu *liŋmen* und fiel *ŋ* vor *m* unter Erscheinung der Ersatzdehnung aus? Man könnte sich auf *bēimm* 'Schlag' berufen, das auf **ben-men* zurückweise und wo *n* in entsprechender Weise ausgefallen sei. Freilich muss man sich dann erst mit dem schwierigen *ainm* 'Name' abfinden, denn hier liegt ganz sicher eine Grundform **anmen* vor. Ohne in diesen sehr heiklen Fragen lange das für und wider gegen einander abzuwägen, will ich kurz sagen, wie ich mir die Sache vorstelle. Meiner Ansicht nach trat nur in der Gruppe

Vok. + Nasal + Explosiva + *m*

Ersatzdehnung ein, also es entstand

Vok. + Vok. + *m* + *m*,

dagegen wurde

Vok. + Nasal + *m* > Vok. + *m* + *m*.

Im ersteren Falle entstand nämlich wahrscheinlich zuerst durch das Schwinden der Explosiva langer Nasal, also in unserem Beispiele aus **lingmen-* zunächst **liŋŋmen*; *ŋŋ* assimilierte sich hierauf dem *m*, von dessen drei Moren eine an den Vokal abgegeben ward; oder — was in praxi auf dasselbe hinausläuft: *ŋŋ* spaltete sich (*ŋ*+*ŋ*) und gab seine erste Hälfte an den vorausgehenden Vokal, die zweite an den nachfolgenden Konsonanten ab. So entstand schliesslich *leimm*. Ebenso **grendmen* > **grennmen* > **grēmmen* > *grēimm*, **boŋgni* > **boŋŋni* > **bōnni* > *būain*. Für *bēimm* wäre dagegen **bemm* zu erwarten; vielleicht aber auch dieses nicht. Denn das Wort lautet im Korn. mit anderem und wohl ursprünglicherem Vokalismus *bom* 'ictus', Plur. *bommyn* Z [2] 293 f. Darum wird man wahrscheinlich ein **bon-men* anzusetzen haben, das im Ir. als **boimm* erscheinen müsste, aber nicht vorliegt. Ir. *bēimm* ist erst nach den Vorbildern *cēimm*, *lēimm*, *grēimm*, *drēimm*, *rēimm* (wohl nicht aus **ret-men* zu ir. *rethim*, sondern zur Wz. *re̯id-* in *riadaim* gehörig) geschaffen. Ebenso steht das andere *bēimm* 'Reise, Weg' für **bemm* (idg. Wz. *ȝem-*).

Wie erklärt sich dann ir. *ainm* 'Name', wird man fragen, wenn *nm* durchgängig zu *mm* geworden sein soll? Allerdings hätte aus **anmen* **aimm* werden müssen und ist es meines Bedünkens einst wirklich geworden. Ebenso konnte ein Gen.

**anmons* nur **amma* ergeben. Nun gab es aber neben Formen mit *anm-* noch andere, bei denen zwischen *n* und *m* ein Vokal, wahrscheinlich idg. *ə* stand. Ganz klar beweisen das die brittannischen Sprachen: ein Plural wie altcymr. *enuein* Mart. Cap. 1 b ist hervorgegangen aus *anəmánī*, gerade wie cymr. *cemmein*, Plural zu *cam*, aus *cammánī*. Intervokalisches *m* ward spirantisch, *a* zu *e*, bez. *ei* durch Einfluss des *ī*. Ebenso entstand der acymr. Sing. *anu* = bret. *hanô* aus **ánəmen*. Es scheint nämlich das urbrittannische Akzentuationsgesetz, wonach der Wortakzent auf der Penultima lag, für den Fall nicht gegolten zu haben, dass ein irrationaler Vokal der Sonant der Penultima war; dann wurde vielmehr die vorangehende Silbe der Träger des Wortakzentes. Leider muss ich mir versagen, hier weiter auf diese Verhältnisse mich einzulassen. Der Gang war also: *ánəmen* > *ánəwen* > *ánwen* > *anw*. Im Ir. konnte aus einer Grdf. *ánəmons* gar nichts anderes werden als *anma* mit festem *m* nach *n*, die thatsächlich vorliegende Genitivform. Von solchen Formen wie *anma* aus wurde dann *nm* auch in den Nominativ eingeführt, **aimm* > *ainm*. Von einem Nom. **anəmen* aus sehe ich keine Möglichkeit zu *ainm* zu kommen, es könnte nur **anim* entstehen[1]). Das anlautende *a* dürfte sich am besten als urspr. *n̥* vor *n* erklären in Formen wie *n̥nəm-*, vgl. Brugmann, Grundr. I § 243, 4. Wäre vielleicht auch aus *n̥̄m-* zunächst *anm-* geworden? Thurneysens Erklärung im Grundr. II S. 686 Anm. 2 befriedigt nicht. Für den angenommenen Lautwandel weiss er kein einziges Beispiel beizubringen. Das *nn* in Nom. Plur. *anmann* u. s. w. bleibt nach wie vor rätselhaft, das *nn* in der Deklination von Wörtern wie *brū* (Gen. *bronn*), *Eriu* (Gen. *Erenn*) oder in urkelt. Beispielen wie dem oben behandelten **qennos* 'Kopf' lässt sich davon nicht trennen.

Da dem irischen *in* aus *n̥* als Länge *ē* gegenübersteht, wird man annehmen dürfen, dass *i* ein offenes *i*, bez. geschlossenes *e* war. Wahrscheinlich stimmte dieses *i* und *ē* ganz überein und nur bezüglich der Dauer bestand ein Unterschied. Da die Nas. son. einen *i*-artigen Vokal vor sich ent-

1) So ist gebildet air. *senim* Wb. 13d 18 = *sven-ə-men;* das späte *seinm* O'Don. Suppl. ist erst nach dem Vorbilde von *ainm* entstanden.

wickelte, wird sie vorher jedenfalls selbst palatal gesprochen worden sein und auch als sie konsonantisch geworden war, dieses palatale Timbre beibehalten haben. In Fällen wie *det* 'Zahn' aus **dint* verklang sie schliesslich, indem sie sich dem erst aus ihr heraus geborenen *i* anglich. Infolge der Gleichheit des Timbres ergab sich ein einheitlicher Laut.

Ganz anders scheinen die Verhältnisse in den Fällen gelegen zu haben, wo die triphthongische Gruppe *eoi* entstand. Diese sonderbare Erscheinung deute ich mir genetisch so. Wenn man Verbindungen wie *asa*, *ese*, *isi* etc. ausspricht, ist zweierlei möglich. Entweder behält man die Mundstellung, die zur Artikulation des Vokals notwendig war, auch während der Hervorbringung des folgenden Konsonanten bei, sodass man also *as*^{a}*a*, *es*^{e}*e*, *is*^{i}*i* spricht, oder man geht von der spezifischen Vokalstellung in eine Indifferenzlage der Mundorgane über, deren Vokal bei uns im Deutschen das *e* in unbetonten Endsilben ist, also ein dumpfes *ö* in Wirklichkeit.

Ich glaube nun, dass die Iren ein ursprüngliches *etn* 'Vogel' in der zuletzt angegebenen Weise gesprochen haben, d. h. dass sie die *e*-Stellung nicht auch für *t* und *n* beibehalten, sondern *t* und *n* in einer vokalischen Indifferenzlage gesprochen haben. Nun muss *etn* einmal zweisilbig gewesen sein: auch aus dem Gen. *etni* wird zunächst ein zweisilbiges *etń* entstanden sein, und es ist begreiflich, dass zunächst die Erweichung sich auf die letzte Silbe beschränkte, *t* also unverändert liess. Nach und nach verklang *t* durch allmähliches Erschlaffen des Mundverschlusses: e s b l i e b n u r d e r i r r a t i o n e l l e V o k a l d e r I n d i f f e r e n z l a g e e i n *ö*-a r t i g e r L a u t, für den es im Alphabete keine Bezeichnung gab; und so war aus *etni* entstanden *e* + *ö* + *ń*, geschrieben *euin*, *eoin* etc. Ebenso bei *scetli* u. s. w., auch bei *kikre*, *gigle*[1]). Für auslautendes *m* fehlen Beispiele und müssen fehlen. Höchst wahrscheinlich war nämlich im Ir. die Behandlung der Grup-

1) Anders lag die Sache, wenn vor dem erweichten Sonorlaute mehrere Konsonanten standen, z. B. urkelt. **kantlī*, Gen. von **kantlom* 'Gesang'. Das hieraus zunächst hervorgehende **kantl̥'* konnte nicht wie **sqetl̥'* einsilbig werden, es entwickelte sich vielmehr ein parasitischer Vokal zwischen *t* und *l*, so entstand **cantil* und weiterhin *cētil*. Ebenso im Nom. **sqetlom* > **sqetl*^{a} > *scḗul*, aber **kantlom* > **kantl*^{a} > **kantal* > *cētal*.

pen Explos. + *m* und Explosiva + *n* verschieden, im ersteren Falle assimilierte sich die Explosiva dem nachfolgenden Nasale, im zweiten dem vorausgehenden Vokale. Vgl. ir. *bōimm* 'Stück' Goid.[2] S. 88 (das Längezeichen ist wertlos), O'Don. Suppl. *boim, buim* 'a morsel', Nom. Plur. *bommand,* zitiert von Stokes aus LU. in Bezz. Btr. XI 95. Das Wort geht auf **bog-men-* zurück und gehört zu ir. *bongim,* Aor. *bocht,* Ind. *bhanakti,* pass. *bhajyate* Fick et. Wtb. I[3] p. 688. Ir. *ām* 'manus hostium' widerspricht dem angenommenen Lautwandel nicht; seine Grdf. wird **āg-men* sein, in Übereinstimmung mit dem lat. *exāmen* aus **ex-āgmen.*

Genau der Entwicklung von urkelt. **etnī* entspricht die des Gen. **sentī (viae).* Es entsteht zunächst *sent',* ebenfalls eine zweisilbige Form, da mit der Explosiva *t'* eine neue Silbe beginnt. *n* wird darum von der Erweichung nicht ergriffen, und so ergiebt sich regelrecht *seuit.* Ausserdem erhielten alle hierher gehörige Wörter zu der Zeit, als sie einsilbig wurden, höchst wahrscheinlich zum Ersatze für die weggefallene Silbe einen starken Akzentnebengipfel, und gerade diese zweigipflige Betonung mag dahin gewirkt haben, dass der Diphthong viel schärfer hervortrat als in Fällen, wo das *i* noch erhalten war; also *seũit,* aber *séuti.*

Hingegen musste eine Grundform *gansi* zu einsilbigem *gäns'* werden, das palatale *s* afficierte darum in diesem Falle das *n,* sodass dieses zum Schlusse mit dem ebenfalls palatalen *e* einen langen, einheitlichen Vokal bilden konnte.

Es könnte nach Strachans Ausführungen (Bezz. Btr. XIV 312 ff.) scheinen, als ob die urkelt. Lautgruppe *ens* bereits in gemeinsam inselkeltischer Zeit ihren Nasal eingebüsst hätte und zu *ēs* geworden wäre. Dann müsste man das *ē* des ir. *gēis* auch in dieser frühen Periode entstanden sein lassen, und das ist bedenklich, weil der Wandel des *an* vor Konsonanten in *ē* eine speciell irische Eigentümlichkeit ist, die nicht gut von Fällen wie *cētal* aus **kan-tlo-* getrennt werden kann. Es wird darum angemessener sein anzunehmen, dass Gälen und Brittanner unabhängig von einander *ens* > *ēs* verändert haben.

Die Lautgruppe *nk* ist absichtlich in obigem Streifzuge unberücksichtigt gelassen worden, da sie eine besondere Behandlung erheischt. Auf jeden Fall ist die Entwickelung von *nk* im Ir. nicht ohne weiteres mit der von *nt* in Parallele zu

stellen. Besondere Schwierigkeiten bereitet das dort öfter auftretende *cc* mit Kürze des Vokals — ein entsprechendes *tt* fehlt vollständig — z. B. *coniccim* 'possum' neben *écen* 'ἀνάγκη', *glicc* 'klug' neben *fogliunn* 'ich lerne'. Auch das Fehlen eines *eoi* vor *c* beweist, dass die beiden Lautgruppen verschiedene Wege gegangen sind.

Leipzig. Richard Schmidt.

Lat. *velīmus* got. *vileima* und ags. *eard*.

1. Dass der Opt. des idg. **u̯el-mi* 'volo' im Lat. und Germ. starke Wurzelform zeigt statt schwacher (regelmässig ist ai. *vr-iyā-t vur-ī-ta*), und dass neben lat. *nōlō nōlim* die Formen *nolī nolīte nolītō* lagen, erklärt sich am einfachsten daraus, dass es einen Ind. Praes. **u̯el-(i)i̯ō -ī-si* etc. gab, vgl. ahd. *willu* got. *wiljan wiljands* aksl. *velją velišì* etc. Die Vermischung des Ind. und des Opt. ist bei der Bedeutung dieses Verbums leicht begreiflich. Anders über *nōlī* Wackernagel Kuhns Ztschr. XXX 313 und Stolz Lat. Gramm.[2] S. 378 f.

2. Zu den auf ein idg. Praes. Med. **r̥-tai̯* weisenden ai. *ír-tē* av. *arᵉ-šva*, gr. ὄρ-σο stellt man mit Recht ags. 2. Sg. *eard* (Ps.), *ard* (north.), *eart* (wests.) 'du bist', Pl. *earun* (Ps.), *aron* (north.). Man vergleiche, dass ὄρωρα in der spätern Gräzität geradezu εἰμί vertrat. Auch lit. *yrà* 'ist' mag zu dieser W. gehören (J. Schmidt Kuhns Ztschr. XXV 595 f.). Da nun das germ. Perfekt in der 2. Sg. nur *-t* zeigt, wie got. *skalt* ags. *scealt*, und auch solche Präsentia, die die Perfektendung herübernahmen, nur *-t* aufweisen, wie ags. ahd. *wilt* (ags. ahd. *bist* aisl. *est*), so ist es wenig glaublich, dass nur das Präsens *eard* noch die alte Lautvariante *-þ* der Perfektendung (got. *bart* für **barþ* nach *last hlaft* etc.) gerettet habe. Es bietet sich eine doppelte Möglichkeit. Entweder man fasst *eard* mit J. Schmidt a. O. als Perfektform, vgl. gr. ὄρ-ωρ-α. Oder man betrachtet *eard* als die Fortsetzung der medialen Injunktivform **r̥-thēs* ai. *ír-thās*; die Personalendung wäre im Ausgang der aktiven Perfektendung (idg. *-tha*) angeglichen, vollständige Ausgleichung mit deren frühe zur Norm erhobener Gestalt *-t* zeigte *eart*; als Injunktivform vergliche sich *eard* mit der 3. Sg. ags. as. *is* aisl. *es* (run. *is*) = idg. **es-t* und mit der 3. Pl. aisl. *ero eru* urgerm. **iz-unþ* idg. **s-n̥t*.

Leipzig, 15. Juni 1891. K. B.

Betonte Nasalis sonans [1]).

Über die Vertretung der sogenannten betonten Nasalis sonans der indogerm. Ursprache in den Einzelsprachen ist bis jetzt eine Einigung unter den auf grammatischem Gebiete thätigen Forschern nicht erzielt. Noch heute stehen sich die verschiedenen Anschauungen so schroff gegenüber wie vor Jahren beim Beginne des Kampfes. Bedenkt man dazu die Kargheit und stellenweise empfindlich fühlbare Unsicherheit des Materiales, so möchte es fast ein aussichtloses Beginnen scheinen, nicht nur den Streit entscheiden, sondern auch die gegnerischen Theorien mit einander versöhnen zu wollen. Und doch halte ich beides nicht für unmöglich. Jedenfalls lohnt es sich den Versuch einmal zu wagen.

Drei Ansichten stehen gegenwärtig unvermittelt neben einander.

1. Die Begründer und namhaftesten Vertreter der ersten sind Karl Brugmann und Hermann Osthoff. Vgl. Curtius, Stud. IX 304. 325. 335, KZ. XXIV 420 ff., MU. I 98 ff., IV 290 ff.; Grundriss II, 1 S. XIV. Beide Forscher sehen in aind. *an*, griech. αν die streng lautgesetzliche Entwickelung des betonten Nasals der Ursprache. In allen andern idg. Dialekten sind dagegen nach ihnen betonter und unbetonter Nasal unterschiedlos zusammengefallen.

2. Gegen diese Auffassung hat schon früh Johannes Schmidt Einspruch erhoben; vgl. Jenaer Litteraturzeitung 1878 S. 179, KZ. XXIV 307 Anm., Anz. f. d. Alt. VI 118, KZ. XXV 591. Betontes *én* — so schreibt er — ist seiner Ansicht nach im Indischen zu *an*, in den übrigen Sprachen aber zu *en* geworden und somit ganz und gar mit dem idg. vollstufigen [2]) *en* zusammengefallen. Seine Theorie hat neuerdings Rudolf Meringer, Zeitschrift für österr. Gymn. XXXIX 148 ff. weiter ausgeführt. Beiden ist εἰςί der Reflex eines ursprach-

1) Vortrag, gehalten auf der Münchener Philologenversammlung in der Sitzung der idg. Sektion vom 22. Mai.

2) Ich gebrauche die Bezeichnungen 'Voll- und Schwundstufe' anstatt der inkorrekten 'Hoch- und Tiefstufe'.

lichen **sénti*, in dem sich zur Zeit der 'Akzentverschiebung' noch 'der Rest eines *e*-Vokals' vorfand.

Im Resultate trifft Rudolf Kögel, Paul-Braunes Beiträge VIII 102 ff. mit Joh. Schmidt zusammen. Er unterscheidet sich jedoch darin von ihm wie von allen übrigen Forschern, dass er für betonte wie unbetonte Nasalis sonans überall ursprachliches 'ungeschwächtes' *en* einsetzen will, ein Versuch, über dessen Undurchführbarkeit heute wohl kein Zweifel mehr bestehen kann.

Bei allen sonstigen Differenzen ist jedoch Brugmann-Osthoff auf der einen, Johannes Schmidt auf der andern Seite eine Auffassung gemeinsam: beide Teile sehen gleicherweise in dem *an* der ind. Sprache die normale Fortsetzung eines idg. *ń̥* bezw. *én*. Ferner nehmen sie für das Griechische Erhaltung des Nasals an, im Gegensatz zur Erscheinungsform des unbetonten *n*. In diesen Punkten unterscheiden sie sich scharf von den Vertretern einer dritten Hypothese.

3. Hermann Collitz, Anz. f. d. A. V 333 und Fritz Bechtel, Philol. Anz. 1886 S. 16 nehmen unabhängig von einander auf Grund des ved. *saptá* = griech. ἑπτά für den idg. betonten Nasal die Vertretung durch *a* im Indischen wie im Griechischen in Anspruch. Felix Hartmann, Deutsche Litteraturzeitung 1887 Sp. 375 kommt, ohne seine Vorgänger zu kennen, zum selben Resultate. Das einzige Beispiel, das er für sein Lautgesetz anführt, ist aind. *gátiṣ* = griech. βάϲιϲ (= got. *gaqumþs*). Wenn er dagegen εἰϲί und ἔαϲι als orthotonierte und enklitische Form einander gegenüber stellt, scheint er der Schmidtschen Auffassung sich zu nähern. Freilich bleibt dabei die Länge des α in der letztgenannten Form ganz unerklärt.

Es fragt sich nun: welche dieser drei untereinander nicht unbeträchtlich abweichenden Ansichten ist die richtige? Ich glaube, eine in dieser Form gestellte Frage lässt sich nicht kurzer Hand erledigen; denn es handelt sich meines Erachtens in dem vorliegenden Falle nicht darum, die Alleinberechtigung einer der drei Theorien darzuthun, wodurch die beiden andern eo ipso zu Falle kommen. Vielmehr scheinen mir die Verhältnisse derart zu liegen, dass man von allen dreien sagen kann: 'Sie sind gleich wahr und sie sind gleich falsch'.

Gleich wahr, denn von keiner der genannten Hypothesen lässt sich nachweisen, dass sie objektiv falsches behaupte. Erschöpfend sind sie freilich noch immer nicht. Man kann den drei bereits angeführten Erscheinungsformen von *n̥̂* unschwer noch eine vierte zur Seite stellen, deren Berechtigung um nichts grösser oder geringer ist als die der andern. Ich meine damit *on*, wie sich später zeigen wird.

Gleich falsch darf man die drei Theorien insofern nennen, als sie alle den Kern des Problems nicht berühren. Nicht berühren konnten, da jede die gegebenen Thatsachen zu sehr isoliert und sie unter einem ganz engen Gesichtswinkel betrachtet. Dies beweist am besten der Umstand, dass jede im ausschliesslichen Besitze der Wahrheit zu sein glaubt: meines Erachtens ein Verkennen der ganzen Sachlage.

Das Problem, das die Formen mit betonter Nasalis sonans bieten, ist nur ein Ausschnitt aus einem andern, ungleich grössern, dass sich etwa durch folgende Fragen umgrenzen lässt:

1. Wie haben wir uns die Entstehung des Schwundstufenvokalismus zu denken?

2. Wie verhalten sich Schwundstufenvokale, wenn sie durch irgendwelche Akzentverschiebung schon in idg. Urzeit Träger des Wortakzentes werden?

3. In welchem Verhältnis stehen thematische und athematische Flexion zu einander?

Wenn auch unsere Anschauungen über das idg. Vokalsystem noch immer nicht als vollständig geklärte und abgeschlossene bezeichnet werden dürfen, so herrscht doch darüber meines Wissens allgemeine Übereinstimmung, dass die Vokale *e a â o* und die ihnen entsprechenden Längen — die sog. Vollstufenvokale also — die einzigen Sonanten oder silbischen Vokale des Indogermanischen waren zu einer Zeit, als die Schwundstufe sich noch nicht ausgebildet hatte. Die übrigen Sonoren konnten nur in konsonantischer Funktion, als Komponenten eines mit den eben genannten Vollstufenvokalen gebildeten Diphthongs vorkommen.

Wir haben also prinzipiell für a l l e S i l b e n, h a u p t t o n i g e w i e n i c h t h a u p t t o n i g e ursprünglich einen der vier Vollstufenvokale anzusetzen.

In einer jüngern Periode der Ursprache, in der das ex-

spiratorische Element des Akzentes stärker hervortrat, haben dann alle nichthaupttonigen Silben, mochten sie vor oder nach der Akzentsilbe stehen, eine Reduktion erlitten. Dies ist die Zeit, wo sich die Schwundstufenvokale zu entwickeln begannen: *ə* und die durch Samprasāraṇa entstandenen *i*, *u*; *r̥*, *l̥*; *m̥*, *n̥*.

Dieser Idealzustand ist jedoch in Wirklichkeit schon in der idg. Urzeit selbst stark beeinträchtigt worden. Einmal durch direkte Akzentverschiebungen, dann durch assoziative Umbildungen, die uniformierend Schwundstufenvokalismus in haupttonige Silben einführten und umgekehrt. So darf man sich nicht wundern, Schwundstufenvokale sehr häufig als Träger des Wortakzentes anzutreffen. Das ist aber ein Zustand, der notwendigerweise überall sekundär sein muss; denn ein von Haus aus betonter Schwundstufenvokal ist, um in der halbverschollenen Sprache der formalen Logik zu reden, eine *contradictio in adiecto*.

Welchen Einfluss übte nun die Übertragung des Haupttons auf eine ursprünglich nichthaupttonige und infolge dessen schwundstufig gewordene Silbe aus? Modifizierte sie den Schwundstufenvokal derselben irgendwie in quantitativer oder qualitativer Beziehung?

Was den ersten Teil anlangt, so hat Paul Kretschmer, KZ. XXXI 338 ff. für haupttoniges *ī* und *ū* vermutet, dass die Länge durch die sehr alte, immerhin jedoch sekundäre Akzentverschiebung bewahrt worden sei. Wie man sieht, stimmt Kretschmer mit Osthoff, dessen Erklärung der 'nebentonigen Tiefstufe' er bekämpft, darin überein, dass er in *ū* die Zwischenstufe zwischen *eu* und *ŭ* sieht. Ich will die Richtigkeit der Erklärung ganz dahingestellt sein lassen, jedenfalls haben wir es bei dieser Hypothese mit der Bewahrung einer Altertümlichkeit, nicht mit einer Neuentwickelung infolge sekundärer Haupttonigkeit zu thun. Ferner ist sicher, dass zahlreiche *ĭ* und *ŭ* unter dem Hapttone existieren, mag man nun die Akzentverschiebung, die dies verursacht hat, mit Kretschmer für jünger halten als die oben erwähnte oder nicht.

Qualitative Veränderungen, etwa die Entwickelung eines *ə*, bei sekundär betontem Schwundstufenvokal sind nirgends nachzuweisen, auch nicht bei *r* und *l*. Sie sind auch niemals von irgend einem Forscher behauptet worden.

Sollte nun *n̥* (*m̥*) allein ganz abweichend behandelt worden sein? Am ehesten liesse sich noch die verschiedene Entwickelung von betontem und unbetontem *n̥* im Indischen und Griechischen begreifen, falls wir Brugmann-Osthoffs Theorie zu Grunde legen. Denn hier ist bei unbetontem *n̥* der Nasal vollkommen geschwunden — eine ganz einzigartige Erscheinung. Es wäre nun an sich nicht unwahrscheinlich, dass durch Akzentverschiebung das *n* sich erhalten habe. Warum aber, wie Joh. Schmidt will, die Vokalqualität sich geändert haben sollte, indem *en* zu α, *én* dagegen zu εν geworden sei, lässt sich in keiner Weise absehn. Noch weniger begreiflich ist die Verschiedenheit der Vokalqualität in jenen Sprachen, wo *n* erhalten bleibt. Weshalb soll ein got. *sind* aus **sénti* dem got. *bundans* aus **bhendhonós* gegenüberstehen, obgleich es ebensowohl *wulfs* wie *hulþans* heisst? Dass aber die Akzentverschiebung bei *wulfs* gemeinindogermanisch ist, lehrt seine Übereinstimmung mit ai. *vṛ́ka-* und gr. λύκος aus **vl̥kos* nach dem Gesetze Bradke-Osthoffs.

Trotz aller Konzessionen aber, die man ihr allenfalls machen kann, scheint mir Brugmann-Osthoffs Erklärung im letzten Grunde unannehmbar. Ihr Beweismaterial ist im wesentlichen der Verbalflexion entnommen. Aber gerade der Umstand, dass es einem so fest gegliederten Systeme angehört, raubt ihm seinen Wert: überall liegt die Annahme von Kontaminationsbildungen allzu nahe. Die Endung der 3. Plur. -ᾱσι aus -αντι kann sehr wol auf einer Verschränkung von -οντι und -ατι beruhen. -ατι, homerisch -ασι bei Perfekten entspricht dem amd. *-ati* und geht auf idg. *-n̥ti* zurück, das z. B. in der reduplizierten Klasse athematischer Präsentien berechtigt war.

Das -αν der 3. Plur. Aor. wird sich zu diesem -αντι verhalten wie -ον : -οντι.

Beim Partizipium des *s*-Aoristes, dessen Suffix als -αντ- erscheint, ist das ν überhaupt nicht lautgesetzlich. Dies lehrt der vedische Nominativ *dhákṣat*, vgl. Lanman, Noun-Inflektion S. 505. Selbst Brugmann hat dies Grundriss II 375 anerkennen müssen. Die Umbildung von *δειξατ- zu δειξαντ- wäre nach dem Muster der übrigen Partizipien erfolgt. Sollte aber auch diese Auffassung unrichtig sein, — was ich nicht glaube — so böte doch der Indikativ mit seinem durchgehenden α

eine hinlängliche Stütze für die Annahme, dass die *a*-Qualität unter seinem Einfluss habe siegen können.

Auch die wenigen Nominalstämme wie παντ-, ἱμαντ- gehören einem System an, dessen uniformierendem Zwange sie ausgesetzt waren. Die Möglichkeit des Sieges von α zu leugnen, scheint mir undurchführbar. Haben doch die *ment*-Stämme die Stufe *-mnt-* verallgemeinert (vgl. Kretschmer KZ. XXXI 347 Anm.), einzelne alte Partizipien die Schwundstufe durchgeführt.

Kurzum, der Boden scheint mir überall ein recht schwankender zu sein.

Ich meinerseits stimme mit Collitz-Bechtel-Hartmann darin überein, dass *n̥* nicht anders behandelt worden sei als alle übrigen Schwundstufenvokale, die durch Akzentverschiebung in der Urzeit haupttonig wurden, d. h. dass es unverändert blieb und im Indischen wie im Griechischen als *a* erscheint. Ich verzichte dabei gerne auf alles Beweismaterial, das irgend einem Systeme angehört, obwol es mindestens ebenso reichlich und um nichts weniger sicher ist als jenes für *ń̥* = αν. Alle Fälle wie *gátiṣ* = βάcιc, ved. *saptá* = ἑπτά[2]) mögen daher bei Seite bleiben. Denn es existiert ein Fall, der meines Bedünkens die Frage endgiltig entscheidet; der ausserhalb jedes Systemzwanges steht, bei dem wir deshalb, wenn irgendwo, die Garantie einer rein lautgesetzlichen Entwickelung haben.

Dies ist das *a*-privativum, bekanntlich die indisch-griechische Schwundstufenform der Negation *nĕ̆*. Durch die eingehende Untersuchung Knauers KZ. XXVII 1 ff. darf es als bewiesen gelten, dass bei primärer Zusammensetzung (bei Karmadhāraya) das *a* den Ton trug. Dies tritt uns, wie Knauer selbst sagt, 'als unumstössliche Thatsache' entgegen.

Erst in sekundärer Komposition, in den aus Karmadhāraya entstandenen Bahuvrīhi verliert es den Akzent. Dieser

1) Ich stimme mit Collitz, Anz. f. d. A. V 333 f. gegen Osthoff MU. I 97 ff. darin überein, dass ich durch ved. *saptá*, griech. ἑπτά, wozu man unbedenklich auch g. *sibun* zählen kann, idg. Endbetonung für erwiesen halte. Aber diese Betonung muss natürlich erst sekundärer Weise durch Verschiebung entstanden sein: so kommen wir doch schliesslich zu Osthoffs Annahme einer Analogiebildung nach **oktṓu* zurück, unterscheiden uns nur in der Datierung von ihm.

Prozess ist aber im wesentlichen erst einzeldialektisch: nur bei den *es*-Stämmen scheint er in die Urzeit zurückzugehen, wie die Gleichung *atĕjás-* = ἀτερπέϲ lehrt.

Nun wird aber heute, nach Knauers Untersuchung, niemand mehr mit Brugmann, Curtius' Studien IX 300 annehmen wollen, dass von dieser einzigen, der spätesten Urzeit zuzuweisenden Kategorie aus, sich *a* = *n̥* für lautgesetzliches *an* = *ń̥* über das ganze Gebiet verbreitet habe. Das wäre, von andern Bedenken ganz zu schweigen, um so unglaublicher, weil das angebliche *an* = *ń̥* an dem antevokalischen *an* = *n̥n* eine starke Stütze gehabt hätte.

Knauers Untersuchung hat vielmehr bestätigt, was Johannes Schmidt, KZ. XXIII 272 Anm. schon vermutet hatte, dass wir nämlich auf Grund von Gleichungen wie *ágata-* = ἄβατοϲ für das idg. die lautgesetzlich allein berechtigte Grundform **ń̥gm̥tos* anzusetzen haben. Hierdurch aber ist der Zusammenfall von *n̥* und *ń̥* auch für das Indische und Griechische bewiesen: für die übrigen Sprachen nehmen ihn Brugmann und Osthoff ja ohnedies an.

Aber diese Erkenntnis gewährt uns noch keine Erklärung der aind. *an* sowie der ihnen entsprechenden europ. *en* und — füge ich hinzu — *on*. Wenn wir die Reihe aind. *sánti* griech. ἐντί cymr. *ynt* germ. **sinþ*, der im lat. *sunt*, im abg. *sątъ* zur Seite steht, vorurteilslos betrachten, so können wir uns dem Eindruck nicht entziehen, dass wir es hier mit indogermanischem Erbgut zu thun haben, nicht mit lauter einzelsprachlichen Neuerungen, die zufälliger Weise zum selben Resultat geführt hätten. Dazu nötigt uns das einzige ἔαϲι mitnichten, noch weniger der Umstand, dass ἐντί wie *ynt* ihr anlautendes *s* durch assoziative Neubildung verloren haben. Wie sollte sich ein so isoliert dastehender Ausgang der 3. Plur. wie *-enti* in mehreren Sprachen zugleich eingestellt haben! Dagegen ist in -αντι für -ατι die Umbildung nach dem Muster von -οντι unschwer begreiflich.

Demnach scheint Johannes Schmidt mit seiner Behauptung, idg. *én* werde zu einzelsprachlichem *en* dennoch recht zu haben? Auch hier muss ich wieder antworten: ja und nein. Ja, wenn er die Ursprünglichkeit des griech. εν verficht; nein, weil auch er von einer Schwundstufenform, von ursprünglichem *en* ausgeht.

Diese Differenz mag beim ersten Blick auf ein Spiel mit Worten hinauszulaufen scheinen; in Wirklichkeit dürfte sich aber der Unterschied als nicht unbeträchtlich herausstellen.

Mir ist nämlich ganz und gar unverständlich, wie man bei einer derartigen Form überhaupt von einer Schwundstufe als dem Ursprünglichen hat ausgehen können. Das haben aber sowohl Brugmann-Osthoff wie Joh. Schmidt gethan; denn ob man mit diesem *s^{e}nti mit jenen *sń̥ti schreibt, verschlägt wenig: das Wesentliche ist und bleibt, dass b e i d e Parteien in der Annahme der Schwundstufe e i n i g sind. Und gerade dies scheint mir ein verhängnisvoller Irrtum zu sein.

Gehen wir in die Periode der idg. Urzeit zurück, die der Ausbildung der Schwundstufe vorausging, so gelangen wir nach allgemeiner Ansicht nur zu einer Grundform *esent(i). Das anlautende *e* musste als unbetont schwinden; abgesehen davon aber konnte die Form eine zwiefache Entwickelung durchmachen:

1. Im Hauptsatze, wo sie enklitisch war, ward ihr *en* zu *n̥* reduziert; wir bekommen also *sn̥t(i).

2. Im Nebensatze, wo sie betont war, trug das *en* den Wortakzent. Dadurch aber war es vor jeder Reduktion geschützt. Wir dürfen daher nichts anders ansetzen als *sént(i), mit vollstufigem *en*. Ebenso im Optativ *si̯ént, griech εἶεν, mit Übertragung des anlautenden ε. Spricht man in diesen Fällen von 'betonter Nasalis sonans', so muss man dies auch bei *bhéndhō u. ä. thun. Das wäre aber eine ebenso seltsame Terminologie, als wollte man *éi*, *éu* in *bhéidho, bhéugō 'betontes *i*, *u* sonans' nennen.

Am nächsten ist dieser Anschauung, soviel ich sehe, Osthoff, MU. IV 200 gekommen, wenn er hier die sekundäre Endung der 1. Plur., für die Joh. Schmidt die Abstufung -m^{e}n : -m$_{e}$n annahm, den einfachen Wechsel von *-men* und *-mn̥* aufstellte "so dass man hier die 'hochbetonte Nasalis sonans' gar nicht braucht". Auch Felix Hartmann, DLZ. Sp. 375 nennt εἰσί die 'orthotonierte Form', ohne freilich seine Auffassung näher zu präzisieren.

Mit dem idg. *e* lautet aber *o* ab. Worauf auch immer dieser Wechsel zurückzuführen ist, jedenfalls sind wir berechtigt, ihn zur Erklärung heranzuziehen, wenn wir in der 3. Plur. des Verbum substantivum ein *o* neben *e* antreffen. Bei lat.

sunt ist freilich die Annahme einer Neubildung nach den thematischen Verben ebenso nahe liegend; dagegen versagt dies bequeme Aushilfsmittel bei dem abg. *sątъ*. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass *jesmь* seiner ganzen Flexion nach aufs schärfste von den thematischen Verben unterschieden ist, dagegen eng mit den übrigen athematischen assoziiert. Diese Sachlage aber schliesst den Gedanken vollständig aus, in *sątъ* eine Neubildung für älteres **sętъ* zu sehen, die durch den Ausgang *-ątъ* des thematischen Verba hervorgerufen sei. Wäre dies richtig, so müsste auch *jadętъ* u. dgl. Umbildung erfahren haben, nicht blos das einzige **sętъ*. Vielmehr verhält sich idg. **sénti* : *sónti* = gen. *-és* : *-ós*[1]). In diesem Sinne habe ich oben von *on* als einem Vertreter der 'betonten' Nasalis sonans gesprochen; denn *on* steht in jeder Beziehung mit *en* auf gleicher Linie.

Ein Einwand liegt hier allerdings auf der Hand und ist mir auch schon von befreundeter Seite gemacht worden. Man sagt nämlich: Was soll dieses *e/o*, das in der athematischen Flexion plötzlich auftritt, denn bedeuten? Aber ebenso naheliegend wie die Frage ist die Antwort: das *e/o* in **sénti*, **sónti* ist nichts anders als das *e/o* der thematischen Flexion.

Mit der herkömmlichen, stark schematisierenden Art und Weise, mit der man bei der Einteilung in 'thematische' und 'athematische' Flexion vorzugehen pflegt, habe ich mich nie befreunden können, so bequem dieselbe auch sein mag. Denn was kann einfacher sein, als sorgfältig überall den 'Themavokal' *e/o* wegzulassen, um das Urparadigma der athematischen Nomina und Verba zu erhalten? Ein solches Verfahren nimmt sich auf dem Papiere nicht übel aus, genügt aber in der Wirklichkeit nur allzuhäufig nicht, sondern führt zu Unformen wie **sįńt*, **sńt(i)* u. ä., die niemals eine reale Existenz geführt haben können.

Thematische und athematische Flexion sind eben nicht zwei von allem Anfang an getrennte Welten, die kein Band verknüpft. Wer suchen will, findet der Fäden genug, die hinüber und herüber führen. Allerdings, soweit wie Kögel, Paul-

1) Ich bin der Ansicht, die auch Kretschmer neuerdings vertreten hat, dass der Wechsel von *o* und *e* mit der Stellung des überlieferten idg. Akzentes nichts zu schaffen hat.

Braunes Beiträge VIII 102 ff. zu gehen, wird sich gegenwärtig schwerlich jemand entschliessen.

Auf jeden Fall aber setzen athematische Formen im Prinzip ältere thematische voraus, aus denen sie durch Reduktion entstanden sind. Wo also keine Reduktion möglich war, da musste natürlich der alte Vollstufenvokal erhalten bleiben.

Auf das Vorkommen athematischer Formen in der thematischen Flexion habe ich vor einigen Jahren bei den *ie*-Stämmen aufmerksam gemacht. Ich will heute nicht darauf zurückkommen, kann mir aber nicht versagen, dem früher gebotenen zwei charakteristische Beispiele hinzuzufügen, die der Deklination der *-u̯e-* und *-ne*-Stämme entnommen sind.

Griech. πολύc, πολλοῦ ist uns erst durch Johannes Schmidts Lautgesetz, dass vortoniges λϝ zu λλ werde, verständlich geworden, vgl. Pluralbildungen S. 47 Anm. Wir haben im Nom. und Akk. schwundstufiges Suffix wie bei den *eu*-Stämmen, im Gen. u. s. w. dagegen Vollstufe; πολ-ύ-c, πολ-ύ-ν : πολλοῦ aus *πολ-ϝό-cι̯ο = lit. *mẽd-i-s* : Gen. *mẽdzio*.

Nicht minder interessant ist die Vergleichung von μέγαc mit *magnus*. Über die Abstufung der Wurzelsilbe hat Osthoffs Entdeckung der verschiedenen Schwundstufenformen von Nasalen und Liquiden helles Licht verbreitet: vgl. vorläufig MU. V, Vorwort. μέγαc = **még-n̥-s*, hat also Vollstufe der Wurzel, Schwundstufe des Suffixes; *mag-nu-s* = **məg-no-s*, Schwundstufe der Wurzel, aber Vollstufe des Suffixes. Wir dürfen demnach ein idg. Paradigma rekonstruieren: Nom. **még-n-s*, Akk. *még-n̥-m*, Gen. *məg-nó-si̯o* u. s. w.[1]).

Auch an Fällen für die umgekehrte Erscheinung: thematische Formen im athematischen Paradigma fehlt es nicht. Was ist der Gen. auf *-es*, *-os* anders als eine solche? Er unterscheidet sich von dem der thematischen Deklination auf *-esi̯o*, *-osi̯o* nur durch das Fehlen der Partikel *-i̯o*. Unser *-és*, *-ós* verhält sich aber zu dem wirklich athematischen *-s* des Genetivs, wie es in *δεμ-c u. ä. vorliegt, genau ebenso wie die 'thematische' Endung *-ént(i)*, *-ónt(i)* in **s-ént(i)*, **s-ónt(i)* zu der 'athematischen' *-n̥t(i)* in aind. *bibhr-ati*, hom. λελόγχ-ᾱcι.

1) Die Deutung von μέγαc durch Joh. Schmidt, KZ. XXVI 408, der sich Bartholomae, KZ. XXIX 585 anschliesst, scheint mir gezwungen.

Ganz dasselbe gilt natürlich auch von dem Ausgang des Nom. Plur. *-es*. Das wertvollste Beispiel gewähren uns jedoch die in jüngster Zeit so heiss umstrittenen Partizipien auf *-nt-*. Man vergleiche in chronologischer Folge die stark angewachsene Litteratur: Bartholomae KZ. XXIX 487 ff.; Brugmann, Grundriss II 378 ff., Griech Gramm. ² 108; J. Schmidt, Pluralbildungen 422 ff.; Brugmann, Grundriss II 560, Anm.; Bartholomae, BB. XVI 261 ff.; Kretschmer KZ. XXXI 345 ff.

Bartholomae leugnet jeden quantitativen Ablaut für die Partizipien; bei den thematischen Verben wechsele *-ont-* und *-ent-*, bei den athematischen *-ń̥t-* mit *-n̥t-*. Joh. Schmidt hat den ersten Teil dieser Behauptung, der den eigentlichen Kern der Theorie enthält, bestritten; den zweiten, der im Grunde nur eine Bestätigung der Vulgatansicht ist, akzeptiert auch er. Für mich kommt dieser Teil allein in Betracht.

Soviel steht fest, dass wir in den isolierten substantivischen und adjektivischen *nt*-Stämmen wie **âd-ont-* u. ä. die sichersten Beispiele für die ursprüngliche Flexion der Klasse haben. Denn man darf ja nicht vergessen, dass die Partizipien von Hause aus nichts weiter sind als dem Verbalsystem eingegliederte Nomina. Es ist aber von vorne herein die Möglichkeit zuzugeben, dass diese Einfügung in ein festgegründetes System Neubildungen im Gefolge gehabt haben kann.

Für die Nominalklasse nun kann eine Flexion **âd-ónt-s*, **âd-ónt-m̥*, **âd-n̥t-ós* nicht bestritten werden. Wir haben hier denselben Wechsel zwischen *-ont-*[1]) und *-n̥t-* wie in der dritten Person Plur. *-ónti*, *-énti* : *-n̥ti*. An die bekannte Vermutung, dass wir es hier mit einer im Grunde identischen Bildung zu thun hätten, mag hier nur erinnert werden, vgl. Brugmann, Grundriss II 371, Anm. 1. Dieser Ablaut ist von dem schon früher erwähnten *-es*, *-os* : *-s* im Genetiv Sing. nicht verschieden.

Wie steht es nun bei den Partizipien der athematischen Verba? Im Altindischen flektiert *s-ánt-am*, *s-at-ás* genau wie *d-ánt-am*, *d-at-ás*. Aber der Theorie zu Liebe setzt man hier **(â)d-ónt-m̥*, dort aber **s-ń̥t-m̥* als Grundform an. Meines Bedünkens gibt es aber in diesem Falle sogut wie bei der 3. Plur. nur zwei Möglichkeiten:

1) Der Akzent ruhte von jeher auf dem stammbildenden

1) Vielleicht existierte neben *-ont* auch *-ent*, vgl. Brugmann, Grundriss II 371, Anm. 2.

Suffix, dasselbe muss also in der Vollstufe erscheinen; dies gilt für *sántam* nicht weniger als für *dántam*.

2) Die Endung ist betont, die vorausgehende suffixale Silbe muss Reduktion erleiden: *satás* = *datás*.

Dass dem so ist, dass wir es im ersten Falle mit einer 'Akzentverschiebung' gar nicht zu thun haben können, lehrt die einfache Erwägung, dass **sánts* sowenig wie die 3. Plur. **sánt(i)* jemals eine andere Silbe betont haben kann. Daraus folgt aber mit Notwendigkeit, dass wir von dem Verhältnis Vollstufe : Schwundstufe auch für die 'athematischen' Partizipia ausgehen müssen. Der angebliche Wechsel von *-ń̥t-* : *-nt-* verdankt nur dem Schematisierungsbedürfnis des Grammatikers seine Existenz.

Übersetzen wir **sants* ins Indogermanische, so gelangen wir unter keinen Umständen zu einer andern Form als **sonts*. Hierdurch aber erklären sich mit einem Schlage die sonst so rätselhaften Partizipialformen des Verbum substantivum: vgl. mit ind. *sant-* griech. ὀντ- für ὁντ- aus *sont-* wie ἔντι für idg. **sénti*; lat. *sōns*, anord. *sannr* und ags. *sōd*, lit. *ẽsąs* (*sąs*), abg. *sy* aus **sonts* Gen. *sąšta* aus **sont-jād*.

Die zugehörige Schwundstufenform findet sich in ai. Gen. *satás*, griech. (dor.) Fem. ἔασσα aus **e(s)n̥tī*, lat. *praesēns*, urgerm. Stamm **sundjó-* (Nom. **sundi*) vgl. got. *sunja*, preuss. *-sins*.

Für *e*-Stufe kann angeführt werden dor. ἔντες für **séntes*, eventuell lat. *prae-sēns*, preuss. dat. *-sentisma*.

Auf gleiche Weise erklären sich alle 'thematischen' Partizipien zu athematischen Verben, die Brugmann, Berichte der sächs. Gesellschaft der Wissensch. 1890 S. 232 noch zu schaffen machten. So ist griech. ἰοντ- im Suffix genau dem ind. *yánt-*, dem lat. *eunt-* gleich und repräsentiert die normale Vollstufenform eines Partizipiums, das zu einem athematischen Verbum gehört. Dass wir es hier nicht etwa mit einer Neubildung zu thun haben, beweist die merkwürdige, ganz isolierte Form des Lateinischen, auf die mich Prof. Osthoff speziell aufmerksam macht.

Ferner gehört hierher auch das von Kretschmer, KZ. XXXI 347 verkannte griech. ἑκοντ-, im Suffix identisch mit dem athematischen Partizip ai. *uśant-*.

Neben *sy*, *sąšta* stehen im Abg. die Partizipialformen der

übrigen athematischen Verba. Vgl. *dady, dadąšta* und vor allen Dingen *jady, jadąšta.* Man käme in nicht geringe Verlegenheit, sollte man den Grund angeben, der sie als Umformungen eines älteren *-ę -ęšta* begreiflich erscheinen liesse. Heisst es doch in der dritten Person des Plurals noch immer bei diesen Verben *-ętъ* und existieren doch — was noch ungleich schwerer ins Gewicht fällt — Partizipien auf *-ę -ęšta* in grosser Anzahl; vgl. z. B. *chvalę, chvalęšta.* Ein ursprüngliches *-ęt-* = *n̥t-* und *-ń̥t-* wäre daher nichts weniger als vereinzelt gewesen.

Wir stehen hier also vor einem grossen Gebiet, das thematischen Formen in der athematischen Konjugation von rechtswegen zukommt. Behält man dabei noch im Auge, dass es auch im Verbum finitum Formen gab, die aus dem System athematischer Flexion herauszutreten schienen, so kann man sich nicht wundern, wenn man so häufig vollständige Doppelparadigmen antrifft. Wenn zu idg. **r̥-néu-ti* die 3. Plur. lautgesetzlich **r̥-nu̯-ónti* lautete, so lag die Neubildung eines **r̥-nu̯é-ti* u. s. w. nur allzu nahe.

Meine Auffassung ist also — um den Inhalt der vorliegenden Blätter in Kürze zusammenzufassen — die folgende:

1. In Silben, die immer Träger des Wortakzentes waren, gehört eine Reduktion zu den Unmöglichkeiten; *en, on* sind hier von Alters her bewahrte Vollstufendiphthonge: ἐντί ist alt, vgl. Joh. Schmidt.

2. Ward eine ehemals unbetonte Silbe durch Akzentverschiebung haupttonig, so blieb die Qualität des schwundstufigen Sonanten unverändert. Also *ń̥* = *á* vgl. Collitz-Bechtel-Hartmann.

3. Griech. αν = *ń̥* ist das Produkt von Kontaminationen; vgl. Brugmann-Osthoff.

Sollte es mir gelungen sein, die Fachgenossen von der Berechtigung meiner Theorie zu überzeugen, so darf ich mich wohl der Hoffnung hingeben, dass hiermit ein alter Streitpunkt aus der Welt geschafft und der Beweis erbracht sei, dass eine Versöhnung scheinbar schroff entgegengesetzter Ansichten vielfach leichter herbeizuführen ist, als die Gegner in der Hitze des Kampfes glauben.

Wilhelm Streitberg.

Über Sprachrichtigkeit[1]).

Der auffallende Mangel an Interesse für allgemeine spekulative Theorien in unserer Zeit und die unter den Gelehrten der Gegenwart herrschende Vorliebe für Detailforschung mit Übergehung der prinzipiellen Fragen in der Wissenschaft dürften wohl die Hauptursache davon sein, dass die Frage nach der Sprachrichtigkeit jetzt weniger die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen scheint, wenigstens in der Litteratur nur kurz erörtert wird. Und doch ist es nicht lange her, dass derartige Fragen der Gegenstand eines ganz allgemeinen und lebhaften Interesses in Schweden bildeten: zum teil wurde dies Interesse im Anfang unseres Jahrhunderts durch die patriotischen Bestrebungen der 'götischen Schule', die unter anderem auch 'ein gutes Schwedisch' als Forderung aufstellte, hervorgerufen, zum teil durch J. E. Rydqvists und C. Säves mehr all-

1) Diese Abhandlung ist Adolf Noreens Schrift 'Om språkriktighet' (2. Auflage, Upsala, W. Schultz 1888), von dem Unterzeichneten aus dem Schwedischen übertragen und für deutsche Leser bearbeitet. Diese Bearbeitung schliesst sich eng an den Urtext an, doch sind die erläuternden schwedischen Beispiele durch deutsche ersetzt. Infolge dessen machten die an diese geknüpften Erörterungen oft auch ein Abweichen vom schwedischen Text und das Einsetzen eines eigenen deutschen Textes nötig. Solche Stellen werden zwischen Sternchen eingeschlossen; Zusätze des Bearbeiters sind durch eckige Klammern bezeichnet.

Da der Unterzeichnete in manchen Punkten von den Ansichten Noreens abweicht, so wird er seinen Standpunkt in einem Nachtrag zu der vorliegenden Abhandlung demnächst in den 'Indogermanischen Forschungen' darlegen.

Arwid Johannson.

Da Noreens interessante und anregende Schrift in Deutschland bisher wenig Beachtung gefunden hat, so hat sich die Redaktion gerne bereit erklärt die vorliegende Bearbeitung zum Abdruck zu bringen und so zur wünschenswerten Verbreitung beizutragen. Derartige Bearbeitungen für deutsche Leser oder gar blosse Übersetzungen wird diese Zeitschrift übrigens nur ganz ausnahmsweise zulassen.

Die Redaktion.

gemein und durch V. Rydbergs und Es. Tegnérs mehr speziell gehaltene Beiträge zur Klärung der Frage nach der Sprachrichtigkeit, die wenigstens an den schwed. Universitäten eine überaus lebhafte Erörterung dieses Gegenstands zur Folge hatten. Es fehlt jedoch viel daran, dass man glauben dürfte, diese Frage sei dadurch wesentlich ihrer Lösung näher gebracht worden, und die Ansichten über dieses Thema, die jetzt die verbreitetsten zu sein scheinen — wenigstens unter den schwed. Schriftstellern und Lehrern — hält der Verfasser dieser Zeilen für dermassen falsch, dass er nicht umhin kann, einem lange genährten Wunsche zu willfahren und die Frage abermals einer Behandlung zu unterziehen. Wenn er auch nunmehr, wie oben angedeutet, vielleicht kein so allgemeines Interesse für sie erhoffen kann, wie etwa vor einem oder zwei Jahrzehnten, so dürfte doch, und zwar zum teil infolge des oben erwähnten Umstands, der gegenwärtige Zeitraum einer leidenschaftslosen Erörterung dieses Stoffes besonders günstig sein. Dazu kommt noch, dass diese Frage von durchgreifender praktischer Bedeutung und Wichtigkeit ist, und zwar nicht am wenigsten für den Schulunterricht, dass sie gerade zu jenen gehört, die man nicht fallen lassen darf, zumal da man, wie es jetzt geschieht, geneigt zu sein scheint unrichtige Anschauungen, weil sie althergebracht sind und von seiten der Sachverständigen der Widerspruch ausgeblieben ist, gewissermassen zum Gesetz zu erheben. Möge die folgende Darstellung einiges dazu beitragen, diesem Missstand abzuhelfen!

Unter denen, die in dieser Frage ihre Ansicht geäussert haben, lassen sich mit Leichtigkeit die Anhänger zweier verschiedener Standpunkte sondern, die hier der Kürze halber — mit Ausdrücken, die für den vorliegenden Zweck geschaffen sind — der litterargeschichtliche und der naturgeschichtliche genannt werden mögen. Diesen will der Verfasser seinerseits noch einen dritten hinzufügen, den er mit leicht erklärlicher Parteilichkeit den rationellen nennt.

1. Der älteste und vornehmste Verfechter des litterargeschichtlichen Standpunkts ist in diesem Jahrhundert Jakob Grimm, 'der Vater der historischen Sprachforschung'. Grimms Schüler J. E. Rydqvist ist der hervorragendste Vertreter in Schweden. Von den älteren Gelehrten mag nament-

lich C. Säve als hergehörig genannt werden, unter den jüngeren wird dieser Standpunkt vertreten von V. Rydberg — besonders in seiner aufsehnerregenden Abhandlung 'Tysk eller nordisk svenska?' (Svensk tidskrift 1873, Dezemberheft) —, A. O. Freudenthal, Hans Hildebrand — vorzugsweise in seinen älteren Arbeiten — und anderen[1]; die Anhänger dieses Standpunkts finden sich besonders unter den älteren der jetzigen Generation, wenn ihn auch, wenigstens heutzutage, keiner von ihnen in jeder Beziehung konsequent beibehält. Auf diesem Standpunkt wird als Norm für Sprachrichtigkeit aufgestellt: der Sprachgebrauch eines, oft ganz willkürlich gewählten, vergangenen Zeitraums. So z. B. soll für das Lateinische die Sprache des römischen 'goldenen' Zeitalters die massgebende sein, für das Französische der Sprachgebrauch Voltaires und seiner Zeitgenossen. In Schweden betrachtete Rydqvist, der den jüngern als eine unzweifelhafte Autorität galt, das Altschwedische um 1300 — in rein sprachlicher Hinsicht — als 'klassisch'. Das beste Schwedisch ist mithin das, welches sich am wenigsten von der Sprachform dieser Zeit entfernt. [Als Vertreter dieser Richtung in Deutschland mögen hier angeführt werden: ausser Jakob Grimm[2]) K. A. J. Hoffmann (Neuhochdeutsche Schulgrammatik), Engelien (Grammatik der neuhochdeutschen Sprache), Andresen (Sprachgebrauch

1) Ich muss hier auf das nachdrücklichste hervorheben, dass es keineswegs meine Absicht ist, hiermit behaupten zu wollen, dass die erwähnten Gelehrten auch noch jetzt sich zu diesem Standpunkt bekennen, auch nicht, dass sie sich jemals klar und deutlich für ihn ausgesprochen haben, nicht einmal, dass sie den Gedankengang durchgemacht haben, der diesen Standpunkt in seiner ganzen Ausdehnung kennzeichnet, wenn auch das bei dem einen oder dem andern in mancher Beziehung der Fall gewesen sein mag. Sondern ich will hiermit nur gesagt haben, dass ihre diesbezüglichen gelegentlichen Aussprüche Bruchstücke eines Gedankengangs sind, der, vollständig und konsequent durchgeführt, meiner Meinung nach den weiter unten geschilderten Standpunkt ergiebt, und dass mehr oder minder zahlreiche Fälle in ihrer sprachlichen Praxis vorkommen, die sich nur aus dem — bewussten oder unbewussten — Vorhandensein derartiger Theorien erklären lassen.

2) [Nachdrücklichst wurden die Bestrebungen dieses Standpunktes schon von Raumer in seinen Gesammelten sprachwissenschaftlichen Schriften 1863, namentlich S. 331 ff., bekämpft.]

und Sprachrichtigkeit im Deutschen), Hans von Wolzogen (Über Verrottung und Errettung der deutschen Sprache, 3. Aufl.) u. a.; auch Schleicher (Die deutsche Sprache) gehört dieser Richtung an (siehe Nachwort). Alle diese treffen in Fällen, wo es gilt, zwischen zwei neben einander vorkommenden Formen zu wählen, ihre Entscheidung vorzugsweise dermassen, dass sie die Form für die richtige erklären, die auf lautgesetzlichem Wege mit der mittelhochdeutschen zu vereinigen ist. Der litterargeschichtliche Standpunkt dürfte wohl derjenige sein, der gegenwärtig die meisten Anhänger zählt, da streng genommen auch die ihm zugerechnet werden müssen, die für das jetzige Deutsch die Sprache Lessings, Goethes und Schillers als Norm aufstellen. In den prosaischen Schriften dieser Klassiker "können wir kaum eine Seite aufschlagen, ohne auf Wörter oder Wortverbindungen zu stossen, die uns fremdartig klingen" (Behaghel Die deutsche Sprache 50). Und da zwischen ihrer und unserer Sprache "ein gutes Stück sprachlicher Entwickelung" liegt, repräsentiert uns jene auch eben nur den Sprachgebrauch eines vergangenen Zeitraums.]

Die Anschauungsweise des litterargeschichtlichen Standpunktes führt nun beispielsweise zu folgenden Einzelaufstellungen:

* *Wir sunken, sprungen* (statt *sanken, sprangen*) ist "historisch richtig und deshalb nicht zu verwerfen" (Hoffmann Schulgrammatik [2] S. 58).

Boge, brate hält Grimm (Deutsches Wörterbuch II 218. 309) für allein richtig und sträubt sich "aus Leibeskräften wider den auch nhd. eingerissenen Vordrang des *n* in den Nom.": *bogen, braten* (Kleinere Schriften III 389); "noch sprachwidriger ist" der Pl. *bögen* statt *bogen*, und *gärten, gräben* sind "fehlerhaft" (Grimm Deutsche Gramm. I 623); dass schwach flektierte Subst. in stark flektierte gewandelt werden, "ist wider die Natur der Sprache" (ebenda I 743). Auch Schleicher (Deutsche Spr. [4] 255) hält die Pl. *bogen, magen, graben* für "besser und edler" als *bögen, mägen, gräben*; diese "sind zu meiden", sagt Andresen (S. 30). H. v. Wolzogen eifert gegen den Trieb, "der die uns glücklicherweise noch erhaltene Dativendung *e* nachgerade gänzlich über die Seite gebracht hat" (Über Verrottung und Errettung [3] 34), und bekämpft (S. 35) den Gebrauch von *dies, des* anstatt *dieses, dessen.*

"Falsch sind die Plurale *stiefeln, fenstern*" (Andresen S. 31, Heyse-Lyon Deutsche Gramm. 122). Keller (Deutscher Antibarbarus [2] S. 35) findet einen Satz wie *Bismarck habe sich dreimal wiegen lassen* "lächerlich" und fragt: "Geschah das in einer Wiege?"; er flektiert: *wäge, wiegst, wiegt, wägen, wäget, wägen**.

Die Beispiele können natürlich bis ins unendliche vermehrt werden, aber die schon aufgeführten dürften genügen, um den Standpunkt zu beleuchten, der, wie aus den angezogenen Belegen zugleich hervorgeht, in praxi vor allem durch einen ausgeprägten Widerwillen gegen all die sprachlichen Veränderungen, die auf sogenannter Analogiebildung beruhen, gekennzeichnet ist. Gegen die lautgesetzlich entstandenen sprachlichen Veränderungen tritt man weniger feindlich auf; dabei ist man im allgemeinen geneigt, indem man allerdings in einen nicht unbedeutenden Widerspruch zum Standpunkt im grossen und ganzen wie auch im einzelnen gerät, als die besten Sprachformen die herauszustreichen, die man, freilich oft aus unzureichenden Gründen, für die regelrechten Ergebnisse 'der Gesetze der *betreffenden* Sprache' hält, unter denen man dann recht willkürlich immer die Lautgesetze versteht. Auf Grund einer derartigen Anschauungsweise behauptet man daher z. B., dass **bracht, brangen* u. a. bessere Formen seien als *pracht, prangen,* weil sonst einzelne Triebe derselben Wurzel auseinandergerissen würden, weil ein mhd. *b* auch im Nhd. durch *b* vertreten werde (Grimm Deutsches Wörterbuch II 597 ff.) und ein anlautendes mhd. *b* regelrecht einem niederdeutschen oder ags. *b* entspreche (cfr. mhd. *brant, brâte* = nhd. *brand, braten* = ags. *brand, bræd;* mhd. *braht* = as. *braht*). *Tinte* sei der Form *dinte*[1] vorzuziehen; ahd. finde sich allerdings neben *tinctā* auch *dinctā*, doch da dem Wort das lat. *tincta* zu grunde liege, so sei *t* das einzig richtige (Kluge Deutsches Wörterbuch [4], Weigand Deutsches Wörterbuch). *Lüderlich* sei richtiger als *liederlich* (Schleicher Deutsche Sprache 186), denn mhd. heisse es *lüederlich*, abgeleitet von

---

1) Es handelt sich hier wie überall in dieser Abhandlung natürlich nur um die gesprochene Sprache. Sagt man *tinte,* so versteht es sich von selbst, dass *tinte* eine bessere Schriftform als *dinte* ist.

luoder (vgl. mhd. *bruoder, brüederlich* = nhd. *bruder, brüderlich*). *

Also, was sprachgemäss ist, kann man nur vom Sprachforscher, vorzugsweise vom historischen Sprachforscher erfahren. Er allein ist der Sachverständige in allen Fragen der Sprachrichtigkeit, und er findet das in jedem einzelnen Fall sprachgemässe durch das Studium der Sprachgeschichte. [Andresen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit [5] S. 6.]

Dass der eben geschilderte Standpunkt fast durchweg unhaltbar ist, dürfte aus folgenden kritischen Bemerkungen hervorgehen.

1) Im allgemeinen ist es ungereimt, die Norm für ein Ding ausserhalb desselben zu suchen. Dies thut man aber, wenn man sich z. B. die Richtschnur für das *Nhd.* aus einer wesentlich andern Sprache, dem *Mhd. oder Ahd.*, herholt.

2) Die Sprache einer verflossenen Periode unverändert als Ideal für einen spätern Zeitraum aufzustellen, ist, falls wirklich jemand im Ernst mit einer solchen Forderung hervortreten sollte, nicht nur unrichtig, sondern auch, was schlimmer ist, unmöglich und würde beim ersten Versuch der thatsächlichen Durchführung sich augenblicklich von selbst verbieten.

3) Begnügt man sich damit, eine (möglichst weitgehende) Annäherung an die ältere Sprache als Forderung aufzustellen, so verfällt man in die grösste Willkür, und kaum zwei Personen dürften darüber einig werden können, wie weit man in dieser Hinsicht gehen soll. Auch hat man sich bei der thatsächlichen Anwendung dieses Grundsatzes die schreiendsten Folgewidrigkeiten zu Schulden kommen lassen. Nicht einmal in bezug auf die so getadelten Analogiebildungen ist man sich einigermassen getreu geblieben. * Man verwirft *sanken, sprangen* auf Grund ihrer Abweichung vom mhd. *sunken, sprungen*, aber man billigt oder lässt wenigstens, ohne Anstoss daran zu nehmen, ganz gleichartige Neubildungen gelten, wie *halfen* (mhd. *hulfen*), *warfen* (mhd. *wurfen*), duldet die Verbalformen, in denen der Singular nach dem Plural ausgeglichen ist, wie *glomm, quoll, schmolz* (mhd. *glam, qual, smalz*). Man hält *bogen, braten* für sprachwidrig, weil schwache Nomina sich nicht zu starken umwandeln können, und muss doch wohl *hopfen, garten, husten, rücken, knochen* (mhd. *hopfe, garte, huoste, rücke, knoche*) gelten lassen; auch der Aner-

kennung der Thatsache, dass die mhd. schwach flektierten *stërne, līchname, lenze* im Nhd. als *stern, leichnam, lenz* stark flektieren, wird man sich doch wohl nicht entziehen können. Noch 'sprachwidriger' soll *bögen, gräben* sein, obgleich *hähne, schwäne* (mhd. *hanen, swanen*) auch den Umlaut im Plur. von ursprünglich schwach flektierten Wörtern zeigen. Man eifert gegen solche Dative wie *dem tag, dem hirt* (mhd. *tage, hirte*), aber andere Fälle, wo ebenfalls das auslautende *e* geschwunden ist, behandelt man minder feindlich: *das glück* (mhd. *gelücke*) oder die Adverbia *hart, fast, schon* (mhd. *harte, faste, schōne*). Auch in Fällen wie: *gott sei dank, mit haus und hof, zu fuss, ein mann von wort* dürfte man wohl gegen diesen 'Trieb', das *e* fortzulassen, nichts einwenden. Übrigens machte sich dieser 'Trieb' schon in weitem Umfang im Mhd. geltend, es findet sich z. B. *dem trōst, wān, bach* u. s. w. Vgl. Weinhold Mhd. Grammatik [1] S. 419. Man will zu gunsten von *dieses* und *dessen* die Formen *dies* und *des* aus der Welt schaffen, obgleich die letzteren sogar die regelrechten Vertreter von ahd. *diz* mhd. *diz* und ahd. mhd. *des* sind; die Form *dieses* dagegen ist eine Analogiebildung, die durch Anlehnung an die Masc. und Fem. mhd. *diser, disiu* erst am Ende des 15. Jahrhunderts ins Leben gerufen wurde. Solche Plurale wie *stiefeln, fenstern* sollen zu gunsten von *stiefel, fenster* (mhd. *die stivel(e)*[1], *diu venster*) ausgerottet werden, aber ganz unbeanstandet lässt man Fälle, wo ebenfalls im Nhd. dem starken Sgl. ein schwacher Plural gegenübersteht, wie *der stachel — die stacheln* (mhd. *der stachel — die stachel(e)*), *der see — die seen* (mhd. *der sē — die sēwe*), *das ende — die enden* (mhd. *daz ende — diu ende*).*

4) Auf Grund der Lautgesetze zu entscheiden, was in der Sprache richtig d. h. regelmässig und lautgesetzlich aus dem Bestande der ältern Sprache entwickelt sei, ist äusserst misslich, um nicht zu sagen unmöglich. Denn ausser der prinzipiellen Schwierigkeit, welche darin besteht, zu bestimmen, welche Lautgesetze wir in Anwendung bringen sollen: die der ältern Sprache oder die, die noch wirken, oder die, die erst im Be-

1) [Aber auch schon *stiveln*, was ganz übersehen worden ist, vgl. Lexer Mhd. Wörterb., Benecke-Müller-Zarncke Mhd. Wörterb.]

griff sind zum Durchbruch zu kommen, oder gleichzeitig alle diese (auch dann, wenn sie im Widerspruch zu einander stehen?), ist zu bemerken, dass wir selten oder nie die Art und das Wirkungsgebiet des einzelnen Lautgesetzes so von Grund aus kennen, dass wir es scharf und bestimmt in eine Formel fassen könnten. Die Fortschritte der Wissenschaft führen täglich zu neuen und bessern Formulierungen der Lautgesetze, was notwendig unaufhörliche Änderungen in der Anschauungsweise von der Sprachrichtigkeit bald der einen Form, bald der andern nach sich ziehen müsste. * Bis in den Beginn dieses Jahrhunderts war man geneigt *teutsch* als die allein richtige hochdeutsche Form zu betrachten, indem man es direkt mit *Teutonen* in Beziehung setzte; oder man verwarf *deutsch* als eine niederdeutsche Form (vgl. nd. *düvel* = hd. *teufel*, nd. *dag* = hd. *tag*), und gestützt auf die im Mhd. überwiegend gebrauchte Form *tiutsch* schrieb und sprach man *teutsch*. Diese Form wurde aber nach Entdeckung des Lautverschiebungsgesetzes für falsch erklärt (vgl. Grimm Deutsch. Wörterbuch II 1043, Schleicher Deutsche Sprache 201), da dem got. *þ* im Ahd., Mhd. und Nhd. ein *d* zu entsprechen habe (got. *þata*, *þeins* = nhd. *dass*, *dein*). Auf Grund dieser Erwägung müsste man auch als die einzig richtige Form *dausend* und nicht *tausend* betrachten (got. *þūsundi*), zumal da es im Ahd. auch *dūsunt* heisst und *tūsent* erst im Spätahd. auftritt; und doch gilt *tausend* ganz unbestritten als die im Nhd. allein zulässige Form. Neuerdings hat K. von Bahder die Fälle, wo mhd. *t* einem nhd. *d* gegenübersteht, in den 'Grundlagen des nhd. Lautsystems' S. 239 ff. behandelt. Er sucht hier den Nachweis zu führen, dass im 15. Jahrhundert in Oberdeutschland die Fortis *t* des Mhd. sich in die Lenis wandelte; und die nhd. Schriftsprache, zu deren Zustandekommen verschiedene Dialekte mitwirkten, habe mit solchen Formen wie *docht*, *damm* (gegenüber mhd. *tâht*, *tam*) sich oberdeutsche Elemente einverleibt. Es dürfte mithin misslich sein, zu entscheiden, ob wir nhd. *deutsch* in der eben erwähnten Weise aus mhd. *tiutsch* zu erklären haben, oder ob es der regelrechte Fortsetzer von mhd. *diutsch* ist; und ebenso schwer dürfte es fallen vom rein sprachhistorischen Standpunkt aus auszumachen, ob *deutsch* oder *teutsch* die richtigere Form ist (cfr. *þūsundi* = nhd. *tausend*, aber got. *þugkjan* = nhd. *dünken*). Ein ähnliches

Verhältnis liegt vor bei *tinte* und *dinte* (schon ahd. *tinctā* neben *dinctā*). Giebt man *lüderlich* den Vorzug vor *liederlich*, so legt man, ganz abgesehen davon, dass sich in *mieder* (mhd. *müeder*, *muoder*) das mitteldeutsche und oberdeutsche *i* statt *ü* festgesetzt hat, wohl zu wenig Wert darauf, dass sich das Wort im Mhd. (es tritt hier überhaupt erst sehr spät auf) und im älteren Nhd. nur in der Gestalt *liederlich* findet. (Weigand Dt. Wörterbuch [3] I 1109, Lexer Mhd. Handwörterbuch: die Form *luoderlich* in Diefenbachs novum glossarium 533[a] ist überaus fragwürdig.) Ausserdem ist das Wort wohl ganz von *luder* zu trennen: es gehört zu ἐλεύθερος, und durch volksetymologische Anlehnung an *luder* ist *lüderlich* entstanden. (Vgl. Heyne in Grimms Deutsch. Wörterbuch VI 990 f., Kluge Dt. Wörterb. [4] 212.)*

Doch ist es sicher nicht die Erkenntnis, dass unsere Formulierungen der Lautgesetze mehr oder minder unsicher und dem Wechsel unterworfen sind, die diejenigen, welche von dem hier kritisierten Standpunkt aus unsere Sprache zu verbessern suchen, abhält, ihre Theorien konsequent zur Anwendung zu bringen. Fortwährend stösst man nämlich auch hier auf Inkonsequenzen, und die Willkür schaltet frei. So hat man z. B., um nur einen der unzähligen hierhergehörigen Fälle anzuführen, * sich zwar mit Hilfe der niederdeutschen Lautstufe für *bracht* und *brangen* entschieden, jedoch *posaune* (niederrheinisch *basūne*) oder *pedell* (mlat. *bidellus*, clevisch *bedelle*, ahd. *bital pital*, mhd. *bitel*, ags. *bydel*; durch Bevorzugung von *bedell* wäre ausserdem der Zusammenhang mit *büttel* besser bewahrt worden) sind, soviel ich weiss, von diesen Verbesserungsbestrebungen nicht berührt worden. Übrigens bekundet sich die Willkür in diesem Falle nicht nur dadurch, dass einzelne Wörter verbessert werden, andere nicht, sondern auch dadurch, dass man von der zwischen der Lenis und Fortis hin und her schwankenden Schreibung des Oberdeutschen ausgeht, während man das fast überall *p* aufweisende Mitteldeutsche, das für die Konstituierung des Nhd. von allergrösstem Belang ist, gar nicht zu Worte kommen lässt (vgl. v. Bahder Grundlagen 224 ff.).*

5) Es ist ausschliesslich dem Gutdünken anheimgestellt, sich den Zeitraum zu wählen, dessen Sprachgebrauch man zum Ideal erheben will. Wenn Rydqvist sich in die Zeit um

1300 verliebte, so war sein subjektiver Grund augenscheinlich der, dass aus dieser Zeit die älteste schwed. Litteratur stammt. Stünde uns eine noch ältere Litteratur zu Gebote, so hätte Rydqvist zweifellos in deren Sprache die oberste Norm für die Sprachrichtigkeit gesucht. [Die deutschen Gelehrten dieser Richtung beschränkten sich fast alle darauf, im wesentlichen zur Beschaffung der Norm für die Sprachrichtigkeit im Nhd. nicht weiter als bis auf die dem Neuhochdeutschen vorhergehende Sprache zurückzugreifen, d. h. bis auf das Mhd., für dessen unmittelbare Fortsetzung man das Nhd. hielt. Dass es jedoch Leute gab, die sich mit dem Zurückgreifen bis auf das Mhd. nicht genügen liessen, dafür liefert uns Raumer einen Beweis. Er sagt (Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften 162): "Ich habe einen hervorragenden Gelehrten gekannt, der meinte, die ganze hochdeutsche Lautverschiebung sei doch eigentlich eine Sprachverderbnis und rechtdeutsch sei nur das Gotische, Altsächsische u. s. w. Dieselbe Betrachtung würde aber ein ähnlich gesinnter altgriechischer oder indischer Grammatiker mit demselben Recht wieder über das Gotische und Altsächsische anstellen."] Wäre im Schwedischen zu Rydqvists Zeit noch keine Litteratur vorhanden gewesen, so wäre er nie auf den Gedanken gekommen, in der ältern Sprache die Norm für die jüngere zu suchen. Das führt uns zur Betrachtung dessen, was den innersten Kern dieser ganzen Anschauungsweise ausmacht.

6) Sie beruht offenbar im letzten Grunde auf einer Überschätzung der litterarisch fixierten Sprache und infolge dessen auf einer schlecht angebrachten Ehrerbietung vor einem in dieser Hinsicht bedeutungsvollen Zeitraum (dem 'goldenen' Zeitalter, der 'klassischen' Zeit, unserer 'ältesten' Sprache, der 'uralten' ehrwürdigen Sprache unserer Vorfahren, oder wie die Bezeichnungen alle heissen mögen). Für die Verfechter dieser Ansicht lebt die Sprache eigentlich und besser auf dem Papier als im Munde der sprechenden Einzelwesen. Die gesprochene Sprache hat sich nach der Meinung derselben, oder wenigstens der meisten von ihnen, nach der geschriebenen zu richten, obgleich es von rechtswegen umgekehrt sein muss. Von dem Zeitpunkt an, wo eine Sprache eine Litteratur erhalten hat, hat sie in ihren Augen gewissermassen die Weihe empfangen, und da übrigens das ältere oft nur weil es alt ist

als das bessere gilt, so ist es natürlich, dass Abweichung von einem ältern Sprachgebrauch gleichbedeutend mit sprachlichem 'Verfall' ist, wie man sich oft auszudrücken beliebt, und nicht, wie es doch meistens der Fall ist, mit Entwickelung.

7) Eine solche Anschauungsweise führt somit zu einem Entgegenarbeiten gegen das Leben der Sprache und würde, in folgerichtige Praxis umgesetzt, die Erstarrung der Sprache in einer Form, aus der die Sprache einst hervorgewachsen ist, mit sich bringen. Nichts berechtigt uns dazu, im Interesse der Sprache an einem ältern Sprachgebrauch festzuhalten, die Sprache erheischt vielmehr in einer jeden neuen Zeit ihre besondere Form, um den Anforderungen der neuen Zeit Genüge leisten zu können.

Diese und ähnliche Beobachtungen führten zu einem neuen Standpunkt,

II. dem naturgeschichtlichen Standpunkt. Unter den Vorkämpfern dieser Richtung mag besonders Schleicher hervorgehoben werden, dessen Anschauungen im allgemeinen in voller Übereinstimmung mit seinen darwinistischen Sympathien waren, der aber trotzdem stark zur Grimmschen Richtung hinneigte. Besonders teilte Schleicher den Abscheu der alten Schule gegen Analogiebildungen, die als nicht natürlich (d. h. unbewusst) genug angesehen wurden, weswegen sie auch alle über einen Kamm geschoren und als 'falsche' gebrandmarkt wurden [siehe Nachwort]. Der am talentvollsten oder wenigstens am gemeinverständlichsten die sprachphilosophische Grundlage dieses Standpunktes dargestellt hat, dürfte Max Müller sein, der jedoch jetzt denselben aufgegeben hat. In Schweden haben sich M. B. Richert [Ny Svensk Tidskrift 1888 S. 577 ff.] und viele seiner Schüler zu ihm bekannt, und überhaupt kann man wohl annehmen, dass die Mehrzahl der jüngern Sprachforscher dieses Landes noch seinem Lager angehört[1]. Die Gedankenfolge ist hier diese:

Die ursprüngliche und eigentliche Sprache, aus der man sich zunächst die Norm für die Sprachrichtigkeit holen muss, ist die gesprochene Sprache, wobei es vollständig gleichgiltig bleibt, ob sie in der Schrift fixiert ist oder nicht. Die gespro-

1) Auch hier gilt, was ich S. 97 Fussnote 1 bemerkt habe.

chene Sprache ist ein lebendiger Organismus. Also darf man daran keinen Anstoss nehmen, dass sie lebt. Man muss im Gegenteil zur Einsicht gelangen, dass es eben im Wesen der Sprache begründet ist, dass ihr Leben in der Veränderung besteht; das ist nicht Verfall, sondern Entwickelung. Die Sprache ist ein Organismus von der Art, die Naturprodukt genannt wird (vgl. hierüber namentlich Max Müller), und ein solches ist um so besser, je freier und uneingeschränkter es sich entfalten kann. Wir müssen, um gut zu sprechen, sprechen "wie der Schnabel uns gewachsen ist" (Schleicher). Also fort mit aller 'Schulmeisterei' hinsichtlich der Sprache, zumal sich derartige willkürliche Änderungen auf die Dauer doch nie halten, nicht einmal, wenn sie von Kaisern [und Königen] herrühren, wie von Tiberius, Sigismund, [Chilperich[1]) und Friedrich dem Grossen[2]),] die sich auf diesem Gebiet versucht haben (Max Müller)[3]). Wie die Pflanze, die sich frei hat entwickeln können, am herrlichsten ihre Natur offenbart, so auch die Sprache, die nicht gemassregelt wird. Die Dialekte müssen daher der gebildeten Schriftsprache gegenüber zu Ehren kommen, denn sie machen die Sprache κατ' ἐξοχήν aus, die 'natürliche' Sprache im Vergleich zur Litteratursprache, dieser gekünstelten Mischsprache, in der 'die Lautgesetze' bei weitem nicht so herrlich und rein hervortreten. "Das wirkliche und natürliche Leben der Sprache pulsiert in ihren Mundarten" (Max Müller S. 57). (Man hatte soeben begonnen das Studium der Phonetik zu pflegen, den Begriff 'Lautgesetz' entdeckt — vorher hatte man mit Buchstaben anstatt mit Lauten operiert —, und jetzt wurde dieser neue Abgott verehrt, während man früher der etwas mystischen und trans-

1) [Chilperich suchte vier deutschen Lauten eigene Zeichen zu geben. Vgl. Scherer Zur Geschichte der deutschen Sprache ² 11.]

2) [Friedrich d. Gr. (De la littérature allemande. Oeuvres primitives IV 1790, S. 380) schlägt vor, die Verba durch Anhängung eines *a* wohlklingender zu machen, also *sagena*, *gebena* u. s. w.]

3) "Wir könnten ebenso gut daran denken, die Gesetze, welche unsern Blutumlauf beherrschen, zu modifizieren, ... als ..... nach Belieben neue Wörter zu erfinden" (Vorlesungen, deutsche Bearbeitung ³ S. 43); "Die Versuche einzelner Grammatiker ....., an der Sprache herumzubessern, sind vollkommen erfolglos" (S. 79); "Selbst ein Kaiser konnte das Geschlecht und die Endung des Wortes Schisma nicht ändern" (S. 45).

scendenten Gottheit 'Gesetze der Sprache' seine Huldigung dargebracht hatte.) Das Ergebnis der Wirksamkeit eines Lautgesetzes ist natürlich unantastbar. Aber auch die andern Produkte des Sprachlebens müssen respektiert werden. Ist eine sprachliche Form einmal entstanden, so ist sie eo ipso daseinsberechtigt. "Das Wirkliche ist das Vernünftige". Von mehreren widerstreitenden Formen ist diejenige die bessere, die von einer grösseren Zahl gebraucht wird. Was allgemein gebräuchlich ist, ist der beste Sprachgebrauch. "Vox populi, vox dei". Kommt ein neuer Sprachgebrauch auf und erwirbt sich die Mehrheit, so ist dieser nun der beste. Die Minderheit hat immer Unrecht, wohl zu beachten, relativ; denn etwas absolut unrichtiges giebt es nicht, sobald es überhaupt vorhanden ist — nämlich in der gesprochenen Sprache. "Unrichtig sind nur die Formen, die von einem Schriftsteller angewandt werden, ohne in der gesprochenen Sprache vorzukommen" (Richert). Alles andere ist mehr oder minder richtig. Welches der richtigere Ausdruck sei, lässt sich im einzelnen Fall nicht so leicht entscheiden; es kommt auf die Quantität der Redenden, nicht auf ihre Qualität an. Sachverständig in der Frage nach der Sprachrichtigkeit ist somit nicht vorzugsweise der Sprachforscher, sondern das ist jeder beliebige aus der redenden Gesamtheit, und man findet das in jedem einzelnen Falle sprachrichtige durch eine statistische Untersuchung des Sprachgebrauchs der Gegenwart.

[Von ältern deutschen Gelehrten, die sich zu diesem Standpunkt bekennen, mag hier noch genannt werden — Jakob Grimm. Obschon er soeben als Vertreter der ersten Richtung angeführt worden ist, muss er doch auch hier erwähnt werden. Verschiedene Aussprüche in seinen Werken weisen darauf hin, dass bei ihm eine Tendenz zu den Anschauungen des zweiten Standpunkts vorhanden war. So heisst es z. B. in der Vorrede (S. IX f.) zur ersten Auflage der Deutschen Grammatik: Durch den Unterricht in der Muttersprache wird "gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört"; "Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiss, d. h. ungelehrt, darf sich, nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen, eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen". "Wie man von einer république des lettres redet, so entscheidet auch

über die Wörter und ihre Schreibung zuletzt nur der allgemeine Sprachgebrauch und Volkswille" (Vorrede zum Wörterbuch LXI). Durch diese Auffassung gerät Grimm mit sich selbst in Widerspruch, da er, wie die oben angeführten Beispiele zeigen, in Fällen, wo es gilt die Sprachrichtigkeit einer Form festzustellen, ein ganz entgegengesetztes Verfahren einschlägt, ein Widerspruch, der nur wenig gemildert wird durch die Erklärung in der zweiten Aufl. der Deutsch. Gramm. (Vorrede XIX), dass er "nur den fast sinnlosen Elementarunterricht angegriffen, nicht aber vernünftige Anwendung deutscher Grammatik in höhern Klassen verredet habe".]

* Unter den jüngern Sprachforschern mag Osthoff als Vertreter der naturgeschichtlichen Richtung erwähnt werden[1]; * vgl. 'Schriftsprache und Volksmundart' (Heft 411 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge): "So muss auch die Schriftsprache, als Sprache betrachtet, unzweifelhaft zurückstehen an Werte gegenüber der Volksmundart" (S. 15). "Es giebt überhaupt, dies kann nicht genug betont werden, in dem Auge unbefangener, echt historischer Sprachbetrachtung kein richtig und falsch einer Sprachform. Die Wissenschaft des Völkerrechts verdankt dem Rechtshistoriker Savigny den wichtigen Grundsatz, dass auf alle geschichtliche Entwickelung die Begriffe von Recht und Unrecht nicht anwendbar sind, dass etwas geschichtlich gewordenes eben darum, weil es geworden ist, zu rechte besteht, dass ihm dies Recht des Bestehens nicht darum abzusprechen ist, weil es sich auf Kosten eines vorher bestehenden anderen emporgeschwungen hat. Mag auch Napoleon III. immerhin sich durch einen Staatsstreich und sonstige moralisch verwerfliche Mittel an die Spitze des Staates drängen, sowie es ihm gelingt, sich in der Macht festzusetzen, ist er legitimer Kaiser der Franzosen" (S. 27). "Unter Sprachfehler müssen wir dasjenige verstehen, was nicht, nicht mehr oder noch nicht in den allgemeinen Gebrauch aufgenommen . . . . ist".

Es dürfte, um diesen Standpunkt klar zu beleuchten, nicht von nöten sein viel Beispiele dafür anzuführen, wie er sich auf Thatsachen angewandt ausnimmt: **die stacheln* und

1) [Ich habe mir erlaubt, die nachstehenden Ausführungen Osthoffs aus der Fussnote hier in den Text herüberzunehmen.]

stachel * sind als Pluralformen beide richtig, denn beide sind im Gebrauch; da jene Form wohl in der Rede die gewöhnlichere ist, so ist sie wohl auch die richtigere. Der Plural **die spiegeln** * ist unrichtig, da er nicht gebraucht wird. Ebenso die Pluralform *fjällar* von *fjäll* 'Berg', die allerdings in der Schrift, aber nicht in der mündlichen Rede vorkommt. Ebenfalls ein unrichtiger Ausdruck ist *omhänderhafva*, da er ausschliesslich der Schriftsprache angehört. Wollte z. B. jemand sich dazu verstehen, zum lat. *caro* einen neuen Genitiv **carinis* (vgl. *virgo : virginis*) oder **caronis* (vgl. *Juno : Junonis*) anstatt *carnis* zu bilden, so wäre das unrichtig, da der Genitiv von *caro* thatsächlich *carnis* heisst u. s. w.

Es ist klar, dass dieser Standpunkt ebenso unhaltbar wie der erste ist. Ja er ist noch ungereimter und kann durch die Kritik grossenteils ad absurdum geführt werden, indem diese seine eignen Voraussetzungen und Annahmen zum Ausgangspunkt nimmt. Folgende Einwände bieten sich fast von selbst dar:

1) Es wäre höchst sonderbar, dass die Sprache eine solche Ausnahmestellung einnehmen sollte, dass eben hier die Frage nach recht und unrecht, besserem und schlechterem unfehlbar durch einen Majoritätsbeschluss gelöst werden könnte. Hier könnte mithin die Minderheit niemals den richtigeren Standpunkt vertreten. Hier allein wäre die Macht vollständig dasselbe wie das Recht. Aber das wäre ja nichts anders als die Verneinung alles eigentlichen Rechts.

2) Da bei diesem Standpunkt das bessere und schlechtere von der Anzahl der Redenden abhängt, so folgt daraus, dass man unmöglich von zwei verschiedenen Ausdrücken zur Bezeichnung desselben Dinges den einen für den besseren erklären kann, sobald diese Ausdrücke vollkommen gleich gebräuchlich sind. Und da im ganzen Verbesserung (und Verschlechterung) auf sprachlichem Gebiet nichts anderes bedeuten kann, als dass die Sprache immer einheitlicher (oder sich widerstreitender) wird, dass immer weniger (oder mehr) der Sprachgebrauch der Minderheit sich in ihr geltend macht, so ist damit auch gegeben, dass man nicht sagen kann, von mehreren zu verschiedenen Zeiten herrschenden allgemein üblichen Ausdrucksweisen sei die eine besser als die andere, dass man nicht behaupten kann, die Sprache sei durch ihre Veränderungen besser (oder

schlechter) geworden. Aber wie man dann von Entwickelung (oder Rückgang) in der Sprache reden kann, ist unbegreiflich. Man ist nicht berechtigt einen anderen Ausdruck als Veränderung anzuwenden, wobei man mehr, als es bisher der Fall gewesen ist, bedenken müsste, dass nicht alle Veränderungen Änderungen zum bessern sind. Aber von diesem Standpunkte aus ist ein Sprachgebrauch, der gang und gäbe ist, immer vollkommen richtig, wie er auch beschaffen sein mag. Nunwohl! angenommen, dass wir, bewusst oder unbewusst, unsere Sprache in einer gewissen Weise änderten und diese Änderung allgemein durchgeführt würde. Die neue Sprache wäre ja nun gut, denn sie wäre allgemein gebräuchlich. Aber nähmen wir dann eine neue Änderung vor, die den alten Sprachgebrauch vollständig wiedereinführte: nun wäre dieser genau ebenso gut, wenn er nur ebenso allgemein angenommen würde. Das wäre ja dasselbe, wie wenn man sagen wollte: alle Kleidermoden sind gleich gut, wenn sie nur gleich gebräuchlich sind. Diese Anschauung scheint allerdings in der That viele Anhänger zu haben, wenn auch nicht viele Mut genug haben sie auszusprechen.

3) Es dürften indes bei einem Volk, das dieser Auffassung allgemein huldigt — was doch die Bekenner derselben als wünschenswert ansehen müssten —, streng genommen gar keine Sprachänderungen vorkommen, wenn man nicht nur in obenerwähnter Weise lehrt, sondern auch nach ihr lebt. Denn wer gut reden will, muss sich natürlich genau nach der gebräuchlichsten Ausdrucksweise richten, mithin die ungewöhnlichen Ausdrucksweisen und ganz besonders Neuschöpfungen vermeiden, denn diese sind absolut unrichtig, da sie nie vorher gehört worden sind. Und doch sind es jene, die der Sprache vorzugsweise Farbe und Poesie geben, und diese sind es, in denen und durch die die Sprache hauptsächlich lebt. Also führt auf diesem Wege das Streben nach Sprachrichtigkeit zur Beschränkung und Erstarrung der sprachlichen Ausdrücke, d. h. zur Armut und zum Tode der Sprache. Und doch wollte man in diesem Lager ursprünglich ein Prinzip für die Sprachrichtigkeit, das das Leben der Sprache achtet und befördert, gewinnen. Aber offenbar ist im letzten Grunde dieser Standpunkt nicht von dem ersten, der den Sprachgebrauch einer vergangenen Zeit als alleinseligmachend

aufstellte, verschieden. Er proklamiert, folgerecht und energisch durchgeführt, den der Gegenwart. — Aber, wendet man mir vielleicht ein, die Sprache würde trotz alledem am Leben bleiben, denn der Wille des Menschen ist der Sprache gegenüber ohnmächtig, und unsere eifrigsten Bemühungen würden von keinem Erfolg gekrönt sein. Mag sein, obgleich ich für meine Person keineswegs die Richtigkeit dieser Behauptung zugebe. Unter allen Umständen würde sich die Sprache in diesem Fall nur durch Verstösse gegen die Sprachrichtigkeit am Leben erhalten und entwickeln; ihr Leben bestünde dann in einer Reihe von sprachlichen Sünden; diejenigen, die 'falsch' sprechen, wären es, denen wir die 'Entwickelung' der Sprache zu verdanken hätten. Ein Prinzip aber, das zu einer solchen Auffassung führt, ist offenbar unrichtig[1]).

4) Dieser Standpunkt beruht in letzter Instanz sichtlich auf einer irrigen Auffassung vom Wesen der Sprache, indem diese als 'Naturprodukt' angesehen wird. Selbst wenn man dieses Dogma gelten lässt, ist der Gedankengang, der weiter eingeschlagen wird, in mehrfacher Hinsicht unrichtig. Folgewidrig ist es, da, wo man an die glücklichen Ergebnisse eines wilden, (vom menschlichen Willen) ungehemmten Wachstums glaubt, überhaupt noch von Sprachrichtigkeit zu reden. Eine ganz eigentümlich gebildete verkrüppelte Fichtenart (Rauzen) ist dann ebenso gut wie die typischste Fichte. Das aber ist ein Irrtum, dass die Pflanze die beste ist, die wild gewachsen ist. Werden nicht unzweckmässige Schösslinge abgeschnitten, so kann die Pflanze ausgehen. Anderseits kann das Einimpfen eines neuen Reises mitunter gerade das sein, was not thut. Das Gewächs 'entwickelt sich' besser durch eine gesunde Kultur als im 'freien', 'natürlichen' Zustand. Also: die kultivierte, gezüchtete Pflanze steht ihrer Art nach höher und ist besser als die wilde; der gepflegte Weinstock giebt edlern Wein als der wilde. Gern will ich zugeben, dass ein doktri-

1) [Vergleiche übrigens Paul Prinzipien ^{2} 350 f.: "Die Gemeinsprache ist . . . . . nichts als eine ideale Norm, die angiebt, wie gesprochen werden soll . . . . . wie ein Gesetzbuch oder ein Dogma an sich unveränderlich . . . . . Sie ist nichts als eine starre Regel, welche die Sprachbewegung zum Stillstand bringen würde, wenn sie überall strikte befolgt würde, und nur soweit Veränderungen zulässt, als man sich nicht an sie kehrt."]

närer und zur Verkünstelung neigender Gärtner durch Beschneidung im Barockstil und andere verschrobene Massregeln die Pflanze beschädigen und verunstalten kann und es auch oft thut. Aber das schliesst doch nicht die Pflege der Pflanze durch einen Gärtner, der ihre Natur und Bestimmung kennt, aus, und das ist das Ideal.

Um ein vernünftiges Prinzip für die Sprachrichtigkeit aufstellen zu können, muss man mithin versuchen zu einer richtigen Auffassung von dem Wesen und der Bestimmung der Sprache zu gelangen. Ist diese gefunden, so ist es verhältnismässig leicht, die Norm für die Sprachrichtigkeit anzugeben. Derjenige Sprachgebrauch ist natürlich der beste, der die der Sprache gestellte Aufgabe am besten löst. Was ist das nun für eine Aufgabe?

Die Beantwortung dieser Frage leitet uns zu dem über, was ich oben bezeichnen zu können glaubte als (III.) den rationellen Standpunkt. Ich kann hier kaum auf irgend einen Gelehrten als Hauptvertreter dieser Richtung hinweisen, da die betreffende Anschauungsweise, als wissenschaftliche Theorie, sich noch im Zustande der Gestaltung befindet und meines Wissens noch nicht klar formuliert worden ist, obgleich sie eine notwendige Ergänzung zu der Anschauung von dem Wesen und der Aufgabe der Sprache ist, der von Madvig, Whitney, Leskien, Paul und überhaupt der ganzen sogenannten junggrammatischen Schule gehuldigt wird und die so siegreich verfochten worden ist. Indes zeigen deren Anhänger inbetreff der Sprachrichtigkeit noch eine schwankende Haltung, was darin seinen Grund hat, dass es ihnen nicht gelungen ist, sich vollständig vom Einfluss des ältern, soeben geschilderten 'naturgeschichtlichen' Standpunkts frei zu machen. Das gilt z. B. von Deutschland, wo sich die eifrigsten und talentvollsten Junggrammatiker finden[1]), wie auch von Schweden, wo sich vermutlich das jüngere Geschlecht der Sprachforscher

1) Z. B. "Die überwiegende Häufigkeit einer Aussprache ist der einzige Massstab für ihre Korrektheit und Mustergültigkeit" (Paul Prinzipien der Sprachgeschichte ^{2} S. 58). So weit jedoch Paul hier nur die Aussprache im Auge hat — was sehr möglich ist — und nicht zugleich die übrigen Arten der Formenbildung, ist sein Ausdruck fast vollständig richtig. Das ist dagegen unter keinen Umständen der Fall mit Osthoffs * oben angezogenen * zugespitzten Aussprüchen.

mehr oder weniger eng dieser Richtung anschliesst. In Schweden könnte man jedoch Es. Tegnér hinsichtlich der Sprachrichtigkeit als einen ziemlich konsequenten Vertreter des fraglichen Standpunkts ansehn, obgleich er sich in seinem vorzüglichen und für die Kritik des 'litterargeschichtlichen' Standpunkts so wichtigen Aufsatz 'Über Sprache und Nationalität' (Svensk tidskrift 1874 S. 104 ff.) einige Ausdrücke hat zu schulden kommen lassen, aus denen hervorzugehen scheint, dass er in Übereinstimmung mit den Anhängern des vorigen Standpunkts den Gebrauch als die oberste Norm für die Sprachrichtigkeit aufstellt[1]). Viele vortreffliche Bemerkungen und Andeutungen, die auf das rechte hinweisen, finden sich in dem kleinen Aufsatz 'Einige Worte über die Bearbeitung der schwedischen Sprache in der Gegenwart' von —*n*, einer Schrift, in der schlechter Stil und grell hervortretender Mangel an Fachkenntnissen nebst manchen unhaltbaren Einfällen nicht imstande sind den Eindruck des ungewöhnlich guten natürlichen Verstands, von dem die Arbeit im ganzen zeugt, zu verwischen. Über-

1) "Mag die Sprache ihren Gang gehn" (S. 144); "Der denkbar grösste sprachliche Aberwitz ist richtig, sobald der Brauch auf seine Seite tritt, wie auch der schlimmste Usurpator rechtmässig ist, wenn er nur vollkommen fest auf seinem Thron sitzt" (S. 133); "Eine Sprache ist nichts anderes als eine innerhalb eines gewissen Kreises herrschende Mode. Wenn diese Mode auch noch so widersinnig ist, so ist sie doch ('auch' ist wohl Druckfehler) Sprachgesetz, insofern sie ihre Giltigkeit behauptet. Darüber hinaus giebt es keine Autorität, auf die man sich berufen könnte. Insofern kann man sagen: vox populi vox dei" (S. 112). Hierauf antworte ich natürlich (vgl. auch was ich darüber in der Zeitschrift Nystavaren 1886, S. 23 f. geäussert habe): Ebenso gewiss, wie man, um zu ermitteln, wie eine richtige Kleidung beschaffen sein muss, von einem modesüchtigen Publikum an den Arzt, der über die Bestimmung der Kleidung nachgedacht hat, und an den Schneider, der sie gewerbsmässig verfertigt, appellieren kann, so kann man auch hinsichtlich der Sprache an den Sprachphilosophen oder den form- und sprachgewandten Beherrscher der Sprache Berufung einlegen. Damit sei jedoch nicht in Abrede gestellt, dass der vorzugsweise auf den Gebrauch gegründete Geschmack des Publikums einen umgestaltenden Einfluss ausübt. Denn wenn ein Schneider im Einvernehmen mit einem Arzt die vollkommensten Anzüge verfertigt, aber das Publikum einen so verkehrten Geschmack hat, dass es vorzieht unbekleidet zu gehn, so ist handgreiflich, dass diese Kleider für den gegebenen Fall (d. h. für dieses Publikum) schlecht, ja durchaus unbrauchbar sind. Hiervon unten mehr.

haupt mögen die meisten der nicht sprachwissenschaftlich geschulten Schriftsteller mehr oder weniger unbewusst auch in der Praxis den meines Erachtens richtigen Standpunkt in der Frage nach der Sprachrichtigkeit vertreten, während einem hier das Vorgehen der eigentlichen Fachmänner manchmal das alte Wort τὰ πολλά ϲε γράμματα εἰϲ μανίαν περιτρέπει ins Gedächtnis ruft. Ich dürfte also wohl einer in weiten Kreisen herrschenden Anschauung des natürlichen Verstands das Wort reden, wenn ich mich nun dazu wende, den Gedankengang darzulegen, der vom 'rationellen Standpunkt' aus zu befolgen ist.

Man hat hier von folgendem Grundsatz auszugehen: die Sprache ist das Mittel der Mitteilung. Also ist *der* Sprachgebrauch *der beste*, der *am besten* das mitteilt, was mitgeteilt werden soll. *Absolut unrichtig* ist mithin nur *der* Sprachgebrauch, der entweder gar nicht vermag demjenigen, an den die Worte gerichtet sind, die Gedanken des Sprechenden (Schreibenden u. s. w.) verständlich zu machen, oder eine falsche Auffassung von ihnen beibringt. Falsch ist der Sprachgebrauch, dem es nur unvollständig gelingt, seine Bestimmung zu erfüllen, nämlich den Gedanken zu übermitteln; gut, bezw. am besten ist der Sprachgebrauch, dem es annähernd oder vollkommen gelingt, den Angeredeten in das Gedanken- und Vorstellungsleben des Redenden hineinzuversetzen. Welche Mittel und Kunstgriffe müssen nun angewandt werden, um ein möglichst gutes Resultat zu erzielen? Das hängt natürlich davon ab, wer in jedem einzelnen Fall der Redende, und wer der Angeredete ist. Dieser ist hierbei der wichtigere von beiden. Der Gesichtspunkt ist mithin vollkommen opportunistisch. Kein Ausdruck ist *überhaupt* der beste, sondern jeder ist nur in diesem *speziellen* Fall der beste. Was *hier* gut ist, ist *dort* schlecht; was *heute* ein guter Sprachgebrauch ist, ist *morgen* ein Sprachfehler. Als allgemeine Regel können wir aufstellen: *Am besten ist, was vom jeweiligen Publikum am exaktesten und schnellsten verstanden und vom Vortragenden am leichtesten hervorgebracht*[1]) *werden* kann, oder, wie Flodström (Nystavaren

1) Vgl. Tegnérs Ausdruck (a. a. O. 130): "Was am leichtesten gegeben und am leichtesten verstanden wird".

1887 S. 143) diese meine Fassung zu ändern vorschlägt: Am besten ist die Sprachform, die mit der erforderlichen Deutlichkeit möglichst grosse Einfachheit verbindet. [Vgl. Behaghel Die deutsche Sprache S. 83: "Der oberste Zweck der Sprache ist die Verständlichkeit"; es genügt "nicht für die Zwecke der Verständlichkeit, dass für den Hörer bei reiflicher Erwägung die Zweideutigkeit ausgeschlossen sei, sondern möglichst rasch und leicht soll die Vorstellung des Hörenden durch ein bestimmtes Lautbild angeregt werden".]

Um nun zu zeigen, wohin diese Auffassung in der Praxis führen muss, will ich jetzt aus Schriftstellern einerseits eine Anzahl von Beispielen für einen Sprachgebrauch vorführen, der aus diesem Gesichtspunkt als Sprachfehler betrachtet werden muss; anderseits Beispiele für einen solchen, der eine wirkliche Verbesserung und Entwickelung der Sprache darbietet. Hierbei muss ich jedoch noch einmal betonen, dass das, was in Schriften (und Reden) für ein bestimmtes Publikum berechnet ist, ein Fehler, einem andern Publikum gegenüber ein glücklicher Griff sein kann, und umgekehrt. [Quintil. instit. X 1, 9: "*omnia verba .... sunt alicubi optima: nam et humilibus interim et vulgaribus est opus, et quae nitidiore in parte videntur sordida, ubi res poscit, proprie dicuntur*".]

1) Unrichtig ist, was missverstanden wird. Es ist also z. B. entschieden unrichtig, in einer nicht-philosophischen oder in einer gemeinverständlichen philosophischen Darstellung Ausdrücke *wie 'Sinnlichkeit', 'Sittengebot', 'reine Vernunft', 'praktische Vernunft', 'lebendige Kraft', 'Ding an sich' zu gebrauchen, um die Begriffe, die in der Kantschen* Philosophie fachmännisch so benannt werden, zu bezeichnen. Unrichtig deshalb, weil diese Ausdrücke fast unbedingt von einem nicht philosophisch gebildeten missverstanden werden müssen, wie auch beinahe täglich die Erfahrung erweist.

2) Unrichtig ist, was nicht verstanden wird. Es ist mithin offenbar verkehrt, in Schriften, * die sich an die minder gebildeten Volksschichten wenden, Ausdrücke wie *perfid* für *treulos* oder *arglistig*, *nonchalant* für *lässig*, *saumselig* u. s. w. zu gebrauchen *. Sie sind unrichtig, nicht aus irgend welchen patriotischen (puristischen) Gründen, sondern weil sie hier

nicht verstanden werden. Höchstens können sie missverstanden werden, *wie z. B. *irritieren* bei den untern Ständen Berlins so viel wie *irre machen*, *gastrisches fieber*, so viel wie *garstiges fieber* besagt, oder in Würtemberg *ohne genie* gleichbedeutend mit *ungeniert* ist.*

Ein besonderer Fall von Unverständlichkeit wird nicht selten durch die sogenannten Homonymen veranlasst, d. h. Wörter von gleichem Klang, aber verschiedener Bedeutung (z. B. **die acht* = eine Ziffer, Sorgfalt, Bann*). Obgleich das Vorhandensein derselben in jeder Sprache mehr oder minder unvermeidlich [1] ist, besteht darin doch eine nicht unwesentliche Unzulänglichkeit [2] der Sprache, da dadurch leicht zweideutige Ausdrücke geschaffen werden, d. h. Ausdrücke, die insofern nicht verstanden werden, als sie keinen Aufschluss geben, welche von den beiden (oder von mehreren) denkbaren Bedeutungen gemeint ist [3]. Sie gereichen nur den Lieb-

---

1) Da ja die allermeisten 'Wörter' mehrere Bedeutungen haben, also eigentlich verschiedene Wörter sind, so besteht streng genommen der überwiegend grösste Teil des Wortschatzes einer Sprache aus Homonymen. Eine Sprache, in der jede Begriffsabstufung ihren eignen Ausdruck findet, ist leider ein Hirngespinst.

2) Dagegen bringt das Bestehen von sogenannten Synonymen, d. h. Wörtern von verschiedenem Klang, aber (derselben oder) ungefähr derselben Bedeutung einen höchst beträchtlichen Vorteil für eine Sprache mit sich. Denn vor allem ist hervorzuheben, dass sich die sinnverwandten Wörter fast nie vollständig decken, sondern gewisse Bedeutungsschattierungen angeben (wie z. B. **landeskind, eingeborner, einheimischer, inländer, eingesessener, ansässiger**, u. a.) und somit geradezu notwendig sind, um einen Gedanken treffend und scharf zum Ausdruck zu bringen. Und ferner möge man bedenken: wenn zwei Synonyme sich wirklich vollständig deckten (wie z. B. möglicherweise im gewöhnlichen Sprachgebrauch *Christus* und *Jesus*), so ist es doch, namentlich in ästhetischer Hinsicht, durchaus nicht zu unterschätzen, dass man die Möglichkeit hat im Ausdruck zu wechseln.

3) Zu beachten ist, dass, wenn auch die Schrift bisweilen dieser Ungelegenheit durch Schreibungen wie **lid* : *lied*, *wahren* : *waaren* : *waren** u. ä. ausgewichen ist, dadurch gar nichts für die gesprochene Sprache gewonnen wird, in der Redewendungen wie **sein vater verfertigte wa(a)gen*, oder *nur einige lerchen (lärchen) belebten die öde haide** zweideutig sind, wie sie auch geschrieben werden mögen. Wenn indes in dieser Beziehung die geschriebene Sprache besser als die gesprochene ist

habern von Wortspielen zu Nutz und Frommen, auf deren Bequemlichkeit man jedoch bei der Beurteilung von Fragen der Sprachrichtigkeit keine sonderlich grosse Rücksicht zu nehmen braucht. Indes sind die meisten Homonymen verhältnismässig unschädlich, da man gewöhnlich aus dem Zusammenhang ersieht, welche Bedeutung im jeweiligen Fall die rechte ist. Es liegt aber unter allen Umständen eine, wenn auch nicht besonders schwerwiegende, Misslichkeit darin, dass *wir z. B. sechzehn verschiedene Wörter von der Form *lehne* haben nämlich 1) Sgl. Fem. *lehne* = Stütze, mhd. *lëne*. 2) Sgl. Fem. = wilde Sau, mhd. *liene*. 3. Sgl. Fem. = Achsnagel, *lünse*. 4) Sgl. Fem. = Lenne, Leinbaum, mhd. *līnboum*. 5) Dat. Sgl. von *das lehn* = das Lehen, mhd. *lēhen*. 6) Nom. Gen. Akk. Plur. davon = die Lehen. 7) Kurzname = Helene. 8) 1 Pers. Praes. Indik. von *lehnen* intransit. = sich stützen, mhd. *lënen*. 9) 1. und 3. Pers. Praes. Konj. davon. 10) Imperativ davon. 11) 1. Pers. Praes. Indic. von *lehnen* = lehnen, transitiv, mhd. *leinen*. 12) 1. und 3. Pers. Praes. Konj. davon. 13) Imperativ davon. 14) 1. Pers. Praes. Indik. von *lehnen* = leihen (das Simplex findet sich z. B. noch bei Stilling, Rückert), mhd. *lēhenen*. 15) 1. und 3 Pers. Praes. Konj. davon. 16) Imperativ davon*. Es liegt daher auch auf der Hand, dass, wenn ein Wort zwischen zwei Formen schwankt, von denen die e i n e dem Klange nach mit der eines andern Wortes übereinstimmt, die a n d e r e vorzuziehen ist. *Es ist demnach die Form *ahnen* der Form *ahnden* gegenüber zu bevorzugen, da *ahnden* schon in der Bedeutung *rächen* Verwendung findet. Desgleichen ist die althergebrachte und von der Aussprache anerkannte Unterscheidung von *geisel* 'obses' und *geissel* 'flagellum' beizubehalten (vgl. Wilmanns Die Orthographie § 126), obgleich ety-

— ein Vorzug, der doch sicherlich nicht von der Bedeutung ist, dass der Unterschied in der Schrift aufrecht erhalten werden muss mit Hintansetzung anderer beachtenswerther Gesichtspunkte, die schon lange manchen veranlasst haben Unterscheidungen folgender Art aufzugeben, wie **loos* : *los*, *haide* : *heide*, *saite* : *seite*, *thon* : *ton** u. a. — wenn es sich so verhält, so ist hingegen die Schrift mit einem andern, ihr eigentümlichen Übelstand behaftet, nämlich mit den sogenannten H o m o g r a p h e n, d. h. Wörtern von verschiedenem Klang und verschiedener Bedeutung, aber gleicher Schreibung, z. B. **weg* (Substantiv und Adverb), *schoss* (Verbum, Trieb, Steuer, Hüftbug)* u. a.

mologisch beiden Wörtern *s* zukommt.* Von diesem Gesichtspunkt aus muss man daher auch — als einem thatsächlichen Nachteil für die Sprache — der Ausbreitung der in *Berlin (und andern Orten, wie z. B. in Livland, jedoch mit einer Einschränkung vor *r*) ganz üblichen Aussprache von *ä*[1]) entgegenarbeiten, infolge deren *sägen* und *segen*, *bären* und *beeren*, *fäden* und *fehden*, *säen* und *seen*, *zähe* und *zehe*, *träten* und *treten*, *gäben* und *geben*, *bäten* und *beten* u. s. w.* zusammenfallen, mit dem notwendigen Ergebnis, dass die Sprache hierdurch durch einige Dutzend oder vielleicht einige Schock neuer Homonymen bereichert wird.

Eine Gruppe von Homonymen, die hier besonders beachtet zu werden verdient, bilden die, die dadurch entstanden sind, dass verschiedene Glieder eines Paradigmas dieselbe Form angenommen haben. Eine derartige Vereinfachung des Paradigmas ist nichts schlimmes, so lange dadurch keine Zweideutigkeit entsteht — so z. B. bietet der Umstand, dass im *Neuhochdeutschen beim Singular gewisser Paradigmen* der Nominativ, Dativ und Akkusativ dieselbe Form erhalten haben, keine erwähnenswerte Misslichkeit, eher gewisse Vorzüge dar — aber sie begreift eine Sprachverschlechterung in sich, sobald dieses der Fall ist. Denn das besagt nichts anderes als dass zwei (oder mehrere) wesentlich verschiedene Bedeutungen um dieselbe Form ringen müssen, was doch ein Mangel ist. *Als z. B. der mhd. Sing. *der vinger, stival* und der Plur. *die vingere, stivale* gewissen Lautgesetzen zufolge sich in der nhd. Sing.- und Plur.-Form *finger*, *stiefel* vereinigten, entstand eine Zweideutigkeit, aus der sich ein wirklicher Missstand ergab. In einer Wendung wie *bring mir papas stiefel* oder *sie flickt Ottos ärmel* ist es uns ganz unmöglich zu entscheiden, ob es sich um einen oder mehrere Stiefel bezw. Ärmel handelt. Diesem Übelstand helfen die durch Anlehnung an die *n*-Stämme entstandenen Formen *stiefeln, fingern, ärmeln, stacheln, flügeln* ab, Formen, die deutlich und daher vortrefflich sind, wenngleich sie auch von manchen, wie z. B. von Andresen (Sprachgebrauch 31) und von Heyse-

1) *Die Unterscheidung von *ä* und *e* ist "schulmeisterlich künstlich". So Hermann Schmolke (Progr. des Friedrichs-Realgymnasium zu Berlin 1890 S. 14).*

Lyon (Deutsche Grammatik 122), zurückgewiesen werden.* Ein Unglück für die Sprache ist es vielleicht, dass man nicht auf dem einmal betretenen Weg weiterging, sondern diese Plurale im Gegenteil allmählich zurückgedrängt worden sind. Und 'sprachwidrig' ist es, jetzt solchen Formen entgegenarbeiten zu wollen, die glücklicherweise noch recht oft — wenigstens in der gesprochenen Sprache [z. B. in Berlin] — vorkommen[1]. *Zu beachten ist noch, dass hie und da eine Pluralform auf *-n*, wie z. B. *ärmeln* (vgl. Weinhold Mhd. Grammatik 432), *stiefeln*, 500 oder 600 jährige Ahnen hat,* was ihr doch die Gunst der Freunde des alten zusichern müsste, die bisher ihre ärgsten Feinde gewesen sind[2]. Hier haben wir mithin wieder einen Fall, wo die, wenigstens in der geschriebenen Sprache, weniger gebräuchliche Form die richtigere ist.* '*Über Buddhas a p o s t e l n*'[3] ist ein richtigerer Titel als '*Über Buddhas a p o s t e l*', *wenn es sich wirklich um mehrere handelt; er ist richtiger, weil er deutlicher über die Meinung der sich Äussernden Auskunft giebt.* *Bürgern, pfarrern** u. s. w. wären richtigere Pluralformen als **bürger, pfarrer** u. s. w., w e n n und s o b a l d solche Formen leichter verstanden werden, was jedoch sicherlich noch nicht der Fall ist, wie etwa mit **schlüsseln, giebeln** u. s. w. *Man ist nämlich noch g a r zu wenig gewohnt die Endung *-n* bei

1) [Genau das umgekehrte Verhältnis — Schwanken im Singular, der Plural ausschliesslich schwach flektiert — weisen im Nhd. *bauer* und *nachbar* auf, während sie im Ahd. und Mhd. sowohl schwach als auch stark dekliniert werden konnten, also nhd. *des nachbarn* oder *nachbars*, *des bauern* oder *bauers* — *die nachbarn, bauern*. Wird nun in Wendungen wie *ich kenne Ottos nachbarn* durch Bevorzugung der starken Form im Singular die Zweideutigkeit gehoben, so erhielten wir genau den Flexionstypus, dem oben das Wort geredet wurde, also: *der stiefel, des stiefels — die stiefeln*.]

2) "Es ist ein sonderbares Verhältnis, dass es vielen, im übrigen scharfsinnigen Männern, die dafür eifern, dass wir die Sprache unserer Väter rein und unverderbt erhalten, schwer fällt, sich zu vergegenwärtigen, dass unsere Väter nicht nur um 1200 und 1300, sondern auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert lebten". (Es. Tegnér a. a. O. S. 132).

3) So auch schon im Mhd. neben der starken Flexion. Vgl. die mhd. Wörterbücher. Auch Luther schreibt *aposteln*.

den Wörtern auf *-el* und *-er* zu finden. Doch auch an diese alle wird und muss mit der Zeit die Reihe kommen.*

3) Unrichtig ist ferner das, was nur mit Schwierigkeit verstanden wird. Ich habe bisher ausschliesslich darauf Nachdruck gelegt, dass es von Wichtigkeit sei, dass ein Ausdruck vom Angeredeten exakt erfasst werde. Es ist aber auch von Belang, dass er schnell und mit möglichst geringer Anstrengung[1]) verstanden wird. ["Rasch und leicht soll die Vorstellung des Hörenden durch ein bestimmtes Lautbild angeregt werden." Behaghel Deutsche Spr. 83.] Minder richtig ist daher der Ausdruck, der minder rasch den Gedanken des Sprechenden dem Angeredeten verständlich macht, der, um richtig verstanden zu werden, grössere Anstrengung erfordert. Hierbei spielt natürlich die subjektive Auffassung der einzelnen eine grosse Rolle, da ja nicht nur die Ideenassoziation, sondern auch die Art und Weise, die Gedanken zu verknüpfen, so ausserordentlich verschieden ist, dass der Ausdruck, der augenblicklich dazu angethan ist, die Vorstellung des einen auf den richtigen Weg zu leiten, einem andern gegenüber sich vollständig unbrauchbar erweisen kann. Ich bin mir daher dessen vollständig bewusst, dass möglicher Weise manches Beispiel für hierhergehörige Sprachfehler, das ich im folgenden anziehe, weniger glücklich gewählt sein und gar zu sehr den Stempel meines persönlichen Geschmackes tragen könnte.

* *Fürwitz* (Schiller, Heyse) scheint mir von diesem Standpunkt aus durchaus schlechter als *vorwitz*, da jenes sich schlecht zu andern Zusammensetzungen, wie *fürsprache*, *fürwort*, *fürbitte*, an die man unbewusster Weise denkt, schickt,

1) Was man gemeiniglich einen guten (leicht lesbaren) Stil nennt, im Gegensatz zu einem schlechten (oder, wie es am häufigsten heisst, einem schwer lesbaren) Stil, das ist im Grunde nichts andres als ein Stil, dem dieses Lob zukommt, weil der Schriftsteller dieser Seite der Sprache Genüge gethan hat. Von diesem Gesichtspunkt aus hat Herbert Spencer in seinem kleinen vortrefflichen Aufsatz 'The philosophy of style' (Westminster Review, Okt. 1852; wiederabgedruckt in seinen Essays, Band II, 1868), gestützt auf eine Menge feiner Beobachtungen, eine ganze Theorie für die stilistische Fertigkeit aufgestellt. Auf diese Abhandlung erlaube ich mir zur Ergänzung meiner Darstellung, hinsichtlich der in Frage kommenden Seite der Sache, zu verweisen.

anderseits dieses durch *vor-* auch schon treffend die sich vordrängende Neugier oder Wissbegier bezeichnet.

Ungeschlacht steht an Deutlichkeit einem *ungeartet, roh, tölpelhaft* bedeutend nach, da das jetzt nicht mehr verstandene *-geschlacht* auf *schlachten* bezogen wird, und *ungeschlacht*, wie die nicht seltene Volksetymologie *ungeschlachtet* zeigt, als 'nicht zubereitet, nicht geniessbar gemacht' aufgefasst wird.

Auch *auslauf*, das Grimm im Sinne von *excurs* verwendet, scheint wenig geeignet zu sein einem schnellen Verständnis zu dienen. Nach Analogie von *ausgang* oder von *auslaufen* sollte man meinen, dass darunter etwa der Beginn des Laufens oder ein Resultat zu verstehen sei, nicht aber eine Abschweifung.

Weiland an stelle von *vormals* ist wenig angebracht, da es infolge des Nebentons auf dem *a* leicht als Zusammensetzung mit *-land* aufgefasst werden kann.

Fastnacht ist eine richtigere Form als *fasnacht*, da die Beziehung von jenem zu *fasten* wohl allgemein verständlich sein dürfte, die von diesem zu *faseln* wohl kaum.

Eisbein für *hüftbein* ist unvergleichlich schlechter, da sich kaum einer, der sich nicht speziell mit der Etymologie beschäftigt hat, beim ersten Bestandteil dieses Wortes etwas denken kann (vgl. auch die Berliner Redensart *ik habe reene eisbeene* für *kalte füsse*).

Hölle durch *helle* ersetzen zu wollen, wie es z. B. die thun, die die nhd. Orthographie nach der mhd. geregelt zu sehen wünschen, ist nicht nur deshalb unrichtig, weil der im Volksbewustsein noch lebendige Zusammenhang von *hölle* und *höhle* gestört und ein wenig einleuchtender mit *helle, helligkeit* geschaffen werden würde, sondern auch, weil hierdurch ein neues Paar der schon ohnehin zu zahlreichen Homonymen entstünde.* Übrigens dürfte es nicht uninteressant sein, zu erfahren, ob der, welcher **helle** s c h r e i b t, auch wirklich in der Rede der für ihn gleichermassen bindenden, aber nicht ganz so leicht durchführbaren Umgestaltung gerecht wird. Widrigenfalls möchte ich darauf hinweisen, dass, wenn eine Änderung solcher, in der gesprochenen Sprache so gewöhnlicher Wörter Aussicht haben soll durchzudringen, sie zunächst in der Rede vorgenommen und womöglich auch durchgeführt werden muss.

Einigermassen anders liegt dagegen die Sache z. B. bei wissenschaftlichen Fachausdrücken, welche in der Schrift ebenso oft oder vielleicht noch häufiger als in der Rede vorkommen.

Alles was bisher als leitender Gesichtspunkt für die Sprachrichtigkeit angeführt worden ist, ist nur der Bequemlichkeit des Angeredeten zu gute gekommen, die allerdings auch sehr richtig in erster Linie in Betracht gezogen werden muss. Es ist aber anderseits von grosser Wichtigkeit, dass die Sprache auch für den Sprechenden so leicht als möglich zu handhaben sei[1]). Hieraus ergeben sich verschiedene neue Anforderungen, die man an die Sprachrichtigkeit in des Wortes eigentlicher Bedeutung erheben muss:

4) Schlechter sind solche Ausdrücke, die eine grössere Schwierigkeit der Aussprache bedingen, d. h. die sich nicht dem für die schwedische [resp. deutsche] Aussprache eingeübten Bewegungsgefühl fügen wollen. Das ist indes ein ziemlich untergeordneter Gesichtspunkt. Wenn durch den schwereren Ausdruck in anderer Hinsicht etwas wesentliches gewonnen wird, so muss man sich die Schwierigkeit der Aussprache gefallen lassen, die meistens, wenigstens mit der Zeit, recht leicht zu bewältigen sein dürfte. Wenn aber ein Ausdruck nicht aus andern Gründen zu bevorzugen ist, so ist er immer infolge seiner grösseren Schwierigkeit mit einem Fehler behaftet, der bei der Beurteilung der Sprachrichtigkeit des Ausdrucks nicht unberücksichtigt bleiben darf.

* Es ist mithin z. B. die in Mittel- und Süddeutschland vorkommende Aussprache *balkǫ*, *cousę* (mit Nasalvokal wie im Französichen *balcon*, *cousin*) schlechter als die in Norddeutschland übliche *balkoŋ*, *couseŋ*, wohlgemerkt im Munde eines Deutschen, zu Deutschen gesprochen, denn die Rücksicht auf das Publikum ist hier, wie stets, wo es sich um die Sprachrichtigkeit handelt, der Hauptgesichtspunkt, der nicht ausser Acht gelassen werden darf.

Die von manchen verordnete Aussprache *mägde*, *sma-*

1) Dass das Interesse des Angeredeten (die Deutlichkeit der Sprache) und das des Redenden (die Einfachheit der Sprache) mit einander im Streite liegen, und dass eine praktische Sprache durch eine ununterbrochene Vereinbarung zwischen den Forderungen beider gebildet werden muss, ist von Flodström a. a. O. S. 146 gezeigt worden.

vagde, jagden (mit den beiden stimmhaften Verschlusslauten *g* und *d* bezw. mit stimmlosem Reibelaut + *d*) ist schlechter als die Aussprache *mähte, smarahte, jahten* (mit dem stimmlosen Reibelaut *h* und dem stimmlosen *t*), die auf *wägte, lachte, lachten* reimen lässt. Denn einerseits ist im Deutschen die Verbindung *-gd-* bezw. *-hd-* übel gelitten, anderseits würde durch die erstere Aussprache (Plur. *mägde, smaragde, jagden* bezw. *mähde, smarahde, jahden* neben dem Sgl. *maht, smaraht, jaht*) das einheitliche Paradigma auseinandergetrieben werden, ein für die Beurteilung der Sprachrichtigkeit ausschlaggebender Umstand, der weiter unten zur Sprache kommt.

Die unbetonten Lautgruppen *-el, -er, -em, -en* mit hörbarem *e*-Laut (mid-mixed) auszusprechen, wie es mancher Redekünstler thut, also *handəl, blondər, blondəm, blondən* oder sogar, wenn es ganz besonders 'fein' sein soll, mit dem mid-front *e*, also *handel, blonder* u. s. w., ist wenig angebracht, da es der jetzigen Sprachgewohnheit vielfach widerstrebt.* Infolge dessen erscheint diese Aussprache auch häufig als geziert, namentlich in der alltäglichen Rede. Etwas anders liegen die Verhältnisse in der feierlichen und dichterischen Sprache (wie auch im Gesang), in der altertümliche Ausdrücke, mithin auch eine altertümliche Aussprache, verhältnismässig berechtigt, in manchen Fällen sogar erstrebenswert sind.

* *Bugsieren, ablugsen, Dresden* mit stimmhaftem Verschlusslaut und stimmhaftem *ſ* auszusprechen, ist wenig empfehlenswert, da im Deutschen *g* + *ſ* bezw. *ſ* + *d* ganz unerhörte Lautverbindungen sind, die Aussprache *buksieren, Dresten* dagegen dem deutschen Bewegungsgefühl vollkommen mundgerecht ist. Die Aussprache von *redakteur, ingenieur* u. s. w. nach Art des Französischen mit offenem langen *ö* ist schlechter als die mit geschlossenem, da im Deutschen das lange *ö* immer geschlossen ist.

Lord, klub, grog mit stimmhaftem Auslaut zu sprechen, ist unerträglich pedantisch, da das Deutsche keine stimmhaften Verschlusslaute im Auslaut duldet.

Eine halb englische Aussprache *šport, lort* oder vielleicht noch 'besser' *spōrt, lōrd* für *šport, lort* ist, wenn die Wörter als Lehnwörter im Deutschen gebraucht werden, d. h. von Deutschen zu Deutschen gesprochen, eine un-

leidliche Ziererei. Denn das Nhd. hat, mit Ausnahme einiger Gegenden, einen entschiedenen Widerwillen gegen *sp, st* im Wurzelanlaut, namentlich in Wörtern, denen man es nicht auf den ersten Blick ansieht, dass sie dem Griechischen, Lateinischen oder Französischen entlehnt sind, und ist ferner nicht geneigt in Nomina die Verbindung *ōrt* zu ertragen (vgl. *ort, hort, fort, wort, mord, bord*), eher noch in Zeitwörtern, wo die Länge des *o* durch danebenliegende Formen geschützt wird (vgl. *bōhrt, schmōrt* neben *bōhren, schmōren*)*.

5) Schlechter sind solche Formen, die sich schwerer in dem Augenblick, wo man ihrer bedarf, auffinden lassen, was darin seinen Grund hat, dass sie sich schwerer dem Gedächtnis einprägen, was wiederum darauf beruht, dass sie sich minder leicht mit andern Ausdrücken von ähnlichem Gebrauch assoziieren. Ein Ausdruck, der sich bequem assoziieren lässt, kann leichter im Gedächtnis festgehalten, erforderlichen Falles leichter ins Bewusstsein gerufen, und, wie schon oben hervorgehoben, gewöhnlich auch bequemer und leichter verstanden werden. ["Von zwei Ausdrücken ist immer derjenige der deutlichere, der anschaulichere, der etymologisch klarer ist." Behaghel Deutsche Sprache 84.] Einen solchen Ausdruck pflegt man aber eben einen regelmässig gebildeten zu nennen. Hier stossen wir auf das alte Dogma, dass nämlich unregelmässige Formen gut und, vor allem, schön seien. Über die Schönheit als eine Sache des Geschmacks und des Gutdünkens wollen wir nicht rechten. Aber die Brauchbarkeit dürfte wohl nur eingebildet sein. Dass Reichtum und Abwechselung in der Sprache in anderer und besserer Weise erzielt werden kann, werde ich weiter unten zeigen. Hier will ich nur betonen, dass Regelmässigkeit an und für sich, systematische Ausgestaltung, organischer Zusammenhang auf sprachlichem Gebiet ein herrlicher Vorzug ist.

Es ist mithin in der gewöhnlichen d. h. nicht feierlichen Sprache * die Pluralform *sporen* schlechter als *sporne* oder *spornen*, da sie sich schlechter an *sporn* anschliesst (vgl. *dorn, dorne, dornen*). Der Superlativ *meiste* ist schlechter als *mehrste*, das besser zum Komparativ *mehrere* stimmt (vgl. *schwerere - schwerste*). Besser als die in der nhd. Schriftsprache übliche Steigerung *hoch, der hohe - höher - höchste* ist die mittel- und süddeutsche *hoch, der hoche - höcher - höchste*. Die Nomi-

nativform *der haufe, name, glaube, friede, wille* u. s. w. ist schlechter als *haufen, namen* u. s. w. Denn ganz abgesehen davon, dass die allgemeine Tendenz vorhanden ist bei dieser Gruppe von Wörtern die Form *-en* zur Alleinherrschaft zu bringen, wie z. B. *schaden, schatten, lumpen* u. s. w. zeigen, ist der Nominativ auf *-en* darum zu empfehlen, einerseits weil er sich besser dem Genitiv auf *-ens* anfügt und eine Flexion *der namen, des namens, dem namen* u. s. w. sich vollständig mit der Flexion der *-na*-Stämme, wie *der degen, wagen, des degens* u. s. w. deckt, während eine Flexion *der name, des namens* ein ganz neues, eigenartiges Paradigma begründen würde; anderseits weil die Wörter, die eine Nominativform ohne *-n* aufweisen, fast alle mit Ausnahme der hier in Frage kommenden (es sind ihrer etwa ein Dutzend, vgl. Andresen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit S. 26 f.) der schwachen Flexion treu geblieben sind und vorzugsweise lebende Wesen bezeichnen (vgl. *der bote, hase, gatte* u. s. w.), dagegen der Analogie der *-na*-Stämme folgen, sobald sie als Sachnamen verwandt werden: *der rappen, franken* — des *rappens, frankens* gegenüber der *rappe, franke* — *des rappen, franken*, vgl. Behaghel Deutsche Sprache 172 f. Paul Grundriss I 616 f. Die Optativformen des Imperfekts *fände, stände, begänne, spänne, gewänne, schwämme*, sind den Formen *fünde, stünde, begönne, spönne* u. s. w. vorzuziehen, weil sie sich mit ihrem *ä* leichter an den Indikativ mit seinem *a* anschliessen, zumal da eine grosse Masse von Imperfekta wie *sang-sänge, band-bände* u. s. w. dieses Verhältnis als das regelmässige erscheinen lässt. Anders verhält es sich dagegen mit Optativformen wie *hülfe, stürbe, würbe, würfe, verdürbe, gölte, schölte*: hier hat man sich wohl gegen die Bildung *hälfe, stärbe* u. s. w. zu entscheiden, nicht etwa, weil die Formen mit *ä* jünger sind, auch nicht, weil sie nach Heyse-Lyon (Deutsche Grammatik 211) hässlich sind, sondern weil die Formen mit *ü*, bezw. *ö* einen Unterschied zwischen dem Opt. Imperf. einerseits und dem Indic. Opt. Praes. anderseits begründen; denn *helfe* und *hälfe* sind nur in der geschriebenen, nicht aber in der gesprochenen Sprache verschieden, in beiden Fällen haben wir hier das offene kurze *e*. Aus diesem Grunde ist auch dem veralteten *bürge* gegenüber *bärge* das Wort zu reden. *Stöhle* ist nicht deswegen schlecht, weil

es eine falsche Analogiebildung nach *beföhle empföhle* ist, sondern weil *beföhle*, obgleich das *ö* hier lautgesetzlich ist (mhd. *bevülhe*), an und für sich schon schlecht ist, da durch das *ö* der Zusammenhang mit dem Indikativ hier unnützerweise gestört wird. Also richtig ist *stahl-stähle*, wie *traf-träfe*, *nahm-nähme*. Der eben erwähnte Gesichtspunkt, eine deutliche Unterscheidung zwischen dem Opt. Imperf. und Opt. Praes. herzustellen, fällt hier natürlich ganz weg, da die gebildete Sprache durchaus das geschlossene lange *e* in *stehle* und das offene lange *e* in *stähle* zu Gehör kommen lässt. Schon Adelung in seinem Lehrgebäude der deutschen Sprache I 103 findet, dass der Verfeinerungstrieb des Nhd. auf eine Beseitigung der unregelmässigen Verba hinarbeite. Es liegt in der Natur der Sache, dass dieses Bestreben Regelmässigkeit herzustellen sich namentlich da geltend macht, wo das einzelne Zeitwort nicht durch eine grosse Masse anderer gleichartiger geschützt wird, wie z. B. bei der kleinen Anzahl der starken Verben, die als Präsensvokal *au* oder *u* zeigen. *Hauen-hieb-gehauen* fällt aus aller Analogie heraus; besser ist nach Art von *bauen*, *krauen*, *brauen* u. s. w. *haute*, *gehaut*, was man z. B. in Livland und in Berlin nicht selten hören kann. Von *schnauben* und *schrauben* ist die starke Flexion *schnob- geschnoben* u. s. w. fast vollständig schon zu Gunsten von *schnaubte geschnaubt* u. s. w. zurückgetreten. Dagegen gilt *sog-gesogen* von *saugen* noch als die mustergiltige Form, wiewohl *saugte-gesaugt* nach Analogie von *taugen* mehr zu empfehlen wäre, da der Ablaut *au-o-o* ganz isoliert dasteht. Wieder ihre eignen Wege gehen *saufen-soff-gesoffen* und *laufen-lief-gelaufen*. Die in Dialekten (in Baden, vgl. Kuntze Zeitschr. f. deutschen Unterricht V 41) und in der Litteratur (bei Goethe, Wieland, Heine u. a.) vorkommende Bildung *loff-geloffen* wäre schon mehr zu empfehlen, da sich durch diese Weise ein Anschluss wenigstens an *saufen* ergäbe. Immerhin wäre die Ablautreihe *au-ŏ-ŏ* durch diese beiden Zeitwörter recht spärlich vertreten. Im Interesse der Regelmässigkeit wäre vielmehr Formen wie *saufte*, *laufte*, *gesauft*, *gelauft*, wie öfters man aus Kindermund zu hören bekommt, das Wort zu reden.* Und warum? Offenbar, weil die Sprache auf diese Weise leichter wird. Die Sprache wird aber, sobald die Deutlichkeit nicht darunter leidet, insofern auch dadurch besser. Wir

haben auch in sprachlichen Fragen manches von den Kindern zu lernen. [Max Müller Vorlesungen, deutsche Ausgabe[3] I 80 findet es "sehr wahrscheinlich, dass das allmähliche Verschwinden unregelmässiger Deklinationen und Konjugationen sowohl in Sprachen mit als ohne Litteratur zum Teil dem Dialekte der Kinder zuzuschreiben ist".] *Auch *rufen, rief, gerufen* steht mit seinem Ablaut *u-ie-u* ganz vereinsamt da; nicht ganz uneben ist daher *rufte-geruft,* Formen, die jetzt kaum noch gehört werden, sich aber bei Schiller, Goethe, Voss u. a. finden. Noch ein altes reduplizierendes Verbum, das mit seinem Partizipium ganz ohne gleichen dasteht, ist *heissen-hiess-geheissen*; besser ist die namentlich in Norddeutschland verbreitete Form *gehiessen,* durch die das Verb in volle Harmonie mit *weisen, preisen* u. a. tritt. Ebenso fällt ganz aus der Reihe heraus das Part. *geheischen.* Es ist also deshalb die schwache Flexion *heischte, geheischt* vorzuziehen, nicht etwa weil *hiesch geheischen* erst eine im Mhd. auftretende Analogiebildung ist. Zudem findet die schwache Flexion ihre Analoga in *kreischen, maischen* u. a. "Dieses grammatische Gerechtigkeitsgefühl, dieses Streben nach einfach analoger Ausbildung" (Max Müller) ist auch beim Ablautsvokal des Imperfektums von ausschlaggebender Bedeutung, wo es gilt, die Ausgleichung zu gunsten des Singularvokals oder die zu gunsten des Pluralvokals für die richtige zu erklären. Daher tritt z. B., da die Verba, deren Wurzeln auf *in* + Kons. ausgehen, den Singularvokal verallgemeinert haben, *sang rang band schwand, dang* mit Recht *dang* gegenüber zurück (vgl. Andresen Sprachrichtigkeit[5] S. 72, Weigand Deutsches Wörterbuch[3] I 371). Daher ist *schund* von *schinden,* weil es eben so ganz vereinzelt steht, eine schlechte Form. Auch das in meiner livländischen Heimat gebräuchliche *schindete* ist kein annehmbarer Ersatz, da einerseits diese schwache Form in Gegensatz zum starken Partizipium *geschunden* tritt, anderseits alle Verba auf *-inden* stark flektiert werden. Gut dagegen ist die bei Sanders ohne Belege aufgeführte Form *schand.*

Es zeugt von einem gesunden sprachlichen Instinkt, dass in der alltäglichen Sprache ungewöhnlich gebildete Wortformen wie *wittib, pilgrim, obrist* vermieden und statt deren *witwe, pilger, oberst,* Formen, deren Stammbildungssuffixe ein vertrauteres Aussehen haben, verwendet werden. *Brunft* und

brunst haben 'Unwissenheit und Nachlässigkeit' (Lessing) in *brunst* zusammenfallen lassen, und doch kommt es der Sprachrichtigkeit zugute, da *brunst* und *brunft* dieselbe Bedeutung haben und der Zusammenhang des letzteren mit *brummen* kaum mehr gefühlt wird, während die Beziehungen von *brunst* zu *brennen* dem Sprachbewusstsein noch lebendig sind.

Doch der eben erwähnte Fall dürfte vielleicht mit besserem Rechte als Beispiel für die sogenannte Volksetymologie herangezogen werden können*, d. h. eine im guten Glauben (im Gegensatz zum Witz) vorgenommene Umdeutung eines mehr oder minder schwer assoziierbaren Ausdrucks, die häufig mit einer formellen Umgestaltung verbunden ist[1]). Derartige Bildungen, die ehemals, und vielleicht auch noch jetzt vielfach, der tiefsten Verachtung anheim gegeben waren, weil sie in höherem Grade als andere 'Sprachfehler' zu verabscheuen und eines wirklich 'gebildeten' Menschen unwürdig seien[2]), sind jedoch vortrefflich, falls der neue Ausdruck gewissermassen durchsichtiger als der alte ist und die Möglichkeit einer bequemen Assoziation bietet, vermittels welcher er leicht behalten, gefunden und verstanden werden kann. Eine vortreffliche Volksetymologie liegt vor in dem Wort **wetterleuchten* aus mhd. *weterleich* (daneben *weterlitzen*). Gegen den ersten Teil des Wortes *wildschur* (aus poln. *wilczura* Wolfs-

1) Ausführlicher darüber handelt Noreen 'Svensk folketymologi' in Nordisk tidskrift 1887 S. 554 und ['Folketymologier' in De svenska landsmålen Bd. VI H. 5. Für das Deutsche kommt vor allem in betracht Andresen Über deutsche Volksetymologie 1889 [5], mit reichen Litteraturangaben. Vgl. auch Söhns Die Parias unserer Sprache 1888 und Kluge Deutsch. Wörterb. (siehe Janssens Index unter 'Umdeutung'). Vieles hergehörige bietet auch Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten 1882 [4].]

2) Nichts desto weniger ist die Schriftsprache über und über voll von solchen Ungeheuerlichkeiten: **blankscheit* (franz. *planchette*), *leihkauf* (mhd. *lîtkouf*), *weissagen* (ahd. von *wîȝȝago* Prophet gebildet), *mesner* (mlat. *mansionarius*), *höhenrauch, heiderauch, haarrauch* (*heirauch* zu mhd. *heien* brennen), *abzucht* (lat. *aquaeductus*), *einöde* (ahd. *einōti, -ōti* ist Suffix), *lanzknecht (landesknecht), sündflut* (mhd. *sinvluot*), *attentäter* (: *attentat* = *täter* : *tat*), *irritieren* (in der Bedeutung *irre machen* gebraucht, auch in der Schrift, vgl. Andresen Sprachgebr. u. Sprachr. 381; in Berlin hört man *irretieren*), *gaudieb* (= flinker Dieb, nd. *gau* = hd. *gäh*, Heyne Deutsches Wörterbuch I 1034, Andresen Zeitschr. f. deutsche Philol. XXIII 277) u. a. Vgl. die in Fussnote 1 zitierte Litteratur*.

fell) dürfte wenig einzuwenden sein: dagegen giebt der zweite mit Recht zu Bedenken Anlass. Die ebenfalls in Mundarten vorkommenden Wörter *ablang* (*oblongus*), *kommhartig* (*gummigut*, drastisches Mittel), *atmungsfähre* (*atmosphäre*), *frontenspitz* (*frontispiz*), *abseite* (ἀψίς), *garstiges* (*gastrisches*) *fieber*, *gifteritis* (*diphtheritis*), *windelator* (*ventilator*)* eignen sich trotz ihrer erstaunlichen Treffsicherheit doch nicht sonderlich für einen allgemeinern Gebrauch, da es sich hier um wissenschaftliche und Fachausdrücke handelt, welche so kosmopolitisch wie möglich sein müssen, da die Wissenschaft und die Fachbildung vor allem andern nicht 'national' sind oder es wenigstens nicht sein dürften.

Hinderlich ist aller unnützer Ballast. Es gilt in der Sprache, wie auf den meisten andern Gebieten, der Satz: was nicht nützt, das schadet. Das führt uns zu folgenden beiden Behauptungen:

6) Schlechter ist ein längerer Ausdruck, wenn er nichts anderes als ein kürzerer besagt, oder wenigstens für den gegebenen Fall nichts anderes bezeichnen kann oder darf. ["Ein Ausdruck ist um so eindringlicher, die mit ihm verbundene Vorstellung wird um so leichter erfasst, aus je weniger Elementen er besteht." Behaghel, Deutsche Sprache 86.] Beispiele für hergehörige Fälle sind unter andern **sanftmut* (*sanftmütigkeit*), *einfalt* (*einfältigkeit*), *grammatisch* (*grammatikalisch*), *kleinode* (*kleinodien*), *indes* (*indessen*), *öfter* (*öfterer*), *letzte* (*letzteste*), *nackt* (*nackend*), *ewig* (*ewiglich*), *leichtsinn* (*leichtsinnigkeit*), *weitläufig* (*weitläuftig*), *fels* (*felsen*), *sich befleissen* (*befleissigen*), *enden* (*endigen*, *beenden*, *beendigen*), *mahnen* (*gemahnen*) u. s. w. In Sätzen wie *die welt ist voller trug* ist *voller* eine schlechtere Form als *voll*, nicht etwa, weil hier *voller* analogisch die der starken Form des Mask. zukommende Endung *-er* verallgemeinert hat (vgl. Behaghel Deutsche Sprache 208; Erdmann Grundzüge d. deutschen Syntax § 66; Ondrusch Zeitschr. für deutschen Unterricht IV 41 ff.), sondern weil das prädikative Adjektiv im Nhd. durchaus in der sogenannten flexionslosen Form auftritt, und weil *voll*, abgesehen von seiner regelmässigen Bildung (siehe oben S. 124), auch kürzer ist als *voller*.* Der hier hervorgehobene Gesichtspunkt ist jedoch für die Sprachrichtigkeit von recht untergeordneter Bedeutung, da die län-

gern Ausdrücke, auch manche der von mir oben angeführten, fast immer eine Bedeutungsschattierung anzugeben imstande sind und gebraucht werden, um diese zu bezeichnen, die sich, wenn auch unbedeutend, von der Bedeutung des kürzeren Ausdrucks unterscheidet. So z. B. kann meines Erachtens *_geleiten_ nicht vollständig durch _leiten_ ersetzt werden, da jenes nicht nur wie dieses 'führen, lenken', sondern auch ein passives 'begleiten' ausdrücken kann.* [Namentlich Schopenhauer eifert vielfach mit Recht gegen ein derartiges kürzeres Wort, wie _nachweis, vergleich_, "wie unsere stumpfen Tölpel es verbessert haben" für _nachweisung, vergleichung_. Vgl. auch Hans v. Wolzogen Über Verrottung und Errettung der deutschen Sprache 1890 [3] S. 34 f.] — Ich wende mich nunmehr zu einem wichtigeren Gesichtspunkt von ähnlicher Art.

7) Schlecht sind die Ausdrücke, die an pedantischer und unnötiger Deutlichkeit leiden, d. h. die durch ihre Form eine Bedeutungsverschiedenheit angeben, die zu bezeichnen entweder nicht nötig ist, weil sie schon für den vorliegenden Zweck in anderer Weise ausgedrückt ist, oder die auch nicht bezeichnet werden darf, weil sie nicht mehr als solche verstanden wird.

Ein gutes Beispiel für eine aus dem ersteren Grunde unnötige Formdifferenzierung bietet uns die Verbalflexion der * deutschen Schriftsprache: z. B. _ich fechte, du fichtst, er ficht, wir sie fechten, ihr fechtet_ oder _ich saufe, du säufst, er säuft, wir sie saufen, ihr sauft_, wo die zweite und dritte Person des Singulars sich von den andern Personen nicht nur durch die Endung und das vorgesetzte Subjekt (resp. durch letzteres allein), sondern auch durch die Brechung, bezw. den Umlaut unterscheiden. Das letztere ist durchaus unnötig, da schlechterdings keine Undeutlichkeit oder überhaupt keine Ungelegenheit durch eine Flexion wie _ich fechte, du fechtest, er fechtet_ oder _ich saufe, du saufst, er sauft_ entstehen kann, eine Flexion, die in der gesprochenen Sprache nichts seltenes ist, zumal da bei andern Verben die Form ohne Brechung (bezw. Umlaut) auch in der geschriebenen Sprache durchgedrungen ist, z. B. _du webst, er webt, du melkst, er melkt_, oder _du haust, er haut, du rufst, er ruft_. Ebenso liegen die Verhältnisse beim Imperativ, wo die in der gesprochenen Sprache häufig vorkommenden Formen wie _gebe, vergesse, breche_,

bezw. *geb* etc. fast von allen Grammatikern verdammt werden (z. B. von Andresen Sprachr. 77, Keller Antibarbarus [2] 34, Kuntze Zeitschr. f. deutschen Unterr. V 40; nur Burghauser ebenda 50 f. bricht für diese Formen eine Lanze). Und doch finden sich mehrere derartige Formen auch in der Litteratur, z. B. bei Goethe und Heine, und Imperative wie *genese, bewege, pflege, webe* (bezw. *genes* u. s. w.) sind in der Sprache ausschliesslich im Gebrauch. Desgleichen ist beim Komparativ die umlautslose Form zu bevorzugen, da die Endung allein schon vollkommen genügt den Komparativ zu kennzeichnen, und er nicht durch den Umlaut "schärfer und kenntlicher" (Schleicher Deutsche Sprache 228) hervorgehoben zu werden braucht. Also *bänger, gesünder, frömmer, stölzer, zärter* u. s. w. müssen gegenüber den Formen der Schriftsprache, die sich hier für die umlautslosen Formen entscheidet, zurückstehen. Das unflektierte *drei (zwei)* in *die diener drei (zwei) grosser herren, drei (zwei), drei (zwei) herren dienen* ist aus diesem Gesichtspunkt mehr zu empfehlen als der Genet. *dreier,* der Dat. *dreien,* da das kasuelle Verhältnis hier durch andere Mittel zum Ausdruck kommt und es ganz wertlos wäre, dasselbe auch am Zahlwort zu bezeichnen. Die Flexion des Zahlwortes ist aber unerlässlich in Fällen wie *die herrscher zweier länder, dreien muss man trauen* u. s. w. Genaueres darüber siehe Grimm Deutsch. Wörterb. II 1369 f., Heyne Deutsch. Wörterb. I 599 f., Heyse-Lyon 176 f., Sanders Hauptschwierigkeiten [16] 351 ff. Hans von Wolzogen (Über Verrottung und Errettung der deutschen Sprache 34) eifert gegen den Trieb, "der die uns glücklicherweise noch erhaltene Dativendung *e* nachgerade gänzlich über die Seite gebracht hat". Und doch muss man der Form *dem tag, dem land* vor *dem tage, dem lande* den Vorzug zuerkennen, da schon durch den Artikel (bezw. durch die Präposition, wie *mit stolz, zu fuss, vor tau und tag*) die Form zur Genüge deutlich ist. Dadurch erhält ausserdem die Kategorie des Dativs ein regelmässigeres Aussehn, da eine grosse Anzahl von Wörtern, wie z. B. alle auf *-el, -en, -er* nie ein *e* im Dativ vertragen (vgl. dem *sessel, wagen, winter*), andere wieder, namentlich Wörter mit schwerfälligerem Suffix und zusammengesetzte, eine entschiedene Abneigung gegen das Dativ-*e* zeigen, wie *dem jüngling, reichtum, schicksal, landtag, bergland,* vgl.

Sanders Hauptschwierigkeiten 105 f., Behaghel Deutsche Sprache 159 Pauls Grundriss I 573 ff. Wesentlich analog verhält es sich mit der Genitivendung *-es* und *-s**.

Von den Beispielen für eine pedantische Bewahrung einer Formdifferenz, die nicht mehr als Träger einer Bedeutungsdifferenz gefühlt wird, *mögen hier angeführt werden die Adverbien auf *e*. Andresen Sprachrichtigkeit 95 ist z. B. der Ansicht, dass der Tadel verdiene, "der den letzten vollkommen gesicherten Rest einer alten Ordnung zu tilgen wünscht" und *lange* "ohne Not" in *lang* kürzt. Für die heutige Sprache ist aber das Gefühl für den Unterschied der Bedeutung von *bald-balde, fern-ferne, gern-gerne, still-stille* vollständig erloschen; *still* fungiert ebenso als Adverb wie *stille*, und es ist daher kein Grund vorhanden, das *e*, das im Mhd. unbedingt nötig war um aus Adjektiven Adverbien zu bilden, jetzt noch beizubehalten. Desgleichen scheint es wenig angemessen, in solchen Verbindungen von Kardinalzahlen mit massbestimmenden mask. oder neutr. Substantiven wie z. B. *zehn pfennig, mit zehn pfennig, vier fass* die Pluralendung zum Ausdruck kommen zu lassen, also *zehn pfennige, mit zehn pfennigen, vier fässer*. Dem jetzigen Sprachgefühle nach haben wir es hier nicht mit einer gewissen Anzahl von Individualitäten zu thun, sondern das Substantiv gilt als eine typische Masseinheit, als abstrakter Sammelname, und abstrakt gebrauchte Wörter sind keines Unterschiedes der Numeri fähig. Wie verkehrt es ist, hier die Pluralendung durchführen zu wollen, zeigen andere Verbindungen, wo zwischen der flektierten und der flexionslosen Form ein ganz handgreiflicher Unterschied in der Bedeutung besteht: *zwei fuss — zwei füsse, fünf buch — fünf bücher, sechs glas wein — sechs gläser wein* u. s. w. Eine reiche Beispielsammlung für die fraglichen Verbindungen findet sich bei Sanders Hauptschwierigkeiten 228 f., über ihren Ursprung handelt Behaghel Pauls Grundriss I 619 f., die psychologische Erklärung giebt Paul Prinzipien 226 f. *

Ferner aber und schliesslich kann man die Behauptung aufstellen:

8) Absolut verwerflich ist jede Änderung des Sprachgebrauchs, durch die man nichts gewinnt, d. h. die nicht dahin zielt, dass der Gedanke exakter oder schneller mitgeteilt wird; denn dann würde die Änderung nur eine Beschwerlich-

keit für den redenden, oft auch für den angeredeten, in sich bergen, für keinen von ihnen auch nur den geringsten Nutzen. Also ist der Gebrauch insofern massgebend für die Sprachrichtigkeit, als ceteris paribus (d. h. wenn der eine Ausdruck in keiner andern Hinsicht besser als der andere ist) der geläufigere Ausdruck der bessere ist, weil er leichter zugänglich und bequemer zu handhaben ist, für den Redenden wie auch für den Angeredeten, der übrigens das für das 'schönere' hält, woran er gewöhnt ist. Da nun im allgemeinen durch eine Änderung der Aussprache wenig gewonnen wird (hinsichtlich der Vollkommenheit der Sprache), mehr schon durch eine Änderung der Wortform, am meisten durch Änderungen ihrer syntaktischen Verknüpfungen und deren Bedeutungen, so ist damit schon gegeben, dass die Autorität des Gebrauchs da, wo es sich um die Aussprache handelt, am stärksten ist. Gegen eine geringfügige Abweichung von der gebräuchlichen Aussprache kann man gewöhnlich mit gutem Grunde nur den Vorwurf erheben: "das verstösst gegen den Brauch"[1] und verletzt mithin das Ohr (das man gewöhnlich mit dem 'Schönheitssinn' zu identifizieren für gut findet). Weniger Befugnis hat der Gebrauch rücksichtlich der Wortformen und am allerwenigsten in betreff ihrer syntaktischen Verwendung und Bedeutung. In dieser letzterwähnten Hinsicht hat der Gebrauch thatsächlich niemals eine besonders bedeutende Rolle gespielt. Fast nie tritt der Fall ein, dass ein Ausdruck in genau derselben Verbindung und völlig derselben Bedeutung, in der er früher verwendet wurde, auftritt, sondern beständig entstehen neue Kombinationen und neue Bedeutungen als Äusserungen neuer Gedanken. Und das ist auch ganz in der Ordnung. Denn diese Faktoren (namentlich die einst so verachteten 'falschen' Analogiebildungen) sind es vorzugsweise, durch die die Sprache lebt und sich entwickelt. Die Veränderungen der Aussprache zeugen allerdings auch von Leben, aber sie und namentlich die ehemals mit abergläubischer Ehrfurcht hochgehaltenen Lautgesetze machen hauptsächlich das Gegenstück vom Leben aus, das Verwendung, Abnutzung, Verbrauch des

1) Ist die Abweichung grösser, so kann dieser Umstand zu einer unrichtigen Assoziation führen und auch vielfach in anderer Hinsicht irreführend wirken.

Materials heisst. Da es sich so verhält, wird nicht einmal der ärgste Feind des 'konventionellen' daran Anstoss nehmen können, wenn der immer, mit gutem Rechte, konservative Gebrauch hinsichtlich der lautlichen Seite der Sprache beinah allmächtig, hinsichtlich der formellen und semasiologischen Seite ohnmächtig sein muss. Doch jetzt einige Beispiele für ungerechtfertiges Abweichen vom Gebrauch.

* Eine gänzlich nutzlose Änderung des geltenden Sprachgebrauchs wäre mit Jean Paul, und einigen Zeitungen der Gegenwart, neuerdings auch mit Trautmann ('Der *s*-Unfug' in den Wissenschaftlichen Beiheften zur Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins 1891 Nr. I) das *s* in der Fuge von Zusammensetzungen zu tilgen, also *geburttag, liebedienst, volkkönig* statt *geburtstag, liebesdienst, volkskönig* schreiben zu wollen (vgl. auch Keller Antibarbarus[2] 22). Schon Jacob Grimm hat das *s* diesen änderungslustigen gegenüber in Schutz genommen (Kleinere Schriften I 403 ff., Deutsche Gramm. II neuer Abdr. 919. 922). Ebenso überflüssig ist auch der Kampf Kellers (Antibarbarus[2] 21) gegen das *e* in *badearzt, sterbefall, haltestelle.* Von gar keinem Gewinn ist auch die Abweichung vom allgemeinen Sprachgebrauch, der fast von sämtlichen Vertretern der historischen Sprachbetrachtung in den sechziger und siebziger Jahren das Wort geredet wurde, ich meine das Bestreben bei solchen Wörtern wie *schöpfer, löffel, ergötzen, zwölf* u. a. in der Schrift und vielfach auch in der Sprache das mhd. *e* wieder zur Geltung kommen zu lassen (vgl. v. Bahder Grundlagen S. 168 ff., der nachzuweisen sucht, dass in der nhd. Schriftsprache das *ö* seine Berechtigung hat). Ganz zwecklos ist auch das Bestreben, wie es sich bei einzelnen Lehrern zeigt, die Form *braune* zu gunsten von *braue* auszumerzen. Abgesehen davon, dass die Form mit *n* auch bei den allerbesten Schriftstellern vorkommt, scheint es doch willkürlich, das *n* in *braune* anzufeinden, dagegen in *birne, sporn* u. a. unbeanstandet zu lassen, in denen ebenso wie in jenem das *n*, das ursprünglich der schwachen Flexion von mhd. *brā, brāwe, bir, spor* in allen Kasus mit Ausnahme des Nom. Sg. eignete, zum Stamm gezogen wurde und so eine ganz neue Flexion ins Leben rief. Keller Antibarbarus[2] 35 will *wiegen* im Sinn von 'Gewicht haben' und 'Gewicht bestimmen' nicht dulden, sondern hier nur die Form *wägen* zulassen, von der er jedoch,

wenn sie intransitiv ist, die zweite und dritte Person Sgl. nach Art des Mhd. (*wige, wigest, wiget, wegen, weget, wegent*), also *wiegst, wiegt* bildet; allerdings sehr zur Beeinträchtigung der Regelmässigkeit. Ein thatsächlicher Vorteil dagegen erwächst der Sprache dadurch, dass das Verbum gewissermassen entzweigespalten wird, so dass, abgesehen von *wiegen* in der Bedeutung 'schaukeln', *wiegen* als der intransitiv und transitiv gebrauchte Ausdruck für Gewichtsbestimmungen gilt, *wägen* hingegen mit 'überlegen' sinnverwandt ist — eine Scheidung der Form und Bedeutung, die sich auch in der That einer weiten Verbreitung erfreut. Dasselbe Verfahren ist zu grossem Vorteil für eine gehaltvolle Ausdrucksweise der nhd. Sprache bei mehreren derartigen Wörtern eingeschlagen worden, z. B. *deich-teich, drucken-drücken, bett-beet, waffen-wappen, heiland-heilend, jungfrau-jungfer-junge frau, stadt-statt* (Substantiv und Präposition)*-stätte, 3 mann-3 männer-3 mannen, bänder-bande-bände, sachlich-sächlich, höfisch-hübsch, verwant-verwendet, fluges-flugs, fährte* (eig. Nom. Plur. zu) *-fahrt, Schweiz-Schwyz, Karl-kerl, Minna-minne, magd-maid, atzen-ätzen, gegen-gen, bursch-bursche-börse, der-derer-deren, schlecht-schlicht, fahl-falb**, und dergleichen mehr[1]). In diesen und den andern, man könnte beinahe sagen, unzähligen ähnlichen Fällen die eine Form als die minder richtige tilgen zu wollen wäre ein strafbarer Versuch von Diebstahl an unserer Sprache, und gelänge es wirklich, so würde man sie eines bedeutenden Reichtums berauben, der im Laufe der Zeiten nicht ohne Mühe durch ein vernünftiges Haushalten mit den Mitteln der Sprache gewonnen worden ist. * Die ältere Form *dachtel* z. B. statt *dattel* (beide aus δάκτυλος) oder *profost, profos* statt *propst* (beide aus *propositus*) einzusetzen oder *jungfer* mit *jungfrau* zusammen-

1) [Reichhaltige Sammlungen hergehöriger Beispiele bieten Behaghel Die neuhochdeutschen Zwillingswörter Germania XXIII 257 ff. und Andresen Wortspaltungen auf dem Gebiete der neuhochdeutschen Schrift- u. Verkehrssprache Zeitschrift für deutsche Philologie XXIII 265 ff.; über die gleichen Erscheinungen der schwedischen Sprache handelt] ausführlich Noreen in seinem Aufsatz 'Om orddubbletter i nysvenskan' in 'Språkvetenskapliga sällskapets i Upsala förhandlingar' 1882—1885 (Upsala 1886) S. 81 ff.

fallen zu lassen,* das dürfte nicht einmal der radikalste Reaktionär befürworten wollen. Aber das wäre die Konsequenz.

Unpraktisch und daher tadelnswert ist es, in der grammatischen Litteratur, die doch für Personen bestimmt ist, die jedenfalls die landläufigen grammatischen Bezeichnungen lernen müssen oder sie schon vorher kennen, neue Ausdrücke einzuführen, die dasselbe besagen wie die alten und nicht besser[1]). [Vgl. hierüber Grimm Deutsches Wörterbuch Vorrede XXVIII und XXXVIII, Keller Antibarbarus [2] 15 f., Andresen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit [5] 385 ff.] Ich muss es daher als Missgriff bezeichnen, wenn z. B. * in den deutschen Volksschulen und daher auch in den Elementargrammatiken solche Ausdrücke wie *ziellose* und *zielende zeitwörter* (transitive und intransitive Verba), *beziehende fürwörter* (relative Pronomina), *mittelwort* (Partizipium), *schiefe fälle* (casus obliqui), *zeugefall* (Genitiv), *anklagefall* (Akkusativ) u. s. w. angewandt werden.* Derartige beklagenswerte Bestrebungen haben, dank einflussreichen Fürsprechern, ziemlich allgemein in Dänemarks [und auch Deutschlands] grammatischer Litteratur Nachfolge gefunden, meines Erachtens ohne Nutzen für die Dänen [und Deutschen] selbst, aber entschieden zu grossem Nachteil für die internationale Verwendbarkeit der Litteratur, da solche Bezeichnungen, wie *stedord* [bezw. *fürwort*] (Pronomen), *navneord* [bezw. *hauptwort*] (Substantivum), *navneform* [bezw. *nennform*] (Infinitivus), *nævneform* [bezw. *nennfall*] (Nominativ), *udsagnsord* [bezw. *zeitwort*] (Verbum), *biord* [bezw. *umstandswort*] (Adverbium), *fremsættende maade* [bezw. *aussageweise*] (Indikativ) u. s. w. dem Ausländer und vermutlich auch dem Inländer viel Mühe bereiten, die besser angewandt werden könnte. Ein derartiges 'Vaterlandsgefühl' ist beinahe ebenso sehr (bezw. ebenso wenig) am Platz, wie der bekannte puristische Versuch in der mathematischen Litteratur **kathete* durch den 'guten deutschen' Ausdruck *anseite* und *hypotenuse* durch *gegenseite** zu ersetzen.

Auf keinem Gebiet dürften die Ansichten über Sprachrichtigkeit so weit auseinander gehen, nirgends ein so unübersichtliches und hoffnungsloses Durcheinander in der Praxis

1) Ich bezweifle stark, ob derartige Neuerungen auch nur für den niedern Volksunterricht von irgend welchem Nutzen sind.

herrschen als in der Frage nach der Behandlung der fremdsprachlichen Eigennamen im Schwedischen. Das hat darin seinen Grund, dass sich hier zwei einander schnurstracks entgegenlaufende Lehrmeinungen mit ungefähr der gleichen Stärke geltend machen und beide recht talentvolle Vertreter gefunden haben. Auf der einen Seite stellt man als Grundsatz auf, dass fremde Orte und Personen so benannt werden müssen, wie sie in ihrem Heimatlande heissen und sich selbst nennen oder genannt haben; eine Ansicht, die, was die geographischen Namen betrifft, in einer sehr geistvollen, aber einseitigen Weise von A. Hedin in seinem Aufsatz 'Om geografiska namn och derar rättskrifning' (in Fria ord, herausgegeben vom Publicistklubben, Stockh. 1878) verfochten worden ist. Auf der andern Seite erhebt man (z. B. C. J. Schlyter) die Forderung, dass solchen Namen im Schwedischen eine schwedische Form gegeben werden möge, ja in gewissen Fällen sogar eine schwedisch lautende Form geschaffen werden müsse. Namentlich mit Rücksicht auf die altisländischen Namen hat diese letztere Ansicht viel Staub aufgewirbelt. Und, eigentümlich genug, diese ursprünglich von Dänemark ausgegangene Bewegung hat trotz ihrer meines Erachtens grell in die Augen springenden Unwissenschaftlichkeit sich eines gewaltigen Vorschubs von seiten mehrerer auf dem Gebiet der nordischen Sprachen wissenschaftlich hervorragender und begabter Schriftsteller rühmen können, wie eines C. Säve (Schülers von N. M. Petersen), Th. Wisén, V. Rydberg, H. und E. Hildebrand, P. A. Gödecke (der jedoch eine gute Mittelstrasse einzuschlagen sucht), D. A. Sundén u. a., während solche Autoritäten wie Rydqvist (Svenska Språkets lagar IV 544 f.) und Lyngby (Tidskr. f. Philol. og Pædag. X 112 f.) dagegen aufgetreten sind. Dass diese ganze Frage sich noch in einer derartigen Gärung befindet und man hüben wie drüben mit seinen zum teil berechtigten Anforderungen so weit über das Ziel hinaus geschossen hat, beruht darauf, dass man folgende, für die Beurteilung der Sprachrichtigkeit so wesentliche Gesichtspunkte übersehen hat. Vor allem hat man Rücksicht auf sein Publikum zu nehmen und mithin, wenn man sich an einen Schweden wendet, nicht an erster Stelle darnach zu streben, von einem Ausländer verstanden zu werden. Alle nutzlosen Änderungen des üblichen Sprachgebrauchs müssen vermieden werden. Namentlich ist

zu beachten, dass die Sprachrichtigkeit ganz verschiedene Anforderungen einerseits an wirkliche, in der Sprache geläufige Lehnwörter, anderseits an diejenigen Wörter stellt, die mehr gelegentlich hie und da im Schwedischen zitiert werden; inbezug auf diese letzteren haben die beiden ersten Gesichtspunkte so gut wie nichts zu besagen, weshalb sich denn hier mehr kosmopolitische Rücksichten vollauf geltend machen können. Ausgehend von der soeben von mir verfochtenen Anschauungsweise hinsichtlich der Sprachrichtigkeit, gelangt man zu folgenden zwei, wie mir scheint, einfachen Grundsätzen:

a) Fremde Namen, welche als Lehnwörter im Schwedischen allgemein in Brauch gekommen und daselbst in einer gewissen Form gang und gäbe geworden sind, werden unverändert in dieser Form beibehalten, weil durch eine Änderung für das Publikum, um dessen willen sie im Schwedischen da sind, nichts gewonnen wird, wohl aber viele unnötige Scherereien verursacht würden. Mit der Besprechung dieses Grundsatzes und seiner Anwendung im einzelnen brauche ich mich, trotz der grossen Wichtigkeit der Sache, nicht lange aufzuhalten, da ungefähr dasselbe Axiom, wie ich es hier formuliert habe, in einer Reihe von Aufsätzen 'Namnförklädning eller gamla och nya namn' (Nya dagligt allehanda 1880 Nr. 280 und 282, 1882 Nr. 24) von einem anonymen Autor ganz vorzüglich verfochten und durch Beispiele erläutert worden ist. Ich kann jedoch nicht umhin diesen oder jenen einschlägigen Fall zur Besprechung heranzuziehen.

Es ist also meines Erachtens entschieden unrichtig, die geläufigen Formen * *Kopenhagen* *, *Athen, Rom, Paris* (mit hörbarem *s*), *Neapel*, * *Dänemark* *, *Frankreich, England* (ausgesprochen *Ängland*) u. s. w. durch * *Kjøbenhavn* *, bezw. *Athenai, Roma, Paris* (ausgesprochen *Pari*), *Napoli*, * *Danmark* *, *France, England* (ausgesprochen *Ingland*) ersetzen zu wollen, zumal da hier von einer Konsequenz nicht die Rede sein kann. Der eine will *Neapel* nicht dulden, aber *Rom* beibehalten. Der andere findet sich noch mit *Roma*, ja selbst *Athenai* ab, verliert aber den Mut bei *France* und * *Danmark* *. Und wer möchte sich wohl, wenigstens in der Praxis, dazu verstehen, beispielsweise die slavischen Länder und Orte so zu benennen, wie sie die Einwohner selbst benamen, also *Rossija* statt * *Russland* *, *Brno* statt *Brünn, Sibir'* statt *Sibirien*

u. s. w. Bekanntlich hat sich auch keine andere Sprache zu einer solchen Zuvorkommenheit, wie man sie jetzt dem Schwedischen gern aufreden möchte, dem Ausländer gegenüber bequemt. Aus demselben Grunde ist es ein Missgriff, *Ludwig XIV*, * *Friedrich VII* *, *Jacob I*, * *Olaf der heilige* *, *Peter der grosse* in *Louis XIV*, * *Fredrik VII* *, *James I*, *O'lafr helge*, *Pëtrъ* (lies *Pjotr*) *velikij* umzumodeln. Das letzte Beispiel dürfte jedoch wohl kaum einen Fürsprecher gefunden haben, und das ist nicht zu verwundern. Denn Konsequenz sucht man hier ebenso vergebens wie bei den 'Reformbestrebungen' hinsichtlich der geographischen Namen [1]).

b) Fremde Namen, die nur ausnahmsweise einmal zitiert werden oder die lediglich in der wissenschaftlichen Litteratur, zu der ich auch die gewöhnlichen Lehrbücher zähle, vorkommen, müssen auch unverändert beibehalten, d. h. bei der Form belassen werden, die sie in der fremden Sprache haben, welcher sie gelegentlich entlehnt sind. * Ein tadelnswertes Verfahren ist es also, fremde Namen durch eine dritte Sprache beeinflussen zu lassen und solche Verdrehungen wie *Ulixes*, *Platää*, *Aegospotami*, *Athenienser*, *Cyrus*, *Zoroaster*, *Don Quixote* (gesprochen *dɷ kischott*), *Don Juan* (gesprochen *dɷ žuaɷ*), *Lissabon*, *Oranjefluss* (gesprochen *oraɷže*) u. s. w. statt *Odysseus*, *Plataiai*, *Aigospotamoi*, *Athener*, *Kuruš*, *Zarapuštro*, *D. Q.* (gesprochen *don kihote*), *D. J.* (gesprochen *don huan*), *Lisboa*, *O.* (gesprochen *oranje*) u. s. w. in Umlauf zu setzen. Noch schlimmer ist es, bei ursprünglich deutschen Namen in deutscher Rede die Form anzuwenden, die ihnen eine fremde Sprache gegeben hat, also sich etwa Formen wie *Nancy*, *Thionville*, *Bourgogne*, *Sarreguemines*, *Dinamind*, *Djerpt*, *Mitawa* u. ä. statt *Nanzig*, *Diedenhofen*, *Burgund*, *Saargemünd*, *Dünamünde*, *Dorpat*, *Mitau* u. ä. zu bedienen. Desgleichen ist es vom Übel, deutschen Namen, in denen die deutschen Endungen vollkommen genügen würden, fremde Suffixschwänzchen anzuhängen, also statt

1) [Der folgende Absatz, im Original S. 37 u. 38, musste in der Übersetzung vollständig in Wegfall kommen, da meines Wissens auf deutschem Boden solche Verhältnisse und Bestrebungen, aus denen sich Belege schöpfen liessen, die den daselbst angeführten schwed. Beispielen entsprächen, in der Gegenwart nicht vorhanden sind.]

Märcker, Pommer, Anhalter, Badener u. ä. *Märckaner, Pommeraner, Anhaltiner, Badenser* zu bilden, Formen, die Keller (Antibarbarus [2] 18 f.) und Andresen (Sprachgebrauch [5] 87) mit Recht rügen.

Seit den Zeiten Klopstocks hat man vielfach gegen den oben aufgestellten Grundsatz bei der Wiedergabe altgermanischer und namentlich altisländischer Namen gesündigt, über die man nach Willkür schalten und walten zu können glaubte, und die man daher nach Gutdünken verdeutschte. Allerdings kann sich dieses Verfahren in der eigentlichen Wissenschaft dank der strafferen Methodik jetzt nicht mehr breit machen, wohl aber stösst man in Schriften, die für weitere Kreise berechnet sind, wie z. B. in Hans von Wolzogens Eddaübersetzung, der die folgenden Beispiele entnommen sind, auf derartige unglückliche Versuche. Solche Ummodelungen gereichen dem Fachmanne wie dem Laien nur zum Schaden. Man weiss nicht, wo man zu Hause ist, und nur mit Mühe findet man sich zurecht, wenn man reden hört von *Sturzbach* für *Sǫkkvabekkr, Quellmime* für *Sǫkkmímir, Breitblick* für *Breiđablik, Eibental* für *Ydalir, Guntwurm* für *Guþormr, Schreckross* für *Yggdrasill, Zünder* für *Eldir, Pfeilsund* für *Ǫrvasund, Siegbetreiberin* für *Sigrdrífa*. Für den deutschen Leser noch unverständlicher als die altnordischen Namen müssen solche Formen wie *Lidschelf, Beberast, Wabedrut* u. s. w. statt *Hliđskjólf, Bifrǫst, Vafþrúdnir* u. s. w. sein. Nicht selten sind die neuen Formen selbst vom eignen Standpunkt der Verdeutschungstheorie aus falsch fabriziert, mögen sie nun dem Laute nach oder der Bedeutung nach ins Deutsche übertragen sein. *Nidhǫggr* ist nicht nhd. *Neidhagen,* sondern *Neidhau (Neidhieb); Njǫrdr* ist nicht gleich *Nord,* sondern entspräche einem *Nerd* (*Nerthus* bei Tacitus). Wolzogen giebt *Hjǫrdis* durch *Jördis* wieder, während man doch ein *Hertis* (bezw. *Herdis*) erwarten sollte. Die deutsche Entsprechung *Verdandi* ist nicht *Werdand,* sondern *Werdende. Frǫya* ist nicht durch *Freia* wiederzugeben, sondern entspricht genau dem nhd. *Frau,* während *Freia,* das dem Stamme nach nhd., der Endung nach ahd. ist (ahd. *Frīa* — nhd. *Freie*), dem anord. *Frigg* entspricht. H. v. Wolzogen, wie auch Uhland, schreiben für anord. *Reginn* im Deutschen *Reigen,* während doch *Regin* oder *Rein* zu erwarten wäre. Ebenso anfechtbar

sind die Fälle, in denen von Wolzogen die fremden Namen ins Deutsche der Bedeutung nach überträgt. So übersetzt er *Álof* durch *Unerlaubt*, während es doch etwa einem deutschen *Anleib* entsprechen würde, mit jenem *leib*, das wir in *b(i)-leiben, Gottlieb* haben, und jenem *an-* als erstem Teil, das wir z. B. in *Anaolf, Anawalt, Anfrid, Enburc, Endrud* u. a. haben (vgl. Förstemann Altdeutsches Namenbuch I 81 f.). *Eggþér* wird durch *Schreckar* wiedergegeben, eine Form, die in ihrem *a* einen sonderbaren Anachronismus aufweist, während der Name 'Schwertdiener' bedeutet und dem ahd. *Ekkideo* oder *Eggideo* entspricht. *Sigurdr* ist nicht gleich *Siegfried*, sondern *Siegwart*. *Aurgelmir* erscheint im Deutschen als *Urgebraus*, wofür man *Schlammgebraus, Schuttgebraus* hätte erwarten können. Hierzu kommt noch der Umstand, dass es prinzipiell inkonsequent ist, bloss die altisländischen Namen verdeutschen zu wollen. Wie man von der '*Frieddiebssage*' statt der *Fridþjófssage* sprechen müsste, so auch von *Johannes Jakob Rousseau, Lorenz Herz, Emmerich Vespucci, Alberich* statt *Jean Jacques Rousseau, Lars Hjerta, Amerigo Vespucci, Oberon* (über diese beiden letzten Namen Hildebrand Zeitschr. f. deutsch. Unterricht III 305 ff.), ja sogar von *Löwenstadt, Neustadt, Konrad, Luther, Dietrich* statt *Singapore, Napoli*, Θρασύβουλος, Κλεόστρατος, Δημῶναξ u. s. w. Diesem Verfahren möchte vielleicht der eine oder der andere entgegenhalten, dass ein grosser Unterschied zwischen altgermanischen, speziell altisländischen und andern Namen bestehe, dass wir über jene weit freier schalten könnten als über diese. Dieser Einwand dürfte wohl auf die Wurzel und den Ursprung des falschen Standpunkts hinweisen. Im letzten Grunde fusst er auf dem, wie jeder Fachmann jetzt weiss, nachweislich unrichtigen, aber noch heute ziemlich geläufigen Dogma, dass die altnordische Mythologie einmal sämtlichen Germanen gemeinsam gewesen sei.* Es mag darauf hingewiesen werden, dass, wenn auch die alte Auffassung richtig wäre, was sie jedoch ganz und gar nicht ist, wir zu genau demselben Resultat kämen. Auch wenn sich alle die isländischen Namen im *Althochdeutschen* fänden, so müssten doch die, die im *Neuhochdeutschen* fehlen, ihre alte Form behalten: die isländische [also *Ódinn, Urdr, Frigg, Týr*], wenn es sich um isländische Verhältnisse, die *althochdeutsche* [also

Wuotan, Wurt, Frīa, Ziu], wenn es sich um *althochdeutsche* Verhältnisse handelt, da ja das *Ahd.* thatsächlich eine andere Sprache ist als das *Nhd.*, ebenso wie das Lateinische eine andere ist als seine Fortsetzung, das Französische. Dass dagegen die, die sich *Nhd.* finden, ihre *nhd.* Form haben müssen, ist oben gezeigt worden [also, auf deutsche Verhältnisse angewandt, nicht anord. *þórr* oder got. *Friþareiks, *þiudareiks*, auch nicht ahd. *Donar, Fridurīch, Dioterīh*, sondern *Donner, Friedrich, Dietrich*, wie wir denn auch nicht mehr von *Haduwīc, Uodalrīch, Brisigowi, Wirizinburc*, sondern von *Hedwig, Ulrich, Breisgau, Würzburg* u. s. w. sprechen.]

Bisher habe ich einen Punkt unberührt gelassen, dessen Behandlung der Leser vielleicht als Hauptsache bei der Frage nach der Sprachrichtigkeit erwartet haben wird, nämlich die Schönheit der Sprache. Ich will mich diesem heiklen Thema nicht dadurch zu entziehen suchen, dass ich ganz einfach die Behauptung hinstelle, dass auf diesem wie auf allen andern Gebieten objektive Gründe, nach denen einem Dinge die Bezeichnung 'schön' zuerkannt werden könnte, anzugeben überaus schwierig ist. Ich will nicht sagen unmöglich. Mag es zwar auch richtig sein, dass 'de gustibus non disputandum est' und keiner hier leicht zu überzeugen ist, so ist es doch gewiss eben so sicher, dass der 'Geschmack' veredelt werden kann, was in sich schliesst, dass ein objektiver Massstab für die Schönheit gefunden werden kann, wenngleich es auch schwierig ist, ihn ausfindig zu machen. Inbetreff der Sprache mag vor allem hervorgehoben werden, dass für einen gesunden Geschmack ihre Schönheit hauptsächlich in ihrer Zweckmässigkeit besteht, und dass mithin die Schönheit in erster Reihe dadurch erzielt wird, dass den Forderungen der Sprachrichtigkeit, die oben aus andern Gründen erhoben worden sind, Genüge geleistet wird. Ferner aber ist besonders zu bemerken, dass Reichtum und Wechsel im sprachlichen Ausdruck in hohem Grade die Schönheit der Sprache befördert. Je mehr Ausdrücke dem sprechenden zur Verfügung stehen, desto besser. In der Weise erhält eine Sprache Farbe und eine Fülle von Begriffsabstufungen, d. h. sie wird schön[1]. Um

1) Vergleiche, was oben (S. 116 Fussn. 2) über die Vorteile eines reichen Synonymenschatzes gesagt worden ist.

nun diesen Reichtum zu gewinnen, hat man zwei Wege, nämlich Neuschöpfung und Entlehnung, die in der Welt der Sprache zu eben so glücklichen Resultaten führt wie jene, da das entlehnte nicht zurückgegeben zu werden braucht. Beide Verfahren sind daher angelegentlich zu empfehlen.

a) Neubildungen, d. h. solche Ausdrücke, die mit Hilfe der eignen, schon vorhandenen Mittel der herrschenden Sprache (wie z. B. neue Zusammensetzungen) oder auch 'aus nichts' (wie viele neuzeitliche Interjektionen) geschaffen werden, sind in mehrfacher Hinsicht besser als Entlehnungen. Einerseits gewinnt man in der Regel für einen neugeschaffenen einheimischen Ausdruck ein grösseres Publikum als für einen von aussen her entlehnten, anderseits bedingt jener gewissermassen geringere Transportkosten, da das Material leichter zu beschaffen und jedem beliebigen, nicht nur den sprachlich Gebildeten zugänglich ist. Ausserdem sind derartige Ausdrücke gewöhnlich durchsichtiger, erregen mehr Ideenassoziationen, stehn in besserem Einklang mit dem schon vorher vorhandenen Wortvorrat und verquicken sich daher leichter mit diesem, während Lehnwörter, um ganz gang und gäbe zu werden, sich häufig einer volksetymologischen Umbildung unterziehn, mit andern Worten teilweise neugebildet werden müssen. Auf grund dieser ihrer grössern Übereinstimmung mit den übrigen Bestandteilen der Sprache werden Neubildungen auch als schöner angesehn. — Unter den zeitgenössischen Schriftstellern, die am meisten und am besten die schwedische Sprache durch Neubildungen bereichert haben, wären vorzugsweise Viktor Rydberg und August Strindberg hervorzuheben, obgleich ihre Wirksamkeit sich zwei gänzlich verschiedenen Gebieten zuwendet, indem jener hauptsächlich im Bereich der feierlicheren Sprache umgestaltend wirkt, dieser dagegen mit Vorliebe die alltägliche Sprache pflegt und vervollkommnet. Hinsichtlich der Neubildungen Rydbergs verdient jedoch besonders betont zu werden, dass sie von einem ganz andern Gesichtspunkt aus als dem, von welchem aus vermutlich ihr Urheber selbst sie für lobenswert erachtet, gepriesen zu werden verdienen. Sie sind nämlich vortrefflich nicht als Ersatz für andre, 'ausländische' Wörter; sondern vielmehr, sofern es ihnen nicht gelingt, diese zu ersetzen, sind sie neben diesen und zwar als Begriffsschattie-

rung von diesen erforderlich. [Von den zeitgenössischen deutschen Schriftstellern ist wohl Johannes Scherr derjenige, der in seinen Schriften die meisten Neubildungen aufweist. Doch dürften nur wenige, von diesen gleichwie die von Aristophanes, Fischart, Carlyle, mit denen Scherr hinsichtlich seines Stils überhaupt zu vergleichen ist, von nachhaltiger Wirkung sein und den Wortschatz der Sprache dauernd bereichert haben. Während in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem Nhd. durch die grossen Schriftsteller (und auch im Anfang dieses Jahrhunderts namentlich durch den Lexikographen Campe) eine Fülle von Wörtern, die vorzugsweise aus dem Bestande der damaligen Schriftsprache neugebildet wurden, zugeführt worden ist (wie z. B. *empfindsam, zerstreut* - Lessing, *gemeinplatz, bildsam* - Wieland, *bereich* - Goethe, *zerrbild, gefallsucht* - Campe, und unzählige andere), haben die Schriftsteller des 19. Jahrh., durch welche die Sprache eine Bereicherung an Neubildungen erfahren hat, vorzugsweise Material verwandt, das sie aus den frühern Entwicklungsstufen und den Mundarten der deutschen Sprache herholten; darüber sieh das folgende. Doch damit ist natürlich nicht gesagt, dass nicht auch neuzeitliches Sprachgut zu Neubildungen benutzt worden ist; Rückert, Wagner, Dahn, Keller, Bismarck bieten uns dafür zur Genüge Beispiele. Eine grosse Anzahl von modernen Neubildungen, giebt es, deren Herkunft dunkel ist, die aber in aller Munde sind, wie z. B. die 'geflügelten Worte' und die Neubildungen die im Zeitungsdeutsch auftauchen (vgl. den Aufsatz 'Sprachliche Neubildungen' in den Grenzboten 1881 XIII und Keller Antibarbarus 17 ff.). Eine reichhaltige Fundgrube von gebräuchlichen und noch ungebräuchlichen Neubildungen ist Sarrazins Verdeutschungswörterbuch [2], ein Werk, das durch Mitarbeit aller Bevölkerungsschichten zu stande gekommen ist.] * Das, was oben über Rydbergs Neubildungen gesagt ist, gilt natürlich auch mutatis mutandis für das Deutsche: *schaubild* ist insofern ein guter Ausdruck, als es eine konkretere Bedeutung als *perspektive* hat oder haben kann; *deckname* (Dahn) ist nur in dem Fall eine glückliche Bildung, dass es nicht vollkommen dieselbe Bedeutung wie *pseudonym* hat oder erlangt; *durchfiebern* (Keller) und *enttagen* (Wagner) enthalten ohne Zweifel eine andre Bedeutungsfärbung als *durchdringen* und *entspringen*; *massregeln* ist ein ausgezeichnetes Wort, da der

Begriff, den es wiedergiebt, vermutlich bisher in der deutschen Sprache gar keinen Ausdruck gefunden hatte.*

b) Lehnwörter sind, vom Standpunkt der schwedischen Schriftsprache, Fremdwörter, mögen sie nun aus einer lebenden oder toten, aus einer mehr oder minder fremden, aus der altschwed. Sprache oder den jetzigen Mundarten aufgenommen worden sein. Das scheint jedoch von den Puristen oder 'Sprachreinigern', wie sie sich lieber nennen, d. h. von denen, die sich bemühen, die Fremdwörter, die 'fremden' Sprachen entnommen sind, aus der Sprache auszujäten, übersehn zu werden. Dabei will man jedoch, wie mich dünkt, unter keiner Bedingung zugeben, dass das Isländische eine fremde Sprache sei, was es doch thatsächlich in höherm Grade als z. B. das Dänische ist. Während die alten Puristen des 17. Jahrhunderts, wie Stjernhjelm, Spegel, Svedberg u. a. sich zu dem meines Erachtens vollständig richtigen Grundsatz bekannten, lieber Wörter aus einer näher verwandten als aus einer ungleichartigeren Sprache zu entlehnen, scheint heutzutage der völlig entgegengesetzten Anschauungsweise gehuldigt zu werden. Aus einer Schwestersprache wie dem Deutschen einen Ausdruck herüberzunehmen soll jetzt viel mehr Tadel verdienen als aus dem uns so fern stehenden Französischen. Aus dem Dänischen Wörter aufzunehmen soll ganz verkehrt sein. Aber einem entfernteren Verwandten wie dem Isländischen zu entlehnen ist nicht nur zulässig, sondern sogar ein höchst verdienstliches Thun. Dieser letzterwähnten Ansicht stimme ich vollkommen bei, aber wohl gemerkt, wenn sie für alle Entlehnungen gelten soll, vorausgesetzt, dass sie vorgenommen werden, wo sie erforderlich sind. Und man bedarf ihrer täglich und stündlich. Man hat im Schwedischen nicht zu viel Fremdwörter, eher zu wenig, man hat aber zeitweilig gar zu einseitig entlehnt, entweder fast ausschliesslich aus dem Deutschen, oder fast ausschliesslich aus dem Französischen u. s. w. Von diesem Gesichtspunkt kann man der von den Puristen der Gegenwart gehuldigten Neigung bei den alten nordischen Sprachen eine Anleihe zu machen nicht genug das Wort reden. Und wohlgemerkt, wo keine gewichtigen Gründe für die Entlehnung von anderer Seite sprechen, verdient die Aufnahme, bezw. die Bewahrung alter schwedischer (oder wenigstens nordischer) Wörter entschieden den Vorrang, da diese

mit den Neubildungen manche Vorzüge gemein haben, insonderheit den, dass der Wortschatz der Sprache dadurch ein einheitlicheres Gepräge erhält und leichter im Gedächtnis haftet. Als allgemeine Regel aber gelte: man entlehne — je nach dem verschiedenen Zweck und dem verschiedenen Stil — von allen Seiten, aus den alten Sprachen des Nordens, aus den Mundarten, aus der Volkssprache der Städte, aus Sprachen fremdartigsten Baues[1]). [Auch auf das Deutsche findet das so eben erörterte seine Anwendung; hier liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Schottelius und Leibniz (über ihr gegenseitiges Verhältnis siehe Schmarsow QF. XXIII), die für die Säuberung der deutschen Sprache 'von dem überflüssigen fremden Mischmasch' (Unvorgreifliche Gedanken § 73) der französischen, italienischen, spanischen und lateinischen Wörter eintraten, empfahlen, zur Bereicherung des Deutschen Wörter aus den germanischen Sprachen und namentlich aus dem Niederländischen einzubürgern[2]). Jüngst ist auch Franke für die Heranziehung des Niederländischen, als der germanischen Schriftsprache, die dem Nhd. am nächsten steht, eingetreten (Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache gefördert durch die Mundarten 1890 S. 15 f.) und hat dasselbe für das Nhd. fruchtbar zu machen versucht. Und in der That dürfte das Niederländische als Schriftsprache besser als eine Mundart im stande sein die Sprache des Staatslebens und Gewerbes, der Wissenschaft und der Kunst zu bereichern und zugleich eine gewisse Bürgschaft für die Lebensfähigkeit eines Ausdrucks zu leisten. Das Ndl. spielt in der Fremdwörterfrage dem Nhd. gegenüber dieselbe Rolle, wie das Dänische

1) Hiermit sei jedoch keineswegs in Abrede gestellt, dass in für das Volksbewusstsein kritischen Zeiten ein mässiger Purismus, wie auch andre Schranken zwischen Völkern, berechtigt sein kann. So z. B. in unsern Tagen in Nordschleswig (dem Deutschen gegenüber), in Norwegen im Anfang dieses Jahrhunderts (dem Dänischen gegenüber).

2) ["Gleichwie diejenigen Menschen leichter auffzunehmen, deren Glauben und Sitten den unsern näher kommen, also hätte man ehe in Zulassung derjenigen fremden Worte zu gehelen, so aus den Sprachen teutschen Ursprungs, und sonderlich aus den holländischen übernommen werden könten, als deren so aus der lateinischen Sprache und ihren Töchtern hergehohlet." Leibniz Unvorgreifliche Gedanken § 69.]

dem Schwedischen gegenüber, während in dieser Beziehung dem Altschwedischen und Altisländischen auf deutschem Boden das Mittelhochdeutsche entspricht.]

Unter denen, die sich vorzugsweise durch Aufnahme von Lehnwörtern aus dem Altschwedischen und Isländischen Verdienste erworben haben, ist vor allem Viktor Rydberg zu nennen, wenn er sich auch nicht immer in den Grenzen gehalten hat, die der gesunde Geschmack zieht. Von solchen Missgriffen sind Säve, Gödecke und Hildebrand noch weniger freizusprechen, denn namentlich in ihren Übersetzungen kommen häufig genug Ausdrücke vor, welche alles eher als schwedisch, d. h. für einen Schweden, der des Isländischen unkundig ist, verständlich sind. *Während Gottsched und noch Adelung der Einbürgerung von Wörtern aus der älteren deutschen Sprache feindselig entgegen traten — der letztere bezeichnet sie als 'Auswurf' und findet Ausdrücke wie *beginnen, fehde, frommen, anhaben,* u. a. 'lächerlich' (Raumer Gesch. der german. Philologie 232, Socin Schriftsprache und Dialekte 413) —, machte sich schon im 18. Jhd., namentlich durch Bodmer, Klopstock und den Göttinger Dichterkreis hervorgerufen, eine teutonisierende Richtung geltend, die sich angelegen sein liess möglichst vielen alten Wörtern das Bürgerrecht zu erteilen, ein Bestreben, das gemässigtere Fürsprecher auch in Lessing, Herder, Wieland fand. Als dann im 19. Jhd. die wissenschaftliche Erforchung der deutschen Sprache begonnen hatte, waren es besonders Jacob Grimm, Uhland, Scheffel, Richard Wagner, die aus diesen fachwissenschaftlichen Studien für die Bereicherung des nhd. Wortschatzes Münze schlugen. Als Belege mögen hier stehen: *wabern* (G., W.), *hahnkrat* (G.), *schliefen* (G.), *brünne* (U.), *ungefüge* (U.), *wat* (U.), *ande* (= schmerzlich bei U. ist wohl dem Mhd. entnommen, während *ahnd* bei Auerbach aus den jetzigen Dialekten — vgl. Weigand Wörterbuch I unter *ahnden* — stammt), *gaden* (U., S., auch bei Gotthelf), *gezwerg* (= Zwerg, S. u. W.), *biederbe* (Treitschke), *radber* (Freytag)[1], *brimmen* (Freytag), *tum* (= Urteil, Macht, Wesen bei Massmann, Jahn), *miswende* (W., auch bei Keller), *friedel* (W.), *glau* (= glänzend, scharfsichtig, W.), *weihlich*

---

1) Möglich ist auch, dass Freytag dieses Wort seinem schlesischen Heimatsdialekt entnommen hat.

(W.), *wog* (= Woge, W.), *klinze* (= Spalte, W.), *neiding* (W.), *wal* (=Walstatt, W.), *ertagen* (W.), *kür* (= Beschluss, W., schon Klopstock), *freislich* (= schrecklich, W.), *freidig* (= kühn, W.), *waldweben* (Gegensatz von Waldesstille, W.), *frieden* (= zur Ruhe oder zum Frieden bringen, W.) u. s. w.; *frieden* u. a. sind gute Wörter, wenn sie neben *beruhigen* u. a. und mit einer etwas andern Färbung gebraucht werden, nicht aber, wenn sie diese ersetzen sollen. Übrigens soll zugegeben werden, dass sich unter den oben angeführten Beispielen manche befinden mögen, die infolge ihrer schwereren Verständlichkeit minder gelungen erscheinen. Dass aber derartige Bestrebungen nicht fruchtlos sind, dass ein derartiges, in grossem Massstabe betriebenes Entlehnungsverfahren zu glücklichen Ergebnissen führen kann, und dass der als allmächtig angesehene 'Sprachgebrauch' sich wirklich fügen muss, da er die Entwicklung der Sprache hindert, geht unter anderm aus der Menge derartiger Lehnwörter hervor, die seit dem Erwachen des Interesses für die älteren Entwicklungsstufen der deutschen Sprache und Litteratur eingebürgert wurden und jetzt als geborgenes, unveräusserliches Gut des Nhd. angehen werden, wie: *tann*, *mage*, *ger*, *hort*, *eiland*, *norne*, *weigand*, *tarnkappe*, *rune*, *minne*, *lindwurm*, *kämpe*, *ferge*, *ur*, *heim*, *hain*, *harm*, *gau*, *edeling*, *feien* (wohl aus mhd. *veinen* mit Anlehnung an *fei*), *schick* (falls das Wort nicht durch das französische *chic* wieder ins Deutsche kam, das seinerseits dem Mhd. *schic* entnommen ist), *sippe*, *recke* u. a. Ein Gebiet, auf dem am meisten und zum grössten Vorteil für die Sprache derartige Entlehnungen vorgenommen werden, ist das der Personennamen. *Erwin*, *Wolfgang*, *Burghart*, *Hartwig*, *Walther* u. a. weiteifern mit Erfolg mit *Konstantin*, *Eugen*, *Maximilian*, *Josef* u. s. w.; *Elsa*, *Gertrud*, *Hedwig*, *Thusnelda*, *Hildegard*, *Irmgard* u. a. finden vielleicht jetzt mehr Anklang als *Marie*, *Louise*, *Josefine*, *Concordia*, *Dorothea* u. s. w.*

Aus den Dialekten hat man noch lange nicht in dem Masse Wörter aufgenommen, wie es hätte geschehen sollen; ja die Ausbeutung dieser überaus ergiebigen Fundgrube hat gerade jetzt erst ihren Anfang genommen. In dieser Beziehung schon recht viel erspriessliches auszurichten ist August Bondeson gelungen. [Während auf deutschem Boden im vo-

rigen Jahrhundert noch Gottsched eifrig beflissen war alle mundartlichen Wörter auszujäten, wiesen Bodmer, Wieland und Herder auf die Notwendigkeit hin dieses fruchtbare Feld nicht brach liegen zu lassen. Und dass diese ihre Bestrebungen Erfolg gehabt haben, zeigt die jetzige nhd. Schriftsprache, deren Wortschatz schon zu einem ziemlich erklecklichen Teil aus mundartlichen Elementen besteht, wovon man sich annähernd ein Bild machen kann, wenn man die stattliche Reihe der dialektischen Wörter in Janssens Index zu Kluges etymologischem Wörterbuch (S. 249 f., vgl. auch daselbst 'Mundartliches' S. 256 f.) durchmustert. Wie sich das Verhältnis von Schriftsprache und Dialekt im 19. Jhd. weiter gestaltet hat, darüber handelt eingehend Socin (Schriftsprache und Dialekte S. 466 ff.). Neuerdings ist Franke in seinem oben erwähnten Buche mit praktischen Vorschlägen hervorgetreten, die deutschen Mundarten und das Holländische für die Schriftsprache zu verwerten.] *Als dialektische Wörter, die sich bei schriftsprachlichen Autoren, also nicht reinen Dialektdichtern wie z. B. Reuter, finden, mögen hier einige Belege aus Gottfried Keller stehen: *äufnen* (= mehren, emporbringen), *herumwurmisieren*, *unwohnlicher zustand*, *unwort* (überflüssiges Wort), *einzug* (Herberge für verdächtiges Gesindel), *fahrhabe*, *petschiert* (= berlin. *gelackt*, hereingefallen), *essighafen* (= berlin. *giftpilz*), *handzwehle*, *gülte* (auch bei Uhland und Gotthelf), *gant* (= Konkurs auch bei Gotthelf, ebenso *verganten*; *gantner* Wildenbruch). Überreich mit dialektischen Bestandteilen durchsetzt sind die Schriften von Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius): *währschaft* (solid), *verleichtsinnigen* (= berlin. *verbummeln*), *bündig* (gleich lang mit etwas), *guten*, *bösen* (besser, schlimmer werden), *auf die stauden klopfen* (zu verstehen geben, sondieren), *es zweit mir sich* (ich bin in Zweifel), *pflug halten* (Männerarbeit thun), *vertulichkeit* (Gewohnheit viel zu verbrauchen), *ein redhaus sein* (viel sprechen), *verschüpfen* (lieblos behandeln), *eigelichkeit* (Verbindung von Ordnung, Pünktlichkeit und Reinheit), *zäpfeln* (spöttische Blicke zuwerfen), *unmussige zeit* (wo keine Hand zu entbehren ist), *gewundrig* (neugierig), *erbrichten* (den Kopf zurecht setzen), *schmäderfrässig* (= berlin. *kiesetig*), *verstaunt* (in Gedanken verloren), *aufreisen* (aufhetzen), *vorhausen* (durch Sparen vorwärtskommen), *triftig* (behaglicher Aufenthaltsort), *menscheln* (nach

Menschenart handeln oder sein), *heint* (kommende Nacht, vgl. *nächt* vergangene Nacht bei Uhland und Auerbach) u. a.*

Aus der Volkssprache, dem sogen. 'slang', können zum Bedarf der niederen Alltagssprache viele Ausdrücke gedeihliche Verwendung finden. Auf diesem Gebiet dürfte Strindberg [bezw. auf deutschem Boden etwa Julius Stinde und E. von Wildenbruch] als primus inter pares unter den insgesamt in dieser Hinsicht mehr oder minder hochverdienten, jetzigen realistischen Schriftstellern hervorragen. Von den ausdrucksvollen Wörtern, die sich reichlich in *Stindes und Wildenbruchs* Arbeiten finden, mögen beispielsweise folgende genannt werden: **sich verschmökern, wrasen, sich verheddern, ausgetragen* (= pfiffig), *verquer, angen und bangen, zusammenfingern, anorgeln, kruppzeug, rasaunen, schneid* (W.) — *sich verbiestern, kiesetig, bramsig, hahnebüchen, verbubanzen, tele, anlappen, miesepetrig, brägenklieterig, trietzen, unterkietig, zähdrähtig, heiratern, stentzen, aufbegehren, barmen, nackedei, verschmetterung, drucksen und wrucksen, leine ziehn, gehirnkneifen, ramschwaare* (S.).*

Aber auch das berechtigtste Streben kann zu weit getrieben werden. Dass mehr als eine verschwindend geringe Zahl von *Nichtberlinern* den Inhalt solcher Ausdrücke wie **urig, lehnepump, kranewanken* (St.)* vollkommen zu erfassen vermögen, dürfte in Zweifel gezogen werden können.

Entlehnungen aus fremden Sprachen im engeren Sinne — wofür wohl keine Belege angeführt zu werden brauchen — sind namentlich für Benennungen von Gegenständen der allgemeinen Kultur zu empfehlen. In diesem Fall sind einheimische Bildungen (wie z. B. *fernsprecher, eingeschrieben, bahnsteig*) von mehreren Gesichtspunken in sprachlicher Hinsicht den ausländischen Lehnwörtern (*telephon, recommandiert, perron*) unterlegen [1]). Ferner dürften diese Lehnwörter in der leichtern Roman- und Novellenlitteratur am meisten am Platze sein, wenn sie sparsam und mit Auswahl verwandt werden. Denn dass man leicht einen Fehlgriff begehen kann, auch bei Entlehnungen aus einer so wenig 'fremden' Sprache wie der *holländischen oder der mittelhochdeutschen, dafür finden wir z. B. Belege bei Franke (Reinheit und Reichtum der Schriftsprache)

1) Vergleiche hierüber Tegnér a. a. O. S. 129 f.

oder bei R. Wagner. Jener redet z. B. (S. 50 f.) Ausdrücken wie *zeitweiser* (aus holländisch *tijdwijser*) für *kalender*, *dingen* (holl. mhd. *dingen*) für *prozessieren*, *arzeneimenger* (holl. *artsenijmenger*) für *apotheker* das Wort. *Zeitweiser* empfiehlt sich deshalb nicht, weil man dabei unbedingt an *uhr* denken würde, *dingen*, weil dieses Wort schon in der Sprache, und zwar mit der ausschliesslichen Bedeutung *mieten*, vorhanden ist. Franke sucht die Entlehnungen durch Hinweis auf *zeitung*, *zeitschrift* bezw. *bedingen* zu stützen, meines Erachtens aber mit wenig Aussicht auf Erfolg. *Arzeneimenger* scheint mir ebenso wie *pillendreher* eine etwas herabsetzende Bedeutung zu haben (man vergleiche *weinmenger*, *sprachmenger*). Auch *gattlich* (mhd. *getelich*, mnedl. *gadelijk*, in deutschen Dialekten, unter andern bei Gotthelf) mit der Bedeutung *manierlich*, *wohlgeartet*, wie sie übrigens noch bei Goethe sich findet, wieder für die Schriftsprache beleben zu wollen (Franke 42) scheint mir deshalb verfehlt, weil sich dieses Wort für das jetzige Sprachgefühl durchaus mit *gatte*, *gatten* assoziieren würde, vgl. Weigand Deutsch. Wrtb. I 613. Richard Wagner gebraucht *frieden* (Götterdämmerung 18: '*der erde holdeste frauen friedeten längst ihn schon*') im Sinne von 'lieben, sich bewerben', offenbar mit Anlehnung an mhd. *vriedel* 'Geliebter': den wenigsten dürfte hier wohl der Zusammenhang mit *freien* gegenwärtig sein.*

Nachdem ich nunmehr meinen Standpunkt dargelegt und ihn durch Beispiele erläutert habe, gehe ich schliesslich dazu über, einigen Einwänden entgegenzutreten, die sich sicherlich schon manchem meiner Leser aufgedrängt haben. So z. B. dürfte der eine oder andere behaupten wollen, dass sich mein Standpunkt eigentlich mit dem decke, der dem 'Gebrauch' als höchstem Gesetze huldigt. Denn unbestreitbar bin ich in den meisten Fällen zu dem Resultat gekommen, dass das, was thatsächlich jetzt gebraucht wird, besser ist als der Ersatz, den verschiedene Sprachreiniger u. a. vorgeschlagen haben. Aber nicht zu übersehen ist, dass ich einerseits nur in den m e i s t e n Fällen den Brauch gebilligt habe, während ich oft für den bisher ungehörten oder nur in der Schrift vorkommenden Ausdruck eingetreten bin, weil er (auch für die gesprochene Sprache) besser ist als der in der mündlichen Rede geläufige, dass anderseits in den Fällen, in denen die Anhänger des Sprachge-

brauchs und ich hinsichtlich des Ergebnisses übereinstimmen, meine Begründung eine ganz andere als die ihrige gewesen ist. Denn mir gilt als ausgemacht, dass ein Ausdruck nicht deshalb gut ist, weil er gebräuchlich ist, sondern er in Gebrauch gekommen ist, weil er sich als gut erwiesen hat[1]); denn unwillkürlich greift man in der Mehrzahl der Fälle zum passenden Ausdruck. Hiermit sei jedoch keineswegs in Abrede gestellt, dass auch häufig zu schlechten Ausdrücken gegriffen worden ist, dass diese gebräuchlich wurden und noch gebräuchlich sind. Das ist ein Zugeständnis, das die Anhänger des zweiten Standpunkts, wenn sie diesem treu bleiben, nicht machen können, denn "das, was gebraucht wird, ist gut". Ich aber kann wohl diese Einräumung machen; denn von meinem Standpunkt aus heisst es nur: das, was nicht gebraucht werden kann, taugt nichts, und vom gebräuchlichen oder brauchbaren, selbst wenn es noch nicht zur Anwendung gekommen sein sollte, ist ein Teil gut, ein Teil schlecht, ja vieles ist zugleich gut und schlecht, nämlich von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Mit Bezugnahme auf diese widerstreitenden Gesichtspunkte kann ich mir auch erlauben, ohne in Inkonsequenz oder Widerspruch zu verfallen, zu behaupten: was an und für sich (abstrakt betrachtet) richtig ist, wird oft in casu (im konkreten Fall) unrichtig, d. h. was vom Standpunkt des Redenden das beste ist, was am wirksamsten seinen Gedanken zum Ausdruck bringt, ist bisweilen vom Standpunkt des Angeredeten das schlechteste, ist durchaus ungeeignet diesem den Gedanken des ersteren zu übermitteln. Ein Beispiel. Wenn ich im Gespräch mit einem Mann aus dem Volk den Ausdruck *nonchalant* anstatt des ungefähr gleichbedeutenden *lässig* anwende, so ist es sehr wahrscheinlich, dass der von mir benutzte Ausdruck der ist, der am besten der Sache wie auch meiner Ansicht entspricht. Es ist vielleicht der, mittels dessen ich am besten meine Meinung zum Ausdruck bringen kann. Da ich nun aber einmal nicht zu meinem eignen Vergnügen spreche, sondern um meine Ansicht dem, mit dem ich mich unterhalte, beizubringen, so ist damit

1) Oder um ein Beispiel aus einem naheliegenden Gebiet zu wählen: die telegraphische Zeichensprache ist nicht deshalb gut, weil sie gebraucht wird, sondern sie ist in Anwendung, weil sie für praktisch befunden ist.

schon gesagt, dass ich, falls der Ausdruck von dem Mann nicht verstanden wird, meine Absicht nicht erreicht habe, und zwar darum nicht, weil ich meinen Ausdruck schlecht gewählt habe, der mithin, wenn alle Umstände in Betrachtung gezogen werden, falsch ist. Er ist falsch, weil es am wichtigsten ist, dem Interesse des Angeredeten genüge zu tun, wenn auch zweifelsohne das Interesse des Redenden der Art nach höher steht, da dadurch, dass diesem vollauf genüge getan wird, falls das überhaupt möglich wäre, die Sprache nicht nur für den einzelnen Fall vollkommner würde, sondern auch im ganzen und allgemeinen eine höhere Stufe der Entwickelung erreichen würde. Die Rücksichtnahme auf die Anforderungen der Entwickelung (d. h. der Verbesserung) ist ja bei all unserm Thun und Lassen, mag es sich nun um das Einzelwesen, um das Volk oder um die Menschheit handeln, der höchste Gesichtspunkt, der niemals ausser acht gelassen werden darf, da er unser Handeln in die richtige Bahn weist. Trotz alledem aber ist die Rücksicht auf die Kräfte und den Standpunkt desjenigen, der entwickelt werden soll, der für jeden besondern Fall wichtigste Gesichtspunkt, weil er bestimmt, was jetzt d. h. im Augenblick der Handlung geschehen soll, und zwar in der rechten Richtung oder wenigstens in keiner unrechten. Der Opportunismus, die Neigung sich nach den Umständen zu richten, kann nicht genug gerühmt werden, bei dem nämlich, der wirklich Grundsätze und Ideale hat; bei andern ist gewöhnlich weiter nichts als Charakterlosigkeit.

Ferner möchte vielleicht mancher der Ansicht sein, dass sich aus meiner hier gebotenen Erörterung kein praktischer Nutzen ergebe. Denn es verläuft doch so, wie es die Mehrzahl will: der Brauch ist übermächtig, der einzelne machtlos. Aber das ist unrichtig. Denn es ist nicht die Mehrzahl, die in der Sprache den Ausschlag giebt, sondern den geben einige wenige begabte Persönlichkeiten; hierüber unten. Und weder diesen noch den andern kann es ohne Belang sein, die Richtung, in der man die Sprache entwickeln muss, deutlich bezeichnet zu sehn und die Angabe der richtigen Gesichtspunkte zur Beurteilung dessen, was in jedem einzelnen Fall hierfür gethan werden könnte und mithin müsste, zu erhalten, wenn man sich auch oft begnügen muss festzustellen: so ist doch der Verlauf. Keineswegs kann mir die Erkenntnis unwesentlich sein, dass

der Ausdruck *nonchalant* unter andern und glücklichern sprachlichen Verhältnissen der beste Ausdruck gewesen wäre für das, was ich diesmal, um nicht falsch oder gar nicht verstanden zu werden, mit einem Wort, das nicht vollkommen genau meine Meinung wiedergab, auszudrücken genötigt und mithin auch verpflichtet war. Denn sich der Notwendigkeit zu fügen ist ja stets eine Tugend. — Von der grössten Tragweite sind die Folgerungen aus meiner Auffassung von der Sprachrichtigkeit für den Unterricht, namentlich in den Schulen, in denen viel Humbug ausgerottet werden kann und muss, z. B. die zeitverschwendende Anfehdung solcher Pluralformen wie **stiefeln, fenstern** und andrer, gelinde gesagt, unschuldiger Formen. Wünschenswert wäre auch, dass z. B. solche *Imperative wie *vergess, brech** u. a. bald als tadelloses *Deutsch* anerkannt würden; damit wäre dann auch der bei der Schuljugend häufig genug vorkommende Fehler erledigt, der mehr als etwas anderes der Art dazu beitragen dürfte, einem, dem es obliegt, Aufsätze zu korrigieren, sein ohnehin schon mühevolles Leben noch mehr zu vergällen. Man hat fürwahr schon genug damit zu thun, die wirklichen Fehler der Schüler auszumerzen, als dass man sich noch aufbürden sollte, den Schüler auch in den Punkten zu berichtigen, in denen er sich besser als sein Lehrer ausdrückt. Es ist wohl überflüssig, hinzuzufügen, dass es natürlich nicht meine Absicht sein kann, dass diese und andere von meinen radikalen Ansichten in der Schule durchgeführt werden sollen, noch weniger, dass daselbst für sie die Werbetrommel gerührt werden soll, ehe sie in der Wissenschaft den Sieg errungen haben. Die Schule ist kein wissenschaftliches Versuchsfeld. Auf den Furchen, die Brot geben sollen, darf man keinen zweifelhaften Samen, noch weniger Steine aussäen. Das haben die Fürsprecher der ältern Ansichten gar zu oft übersehn.

Schliesslich laufe ich Gefahr dem in gewisser Hinsicht begründeten Einwand zu begegnen, dass meine Regeln für die Sprachrichtigkeit gar zu verwickelt seien, um befolgt werden zu können, dass gar zu viel Gesichtspunkte gleichzeitig Beachtung erheischen, als dass jeder beliebige sich erfolgreich mit der Verbesserungsarbeit an der Sprache befassen könnte, wenn man diese für möglich und geboten halte. Das ist allerdings wahr, aber 'jeder beliebige' soll sich auch nicht

mit der Sache befassen, denn 'jeder beliebige' kann es wirklich nicht. Wer ist denn hier der Sachverständige, der wahre Meister (nicht der Meisterer) der Sprache? Es ist das nicht der historische Sprachforscher, auch nicht der Sprachforscher überhaupt[1]). Es ist auch nicht der Statistiker, der den Gebrauch verzeichnet, sondern es ist das einerseits der Sprachphilosoph, der besser als andere über die idealen Aufgaben der Sprache nachgedacht hat und mithin weiss, was not thut, anderseits und besonders der formgewandte Beherrscher der Sprache, der besser als andre die Sprache gehandhabt und dem Gedanken den entsprechenden Ausdruck geschaffen hat und mithin weiss, was sich aus den vorhandenen Mitteln für uns andre machen lässt. Denn wir, wir bilden die grosse Menge, die die Gewänder unserer Gedanken, die von jenen erfunden und nach unserem Bedarf verfertigt sind, trägt; wir benutzen sie und vor allem — wir nutzen sie ab. Selbstthätig zur Entwicklung der Sprache können wir nur wenig beitragen, und zwar nur unter der Leitung dieser unserer Lehrer. Wir müssen uns darein zu finden suchen, ihnen gegenüber Schüler zu sein. Und man soll nicht die Welt umgestalten wollen, so lange man noch auf der Schulbank sitzt.

Ich bin also bei derjenigen Auffassung angelangt, die man als den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes bezeichnen könnte. Man hat eine 'gute' Sprache, wenn man wie die 'guten' Redner und Schriftsteller spricht und schreibt. Das ist auch vollständig richtig. Es liegt in dieser Behauptung nur scheinbar ein Zirkelschluss. Denn ich habe oben ausführlich darzulegen versucht, was das für Rücksichten sind, durch deren Beobachtung eben ein Schriftsteller zu einem Meister der Sprache wird. Dieser ist sich jedoch, wie auch andre Künstler, oft der Regeln, die er (also in diesem Falle instinktiv) befolgt, um durchschlagend zu wirken, gar nicht bewusst. — Dies führt mich zur Beantwortung der Frage, die mir von denen, die ich hier zur Lösung aufgestellt hatte, einzig noch übrig bleibt.

Welche sprachphilosophische Auffassung vom Wesen der

1) "Der Sprachforscher hat keineswegs die Aufgabe die Gesetze der Sprache zu schreiben, sondern sie nur zu beschreiben" (Es. Tegnér a. a. O. S. 133).

Sprache liegt nun dem Standpunkt, den ich hier im einzelnen verfochten habe, zu grunde? Meine Antwort lautet: Die Sprache ist nicht, so zu sagen, eine Menge ein für alle mal hergestellter Papierscheine, deren Zahl, Stoff, Form und Wert bestimmt ist, und bei deren Umsatz wir nur zuzusehn haben, dass wir sie nicht mehr abnutzen als unbedingt notwendig ist. Sie ist auch kein Naturprodukt, das in dem grossen Weltall unabhängig vom Willen, ja trotz dem Willen des Menschen, Leben, Bewegung und Dasein hat. Die Sprache ist vielmehr, ebenso wie Kleider, Wohnung und Werkzeuge, wesentlich ein Kunstprodukt; ein Kunstprodukt, das sich allerdings verändert, weil es benutzt und dabei abgenutzt wird, das sich aber vor allen Dingen entwickelt und verbessert, weil auch im selben Verhältnis eine Entwickelung stattfindet, einerseits bei dem Künstler (dem Menschen), der es herstellt, anderseits bei dem (dem Menschen in seinem Gedanken- und Vorstellungsleben), für den es hergestellt wird. Dass die Sprache ein Kunstprodukt sei, wird in keinerlei Weise durch die richtige Bemerkung widerlegt, dass sie vielleicht zum grössten Teile oder wenigstens bei den meisten Sprechenden unbewusst und unfreiwillig hervorgebracht wird. Denn dasselbe gilt auch vom Bau des Bibers, der Zelle der Biene u. s. w., welche Kunstwerke sind, obschon sie nur infolge eines Kunsttriebes, nicht durch eine bewusste und freiwillige künstlerische Thätigkeit zustande gekommen sind. Beim Menschen aber, mit dem es in dieser Hinsicht glücklicherweise besser als mit dem Biber oder der Biene bestellt ist, muss zugleich eine solche höhere künstlerische Thätigkeit in bezug auf die Sprache stattfinden, wofern diese die hohe Aufgabe, welche ihr als dem herrlichsten Werkzeug des Menschen gestellt ist, würdig lösen soll. Das besagt keineswegs, dass man 'der Sprache Gewalt anthun' solle. Hier, wie in der Kunst, kann übrigens die Verehrung 'der Natur' zu weit getrieben werden. Die Thatsache, dass die Biene sich selbst eine notdürftige Wohnung schafft, hat mit Recht den Bienenzüchter nicht davon abgehalten, immer bessere Bienenstöcke zu erfinden und mit Erfolg anzuwenden. Der Mensch aber sollte, weil er schon notdürftig seine Gedanken beherbergen kann, davon abstehen, mit Bewusstsein darnach zu streben, ihnen eine vollkommenere Wohnstätte zu bereiten! Anderseits: eben so gewiss, wie der Bienen-

züchter darauf achten muss, dass er nicht, durch seine theoretischen Erwägungen veranlasst, die Behausung der Bienen so ideal einrichtet dass die Bienen sich nicht zurecht finden und daher nicht hineinwollen, so muss auch der Sprachverbesserer den Gebrauch, den jüngern sowohl wie auch den ältern, gebührend berücksichtigen. Ich wiederhole nochmals: von der Sprachverbesserung abzustehen und 'die Sprache sich selbst zu überlassen', das wäre der Menschen unwürdig, das dürfen wir nicht; aber: nicht ein jeder ist berufen die Sprache zu verbessern, sondern nur das Sprachgenie (im praktischen Sinn), d. h. der Redekünstler in des Wortes bester Bedeutung, und die grossen Schriftsteller, denen es beschieden ist, einst die klassischen genannt zu werden.

Adolf Noreen.
Arwid Johannson.

Ἶρις.

I. In dem inschriftlich erhaltenen, von Carl Curtius (Inschriften und Studien zur Geschichte von Samos, Lübecker Schulprogramm 1877) veröffentlichten Heraioninventar findet sich ein Tempelbeamter erwähnt, welcher die Erklärer eingehend beschäftigt hat, ohne dass ein annehmbares Ergebnis erreicht wäre. S. 11 bei C. Curtius (besser herausgegeben bei U. Koehler Athenische Mitteilungen VII S. 368) lesen wir: 'ἐν τῷ μεγάλῳ νειῷ ὅσα ἐν τοῖς μέρεσιν, ἀνεγίγνωσκεν ἐκ τοῦ βιβλίου τοῦ σεσημασμένου, καὶ ὁ ἱερὸς τῆς θεοῦ Πελύσιος ἀπέφαινεν ὄντα πλὴν τῶνδε κτλ.' Pelysios, ein in der Heraionverwaltung beschäftigter Mann, wies nach, dass die in das amtliche Verzeichnis aufgenommenen Gegenstände wirklich auch im Tempelinventar vorhanden waren mit einigen genau angegebenen Ausnahmen. Was ist aber der ἱερὸς τῆς θεοῦ? Man hat an Verkürzung aus ἱερόδουλος gedacht. Das geht nicht an, weil ein Hierodulendienst dieser Art im samischen Heraion weder überliefert noch glaublich ist[1]). Und doch sind die ἱερόδουλοι eine passende Analogie[2]), desgleichen

1) Darauf läuft Koehlers Erklärung im Grunde hinaus. Er hatte u. a. an Boeckh (zu dem unten angeführten CIG.) einen Vorgänger.

2) Einfach als γυναῖκες ἱεραί bezeichnet Strabo XII p. 559 die Hierodulen von Komana, als ἱερόδουλοι die vom Eryx VI p. 272.

ἱεροκῆρυξ (oder ἱερὸς κῆρυξ), ἱερομνήμων[1]), ἱερὴ ἀγορή (Dittenberger Sylloge 5), ἱεραὶ παρθένοι, ἱερὸς λόγος u. a. m. Nichts als der Gegensatz zum Profanen wird durch ἱερός ausgedrückt: ἱερός ist allgemein, wer eine heilige Beschäftigung treibt, der sakrale Beamte, und zwar als fester Terminus, auch ohne zugesetzte nähere Bestimmung in allgemeinem Gebrauch. Da in der Beurteilung des einschlägigen Stellenmaterials auf mannigfache Weise geirrt worden ist, mag hier eine kurze Besprechung der wichtigsten Belege folgen. Im Rahmen meiner Untersuchung wird sie sich von selber rechtfertigen.

Auf der Mysterieninschrift von Andania bei Dittenberger Sylloge 338 erscheint ein Kollegium von ἱεροί und ἱεραί. Sie werden alljährlich phylenweise aus einer bevorzugten Gruppe durchs Loos erwählt, um für den ordnungsmässigen Verlauf des grossen Festes der Demeter und Persephone Sorge zu tragen. Von den Priestern (ἱερεῖς) scharf geschieden charakterisieren sie sich als Tempelbeamte für den Aussendienst. Wir mögen sie ruhig als 'heilige Männer' und 'heilige Frauen' oder als 'heiliges Kollegium' bezeichnen. Sauppe hat das gethan. Andere haben es ohne Grund, wie ich meine, bestritten.

Auf der altlakonischen Grabschrift von Gerenia IGA. 64 werden verzeichnet ἱαρὸς Χαροπῖνος, ἱαρὸς Ἀρισστόδαμος. Da die Spartaner nur die vor dem Feinde gefallenen oder im Dienste der Götter thätig gewesenen Mitbürger durch Inschriften ehrten (Plutarch Lykurgos 27), so folgerte Roehl, dass in den beiden ἱαροί von Gerenia Priester erwartet werden müssten. 'Priester' nicht, sondern Tempelbeamte aus jener Kategorie, die für Andania durch das epigraphische Denkmal feststeht. So und nicht anders glaube ich auch den Ἴκιος ἱαρὸς Σμυρναίων (CIG. II 3394) und die pergamenischen ἱεροί, Ἀπολλωνίδης ἱερός und Γάιος ἱερός bei Koehler, Mitteilungen VII S. 370 A., auffassen zu müssen.

Ferner sagt Euripides in der aulischen Iphigeneia 673 ff.:

Ἀγ. θῦσαί με θυσίαν πρῶτα δεῖ τιν' ἐνθάδε.
Ἰφ. ἀλλὰ ξὺν ἱεροῖς χρὴ τό γ' εὐσεβὲς σκοπεῖν.
Ἀγ. εἴσῃ σύ· χερνίβων γὰρ ἑστήξεις πέλας.

Es sind die 'heiligen Männer', mit welchen das Opfer beraten wird, in diesem Falle allerdings von den ἱερεῖς kaum verschieden. So sagte auch Plato ἱερά für ἱέρεια (Bekker An. I 100).

1) Dazu ist ἱερομνήμη das Femininum: Hermes 1888 S. 616.

Im euripideischen Jon beschliessen die Delphier Kreusa zu steinigen, weil sie den Tempeldiener habe vergiften wollen:

τὸν ἱερὸν ὥς κτείνουςαν ἔν τ' ἀνακτόροις
φόνον τιθεῖςαν.

Jon kehrt und säubert tagtäglich in der Frühe die vielbesuchten Tempelräume, wie der Dichter so anschaulich V. 121 ff. geschildert hat. Mit ἱερός nennt ihn Euripides ganz allgemein als 'im heiligen Dienste befindlich'. So sagen die Inschriften auch von den zu den niedrigen Tempeldiensten verpflichteten Personen 'ἱερατεύουςιν', z. B. die Inschrift vom Tempel des Zeus Panamaros im Bulletin de Correspondance hellénique 1891 p. 204.

II. Allein es gibt noch einen zweiten Stamm, welcher äusserlich zwar mit dem in ἱερός 'heilig' identisch ist, sich durch die Länge des ι aber von jenem scharf sondert und — wiederum im Gegensatz zu ἱερός 'heilig' — im Anlaut ein ϝ besass. Es ist der Stamm ϝῑ in ϝίεςθαι 'eilen' (L. Meyer BB. I 301 ff.). Da wird es zunächst nicht überflüssig sein zu fragen, ob der Habicht ἱέραξ-ἴρηξ (der im Anlaut sicher ein ϝ besass: Epicharm Fr. 25 L., wo aber statt des überlieferten ὕες τε ἱέρακές τε aus Hesych s. v. βείρακες des Verses wegen ϝίρακες herzustellen ist) diesen seinen allgemein griechischen Namen nicht vielleicht vom Stamme ϝῑ entlehnt hat, um so mehr, als er im Epos durch ständige Epitheta wie ὠκύς, ὠκύπτερος, ἐλαφρότατος πετεηνῶν u. A. vor den andern Vögeln ausgezeichnet erscheint. Ganz grundlos zieht die geläufige Etymologie es vor, sich den Vogel als 'heiligen' zu denken. Ἶρις kennt Herodian II 437, 2 L. als Name eines Vogels, Statius in der Thebais VI 461 f. als Name einer Stute neben der nicht minder deutlichen *Thoe*[1]). Die appellative Kraft des Wortes hat sich in diesen Fällen ersichtlich noch voll und ganz erhalten: denn wie aus ἱερός, so muss auch aus ἱερός die zusammengezogene Form ἶρος werden.

In der Odyssee heisst es XVIII 5 ff. vom Bettler Iros, dessen Digamma durch das Wortspiel V. 73 Ἶρος-Ἄϊρος vollkommen feststeht[2]):

1) Als attischer Schiffsname ist Iris unsicher, vielmehr Ἔρις mit Boeckh (Seeurkunden S. 317) zu schreiben. Ἱερά kommt dagegen in dieser Verwendung vor (von ἱερός heilig).

2) [Danach ist Tümpels 'ruchloser Heiliger' zu beurteilen: Philol. 1891 S. 729.]

Ἀρναῖος δ' ὄνομ' ἔσκε — τὸ γὰρ θέτο πότνια μήτηρ
ἐκ γενετῆς — Ϝῖρον δὲ νέοι κίκλησκον ἅπαντες,
οὕνεκ' ἀπαγγέλλεσκε κιών, ὅτε πού τις ἀνώγοι.

Dem Dichter der Stelle gelten Ϝῖρος und ἄγγελλος noch als gleichbedeutend: er weiss, dass Ϝῖρος 'hurtig' heisst. Für einen Boten kann es eine passendere Bezeichnung gar nicht geben. Damit ist diese Frage doch wohl erledigt[1]). Und noch eine andre, welche besser niemals hätte aufgeworfen werden sollen. Sie gehört in das Gebiet der Paradoxien, durch die die Wissenschaft von Zeit zu Zeit beunruhigt und kaum gefördert wird. 'Der landläufige Bettler Iros' — sagt Th. Bergk in seiner 'Griechischen Litteraturgeschichte' I S. 742 mit Dümmlers Zustimmung in Studniczkas Kyrene S. 205 [5] — 'den der Dichter mit sichtlichem Behagen und so naturgetreu schildert, führt wohl nicht zufällig diesen Zunamen. Denn gerade so hiess eines der Häupter der Oligarchen von Erythrai, das treulos seinen Fürsten erschlug (Hippias bei Athenaios VI p. 259 ἦσαν δ' οὗτοι Ὀρτύγης καὶ Ἶρος καὶ Ἔχαρος, οἳ ἐκαλοῦντο διὰ τὸ περὶ τὰς θεραπείας εἶναι τῶν ἐπιφανῶν πρόσκυνες καὶ κόλακες). Nach dem historischen Iros ist der Bettler in der Odyssee genannt, nicht umgekehrt'. Die Ähnlichkeit der beiden Iroi geht nicht eben tief, und das Zusammentreffen in dem durchsichtigen Namen besagt nichts. Der Name ist ganz geläufig: Iros Aktors Sohn und Iros Chrysippos' Sohn stehen bei Pape im Namenlexikon s. v. verzeichnet. Endlich heisst Iros, der homerische Bettler, nach der Aussage dessen, der es doch wissen muss, so und nicht anders, οὕνεκ' ἀπαγγέλλεσκε κιών, ὅτε κέν τις ἀνώγοι. Der Dichter hat es nicht nötig Gründe anzuführen, warum er den Schöpfungen seiner Phantasie diesen oder jenen Namen beilegt. Führt er trotzdem einen ohne weiteres einleuchtenden Grund an, wie hier geschehn — wer nimmt sich das Recht, ihm den Glauben zu versagen? Nichtsdestoweniger hat Bergk mit der Heranziehung des Iros von Erythrai unbewusst vielleicht einen glück-

1) Hesych s. v. ἶρος kann aus der Dichterstelle geflossen sein. Irgendwo habe ich gelesen, der Bettler Ἶρος sei aus der Göttin Ἶρις gemacht, die Etymologie im XVIII Buch der Odyssee nur ein schlechter 'Kalauer'! Niese (Entwicklung der homerischen Poesie S. 50) meint, auf die Iris der Ilias werde durch den Bettler Iros der Odyssee wenigstens angespielt.

lichen Griff gethan. Wir lernen so wenigstens eine der Gegenden kennen, in welchen diese Wortform lebendig war — vorausgesetzt natürlich, dass der historische Erythraeer Ἶρος von ἱερός und nicht (was ebenfalls möglich wäre) von ἰερός gebildet ist. Einen Lesbier und einen Malier dieses Namens nennt Stephanos (s. v. Ἰρά und Λαμπέτειον). Iros lebt aber auch in der korinthischen Sage. Proxenos, der Verfasser einer epeirotischen Geschichte, nennt einen Iros, Mermeros' Sohn[1]), unter den Enkeln der Medeia in Epeiros (Schol. Odyss. I 259), und diesen wollten einige in das erste Buch der Odyssee statt des gut überlieferten Ἶλος Μερμερίδης einschwärzen; vgl. Wilamowitz Hom. Unt. S. 26.

Sehr merkwürdig ist ferner die Inschrift von Tenos CIG. II 2339 b in den Addendis. Sie meldet von einer Privatgesellschaft zu nautischen Zwecken und datiert nach dem Vorstande des Klubs wie folgt: ἀγαθῇ τύχῃ· ἐπὶ ναυάρχου Ἀπολλωνίδου, τοῦ ἀγγέλου Πρωτίωνος, καὶ γραμματέως Δάμωνος, ἱεροῦ Πυθίωνος κτλ. Was birgt sich unter dem ἱερὸς Πυθίωνος? Gehen wir von seinem Gegenstück aus, welches mit den Worten τοῦ ἀγγέλου Πρωτίωνος eingeführt wird. Ἀγγέλου fasste Boeckh als Vatersnamen, eine Ansicht, die einmal durch die parallele, wenn auch noch unverstandene Bezeichnung ἱεροῦ Πυθίωνος, sodann durch eine ganze Gruppe von Grabschriften der Inseln widerlegt wird. Ich meine jene theräischen Steine, auf denen (merkwürdig genug) der Name des Verstorbenen fehlt und nur sein Verhältnis zu einer im Genetiv namhaft gemachten andern Person durch das zugesetzte ἄγγελος bezeichnet wird. So CIG. II 2476 a ἄγγελος Κρατεροῦ, e ἄγγελος Μητροδώρου, Ross Inscriptiones ineditae p. 13 (worauf mich W. Schulze aufmerksam macht) ἄγγελος Φιλομούσου, und viele andre. Diese Ausdrucksweise hat ihre Analogieen im Leben — Marcipor Lucipor sagen die Römer, einige Male sogar bei Freigelassenen — wie in der Poesie: ἁ Μέρμνωνος ἐριθακὶς ἁ μελανόχρως heisst die Magd bei Theokrit III 35[2]). Ich meine also: Die beiden Bestimmungen stehen in der tenischen In-

1) Ein anderer Mermeros wird wegen seiner Schnelligkeit belobt bei Ovid Metam. XII 304. Mit dem hier reduplizierten Stamm μερ hängen auch die μέρμερα ἔργα und μερμηρίζειν (über welches Fulda einiges gut vorgearbeitet hat) zusammen. Es führt dies hier aber zu weit.

2) Vgl. das Greifswalder Winterprooemium 1891/92 p. XIII[2].

schrift parallel: dem ἄγγελος entspricht formell der ιερός. Auch inhaltlich würde er entsprechen, wenn wir uns entschliessen könnten, an ῑερός statt an ἱερός 'heilig' (was gar keinen Sinn gibt, wie man es auch wende) zu denken. Schliesslich ziehe ich zweifelnd noch die messenischen späten Grabsteine hierher: Le Bas-Waddington Voyage archéol. II p. 146 (aus Pherai) Ἀθάπτων ἱαρὸς Βούριος χαῖρε und Κάρπων Αἰνήου ἱαρός, CIG. I 2953 b Z. 35 Θεόδωρος ὁ αὐτοῦ (eines vorhergenannten) ἱερός.

III. In dem von C. Curtius herausgegebenen Heraioninventar lesen wir Z. 21 κρήδεμνα ἑπτά· τούτων ἓν ἡ Εὐαγγελὶς ἔχει und Z. 37 κιθῶνες δύο ἔνδυτα τῆς Εὐαγγελίδος. Koehler hält, wenn ich ihn recht verstehe, 'Euangelis' für die allgemeine Bezeichnung der amtierenden Herapriesterin (Mitteilungen VII S. 370[2]). Allein sie tritt hier in der Gesellschaft des Hermes auf, dessen Bild ebenfalls im Tempel stand und Inventarstücke besass. Ausserdem würde man nach dem sonstigen Verfahren in dieser Inschrift den Namen der amtierenden Priesterin erwarten müssen. Es handelt sich, das scheint mir notwendig, um eine Statue der Euangelis. Das ist wichtig genug, um hier ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Der Vergleich mit Hermes legt den Gedanken an eine Herapriesterin der Sage am nächsten: Εὐάγγελος bezeugt Hesych s. v. als Kultnamen auch des Hermes, und neben der ephesischen Artemis genoss der Hirte 'Euangelos' Verehrung[1]). Nun ist Heras 'flinke' Botin in der Ilias bekanntlich Iris, ein Name, dessen Digamma im Anlaut vollständig sicher steht, von der Wurzel Ϝῑ, auch in der Bedeutung gleich ταχεῖα ἀέλλοπος ποδήνεμος πόδας ὠκέα u. s. f. Sie ist die echte Schwester der Ὠκυπέτη und Ἀελλώ, d. i. Ἀέλλοπος. Von allen dreien sagt Hesiod Theog. 266 f.:

αἵ ῥ' ἀνέμων πνοιῇσι καὶ οἰωνοῖς ἅμ' ἕπονται
ὠκείῃς πτερύγεσσι· μεταχρόνιαι γὰρ ἴαλλον.

Kallimachos schildert die Botenläuferin Iris gar als vollendete Bedientenseele, immerhin noch mit mehr Verständnis für das Wesen dieser Göttergestalt, als diejenigen, welche sie zur Personifikation des Regenbogens zu machen belieben; vgl. Hymn. in Delum 215—239. An der Identität der samischen Euangelis

1) Vitruv, De architectura X 7 p. 252 R.

mit der homerischen Iris kann darum ein Zweifel nicht wohl obwalten, weil beide im Dienste der Hera auftreten, ebensowenig daran, dass beide der Sage und nicht etwa lediglich der Phantasie einer dichtenden Persönlichkeit verdankt werden. So war auch der eleusinische Keryx, der Eponym des attischen Geschlechtes der Κήρυκες, ein Geschöpf der Sage. Auf 'Thyestes' werden wir S. 169 zu sprechen kommen: die 'Thyestadai' von Delos setzen ihn voraus (Dittenberger Syll. p. 519 [19]).

Athenaios XIV 645 b berichtet: Σῆμος ἐν β' Δηλιάδος 'ἐν τῇ τῆς Ἑκάτης, φησίν, νήσῳ τῇ Ἴριδι θύουσι Δήλιοι τοὺς βασυνίας καλουμένους, welche dann als eine Art aus Honig und Waizen gekochter Brei erklärt werden. Die hier genannte Hekateinsel ist dicht bei Delos gelegen. Schon O. Müller Aeginetica p. 170 und Lobeck Aglaophamos II p. 1064 kombinierten mit Semos die Bemerkung des Harpokration s. v. Ἑκάτης νῆσος] Λυκοῦργος κατὰ Μενεσαίχμου· πρὸ τῆς Δήλου κεῖταί τι νησύδριον, ὅπερ ὑπ' ἐνίων καλεῖται Ψαμμητίχη, ὡς Φανόδημος ἐν τῇ α'. Ψαμμητίχην δὲ κεκλῆσθαί φησιν ὁ Σῆμος ἐν α' Δηλιακῶν διὰ τὸ τοῖς ψαμμήτοις τιμᾶσθαι τὴν θεόν. ψάμμητα δ' ἐστὶ ψαιστῶν τις ἰδέα. 'Die Göttin' kann nach dem Zusammenhang des Artikels bei Harpokration nur die eponyme Göttin des Eilands sein[1]. So schloss O. Müller auf die Identität der Hekate und Iris, auf eine Ἑκάτη-Ἶρις. Lobeck bestreitet die Bündigkeit der Folgerung durch den Hinweis auf den Unterschied zwischen Gerstenkuchen und Waizenkuchen. Möglich, dass eine der beiden Erklärungen des dargebrachten Opfers nicht ganz genau ist; möglich, dass man beide Kuchensorten darbrachte. Für O. Müller spricht doch entschieden, dass Ἑκάτη-Ἄγγελος mit Hilfe anderer Zeugnisse, wie schon Lobeck selbst kurz angedeutet hatte, nachgewiesen werden kann; denn die formelle Gleichung von Ἶρις 'die Eilige' und Ἄγγελος 'die Botin' betrachte ich nunmehr als feststehend. Der Nachweis soll im Folgenden geführt werden. Ich denke, er wird sich auch nach den Bemerkungen bei Roscher s. v. *Hekate* einigermassen lohnen. Ich finde dort zwar einige Stellen zitiert, aber unausgenutzt, und das historische Moment vernachlässigt.

1) ἡ νῆσος ἡ Ἑκάτης heisst das Eiland auf der Inschrift bei Homolle Bulletin de Corresp. hell. 1882 p. 83 [4].

Wir hören bei Hesych s. v. Ἄγγελος] Συρακόσιοι τὴν Ἄρτεμιν λέγουσιν. An sich ist nicht grade glaublich, dass Artemis, die hehre Göttin, jemals als allgemeine Götterbotin oder -dienerin gegolten habe[1]). Wir wissen vielmehr, wie Preller-Robert richtig bemerken, nur Persephone (nicht einmal die sonst fast immer mit dieser zusammengehende Demeter) als diejenige namhaft zu machen, zu welcher Artemis-Hekate (deren Identität für die alte Zeit ja feststeht) in einem dienenden Verhältnis gestanden hat. Der ambrosianische Theokritscholiast bezeichnet sie II 12 als Amme[2]) der Persephone[3]), und deutlicher noch redet der homerische Demeterhymnus. Doch erfordert derselbe eine etwas eingehendere Behandlung.

Kein Gott oder Mensch vernahm den Hilferuf der Persephone, als Hades sie entführte,

εἰ μὴ Περσαίου θυγάτηρ ἀταλὰ φρονέουσα
ἄιεν ἐξ ἄντρου Ἑκάτη λιπαροκρήδεμνος
κούρης κεκλομένης πατέρα Κρονίδην.

Neun ganze Tage irrt Demeter ihre Tochter suchend über die Erde, am zehnten erscheint Hekate vor ihr, eine Fackel in den Händen haltend, und teilt ihr die Entführung durch Hades mit (καί ῥα οἱ ἀγγέλλουσα ἔπος φάτο φώνησέν τε). Helios bestätigt, als sie auf Veranlassung und in Begleitung der Hekate ihn aufsucht, ihr das Gehörte, Helios der alles sieht und alles hört. Ergrimmt meidet Demeter hinfort die Gemeinschaft der Götter und hält sich zu den Menschen. So kommt sie auf ihrer Wanderung nach Eleusis. Da schreitet Zeus ein, und Mutter und Tochter haben sich wenigstens die Hälfte des Jahres wieder. Damals ward Hekate Dienerin der Persephone, weil sie sie liebte, V. 439:

τῇσιν δ' ἐγγύθεν ἦλθ' Ἑκάτη λιπαροκρήδεμνος·
πολλὰ δ' ἄρ' ἀμφαγάπησε κόρην Δημήτερος ἁγνήν·
ἐκ τοῦ οἱ πρόπολος καὶ ὀπάων ἔπλετ' ἄνασσα.

1) Artemis hat ein zahlreiches Dienstpersonal, vgl. Kallimachos' Artemishymnus. Auch Hekabe ist Dienerin der Artemis-Hekate. Das ist wichtig zum Verständnis der troischen Hekabe und der troischen Sage überhaupt.

2) Als solche nennt er sie Demeters Tochter. Nach Sophron in den andern bei Ahrens z. d. St. abgedruckten Scholien war 'Angelos' Tochter des Zeus und der Hera.

3) Kalligeneia gilt als Demeters Amme, Priesterin, Begleiterin: Hesych s. v., als Proserpinas Amme: De Aeschyli Supplicibus p. XXXVI.

Die geflügelte Göttin also, welche auf der Vase bei Gerhard (Trinkschalen und Gefässe Taf. A. B. S. 21) und sonst der Entsendung des Triptolemos beiwohnt, muss mit Robert (bei Preller Griech. Mythol. I⁴ S. 324) als Hekate gedeutet werden. Nun ist Persephone Hauptgöttin auch von Syrakus; dort ist nach der heimischen Erzählung ihr Raub erfolgt. Demnach halte ich den Schluss für berechtigt, dass es der syrakusanische Persephonekult war, in welchem Artemis-Hekate den für Syrakus bei Hesych bezeugten Kultnamen Ἄγγελος führte, ganz wie dieselbe Hekate in Eleusis, wie Hekate-Iris bei den Deliern, wie Iris-Euangelis im samischen Heraion. Es besassen aber Demeter und Persephone auch in Korinth, der Mutterstadt von Syrakus, hervorragende Verehrung (Paus. II 4, 7). Also fragt es sich, ob Artemis-Hekate erst in Syrakus oder schon in Korinth als Ἄγγελος der Persephone galt. Die eleusinische Parallele entscheidet, dünkt mich, für das Mutterland. Damit ist, was wir in Eleusis und Syrakus bezeugt finden, für Korinth zu erschliessen[1]). Halten wir das fest, so lässt sich einiges für den eleusinischen Hymnus gewinnen. Dieser erzählt die Einführung der Demeter-Persephonereligion in Eleusis. Ihren Ausgangspunkt deutet er mit einer für seine Zeit, etwa die Wende des VIII. zum VII. Jahrhundert, wohl ausreichenden Genauigkeit an. Uns machen diese Hinweise heute zum Teil die allergrösste Schwierigkeit. Zur Zeit ist nach dieser Seite der Hymnenforschung, wenn wir ehrlich sein wollen, so gut wie nichts geschehn, auch das nicht, was sich erreichen lässt, und der neueste Erklärer dieser von jeher vernachlässigten Poesien hat von diesem Teil seiner Aufgabe die richtige Vorstellung nicht gehabt. Jeder Versuch, auf methodischem Wege über die religiösen Grundlagen der Hymnen nähere oder entferntere Auskunft zu geben, muss wohlwollend aufgenommen werden. So vermute ich wegen der Hekate-Angelos ein korinthisches, jedenfalls mit Korinth sich stark berührendes Element im eleusinischen Kult und dem eleusinischen Gedichte. Attika hat lange nach der Pelopsinsel gravitiert. Die neuesten

1) Auf korinthischen Monumenten, z. B. der Lade des Kypselos in Olympia, findet sich die geflügelte Artemis (Paus. V 19, 5). Die Beflügelung passt zur Artemis. Studniczka behandelt in lehrreicher Weise die Beflügelung dieser Göttin (Kyrene S. 153 ff.). Auch Denkmäler chalkidischer Provenienz kennen (nach St.) dieses Motiv.

Arbeiten haben das erwiesen auf dem Gebiet der Geschichte, Religion und Kunst.

IV. Die Wurzel ϝῑ 'eilen' liegt noch in andern Bildungen vor. Ϝίων erscheint als Name für Krieger und Jäger auf den altkorinthischen Vaseninschriften, welche Kretschmer in einer sehr nützlichen Abhandlung (Kuhns Zeitschrift N. F. IX 1888 S. 170 ff.) bespricht. Während aber Kretschmer, wohl einer Andeutung in Lehrs' De Aristarchi studiis Homericis² p. 464 folgend, an die Ableitung von ϝίς 'die Kraft' dachte, stellt W. Schulze Quaest. ep. p. 470 sie zu der Wurzel ϝῑ 'eilen', ich denke mit Recht, einmal wegen der gleich zu behandelnden Femininbildungen, sodann weil neben ϝίων die gleichbedeutende Namensform Δίων ebendort für dieselben Personengruppen (wie Schulze anführt) verwendet wird. Δίων (mit kurzem ι) kommt hier vom Stamme δῐ in δῐέσθαι, wie das Ross des Amphiarnos Δῐας, 'der Renner', auch[1]). Ϝιωνίς, von ϝίων weitergebildet, ist Name einer Stute auf der korinthischen Vase bei Kretschmer S. 168. Das arkadische Sagenross Ἀρίων — ein Name, der auch in Lesbos und Milet vorkommt (Schol. Lyk. 467) — wird doch wohl aus Ἀρῐ-ϝίων ('sehr schnell') entstanden sein: Ἀδρήστου ταχὺς ἵππος, ὃς ἐκ θεόφιν γένος ἦεν. Nachdem die alte Schreibung Ἀρείων durch die inschriftlichen Funde auf Vasen und Münzen von Thelpusa (wo Ἐρίων steht, Kretschmer S. 164) widerlegt worden, spricht alles für, nichts gegen diese Herleitung. Sie gewinnt durch die einzige Erwähnung des Namens im alten Epos (Ilias XXIII 346) an Wahrscheinlichkeit, sofern sich ohne Schwierigkeit die unkontrahierte Form des Wortes in ihrer Ursprünglichkeit herstellen lässt: οὐδ' εἴ κεν μετόπισθεν Ἀρίονα δῖον ἐλαύνοι, Ἀδρήστου ταχὺν ἵππον gestattet mit geringfügiger Änderung zu lesen μετόπισθ' Ἀρῐίονα δ. ἐ. Bei dem späten Verfasser des Scutum 120 wird allerdings Ἀρίονα durch den Vers erfordert. Das will so gut wie nichts besagen. Gegen Kretschmer sei bemerkt, dass der Ὀρίϝων der Vase auf S. 164 mit Ἀρίων nichts zu schaffen haben kann. Den Namen verstehe ich allerdings so wenig wie er.

Noch ein Name der Sage, der peloponnesisch-lykischen,

1) Schol. Pind. Olymp. VI 21. Jeschonnek De nominibus quae Graeci pecudibus domesticis indiderunt (Königsberg 1885) p. 46 denkt an δῖος 'göttlich'.

wird sich etymologisch nunmehr begreifen lassen: Ἰοβάτης, dessen ι *Anthol. Palat.* III 15 lang gebraucht wird. Es ist der 'Schnellschreitende', wie Εὐρυβάτης, Μεγαβάτης, Εὐρυοδία (Mutter des Laertes)[1], Ποδάρκης (Il. XIV 693) und Τελεσίδρομος von Eleusis, (Greifswalder Prooemium 1891/2 p. XIII)[2]). Ἰόβης, wie es scheint seine Kurzform, wird, allerdings von einer andern Persönlichkeit, gebraucht bei Apoll. II 7, 8 (Roscher s. v.)[3]).

Auf denselben korinthischen Vasen (S. 165, 166, 170) steht mehrfach ϝιώ, nicht zwar für die Heroine aus der Argolis,

1) Jobates Freund, der Tirynthier Προῖτος, eigentlich Πρό-ιτος (nach Herodian, vgl. Ahrens-Meister Dialekte I S. 96: die Ilias erträgt zumeist die dreisilbige Messung, fordert sie aber nirgends) vom Stamme ἰ in ἰέναι, heisst genau, was lateinisch *praetor*, 'voranschreitend'. Möglich, dass er als Heerführer gedacht ist. Doch heisst z. B. auch Hades Ἀγησίλαος Ἡγήσανδρος u. ä. Proitos als Stifter eines Artemisheiligtums: Preller-Robert I⁴ S. 306.

2) Lehrs Aristarch.² p. 464 bringt den Namen mit ἴς 'die Kraft' zusammen. Eine interessante Parallele liegt bei Hygin Fab. 18 (p. 37 Schm.) vor in dem Verzeichnis der Hunde des Aktaion. Dies beginnt: *Melampus*, *Ichnobates* (auch bei Ovid Metam. III 210), *Echnobas*, *Pamphagus* etc. Den unverstandenen *Echnobas* hat Schmidt eingeklammert, Bunte wegen p. 37, 16 in *Ichneus* geändert, Jeschonnek p. 9 denkt an *Ichneutes* oder Ähnliches. Das Wahre hat keiner gesehn. Es liegt nämlich in *Echnobas* ein Ἰχνόβας versteckt, Kurzform zu dem voranstehenden Ἰχνοβάτης. Schwerlich haben sie dann aber nebeneinander in demselben Verzeichnis gestanden, vielmehr wird in der griechischen Vorlage, welche Ovid und Hygin benutzten (Baecker De canum nominibus graecis p. 46 [Königsberg 1884]), der Text so gelautet haben: Ἰχνοβάτης ἢ Ἰχνόβας. Daraus machte man *Eichnobas-Echnobas*. Über Varianten in den Namenvorlagen Hygins: Hermes 1888 S. 613 ff. Ἑκάβη hat Fick (Personennamen S. 107) zu βαίνειν gestellt und ebenso aufgefasst, wie ich Ἰόβης: gewiss irrig. Was sollte der Name heissen? In seiner 'Homerischen Ilias' S. 232 hat er zwei andre nicht weniger überflüssige Vermutungen geäussert. Das ϝ steht für den Anlaut dieses Namens durch das korinthische Gefäss auf S. 168 bei Kretschmer fest, wo Hekabe ϝακάβα heisst (vgl. Ἀκάδημος neben Ἑκάδημος). Ich bemerke dies gegen Fick S. 232. — Πόδης (als Männername Ilias XVII 575, als Hundename CIG. 8139) ist aus Ὠκυπόδης Ποδάρκης oder ähnlichen gekürzt.

3) Hübsch ist, dass bei David in Aristot. Cat. 28 a Bekk. Ἰοβάτου τοῦ Λιβύων βασιλέως von Juba gesagt ist (W. Schulze). Neben Ἰόβης steht bei Apollodor Κλύτοππος, d. i. Κλυτόπωλος o. A. nach bekannter Regel. Diesem hat man durch üble Konjekturen bös mitgespielt.

sondern für Nereiden und andere weibliche Wesen. Die 'flinken' Wassermädchen führen gerne Namen von dieser Bedeutung, und dass grade auch Ϝιώ dort noch appellativisch empfunden ward, das zeigt die Umgebung: neben Ϝιώ stehen[1]) Διώ Κυματθόη (sic) Ἁμαθώ, d. i. 'zusammen mit andern laufend'. Aber die Endung bedarf noch einiger Worte. Bei zweisilbigen (auch mehrsilbigen) Eigennamen scheint dies ω-Suffix, nach den Fickschen Regeln zu urteilen (welchen Robert bei Preller Myth. I[4] S. 395[1] beipflichtet), nur weiblichen Kosenamen eigentümlich zu sein. Soeben hatten wir S. 162 Ἀελλώ = Ἀέλλοπος. Δρυώ-Δρυόπη und Μερώ-Μερόπη habe ich in den Analecta Eratosthenica p. 130 vereinigt, massenhaftes Material liegt inschriftlich, besonders für Phokis und Boeotien, vor. Ἀγαθθώ Θεοκκώ Νικοττώ Φιλλώ Ξεννώ Παρθεννώ Ξενοκκώ Ἀμφοττώ Ἰννώ Καλλώ Καλοννώ zeigen sich auch äusserlich in der Doppelkonsonanz als Kurznamen, deren Langformen natürlich nicht jedesmal mit Sicherheit anzugeben sind. So kann man denn auch bei der Nereide Ϝιώ zweifeln. Vielleicht war Ϝιοβάτις das ursprüngliche, vielleicht eine Zusammensetzung mit ποῦς, also etwa Ϝιόπη 'schnellfüssig'. So heisst Iphikles' Tochter, Theseus' Geliebte, Ἰόπη bei Plutarch Theseus 29 — wo Wellmann De Istro p. 19 auf Grund von Ath. XIII p. 557a zu schnell ändern wollte — eine thessalische Stadt dieses Namens bezeugt Stephanos Byz. s. v., den lakonischen Heros Ἶοψ Pausanias III 12, 4[2]); vgl. Tümpel im Supplement von Fleckeisens Jahrbb. 1888 S. 144.

1) Kretschmer S. 170 bringt die Hamatho fälschlich mit der hesiodeischen Psamathe zusammen (Theog. 260).

2) Προϊόντων δὲ κατὰ Ἀφεταΐδα ἡρῷά ἐστιν Ἴοπός τε κατὰ Λέλεγα ἢ Μύλητα γενέσθαι δοκοῦντος καὶ Ἀμφιαράου τοῦ Οἰκλέους . . . καὶ αὐτοῦ Λέλεγός ἐστιν ἡρῷον. Lelex gilt als Stammvater des vielumstrittenen Volkes der Leleger, welche man bald zu Aegyptern, bald zu einem semitisch-griechischen Mischvolk gemacht hat. Ganz vereinzelt steht die allein berechtigte Auffassung, dass die Leleger Griechen waren und vom Festlande Griechenlands und den davor gelagerten westlichen Inseln nach der kleinasiatischen Küste gezogen sind, genau so wie die gute antike Überlieferung behauptet. Λέ-λεξ, redupliziert vom Stamme λεγ, heisst 'der Auserlesene'; ἐπίλεκτος würde das spätere Griechisch sagen und hat Xenophon von Kerntruppen gesagt (W. Schulze Berliner philol. Wochenschrift 1890 No. 45); προλελεγμένοι nennt die Ilias XIII 689 'die zuvorderst befindlichen'.

Ich glaube beobachtet zu haben, dass den Götterdienern der Sage wie den untergeordneten Personen in der guten alten Poesie gern nicht Eigennamen, sondern gewisse das dienende Verhältnis nur im allgemeinen bestimmende Appellativa zu Teil zu werden pflegen. Den namenlosen τροφοί ἄγγελοι κήρυκες παιδαγωγοί der alten Tragödie und Komödie entsprechen im Epos und in der Sage z. B. König Θυέστης, 'der Opferer' (*rex sacrificulus*): θυϲτάϲ] ὁ ἱερεὺϲ παρὰ Κρηϲίν und θυϲτάδεϲ] ἐλέγοντο δὲ καὶ αἱ τῇ Περσεφόνῃ ἱερώμεναι Hesychios s. v. Ferner die Namen Καλλίθυια und Καλλιθύεϲϲα, 'die gut Opfernde' (καλλιεροῦϲα)[1], Εὐρυβάτηϲ — so heissen in der Ilias je ein Herold des Agamemnon und Odysseus — Τροχίλοϲ 'der Läufer', Priester der Demeter in Argos und Eleusis[2]), bemerkenswert durch die deminutive Namensform, Τελεϲίδρομοϲ (S. 167). In diesen Kreis möchte ich die Ἄρκοι oder Ἄρκτοι hineinbeziehn, welche in Brauron und Munichia als Artemisdienerinnen unter der Priesterin thätig waren[3]). Warum man diese Mädchen hätte 'Bärinnen' nennen sollen, ist nicht leicht zu sagen[4]) und die Annahme wohl nicht ungerechtfertigt, dass sich in diesem ἀρκ- ein ganz anderer Stamm als in dem 'Bären' verbirgt. Nun heisst ἀρκήϲ 'schnell' nach Hesych s. v., den das homerische ποδάρκηϲ bestätigt, ἡ Ἄρκη hat sich der Schwindler Ptolemaios Chennos p. 195 West. als Schwester der Iris wohl aus älterer Litteratur hervorgesucht, um ihr eine unglaubliche Geschichte eigner Fabrik anzuhängen. Durch diese einfache Erklärung, Ἄρκοι-Ἄρκτοι 'die schnellen', werden die sonst versuchten Deutungen dieses altattischen Wortes wohl einigermassen zweifelhaft (vgl. Preller-Robert Griech. Mythol. I[4] S. 315).

1) Hesych. s. v. Ἰώ] Καλλιθύεϲϲα. 'Καλλιθύεϲϲα' ἐκαλεῖτο ⟨καὶ wohl zu ergänzen⟩ ἡ πρώτη ἱέρεια τῆϲ Ἀθηνᾶϲ: wo Ἥραϲ eine überflüssige Vermutung ist. Die Glosse bei Hes. s. v. ἱερόμαϲ] τῶν ἱερῶν ἐπιμελούμενοϲ drückt dasselbe aus. Übrigens wird durch sie Οἰνόμαοϲ (= ὁ τοῦ οἴνου ἐπιμελούμενος) verständlich.

2) Paus. I 14, 2. Schol. Marc. in Aratum 161 u. A.

3) Apollodors Bericht über diese Mädchen in dem Buche περὶ θεῶν hat G. Stein in seiner Ausgabe der Scholia in Aristoph. Lys. p. XIII gut hergestellt.

4) Dass Tempelknaben des Poseidon in Ephesos (Amerias Ath. X p. 425c und Hesych s. v.) ταῦροι hiessen, verschlägt nichts, da ταῦροϲ, der Stier, etymologisch noch unerkannt ist. Ebensowenig Hes. s. v. βούϲη] (zu schreiben βούϲ] ἡ) δούλη. Vgl. Back De caerim. p. 26 sqq. Vielleicht gehört die Glosse μωρίαι] ἵπποι καὶ βόεϲ ὑπὸ Ἀρκάδων hierher.

V. Über die Bedeutung des Namens der argivischen Heroine Jo ist viel geschrieben, Mögliches und Unmögliches. Unmöglich ist die Herleitung aus dem Koptischen, wo *joh* den Mond bedeuten soll[1]: denn Jo hat ursprünglich gar nichts mit dem Nillande zu schaffen, wie De Aeschyli Supplicibus p. XXI sqq. von mir erwiesen ist. Einen prosodischen Fehler begeht, wer den Namen zum Stamme ἶ in ἰέναι stellt und Jo zur Wandlerin macht[2]: die Länge des anlautenden Vokals zeigen die aeschyleischen Verse. Man wird vielleicht geneigt sein, den Namen dieser bedeutenden Sagengestalt aufzufassen wie die Nereide Ϝιώ als 'die Flinke'. Sie ist ja Herapriesterin, heisst sogar im Fr. 4 der Phoronis Καλλιθόη mit redendem Namen, und ihr Sohn ist der erwähnte Trochilos. Tümpel meinte sogar, die Gleichung Ἰώ-Ἰόπη für die Heraheroine sei bezeugt S. 144, sofern bei Eustathios zum Periegeten Dionysios V. 910 Jaffa, die syrische Stadt, ἀπὸ Ἰοῦς ἢ ἀπὸ Ἰόπης, θυγατρὸς μὲν Αἰόλου, γυναικὸς δὲ Κηφέως benannt sein soll[3]). Doch kann hier

1) Vgl. Plew in Fleckeisens Jahrbb. 1870 S. 665 ff., welcher die Hypothese mit Recht zurückweist.

2) So Usener (Rhein. Mus. 1868 S. 324), Ed. Schwartz u. A. Siecke gar hält nur denjenigen für urteilsfähig, der an die wandelnde Mondkuh Jo glaubt! Progr. des städt. Progymn. Berlin 1885. — Mit ἰώ sollen die Argiver den Mond bezeichnet haben (vgl. Roscher s. v.). Sollte das auf den Stamm Ϝῑ 'eilen' gehen? πόδας ὠκέα Μήνη, ὦκα θέουσα Σελήνη, θοὴ νύξ u. A. stellt Roscher Selene S. 93 zusammen. Sonst weiss ich nichts mit der Notiz anzufangen. Irreleitend könnte auch Aischylos Suppl. 149 ff. sein: ὦ Ζήν, Ἰοῦς ἰὼ μῆνις μάστειρ' ἐκ θεῶν, 'o Zeus, die Menis, die die Götter gegen Jo hegen, spürt uns'. Die Wortstellung (sagt man) macht es unglaublich, dass in ἰώ der Ausruf steckt. Die Scholien haben das Wort adjektivisch aufgefasst; denn dass sich in dem sinnlosen ὦ Ζεῦ, ἡ παρὰ τῶν θεῶν μῆνις κατὰ Ἰοῦς ΩΔΗϹ ἐστι καὶ μαστιγωτάτη (?) ein dem μαστιγωτάτη parallel stehendes Adjektivum verbirgt, ist ohne weiteres klar und zugegeben. Oberdick schreibt ἰώδης; 'giftig' ist aber kein dem Götterzorn irgendwie zukommendes Epitheton. Ein Andrer vermutet noch übler μανιώδης. Mit Rücksicht auf v. 177 (ὠμῇ ξὺν ὀργῇ) schlage ich ΩΜΗ vor. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass ein durch ὠμή wiederzugebendes Adjektiv in dem ἰώ des Textes stecke. Geschützt wird ἰώ vielmehr durch die Parechese. Ich glaube also, dass ἰώ in Parenthese zu setzen und als Ausruf trotz der Interpreten zu nehmen ist. Die ungewöhnliche Stellung scheint mir durch die Neigung des Dichters zur Parechese veranlasst.

3) Die Stelle scheint aus einem volleren Stephanosexemplar

die äusserliche Namenähnlichkeit wirksam gewesen sein; ich gestehe, auf dieses Zeugnis hin Ἰόπη und Ἰώ nicht als Äquivalente annehmen zu können. Auch sonst habe ich schwere Bedenken gegen die Herleitung der argivischen Jo von dem Vollnamen Jope, weil mir, wie Robert bei Preller I [1] S. 395, diese Sagenfigur im Grunde von der Göttin, welcher sie im Mythus dient, nicht verschieden zu sein scheint. Das weist auch die Etymologie in eine andere Richtung. Lehrs a. a. O. und Kretschmer S. 170 ff. bringen den Kurznamen Ἰώ mit ϝίς 'die Kraft' zusammen[1]. Als Langformen liessen sich dazu manche vermuten, von keiner zur zeit aber nachweisen, dass sie die einzig richtige oder auch nur wahrscheinliche für diese Jo wäre. Wir müssen uns bescheiden.

Greifwald, im April 1891. Ernst Maass.

Etymologisches.

1. Ai. *īḍḗ*.

Die öfters vorgetragene Ansicht, ai. *īḍḗ* 'verehre, preise, flehe an' gehöre zu gr. αἰδέομαι, ist lautgeschichtlich nicht zu rechtfertigen. Wohl möglich ist aber Zusammenhang mit lat. *aestumāre*, got. *ga-áistan*, deren Wurzel, wie ahd. *ēra* zeigt, *ai̯s*-war. Dabei ist zu beachten, dass das got. Verbum ebenso gut auf idg. *ai̯z-d-* als auf idg. *ai̯s-t-* zurückführbar ist und dass zu einem *ai̯z-d-* auch das lat. Verbum gezogen werden kann, wenn man es aus **ai̯zditumāre* entstanden sein lässt (Bartholomae Bezzenbergers Beitr. XII 91 Fussn.). Indessen kann *īḍḗ* auch hergeleitet werden von *yaj-* 'verehren, huldigen, opfern' (gr. ἅγ-ιο-ς), Part. *iṣ-ṭá-s*, wonach *īḍ-* aus *iǵ-d-* hervorgegangen wäre. Eine sichere Entscheidung zwischen diesen beiden Möglichkeiten dürfte kaum zu finden sein. Zur Wurzelerweiterung mit *-d-* vgl. ai. *mṛḍá-ti* 'ist gnädig, verzeiht' (aus **mṛžḍa-*) av. *mereždika-* N. 'Gnade, Verzeihung' zu

ausgezogen zu sein. Geffcken behandelte sie nicht richtig De Stephano p. 17 (Göttingen 1889).

1) Kretschmer hat Ungehöriges eingemischt: Ἴων hat mit Ἰώ nichts zu schaffen.

W. *merǵ-* 'abwischen' ai. *mr̥já-ti* 'wischt ab, reinigt von Schuld' oder zu ai. *mŕ̥ṣ-ya-tē* 'vergisst' lit. *mir̃sz-ti* 'vergessen'; ai. *kūr-da-ti* 'springt, hüpft', gr. κρα-δ-άω 'schwinge, schwenke' κόρδ-āξ, mhd. *scherze schirze* 'springe lustig' von W. *(s)qer-* gr. σκαίρω 'hüpfe, springe, tanze'; ai. *tar-d- tr̥-d-* 'durchbohren, spalten, öffnen' *tr̥ṇátti tatárda* zu *tar-* 'hindurchdringen' u. a. dgl.

2. Gr. ξένϝο-ς ξένο-ς.

Über dieses Wortes Herkunft ist schon viel geschrieben, aber noch nichts allseitig befriedigendes vorgebracht worden. Ich selbst habe mich an den Deutungsversuchen beteiligt in Curtius' Stud. V 226 ff. und Morph. Unt. I 16. Der letzte Versuch dürfte der von Froehde sein, wonach das Wort als ξέν-ϝο-ς oder *ξενς-ϝο-ς zu lat. *cēna cesna* gehören soll (Bezzenbergers Beitr. XVI 211).

Begrifflich am ansprechendsten ist unzweifelhaft O. Müllers Verbindung mit lat. *hostis* und unserm *gast* (zu Festus S. 102). Ich habe mich an der angeführten Stelle der Morph. Unt. zu dieser Etymologie, nach der das Wort in ξ-ένϝο-ς zu zerlegen wäre, bekannt mit dem Zusatz: "Allerdings hat die Suffixkombination -ε-νϝο-ς im Griechischen meines Wissens keine weiteren Analogien, aber singulär bleibt das Wort auch in dem Falle, dass wir die Elemente -εν- zur Wurzel ziehen und danach das Wort in ξέν-ϝο-ς zerlegen".

Heute scheint mir die Annahme eines Nominalsuffixes -ενϝο- ganz unbedenklich.

Neben der Präsenssuffixform *-no-* standen die Formen *-n̥no-*, *-eno-*, *-ono-*. *-n̥no-* z. B. in armen. *lk-ane-m* 'verlasse', gr. ἀλφ-άνω, lit. *krùv-inu* 'mache blutig' *(krùvin-ta-s* = lat. *cruen-tu-s)*. *-eno-* z. B. in lit. *gab-enù* 'bringe'. *-n̥no-* oder *-eno-* im ai. *iṣ-aṇa-t* 'er setze in Bewegung, errege, erquicke' (hierzu gr. ἰαίνω aus *ἰς-αν-ιω = ai. *iṣ-aṇ-yá-ti*), *kr̥p-áṇa-tē* 'er thut jämmerlich, erbittet', av. *peš-ana-iti* 'kämpft'. *-ono-* in den aksl. Verba wie *vrьgnąti*: ursprünglich Praes. **-oną* Aor. **-on-sъ *-ą-sъ* Inf. **-on-ti *-ą-ti;* indem nun im Präsens *-no-* auf Kosten von *-ono-*, das nur bei konsonantisch schliessenden Wurzeln vorkam, verallgemeinert wurde, das letztere aber ausserhalb des Präsens blieb, entstand hier eine

Kompromissform: ein **vrьgąti* z. B. ward nach *vrьgną vrьgneši* u. s. f. zu *vrьgnąti* umgebildet, worauf *-nǫ-* auf die Verba von vokalisch auslautenden Wurzeln wie *mi-nǫ* überging (vgl. Wiedemann Archiv f. slav. Phil. X 653 ff.). *-nno-* oder *-ono-* im Germ. in den Inchoativa wie got. *ga-vaknan* aisl. *vakna* ags. *wæcnan* 'erwachen'. Auf ähnliche Abstufungsverschiedenheiten im Suffix der Verba der ai. IX. Classe (*śr̥-ṇā-ti*) deuten av. *fryąn-mahī* von ar. *prai̯-* 'lieben, erfreuen, um Gnade angehen' (ai. *prī-ṇī-más*) und *hvąn-mahī* von ar. *sau̯-* 'anregen, verhelfen' (s. Bartholomae Kuhns Zeitschr. XXIX 310). Klarer noch als bei *-nā-* ist bei *-neu̯- -nu-* und der themavokalischen Gestalt *-nu̯-o-* derartiger Ablaut nachweisbar. Ar. *-anau̯- -anu̯a-* = idg. *-n̥neu̯- -n̥u̯o-* oder = idg. *-eneu̯- -enu̯o-* in av. gāth. 2. Pl. *debenaota* aus **db-anao-ta* von *dab-* 'betrügen', *spēnva-p* 'proficiebat' aus **sp-anu̯a-t* von W. *spē- spə-* (ai. *sphā- sphi-*, lat. *spē- spa-*, german. *spē- spa-*), s. Bartholomae a. O. 309. Ahd. *trinnu* 'sondere mich ab, trenne mich, laufe davon' aus **dr-enu̯ō* von W. *der-* 'spalten' (ai. *dr̥-ṇá-ti*), und so möchte ich auch *spinnu* 'spinne', das man mit dem von W. *spē-* kommenden *spannu* 'spanne, breite aus, bin in erwartungsvoller Aufregung' d. i. **spə-nu̯ō* zusammenzubringen pflegt, auf **sp-enu̯o* zurückführen und mit jenem av. *spenva-p* geradezu identifizieren. Ferner ahd. *rinnu* als **r-enu̯ō* zu ai. *r̥-ṇvá-ti* und *brinnu* als **bhr-enu̯ō* zu lat. *fermentum*, falls sie nicht näher mit ai. *ri-ṇva-ti* hom. ὀρίνω (idg. **r-i-nu̯e-ti*) und mit ai. *bhrī-ṇā-ti* (**bhr-ī-nā-*) zu verbinden sind. Für *-n̥u̯o-* kann man aus dem Griechischen hom. ἱκάνω aus *ἱκ-ανϝω neben ἱκ-νέο-μαι und κιχάνω aus *κιχ-ανϝω verwerten.

Die in Rede stehenden Abstufungsverhältnisse ordnen sich, wie ich hier nur kurz andeuten kann, einem grossen Kreis von gleichartigen Erscheinungen im Gebiet der präsentischen Stammbildung ein. Z. B. *-ei̯o- -ii̯o- -i̯o-* (ai. *mār-áya-ti vy-áya-ti hv-áya-ti, mr-iyá-tē, hár-ya-ti*); *-eso- -əso- -so-* (ai. *tr-ása-ti* gr. τρ-έ(σ)ω gr. ξ-έ(σ)ω, ai. *ci-car-iṣa-ti*, ai. *rák-ṣa-ti* gr. ἀλέκ-σω); *-esko- -sko-* (av. *iš-asa-iti* apers. *a-r-asa-m* gr. ἀρ-έσκω φεύγ-εσκο-ν, ai. *ichá-ti* av. *isa-iti* ai. *r̥chá-ti* gr. βά-σκε).

Es bedarf schliesslich noch des Hinweises darauf, dass alle diese Präsensstämme seit uridg. Zeit auch als Nominal-

stämme vorlagen. Man vergleiche, um nur für die Nasalsuffixe Beispiele zu geben, ai. *pŕ̥tana-m* 'Kampf' und av. *pešanaiti*, ai. *kr̥páṇa-m* 'Jammer' *kr̥paṇá-s* 'jämmerlich' und *kr̥páṇa-te*, gr. θήγανο-ν und θηγάνω, got. *us-lūkn-s* 'offen' und *us-lūkna*, lit. *krùvina-s* 'blutig' und *krùvinu*, *kùpina-s* 'gehäuft' und *kùpinu*, ai. *dhr̥ṣ-ṇú-ṣ* 'kühn' und *dhr̥ṣ-ṇu-más*, ai. *viśvaminvá-s* 'in alles eindringend' und *í-nva-ti*, *dānu-pinvá-s* 'tauschwellend' und *pi-nva-ti*, mhd. *spa-n* (Gen. *spannes*) 'Spannung' und ahd. *spa-nnu*, ahd. *ban* (Gen. *bannes*) 'Gebot unter Strafandrohung' und *bannu* d. i. **bhə-nu̯ō*.

Unser ξένϝο-ϲ d. i. **ghs-enu̯o-s* hat demnach zu einem verschollenen Präsens *ξενϝω gehört, wie ai. *-invá-s* zu *ínva-ti*.

3. Gr. ἤνεικα.

Das neben ἤνεγκα bei Homer und sonst auftretende ἤνεικα aus ἐνεγκ- abzuleiten ist ebenso unmöglich wie etwa die Herleitung von αἱρέω aus ἀγρέω; neben ἐνεικ- stand ein tiefstufiges ἐνικ-, z. B. in ion. ἐξ-ενιχθῆναι (vgl. die Zusammenstellungen bei Baunack Inschr. von Gortyn 56 ff.). Unser Wort gehörte entweder zu ἴκ-ταρ 'zusammentreffend, zugleich, nahe' lat. *ico īcō* 'treffe', so dass das Kompositum ἐν-εικ- ursprünglich 'eintreffen machen, in unmittelbare Nähe bringen' bedeutete (vgl. φ 196 εἴ ποθεν ἔλθοι ὧδε μάλ' ἐξαπίνηϲ καί τιϲ θεὸϲ αὐτὸν ἐνείκαι), oder zu lit. *sëkiu* 'ich lange (mit der Hand)', mit dem Fick Götting. gel. Anz. 1891 S. 207 ἱκανόϲ ἱκέϲθαι dor. εἴκω verbinden möchte. Das Kompositum ἐν-εικ- nahm den Charakter eines Simplex an und wurde mit dem laut- und bedeutungsähnlichen ἤνεγκα vermischt. Gleichartige Wortverkettungen sind schon häufig genug beobachtet.

4. Lat. *operiō aperiō*.

Weit verbreitet scheint die Ansicht zu sein (vgl. z. B. Fick Bezzenbergers Beitr. I 57, Thurneysen Über Herkunft und Bildung der Verba auf *-io* 28, Stolz Lat. Gr.[2] 292, Wharton Etyma Latina S. 6. 69), die auch ich in meinem Grundr. I S. 367 f. vertrat, dass diese Verba als *op-eriō ap-eriō* zu ai. *ar-* 'etwas bewegen, wohin schaffen', *apa-ar-* 'wegschaffen, beseitigen, öffnen' gehörten. Eine viel bessere und, wie mir jetzt scheint, die einzig befriedigende Deutung haben Pott

Et. Forsch. I [1] 225, Bopp Gloss. [3] 343 b und Ebel Kuhns Zeitschr. VI 202 gegeben, indem sie ai. *var-* 'schliessen, bedecken, verhüllen' (*api-var-* 'verschliessen, bedecken, verhüllen' *apa-var-* 'aufdecken, enthüllen, öffnen') und lit. *veriù* 'mache auf oder zu, öffne oder schliesse' (*àt-veriu* 'öffne', *ùż-veriu* 'schliesse') verglichen, nur dass sie die lat. Gestalt der beiden Verba im einzelnen nicht zu rechtfertigen wussten. Corssen Ausspr. II [2] 410 hielt Ebel entgegen, diese müssten bei dieser Herleitung ja *ā-veriō* und *ob-veriō* lauten, wie *ā-vocō* und *ob-veniō*. Der Einwand ist hinfällig. Die alten * *ap-veriō* * *op-veriō* wurden lautgesetzlich zu *aperiō operiō* (vgl. 1. Sg. *-bam* aus * *bhu̯-ā-m*, 1. Sg. *-bō* aus * *bhu̯-ō*, *du-bius* aus **-bhu̯-i̯i̯o-s*, *fit* aus * *bhu̯-ī-t(i)*), und bei diesen Formen bliebs, weil das Simplex **veriō* ausgestorben war und andere Komposita von **verio*, die ihr *v* lautgesetzlich fest hielten und das Gefühl für den Charakter jener beiden Formen als Zusammensetzungen hätten lebendig erhalten können, nicht vorhanden waren. Als isolierte Formen entgingen sie den analogischen Neuerungen, die sie unter andern Umständen aller Wahrscheinlichkeit nach betroffen hätten. Das lat. * *ver-iō* und das lit. *ver-iù* decken sich Laut für Laut. Zum Vokalismus der Wurzelsilbe vgl. ai. *hár-ya-ti* umbr. *heriest*, as. *williu* aksl. *velją*, gr. ἔρδω aus **u̯erĝ-i̯ō*, ahd. *wirk(i)u* u. a.

In beiden Sprachen wie auch im Indischen waren zuerst die das Bedecken, Zumachen bedeutenden Komposita vorhanden. Die Opposita *ap-eriō àt-veriu apa-var-* stellten sich dann ebenso ein, wie man z. B. im Deutschen neben *zu-decken* ein *auf-decken*, im Lat. neben *ob-tegere con-tegere* ein *dē-tegere* und ein *re-tegere*, neben *con-jungo* ein *dis-jungō* (entsprechend im Griech. neben συ-ζεύγνῡμι ein δια-ζεύγνῡμι), neben *compescō* (zu ai. *parc-* 'mengen, mischen, vereinigen') ein *dispesco*, im Ai. neben *vi-bhid-* 'diffindere, spalten' ein *sam-bhid-* 'zusammenbringen, verbinden', neben *vi-muc-* 'ablösen, losbinden' ein *prati-muc-* und ein *ā-muc-* 'anbinden, anziehen, anlegen' stellte (vgl. Delbrück Altind. Synt. S. 439, Verf. Gr. Gramm. [2] S. 216).

Der nächste Verwandte der lat. Verba auf italischem Boden war das umbrisch-oskische Wort für Thor, umbr. *verof-e* 'in portam' osk. veru 'portam'. Vgl. lit. *vaȓ-tai* Pl. 'Thor, Thür'.

5. Lat. *gāvīsu-s*.

Diese Partizipialform darf weder aus **gāvīssu-s* = **gāvid + to-* oder **gāvīdh + to-*, noch auch, wie CorssenAusspr. II² 547 will, aus **gāvīd + so-* (oder **gāvīdh + so-*) hergeleitet werden, weil dem Lateinischen solche Ersatzdehnung fremd war. Auch befriedigt die Annahme nicht, man habe von einer Basis **gāu̯-i-* aus (vgl. gr. γαίω 'freue mich' aus *γαϝ-ι̯ω, γαῦ-ρο-ϲ 'stolz') sowohl ein **gāu̯-i-dh-* (hierzu *gaudeō*) als auch ein **gāu̯-ī-dh-* (hierzu *gāvīsu-s*) gebildet. Der Römer wird vielmehr zu der Zeit, als **gāvideō* noch nicht durch Synkope zu *gaudeō* geworden war, das Verbum unwillkürlich mit *videō* in Zusammenhang gebracht und infolge dessen nach *vīsu-s* ein *gāvīsu-s* gemacht haben. Vgl. die zu κέλομαι κελεύω gehörigen κελευθ- κολουθ- (κέλευθοϲ ἀ-κόλουθοϲ), die im Anschluss an ελευθ- ἐλουθ- (ἐλεύϲομαι εἰλήλουθα) entstanden, ahd. *wīssago* 'Weissager, Wahrsager', das durch Anlehnung an *sago* 'Sprecher' *fora-sago* 'Prophet' aus dem zu ags. *wītiȝ* 'wissend, weise' *wītȝa* 'Prophet' gehörigen *wīȝago* umgestaltet war, u. dgl. m. (Fleckeisens Jahrbb. 1880 S. 228 ff.)

6. Ir. *faiscim*.

Ir. *faiscim* cymr. *gwasgu* 'drücke, dränge, presse' zu ai. *vāh-a-tē* 'drückt, drängt, presst' *pra-vāhikā* 'plötzlicher Drang zum Stuhlgang'. Wegfall des wurzelschliessenden Konsonanten vor dem Präsenssuffix *-sko-* wie in *com-mescatar* 'miscentur' von W. *mei̯k̂-* 'mischen' und in *nascim* 'binde' *nasc* 'Ring' von W. *nedh-* 'binden'.

7. Ahd. *scrintu*.

Ahd. *scrintu* 'berste, springe auf, bekomme Risse' *scrunta* 'Spalte, Ritz, Riss' nicht zu lit. *skrentù skrèsti* 'sich mit einer trocknen Kruste beziehen, krustenartig betrocknen', wie Kluge Et. Wtb.⁴ 316 will, sondern zu lit. *skérdžiu* 'berste, springe auf, bekomme Risse'; das lit. wie das hd. Verbum besonders oft vom Aufspringen der Haut. Vgl. ahd. *springu* : gr. ϲπέρχομαι; ahd. *ringu* ags. *wrinȝe* : lit. *veržiù*; mhd. *schrimpfe* : aisl. *skorpna*. Stamm *sqerdh-* wahrscheinlich als *sqer-dh-* zu lit. *skìr-ti* 'trennen, scheiden'.

8. Lit. *sprústu spráudžiu.*

Lit. *sprústu* 'dringe heraus aus einer Klemme, fahre heraus, entschlüpfe' (Praet. *sprúdau*), *spráudžiu* 'dränge etwas gewaltsam in einen engen Zwischenraum, klemme' (die ganze lit. Wortsippe s. bei Leskien Der Ablaut der Wurzelsilben im Lit. 47) schliessen sich als *d*-Erweiterung an lett. *sprau-ju-s sprau-tı-s* 'emporkommen, empordringen' (z. B. von der Saat) an. Vgl. ahd. *fliuzu* 'fliesse' lit. *plaudžiu* 'wasche, reinige' *pludžiu* 'schwatze' *plústu* 'gerate ins Schwimmen' (Praet. *plúdau*) zu ai. *pláv-a-tē* gr. πλέ(ϝ)-ω, ahd. *sciuzu* 'schiesse' lit. *szaudỹ-klė* 'Weberschiffchen' *száudau* 'schiesse mehrfach' *száudinu* 'lasse schiessen' lett. *schaudekli-s* 'Weberspule' *schaudr-s* 'hastig, hitzig' zu lit. *száu-ju* 'schiesse', got. *giuta* 'giesse' lat. *fundō fūdī* zu gr. χέ(ϝ)-ω χύ-τρᾱ u. dgl. mehr. Seine nächsten Verwandten ausserhalb des baltisch-slavischen Zweiges hat das lit. *sprau-d-* in mhd. *spriezen* ags. *sprūtan* 'keimen, sprossen' ahd. *spriuza* 'Stütze' (aus einem Schössling gemachter Stab) ags. *spreót* 'Schaft, Stange' ahd. *sprozzo* 'Sprosse' u. s. w., deren Grundbegriff der des Hervordringens aus der Erde war (von Pflanzen und vom Quellwasser, mhd. *wazzers spriez*) und für die Kluge (Et. Wtb.[4] s. v. *spriessen*) aussergermanische Anknüpfung vermisst.

9. Aksl. *sętъ.*

Miklosichs Herleitung der isoliert stehenden 3. Sg. *sętъ* 'inquit' aus W. *su̯en-* 'tönen, erklingen' (Lex. Pal. p. 975) ist lautlich und begrifflich anstössig, und er scheint sie jetzt selbst aufgegeben zu haben, s. Etym. Wörterb. d. slav. Spr. S. 291. Ich ziehe das Verbum zur W. *k̂ens-*, die im Ai. 'hersagen, aufsagen, loben, preisen', im Iranischen aber auch einfach 'sprechen, sagen', bedeutet, z. B. in der häufigen Formel der Dariusinschriften *þatiy darayavauš xšayaþiya* 'es spricht Darius der König'. Ai. 2. Pl. *śas-ta*, av. 2. Pl. *sąs-tā* (mit Nasal aus dem Singular) weisen auf ein Präs. **k̂éns-mi* Pl. **k̂n̥s-més*. Die 3. Sg. **k̂ens-t* wurde im Slav. lautgesetzlich zu **sę*. Hieraus *sę-tъ*, wie *pri-ję̨tъ* für *pri-ję* u. dgl. (s. Leskien Handb.[2] S. 125. 134. 147).

Leipzig, 2. Mai 1891. K. Brugmann.

Arica I.

1. Absol. Lok. mit Part. Praes. im Avesta.

Vgl. Delbrück Ai. Syntax S. 387. Bei Hübschmann Zur Kasuslehre S. 244 ff. und Spiegel Vergl. Grammatik S. 448 f. nicht berührt.

Die Gathas bieten kein Beispiel. Aus dem jüngeren Avesta führe ich an:

V. 8. 4: *jaþ ahmi nmānę jaþ māzdai̯asnōiš spā vā nā vā iriþi̯āþ vārenti vā snaē̆žinti vā barenti vā [temaŋhąm vā aiwi.gatō] ai̯ąn vā varetafšō varetō.vīrę ǵasenti kuþa tę verezi̯ąn aē̆tę jōi mazdai̯asna*, d. i. "wenn in dem Haus eines Mazdagläubigen ein Hund oder ein Mensch stirbt, wenn der Tag (= an einem Tag, da es) regnet oder schneit oder stürmt[1] [oder nachdem die Dunkelheit eingebrochen ist] oder wenn (sonst) ein Tag gekommen ist, da man Tiere und Leute nicht aus dem Hause lässt, was sollen dann die Mazdagläubigen machen?" Die in [ ] eingeschlossenen Worte, die den Satzzusammenhang unterbrechen, halte ich für eine klügelnde Zuthat späterer Überarbeiter. Dass *vārenti snaē̆žinti* und *barenti* nicht 3. Plur. sind, wie man angenommen hat — z. B. Hübschmann a. O. S. 249 N. —, sondern Lok. Sing., und dass sie mit dem Lok. *ai̯ąn* zusammengehören[2], zeigt deutlich Jt. 16. 10, wo der Gen. steht: *tąþri̯askiþ haka ḫšafnō vārenti̯å snaē̆žinti̯å sraskinti̯å fi̯aŋhu̯aitiå*[3]). Zur ganzen Stelle vgl. W. Geiger Ostir. Kultur S. 271; ferner Geldner Studien I S. 121.

---

1) Zu lat. *flāre* (J. Darmesteter Études irann. II S. 138 f.) und got. *blēsan* (Verf. Studien II S. 152 Note).

2) Auch aog. 53: *aparę ai̯ąn* 'am folgenden Tag'. Sonst ist *ai̯ąn* Akk. Plur.: *vīspāiš ai̯ąn ḫšafnaka* J. 56. 17 oder Gen. Sing.: *hamahę ai̯ąn hamai̯å vā ḫšapō* J. 57. 31, *aiṅhę ai̯ąn aiṅhå ḫšapō* Jt. 1. 18. Vgl. dazu J. Schmidt Pluralbildungen S. 100, Verf. Studien I S. 59 ff., 104. Brugmanns Bedenken Grundriss II S. 578 f. sind unbegründet; jungav. *-ąn* vertritt ar. *-ān*, *-ans* und *-āns*.

3) So die Neuausgabe nach zwei Handschriften. Besser wohl °*anti̯å* mit den übrigen. — An der ähnlichen Stelle Jt. 5. 120 haben beide Ausgaben den gemeinsamen Druckfehler *fri̯aŋhunt*°.

V. 5. 10: *frā hama saḱainti*[1]) *apa aiwi.gāmę kupa tę verezian aētę jōi mazdaiasna,* d. i. "wenn der Sommer vergeht (vergangen ist), dann im Winter, was sollen da die Mazdagläubigen machen?" Die Form *hama* ist neuerdings besprochen worden bei Verf. Ar. Forschungen II S. 111 und bei J. Schmidt Pluralbildungen S. 209 ff.[2]). An beiden Orten wurden sie falsch bestimmt. Ausser an der obigen Stelle finden wir sie noch:

J. 16. 10: *ap hama ap zaienę,* d. i. "im Sommer und im Winter";

V. 5. 42: *aiwi.gāmę āap hama,* d. i. "im Winter; aber im Sommer ..."

V. 15. 45. *aiwi.gāmę ipa hama,* d. i. "im Winter und im Sommer".

V. 16. 12: *jap vā hama . . jap vā aētę*[3]) *zaēna,* d. i. "wenn sie im Sommer, . . wenn sie im Winter sind". Zu *zaēna* s. unten.

Nir. fol. 75: *hama apa .. āap aiwi.gāmę,* d. i. "so im Winter wie im Sommer"; s. Haug im zendpehl.-gloss. S. 77.

Endlich: *hama* mit dem Gegensatz *aiwi.gāmę,* ebd. S. 38, 126; *hama* allein, ebd. S. 76.

Während ich früher *hama* an der erstangeführten Stelle als Nom. Plur. — statt *saḱainti* las ich mit Westergaard *saḱintę* —, an den übrigen als zeitlich gebrauchten Instr. Sing. fassen wollte, hat J. Schmidt es überall als den Nom.-Akk. Sing.-Plur. eines neutralen *r*-Stamms genommen, der in V. 5. 10 als Subjekt, sonst als temporaler Akkusativ fungieren würde[4]). Ich halte jetzt, wie gesagt, beide Erklärungen für verfehlt.

hama ist an allen Stellen, darin hat J. Schmidt recht, der gleiche Kasus. Und zwar ist es der selbe wie *aiwi.gāmę,* also ein Lok. Sing. Zu seiner Formation vergleiche Verf. Bezzenbergers Beiträge XV S. 29 ff. Gleicher Bildung ist auch *zaēna* 'im Winter' V. 16. 12 (s. oben), das sich zu ai.

1) So richtig Spiegel; s. unten.

2) Auf die schwache Stammform des Worts geht ausser av. *maidjōišemem* wohl afgh. *manai* und pamird. *mendž* (Tomaschek Sitzungsber. d. Ak. d. W. zu Wien XCVI S. 752) zurück; *m* ist *hm.*

3) sc. *jōi mazdaiasna.*

4) S. übrigens auch S. 321.

hēman verhält, wie *kšāma* zu *kšāman*; wegen des innern *n* s. ebenda S. 36 mit Note 2.

Der Akk.-Nom. Plur. eines arischen Neutralstamms **samar-*, den J. Schmidt in *hama* findet, würde meines Erachtens **hamare* oder **hamāre* zu lauten haben. Sein Versuch, die Formen *ai̯ārē* und *sahvārē* als verderbt zu erweisen — a. O. S. 316 ff.[1] —, hat meinen Beifall nicht, so wenig wie seine Erklärung der avestischen Akk.-Nom. Plur. auf *-a̧n*, die damit in innigstem Zusammenhang steht. Ich habe mich darüber bereits Studien I S. 69 ff. geäussert.

Der Einwand, den man allenfalls gegen meine Fassung von *hama* in V. 5. 10 erheben könnte, der nämlich, dass der Präsensstamm *sak̇a-* sonst nur medial flektiert wird, ist hinfällig, wie ein Blick auf die handschriftliche Überlieferung der Stellen darthun kann.

2. Ai. *āptyás* > av. *āþwi̯ō*.

Av. *āþwi̯ō* kommt nur einmal vor, J. 9. 7, als Name des Vaters des Helden *þraętaono*, der desshalb *aþwiano* oder *viso puþrō āþwi̯ānōiš* genannt wird. Dem Thraitauna[2]) Athwja des Avesta entspricht der Trita Aptya des Veda. Die Zusammenstellung *āptyás* > *āþwi̯ō* ist schon uralt. Ar. Forschungen I S. 8 f. Note habe ich die arische Gestalt des Wortes zu ermitteln gesucht. Dabei bin ich zu dem Ergebnis gelangt, sie sei **ātpi̯ás* gewesen — genauer **ātpi̯as* und **ātpii̯as*, die nebeneinander üblich waren —; **ātpi̯as* sei geradeswegs zu av. *āþwi̯ō* geworden, während das ai. *āptyás* (zwei- und drei-

1) *rāzārē* bei Verf. Ar. Forschungen II S. 150 ist blosser Druckfehler statt °*arē*, wie ich mit Rücksicht auf das bei J. Schmidt a. O. S. 320 gesagte bemerken will. Es kam mir dort nur auf den Wechsel zwischen dem *r*- und *n*-Suffix an; s. jetzt Bezzenbergers Beiträge XV S. 40 f.

2) Der Name *þraętaonō* wird doch von einem Nomen *þraętau̯an-* herkommen. Dies muss ursprünglich so flektirt worden sein: **þraętau̯a*, °*tau̯anem*, °*taona*, °*taonę* etc. Das *ao* drang zuerst in den Akkusativ, dann aber wurde zu °*taonem* ein neuer Nominativ nach der *a*-Deklination gebildet. Die gleiche Umgestaltung hat die Flexion von *āri̯ārāman-* im Altpersischen erfahren, vgl. *arijārāmna* Nom. Sing., *arijārāmnahjā* Gen.

silbig) seine Entstehung einer volksetymologischen Anlehnung an *āp-* 'Wasser' verdanke[1]).

Gegen diese Aufstellung wendet sich Pischel Ved. Studien I S. 186: "Trita . . hat das Beiwort *āptyá-*, was nicht bloss volksetymologisch an *ap-* angelehnt worden ist . . ., sondern einen sehr reellen Hintergrund hat und wirklich von *ap-* 'Wasser' stammt, da Trita von Anfang an ein Gott des Meeres und der Gewässer war". Ich kann mir nicht denken, dass mit diesen Worten überhaupt der Zusammenhang zwischen *tritó aptyás* und *þraetaono aþwio* geläugnet werden soll. Ist das aber nicht der Fall, so kann ich nicht umhin, gegen jene Bemerkung ein paar Einwendungen zu erheben. Ich will sie in Fragen kleiden.

1) Ist Pischel der Meinung, dass bei Wörtern, da das Indische und Iranische lautlich auseinander gehen, im Indischen eo ipso die ältere Form bewahrt sei?, dass also die lautgesetzlichen Änderungen im Iranischen weniger streng sich vollziehen als im Indischen?

2) Pischel sagt, Trita sei von Anfang an ein Gott der Gewässer gewesen. Was heisst "von Anfang an"? Doch höchstens nur von Anfang der indischen Zeit an. Dass der iranische Thraitauna ein Gott des Meeres und der Gewässer gewesen, wird man aus den Geschichten, die von ihm erzählt werden, mit dem besten Willen nicht herauslesen können.

3) Zweifellos ist nun aber Trita-Thraitauna eine arische Figur. Hält sich Pischel für berechtigt, die Züge, die wir vom Indischen Trita kennen, ohne weiteres auf jene arische Mythenfigur zu übertragen? Das dürfte mit seinen methodologischen Auseinandersetzungen in der Einleitung zu den ve-

---

1) Zu Spiegels Bemerkung, Arische Periode S. 270 N. s. Verf. Zeitschrift d. deutsch. mgl. Ges. XLII S. 159, Brugmann Grundriss I S. 267. Im Neupersischen wiederholt sich die oben angenommene volksetymologische Wandlung des Worts. Neben *ātbīn* treffen wir *ābtīn*, das gewiss an *āb* 'Wasser' angeschlossen ist. Spiegel freilich meint a. O., *ābtīn* zeige die mittleren Konsonanten in der 'richtigen' Reihenfolge. Aber arisches *pt* wird im Neupersischen doch durch *ft* vertreten, nicht durch *bt!* Die Gruppe *bt* kann gar nicht alt sein. Das Pehlevi hat, nach der gewöhnlichen Umschreibung, *āspījān* (z. B. Bund. 32. 4, 7, 8). Weiteres bei Justi Handbuch S. 50.

dischen Studien I — s. besonders S. XXIX — schlecht in Einklang zu bringen sein[1]).

4) Ob die durch Trita und Thraitauna vertretene arische Gottheit mit dem Meer und dem Gewässer in näherer Beziehung stand, wissen wir nicht. Dafür lässt sich eben nur das Indische anführen. Ist es nun Pischel etwa unbekannt, dass die volksetymologische Umgestaltung eines Worts, insbesondere eines mythologischen, völlig neue Anschauungen hervorrufen kann? Was hat unser Wort *Sündflut*, die "um der Sünden der Menschen willen veranstaltete Überschwemmung" — "die berühmte und unantastbare Umdeutung", wie Andresen es nennt — "von Anfang an" mit der 'Sünde' zu schaffen? Gilt es Pischel für ganz ausgeschlossen, dass der vedische *Tritō āptyas* erst dann zu einem Gott des Meeres und der Gewässer geworden ist, als sein Beiwort *āptyas* aus **ātpyas* hervorgegangen war?

Sollte Pischel in der Lage sein, den hier vorgetragenen Bedenken wirksam zu begegnen, so werde ich gerne bereit sein, die Thorheit meiner Aufstellung über *aptyás* > *aþwịō* einzugestehen. Andernfalls freilich müsste ich behaupten, dass Pischel sie mit ganz nichtigen Gründen bestritten hat, und ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, die Erwägungen, die dazu führten, zu prüfen und zu würdigen.

3. Ai. *āśásā* > *āśíṣā* > *āśíṣ* etc.

Vgl. dazu Lanman, Journ. of the Am. Or. Soc. X S. 492 ff.

---

1) Freilich verstösst Pischel auch sonst dagegen. Auf S. XVIII wird geschrieben: "So hat Bartholomae (BB. XV S. 2 f.), ohne eine Ahnung der dabei in betracht kommenden indischen Vorstellungen zu haben, lediglich durch Herbeiziehung von av. *gahika* die richtige Deutung des vedischen *hasrā́* gegeben". Ist das, frage ich, methodisch, arische Wörter aus indischen Vorstellungen heraus zu erklären?

[Und worin bestehen nun "die in betracht kommenden indischen Vorstellungen", deren blosse Ahnung mir sogar versagt ist? Das wird uns auf S. 196 mitgeteilt: "Das Lächeln des Mädchens ist die Zustimmung zu den Wünschen des Mannes und *hasrā́* 'die Lächelnde' ist der vedische Ausdruck für Buhlerin, Hetäre". Es kommt mir so vor, als ob dergleichen glückverheissendes Zulächeln ausserhalb Indiens, sagen wir einmal bei uns in Deutschland, auch gelegentlich beobachtet werden könnte.]

Zur ganzen Frage s. auch noch Verf. Bezzenbergers Beiträge XVII S. 339.

492 ff. Das *i* in *aśíṣa* ist zweifellos das nämliche, wie das in *śiṣmás* und *áśiṣat* etc.[1]), d. i. idg. *ə*. Die alte Flexion des Worts lässt sich noch mit hinreichender Sicherheit herstellen.

Der alte Nom. Sing. war **āśā́s*. Er ist nicht bezeugt, aber sicher vorauszusetzen für den Akk. *āśā́m* AV. 6. 119. 3, der dazu gebildet ist wie z. B. *mēdhā́m* zu *mēdhā́s*. *āśā́m* selber rief dann wieder neue Kasusformen nach der femininen *ā*-Deklination hervor: *aśā́s* N. Pl., *aśā́bhyas* etc.; vgl. *medhā́* N. Sg., *mēdhā́yā* Instr. u. s. w.

Der Akk. Sing., Nom. (Dual. und) Plur. hatten ebenfalls die Stammform mit *ās*, lauteten also **āśā́sam*, **āśā́sas*. Bezeugt ist der Nom. Plur. *súsaśāsas* AV. 18. 3. 16[2]).

Die Verbindung des Nom. Sing. **āśā́s* mit solchen Nominativen wie *acētā́s*, *arēpā́s* u. s. w. erzeugte nach dem Muster *acētā́sam*, *arēpā́sas* die neuen Formen *āśā́sas* Nom. Plur., und im weitern Anschluss daran *āśā́sā* Instr. Sing., *āśā́sas* Akk. Plur.

Die übrigen Kasus, die ursprünglich den Akzent auf der Flexionssilbe trugen, bildeten sich aus der 'schwachen' Stammform mit *iṣ*; der Akzent ist durchweg auf das *i* getreten: *āśíṣā* Instr., *āśíṣi*, *praśíṣi* Lok., *āśíṣas*, *praśíṣas* Akk. Plur.

Das *íṣ* wurde nun aber auch auf die 'starken' Kasus übertragen. Wir finden so die Akk. Sing. *aśíṣam*, *praśíṣam*, die Nom. Plur. *āśíṣas*, *praśíṣas*. Und endlich dringt das *i* auch in den Nom. Sing. ein: *āśī́ṣ*. Das lange *ī* darin verdankt seine Entstehung der Analogie der *as*-Stämme — vgl. z. B. *acētā́s* > *acētā́sē* — u. a., oder auch einem Kompromiss, etwa wie das *ī*, *ū* in *mantrī́*[3]), *gī́r*, *pū́r* u. s. w.; s. Verf. Bezzenbergers Beiträge XVII S. 114 mit Note 2, Studien I S. 21 f. Note[4]). Die Erklärung, die de Saussure Mémoire S. 250,

1) Av. *sīšā* etc. mit falschem *ī* statt *i*.

2) Gehört dazu av. *frasābīō* J. 29. 5? S. Verf. Ar. Forsch. III S. 40 ff.

3) Wegen der vedisch-avestischen Differenz *mantrī́* > *maþrā*, *mantríṇē* > *maþrānē* sei auf aind. *sōmā́nam* RV. 1. 18. 1 verwiesen, das die Bedeutung von *sōminem* hat, und auf *nikā́mabhiṣ* 10. 92. 9 neben *kāmī́ kāmínas*. Die herkömmliche Fassung der Wörter ist freilich eine andere.

4) Dass der Wechsel *ū* > *u*, wie er z. B. bei gr. μῦς > μυός vorliegt, schon ursprachlich ist, gestehe ich J. Schmidt Pluralbil-

264 und Brugmann Grundriss II S. 534 für *gír, púr* u. s. w. vorschlagen, halte ich trotz des Hinweises auf *kṣā́s, gōṣā́s* etc. für nicht zutreffend. In Übereinstimmung mit J. Schmidt erachte ich das Verhältnis von (z. B.) ai. *kṣā́s* > av. *zā̊* zum Lok. Sing. *kṣámi* > av. *zemi* (J. 10. 17)[1]) dem für völlig genau entsprechend, welches zwischen gr. βῶς = lat. *bōs* und ai. *gávi*, zwischen gr. Ζῆς > lat. *diēs* und ai. *dyávi*[2]) besteht. Das zugehörige griech. χθών ist zunächst für *χθωμ, dann aber weiter für *χθως eingetreten; die Reihenfolge in der Formenentwicklung war: *χθως > *χθομι; *χθωμ > *χθομι; χθών > *χθομι, χθών > χθονί. Pischels Bemerkung zum aind. Nom. Sing. *pū́r*: 'formell = πῦρ' (ved. Studien I S. 185) ist mindestens recht unklar.

Gegen die de Saussure-Brugmannsche Zurechtlegung der Flexion von Wurzelstämmen auf *r* lässt sich auch das avestische *pārendi*[3]) geltend machen. Das Wort ist zweifellos mit dem aind. *púraṃdhiṣ* aufs engste verwandt. Wir haben darin ein Kompositum mit einem Akk. Sing. als erstem Kompositionsglied. Av. **pārem* geht auf ar. **pāram*, aind. **puram* auf **pr̥ram*. In der arischen Flexion des Worts muss also *ār* mit *r̥r* gewechselt haben, und es ist an sich klar, in welchen Kasus das eine, in welchen das andre altheimisch war. Das gemeinsame arische Wort ist mit **parandhis* anzusetzen; **paran* aus **pāram* ist der Akk. Sing. eines mit aind. *purúṣ*, gr. πολύς u. s. w. zusammengehörigen Wurzelnomens. Im Avestischen wurde das Wort in die Flexion der *ī*-Stämme überführt, sonst aber nicht verändert. Im Altindischen dagegen wurde **pāran* durch den neu aufgekommenen Akkusativ **puram* ersetzt, dessen *ur* von den obliquen Kasus mit vokalisch anlautendem Suffix bezogen ist. Das genannte Wurzelnomen muss also in frühindischer Zeit noch viel gebraucht und die Herkunft von

dungen S. 209 ohne weiteres zu, behaupte aber, dass er sich in der Ursprache in gleicher Weise ergeben hat, wie in den obigen Beispielen innerhalb des Indischen.

1) Zweisilbig. Zum Verhältnis von *kṣ* > *z* vgl. Verf. Bezzenbergers Beiträge XV S. 25, XVII S. 344. Das ai. *g* in *gmás* neben *jmás* ist allenfalls nach Verf. Studien II S. 42 f. zu beurteilen.

2) Mit dem gr. Ζεύς = ai. *dyā́uṣ* deckt sich formell εἷς = kret. ἕνς aus **sēms*.

3) So — mit *ā* — in der Neuausgabe überall ausser J. 38. 2, 13. 1, Vsp. 7. 2; vgl. jedoch die Varianten.

**pārandhiṣ* dem Sprechenden noch deutlich gewesen sein[1]; sonst wäre eben jene Veränderung nicht möglich gewesen. Zur Bedeutung der Wörter s. Hillebrandt Wiener Zeitschrift III S. 188 ff., 259 ff., Pischel a. O. S. 202 ff.

4. Av. *jūšm°* > *ḫšm°*, Pron. 2. Person.

Fr. Müller, Wiener Zeitschrift IV S. 309 glaubt die Entstehung der zweiten Form aus der ersten durch den Ansatz folgender Entwicklungsreihe darthun zu können: '*jushmāka* = *ǵushmaka* = *ǵe̥shmāka* = *χshmāka*'. Ich vermisse dabei folgendes: 1) einen zweiten Beleg für den Wandel von *j* in *ǵ*; 2) einen zweiten Beleg für die Reduktion von *u* in *e̥* (Schwa); 3) einen zweiten Beleg für den Ausfall eines derart reduzierten Vokals[2]) und für die im Zusammenhang damit stehende Umsetzung eines *ǵ* in *χ*. Bis diese Belege erbracht sind, halte ich jenen Ansatz für verfehlt.

Das bei Verf. Ar. Forschungen III S. 20 aufgestellte Gesetz — absolut anlautendem ar. *š*[3]) vor Konsonanz wird im Iranischen eine gutturale Spirans vorgeschlagen — bleibt trotz Fr. Müller bestehen. Wegen seiner Bedenken hinsichtlich des avest. *ḫšu̯aš* sei auf Verf. Beiträge S. 156 verwiesen; Ficks seltsame Etymologie 'z. *khvas*[4]) = *ksveks* = (*pen*)*k'e-se-veks* (?)' — das soll heissen 'fünf um eins wachsend' —, Wörterbuch I[4] S. 151 wird wohl schwerlich viel Gläubige finden.

Zu den bei Verf. a. O. S. 19 f. und Studien II S. 57 gegebenen Beispielen kommen noch hinzu:

av. *ziḫšnåŋhemnō* Jt. 13. 49, 73 > ai. *jíjñāsamānas*.

1) Historisch beglaubigt ist nur *pūrbhiṣ* RV. 5. 66. 4.

2) Wegen *fraḫštata*, angeblich = *frahištata* s. unten S. 186.

3) Absolut anlautend ist ein Laut dann, wenn er nach irgend welcher Pause steht. Der Satzinlaut, innerhalb dessen Satzsandhi stattfindet, reicht von Pause zu Pause.

4) Lies *khṣvas*. Die Zahl der Druckfehler ist ganz ausserordentlich gross. Allein in den arischen Wörtern, die ich mir genauer angesehen, habe ich einige hundert gefunden. Die Bemerkungen auf S. VII unten müssen übrigens sehr, sehr viel entschuldigen. Stützt sich doch Fick z. B. für das Altpersische noch auf die erste Auflage der Spiegelschen Keilinschriften. Da treffen wir noch *aïsa* 'ging' mit den wundersamen Trennungspunkten (S. 158), ferner *kamana* 'treu' (S. 183), *nāviyā* 'die Schiffe', Akk. Plur. (S. 276) u. a. m. Dem arischen Teil des Buchs gegenüber ist Vorsicht bei der Benutzung aufs dringendste zu empfehlen.

Lautgesetzlich richtig wäre *zišn°*, wie auch verschiedene Handschriften bieten; s. noch J. 57. 6 (4) u. s. *ḫšn°* ist die Form des absoluten Anlauts, cf. ap. *ḫšnāsātij* > lat. *gnōscō*[1]).

Av. *aḫštaþ*, *fraḫštāitę* u. s. w. Der Ansatz einer besondern 'Wurzel' dafür — s. Geldner Studien I S. 157 ff., Verf. Beiträge S. 52 — ist unnötig. Ich kehre zu dem zurück, was ich schon Handbuch S. 158. 23 lehrte. Ar. *štā-* ist wie ai. *ṣṭhīv-* u. s. w. zu beurteilen, s. Verf. Studien II S. 42. Es verdient beachtet zu werden, dass *ḫšt°* nur im Inlaut und nur nach *a, ā* auftritt; Geldners **niḫštata* Jt. 10. 127 hat die Neuausgabe beseitigt. Die alte Erklärung von *fraḫštata* aus **frahištata*, die auch bei Fick a. O. S. 335 wiederkehrt, ist ganz unhaltbar.

Ich sehe jetzt die avestischen Pronominalformen mit *ḫšm°* für iranische Analogiebildungen an, und finde in ihnen erst recht eine Bestätigung des von mir aufgestellten Lautgesetzes über das nachgeborene *ḫ*. Der Veda hat bei der 2. Person folgende Dualformen: *yuvám* Nom., *yuvā́m* Akk., *yuvā́bhyām*, *yuvā́bhyām* Instr., *yuvā́d* Abl., *yuvṓṣ*, *yuvā́yōṣ* Gen., endlich das tonlose *vām*, Akk.-Gen.-Dat.; das Avesta fügt dazu noch den Genetiv *ịuākem*. Die andern Formen sind im Iranischen nicht nachweisbar, lassen sich aber nach dem Indischen unschwer herstellen. Der Nom. wäre **ịuụam*, der Akk. **ịuụām*, dagegen in unbetonter Form **ụām*. Die betonten Dualformen unterschieden sich somit von den unbetonten durch das Mehr des anlautenden *ịu*. Dieses Verhältnis wurde vom Dual. auf den Plural übertragen. Neben die betonten Kasus mit *ịušma-*[2]) traten tonlose mit **šma-*, das sich noch im Uriranischen im absoluten Anlaut in **ḫšma-* umsetzte. In den absoluten Anlaut konnte **šma°* bei der Proklise geraten. Es ist aber auch möglich, dass die zunächst tonlosen Formen mit **šma°* so frühzeitig schon auch betont gebraucht wurden, dass sie noch unter jenes Gesetz fielen; s. dazu Brugmann Grundriss II S. 831 zu gr. νώ. Im Avesta sind die Formen mit *jūšm°* und mit *ḫšm°* völlig gleichwertig. Die

1) Lautgesetzlich korrekt ist *uḫdašna* 'der die Sprüche kennt' (im Zendpehl.-Glossar) gegenüber *frāḫšnenem* u. s. w.

2) Das *ū* in av. *jūšma°* beweist nicht viel; es kann gar wohl für *u* geschrieben sein. Andernfalls mag es aus dem Nominativ stammen, wie J. Schmidt Pluralbildungen S. 219 will.

mit *šm°* sind verschollen; über einen ähnlichen Fall s. Brugmann a. O. S. 803. Es scheint aber, als ob im Pehl., Neupers. *šuma* das altiranische **šmakam* sich erhalten habe; wenigstens sollte man für **ḫšmākam* nach *ḫušnud* > av. *ḫšnuto* vielmehr **ḫušmā* erwarten[1]. Dem entsprechend wird man das neup. *šināḫtan* an av. *šna* in *uḫđašna* (S. 186 N.) anzuschliessen haben. Der Wandel von altir. *ḫš* zu neup. *š* ist nur für die Stellung vor Vokalen sicher nachweisbar; s. die Beispiele bei J. Darmesteter Études iran. I S. 84 ff., der aber arisch *kš* und *ḫš* (Verf. Studien I S. 56, II S. 19) nicht auseinander zu halten weiss.

[Neup. *šaš* 'sechs' gegenüber av. *ḫšuaš* beweist nichts; im Arischen standen **šaš* und *šuaš* nebeneinander (Verf. Beiträge S. 155 f., Brugmann a. O. S. 477), und das gleiche wird auch im Uriranischen noch der Fall gewesen sein. Auffällig freilich sind neup. *baḫšīdan* und *tuḫša*, für deren *ḫš* man *š* erwarten sollte. Stammt *ḫš* aus Wörtern, darin ein Konsonant folgte? Oder haben wirs mit Dialektmischung zu thun, die ja im Iranischen so überaus häufig vorkommt? Das *ḫ* von altiran. *ḫš* hat sich erhalten z. B. im Ossetischen, s. Hübschmann Oss. Sprache S. 26, 99, 101[2]); ferner im jidghah, vgl. *ḫšárah, ḫširah, aḫšīn, aḫšáh* bei Tomaschek Bezzenbergers Beiträge VII S. 195, 202, 204, 206. Dialektmischungen jeder Art haben im Iranischen seit ältester Zeit in grossem Umfang stattgefunden; vgl. dazu Verf. Zeitschr. d. dtsch. mgl. Ges. XLIV S. 551. Aus dem Altpersischen sei hier beispielsweise auf die Differenz aufmerksam gemacht, welche zwischen *uvā°* = ai. *svā°*, av. *ƕā°* und *°farnā (°farā)* = av. *°ƕarenā* in *vīdaf°* besteht; vgl. J. Darmesteter a. O. I S. 95, Stein Zoroastrian deities S. 5. Nur in den Gathas des Avesta ist

1) S. ferner unten zum oss. *smaḫ*.

2) Das oss. *smaḫ* 'ihr' wird also wie das neup. *šumā* altir. **šmakām* wiedergegeben. Wegen des auslautenden *ḫ* s. oss. *maḫ* 'wir' und ap. *amāḫam*, wozu Verf. Ar. Forschungen I S. 79 Note.

Ebenso hat sich im Ossetischen die Spirans *f* des altiran. *fš* gehalten, das sonst ebenfalls zu *š* geworden ist; vgl. oss. *äfsärm* > av. *fšarema-*, np. *šarm*; s. dazu np. *šabān* = altir. **fšupāna-*, Hübschmann Zeitschr. d. dtsch.-mgl. Ges. XLIV S. 560. Unklar ist mir das Verhältnis von np. *pistān* zu av. *fštāna-*. In Übereinstimmung mit *ḫušnūd* (oben), wäre **fištān* zu erwarten.

uns ein, soweit dies möglich, reiner iranischer Dialekt erhalten.]

5. Ai. *kanyà* etc. und av. *kaine* etc. 'Mädchen'.

Im Rg- und Atharvaveda treffen wir folgende Formen:

Sing. Nom. *kanyà*.
Gen. *kanáyās*.
Lok. *kanyàyām*.
Plur. Nom. *kanyàs*.
Gen. *kanyànām, kanī́nām*.
Lok. *kanyàsu*.

Dazu fügt das Avesta noch:

Sing. Nom. *kaine, kaini*.
Akk. *kaniąm, kainīnem* (V. 15. 9).
Gen. *kaniā̊, kainīnō, kaininō*.
Plur. Nom. *kainīnō, kaininō, kainina*.
Akk. *kainiō*.
Dat. *kainibiō*.

Das Petersburger Wörterbuch nimmt zur Erklärung der indischen Formen zwei Stämme an: *kaná-* und *kanyà-*; für die avestischen setzt Justi ebenfalls zwei an: *kaniā-* und *kainin-*. Aber die Rechnung geht leider nicht glatt auf, weder hier noch dort. Von den indischen Kasus bleibt der Gen. Plur. unerklärt. Denn was Lanman Journal of the Am. Or. Soc. X S. 364, dazu bemerkt: "The gen. pl. of *kaníā*, *kaníānām*, always appears in a contracted form, *kanī́nām* (five times)" ist doch nur eine Anerkennung der Schwierigkeit, keine Erklärung derselben. Auch hätte man sich noch mit dem Vers RV. 9. 56. 3 b abzufinden: *jārám ná kanyànūṣata*; nach dem Metrum enthält er einen Fehler, welcher nur in *kanyà* (d. i. **kaniyā*) stecken kann[1]).

Und von den avestischen Formen bleibt zum mindesten der Akk. Plur. *kainiō* (jt. 17. 59) dunkel. Dies so wie das eben erwähnte ai. *kanī́nām* scheinen auf einen Stamm *kanī-* hinzuweisen, wozu sich auch av. *kaini* und *kainibiō* ziehen lassen. *kaniā̊* kann eben dazu oder auch zu *kaniā-* gezogen werden; vgl. *vairiā̊ stōiš* J. 43. 13 und unten.

1) Wenigstens ist sonst das *y* im RV. überall silbebildend. Anders freilich im AV.

Somit wäre zur Entwicklung der arischen Kasusformen des éinen Worts der Ansatz von vier verschiedenen Stämmen nötig: *kanā́-*, *kaníi̯ā-*, *kanī́* und *kanín-*. Das sind drei mehr als man zu einer wirklichen Erklärung brauchen darf. S. Verf. Bezzenbergers Beiträge XV S. 14, 30 f.

Einen andern Weg hat neuerdings Zubaty eingeschlagen, Kuhns Zeitschrift XXXI S. 51 f. Er will alle Formen auf einen idg. *i̯ă̄ⁱn*-Stamm zurückführen. S. auch Brugmann Grundriss II S. 529, 723. Nun ist es ja freilich verlockend, den Nom. Sing. ai. *kanyà* mit griech. Nom. wie Κρονίων (Brugmann ebd. S. 337) zu vergleichen und wegen der Flexion Nom. *kanyà* > Akk. (av.) *kaininem* auf lat. *carō* > *carnem*, lat. *legiō* > osk. *leginum* zu verweisen. Allein die Rechnung stimmt leider wiederum nicht. Der Gen. Sing. ai. *kanā́yās* lässt sich, so weit ich sehen kann, mit der Annahme eines *n*-Stamms durchaus nicht vereinigen[1]. Freilich verweist Zubaty noch auf die Ableitungen *kanyánā*, *kanīnakā́* und *kanīnas*, die den selben *n*-Stamm enthalten sollen. Es war aber doch auch das mit *kanyánā* gleichbedeutende *kanyálā* zu erwähnen, und dies aus einem *n*-Stamm herzuleiten sehe ich keine Möglichkeit.

Mir scheint, dass man von einem femininen Stamm auf *ā̆́ⁱi̯-* auszugehen hat, wie solche in den griechischen Formen wie Λητώ, Λητῴ, Λητοῦς enthalten sind. Vgl. dazu J. Schmidt Kuhns Zeitschrift XXVII S. 374 ff.

Der arische Nom. Sing. zu **kanā̆i̯-* ist mit **kanā́* anzusetzen, und so ist aller Wahrscheinlichkeit nach RV. 9. 56. 3 statt des überlieferten *kanyà* herzustellen. Für die Existenz eines aind. **kanā́* spricht auch der Gen. Sing. *kanā́yās*, der dem Nominativ nach dem Muster der *ā*-Stämme angeschlossen wurde. Der avestische Nom. Sing. *kaine* ist nicht sicher bestimmbar. Er kann dem aind. *kanyà* entsprechen, wie ich Handbuch § 241 annahm, kann aber auch wie z. B. *kainike*, *nāirike* (J. 23. 3) u. s. w. gebildet sein[2]; dann würde sich

1) Es soll übrigens nicht verschwiegen werden, dass *kanā́yās* zwar 4 mal bezeugt ist, dass aber alle Stellen einer Hymne angehören: RV. 10. 61.

2) Das Vorhandensein solcher Formen im Gathadialekt wird von J. Schmidt Kuhns Zeitschrift XXVII S. 388 zu Unrecht bestritten. S. noch Geldner ebd. XXX S. 533 zu *þwōi* in J. 48. 8 —

kaine̦ zu ai. **kanā́* stellen etwa wie *perene̦* (V. 2. 8 ff.) zu *pūrṇā́*.

Der Akk. Sing. lautete in alter Zeit wohl **kanai̯am* (vgl. av. *kau̯aēm*, Verf. a. O. §. 226); entsprechend gr. Λητώ, statt °τῶ aus °τόα, von wo aus das o in den Dativ °τόι, Gen. °τόος übertragen wurde; s. das folgende.

Die obliquen Kasus hatten ursprünglich die schwache Stammform neben *kanai̯-* und *kanāi̯-*, d. i. *kanī*, *kanii̯-*. Aus ihr leiten sich her: av. *kainiō̯* und *kainibiō̯* (mit *i* statt *ī*). Ar. **kanii̯as*, **kanībhi̯as* mit **nadii̯as*, **nadībhi̯as* (ai. *nadyàs*, *nadíbhyas*), **daiu̯ii̯as*, **daiu̯ibhi̯as* (av. *dae̦u̯iō*, ai. *devíbhyas*) in Beziehung gesetzt, riefen den neuen Nom. Sing. **kanī* = av. *kaini* und den Gen. Plur. **kanīnām* = ai. *kanīnā́m* hervor. Allenfalls beruht auch av. *kainibio̯* bereits auf Neubildung[1]. Nach dem selben Paradigma ist ferner av. *kani̯å* gebildet, Gen. Sing. = ar. **kani̯ās* oder *kanii̯ās*. Den gleichen Ausgang hatten aber vordem die *a*-Stämme; vgl. ai. *gnā́s* (in *gnā́spátiṣ*), av. *dae̦nå* J. 34. 13, *vairi̯å* J. 43. 13, *ƙiþå* V. 5. 26. Auf diese Weise konnte ein neuer Nom. Sing. entstehen **kanii̯ā* = ai. *kanyà*, dessen Bildung das Nebeneinander von **kanī́* und **kanā́* noch besonders gefördert haben mag. Aber auch noch ein andrer Weg kann zur *i̯ā*-Deklination geführt haben. Im Gen. Sing. stand **kanāi̯ās* (= ai. *kanā́yās*) neben *kaniiās* (= av. *kani̯å*); das kann gar wohl der Anlass zu der Mischbildung **kanii̯ai̯as* (= ai. *kanyàyās*) gewesen sein[2]. Danach erklären sich von den indischen Formen *kanyà*, *kanyàyam*, *kanyàs*, *kanyànām*, *kanyàsu*; von den avestischen *kani̯ąm* und allenfalls *kaine̦*. Die Betonung der indischen Kasus auf dem *i* (*kaníya*) wird davon herrühren, dass früher z. B. neben dem Nom. Sing. **kanā́* der Akk. Plur. **kaníyas* (av. *kainiō̯*) stand, die sich

[in der Übersetzung des Verses S. 526 ist das Wort vergessen] — und zu *berez̦dē̦* in J. 48. 6 ebd. S. 525, 531.

1) Av. *kainika* wird zu *kaini* nach dem Vorbild *nāirika* > *nāiri* geschaffen sein.

2) Auf der andern Seite dürfte der Wechsel von **kani̯ās* (oder **kanii̯ās*) mit **kanāi̯ās* die Genetive av. *hae̦ni̯å* (J. 9. 18) neben *hae̦nai̯å*, ai. *sḗnāyās*; *haoi̯å* J. 11. 1 neben *hau̯ai̯å* u. s. w. ins Leben gerufen haben. Danach auch *gaē̦þi̯āi* J. 9. 3 ff., Dat. Sing. neben *gaē̦þai̯āi* u. ähnl.

ihrer Bildung und Akzentuirung nach ganz mit *ukṣá* > *u-kṣáṇas* (mit *an* aus *n̥n*) vergleichen lassen. Der dem *n* zunächst folgende Sonant hat überall den Ton.

Schwierigkeit bereiten der Erklärung ohne Frage die avestischen Kasus mit *in*, *īn*. Aber sie wird auch durch Zubatys Fassung — vom Gen. Sing. *kanáyas* ganz abgesehen — nicht beseitigt, da für die angenommene Flexion **kanii̯a(n)* > **kaninas* (Gen.) ein Analogon auf dem gesamten arischen Gebiet nicht aufzutreiben ist. Dagegen finde ich für meine Deutung eine Stütze in av. *keu̯īnō* J. 51. 12. *keu̯īnō* (Gen. Sing.) verhält sich zu *kau̯ā* (Nom. Sing.; zum Thema s. S. 190) wie *kainīnō* zu ai. *kanā́*.

Die Gathastelle ist zuletzt von Geldner Kuhns Zeitschrift XXX S. 524 behandelt worden. Er übersetzt die Worte *vaē̯-pi̯ō keu̯īnō* mit 'Vaipja, der Kavianhänger'[1]; s. auch Verf. Bezzenbergers Beiträge XIII S. 83 Note. Es ist aber nicht

1) Ebd. wird *peretō zimō* übersetzt mit 'im härtesten Winter', indem *peretō* als Lok. Sing. zu **peretiš* > ai. *pūrtiṣ* genommen wird. Aber die Lok. Sing. der *ai̯*-Stämme gehen im Gathadialekt sonst ausschliesslich auf *-ā* aus; auch im jüngern Avesta ist *-ō* (= av. *-au*) bei den *ai̯*-Stämmen ganz selten; s. Verf. Bezzenbergers Beiträge IX S. 308 f. Vielleicht ist *peretō zimō* 'an der Brücke des Winters' doch eine Ortsbezeichnung; s. ebd. XIII S. 83. Ein zweiter gathischer *au*-Lokativ der *u*-Deklination ist *aštō* J. 51. 12; s. Verf. ebd. XV S. 12 gegen Geldner a. O. Entsprechende indische Bildungen sind *sā́nō* — das man freilich durchaus nicht gelten lassen will — und *vástō*; s. Kaegi Festgruss S. 481, Verf. a. O. S. 185 f., 205 ff. Das jüngere Avesta stellt dazu: *aŋhō* J. 71. 16, *aŋhau̯a* Jt. 6. 3, V. 9. 1, *gātau̯a* J. 65. 9, *daiŋ́hau̯a* J. 9. 24, Vsp. 12. 5, *zantau̯a* Vsp. 12. 5 — mit postponirtem *a*; s. Jackson Am. Or. Society's Proceedings 1889 S. CXXV, Caland Kuhns Zeitschrift XXXI S. 263 —; die Keilinschriften *margauv*, *babirauv* und — mit der Postposition — *ufrātauvā*, *dahjauvā*, *gāþavā*; s. Verf. Bezzenbergers Beiträge XIII S. 69. Die gewöhnlichen jungavestischen Formen auf *-u̯ō* : *zantu̯ō*, *daiŋ́hu̯ō*, *hindu̯ō*, *aŋhu̯ō* u. s. w. sind aus den *ō*-Formen *zantō* etc. hervorgegangen, ganz wie z. B. ai. *sákhyāu* aus **sákhāu*.

Die Übersetzung der dritten Zeile von J. 51, 12 bei Geldner kann meines Erachtens auch noch nicht richtig sein. *hi̯aþ hōi īm ḱaratasḱā aodereśḱā zōišenū vāzā* soll heissen: 'auch als seine beiden Zugtiere und zwar zitternd vor Kälte zu ihm kamen'. Die verschiedene Fassung der beiden auf einander folgenden *ḱā* — 'auch' und 'und zwar' — halte ich für unthunlich. Auch dürfte das mit 'auch' gegebene *ḱā* doch nicht hinter dem Verbum finitum stehen. Das nächstgelegene ist jedenfalls *ḱar°* und *aod°* zu koor-

einzusehen, warum hier *vaēpio* etwas anderes bedeuten soll als V. 8. 32. Der Anschluss des Worts an ai. *vípra-s,* dem ich selber früher beipflichtete, ist doch sehr gesucht. S. auch Spiegel Kommentar II S. 410 f. Mit *kau̯ā* wird von Zarathuštra eine ganz bestimmte Persönlichkeit gemeint, wie insbesondere J. 44. 20 zeigen kann; s. dazu Geldner Bezzenbergers Beiträge XII S. 98. Seine Anhänger werden nicht als **keu̯na,* sondern als *kāu̯ai̯ō* bezeichnet, J. 32. 14, 46. 11; s. Verf. Beiträge S. 12, Geldner a. O. XIV S. 3 f. In dem engen Kreis, an den sich Zarathuštra wendete, kannte sicher jeder den *vaēpi̯ō keu̯īnō* gerade so gut wie den *kau̯ā* selber.

Das *n* von *keu̯īnō* muss dem in ai. *kavinā,* Instr. Sing. gleichgestellt werden; s. dazu Verf. Ar. Forschungen I S. 63, Brugmann Grundriss II S. 724 f. *kau̯īnō* verhält sich zu *kau̯ōiš* = ai. *kavēṣ* wie av. *kaoi̯ąm,* Gen. Plur. zu ai. *kavīnā́m* und wie ai. *pátinā* zu *pátyā.* Freilich ist es auffällig, dass das *n,* das doch aus dem Neutrum stammt, bei dem femininen Wort für 'Mädchen' sich im Avesta so häufig vorfindet. Es ist zusammen 13mal bezeugt, 1mal im Akk. Sing. — V. 15. 9 —, 4mal im Gen. Sing. — Jt. 5. 64, 126, 13. 107, 22. 9 —, 8mal im Nom. Plur. — Jt. 5. 87, 15. 39, 17. 11, 54, 55, 56, J. 9. 23, V. 12. 7 (Glosse). Man berücksichtige aber dabei, dass die 4 Stellen mit dem Gen. Sing. und ebenfalls 4 mit dem Nom. Plur. den gleichen Wortlaut haben, also auf die gleiche Quelle zurückgehen. Förderlich für das Überhandnehmen der *n*-Formen mag das Vorhandensein von Wörtern gewesen sein, welche den indischen *kanyána-, kanīnaká-, kanīna-* entsprachen. Insbesondere aber hat meines Erachtens das maskuline Gegenstück dazu beigetragen, nämlich **i̯uan-* (d. i. *i̯uu̯an-*; s. Verf. Handbuch S. 86 f.). In Jt. 15. 40 wünschen sich die *kainina anupaēta maši̯ānąm* einen *i̯uu̯an-,* der sie gut behandeln und ihnen Nachkommenschaft erzeugen soll; in Jt. 22. 9 ff. erscheint dem *uru̯an-* des *nar- ašau̯an-,* der die Gestalt eines

dinieren. *aoderes* ist Gen. Sing. zu *aodar-,* wie Geldner richtig gesehen hat; also wird *karatō* Gen. Sing. von *karat-* sein, das etwa mit *sareta* 'kalt', lit. *száltas* u. s. w. zusammengehören mag; wegen der Differenz im Anlaut s. Verf. Studien I S. 18 f. Als Verbum der dritten Zeile sehe ich *urūraost* an. *īm* geht auf das folgende *vāzā*; dass *īm* auch auf eine Mehrheit sich beziehen kann, weist J. 45. 1 aus. S. dazu Wackernagel Kuhns Zeitschrift XXIV S. 606.

juan- hat, *ja haua daena* in der Gestalt eines schönen etc. Mädchens (*kainınō*), um ihn in das Paradies zu geleiten. Vgl. auch noch RV. 8. 35. 5, wo *yuvaśéva kanyánām* überliefert ist; ferner AV. 11. 5. 18: *brahmacáryēṇa kanyà yúvānaṃ vindatē pátim*[1]). Ar. **kaná* etc. ist das geschlechtsreife Mädchen — im Avesta 15 Jahre alt — **iuuā* der geschlechtsreife junge Mann. Die Gegenüberstellung des Nom. Sing. (av.) **juuă* und **kainī̆-*, der Gen. Plur. **jūnąm* und **kainīnąm* kann sehr leicht den Akk. Sing. **kainīnem* nach **juuănem*, den Gen. Sing. *kainınō* nach *jūnō* ins Leben gerufen haben. Wäre nicht auch *keuīnō* als Gen. Sing. zu *kauā* bezeugt, so würde man die avestischen *n*-Kasus zu **kainī* sogar ausschliesslich auf den Einfluss der entsprechenden Formen zu **juuă* zurückführen dürfen[2]).

Soviel dürfte jedenfalls aus den obigen Ausführungen hervorgehen — und darauf kommt es mir wesentlich an —, dass die Brugmann-Zubatysche Annahme eines Stammes auf *ian-* für unser Wort weder nötig noch ausreichend ist.

Ich mache hier anhangsweise noch auf eine andere, ganz ähnliche Formenübertragung aufmerksam. Für die Kasus aus ai. *yōṣ°*, nach dem Petersburger Wörterbuch 'Mädchen, junges Weib, Gattin' werden daselbst vier Themen angesetzt: *yóṣaṇa-*, *yóṣan-*, *yóṣā-* und *yoṣít*. Der RV. bietet die Formen: *yóṣaṇa* (einmal *yṓṣáṇā*), *°ṇām*, *°ṇē*, *°ṇās*, *°ṇāsu; yṓṣaṇas* (Nom. Plur.); *yṓṣā*, *°ām*, *°ē*, *°ās; yōṣitam.*

Bei Delbrück Verwandtschaftsnamen S. 40 heisst es: *yōṣ°* "bezeichnet das junge, zum Liebesgenuss geeignete Weib. Es wird zwar in den Brahmana häufig als Gegensatz zu *vŕ̥ṣan* ... gebraucht, aber die Bedeutung 'junges mannbares Weib' kommt doch auch zum Vorschein". Es scheint mir ganz unzweifelhaft, dass der Nom. Plur. *yóṣaṇas* zum Nom. Sing.

---

1) Man beachte die Ähnlichkeit dieser Stelle mit Jt. 15. 39 f., wo es heisst: *kainina .. ǵaidiien auuaþ āiaptem dazdi.nō .. jaþ nmānō.paitīm vindāma juuānō sraēšta.kehrpa* .. S. noch AV. 14. 2. 22.

2) Neben dem *kauā* wird oft der *karapā* genannt; so in den Gathas J. 32. 15, 44. 28. Unmöglich ist es nicht, dass die Bildung von *keuīnō* durch den entsprechenden Kasus zu *karapā* veranlasst wurde. Die Gleichung könnte gewesen sein **karapabiiō* : **kauibiiō* = **karapanō* : **kauīnō* (= *keuīnō*).

yṓṣā nach dem vorbildlichen Gegenstück *vṛ́ṣaṇas* gegenüber *vṛ́ṣa* gebildet ist; darauf weist insbesondere das kurze *a*, das bei *vṛ́ṣan* ganz normal ist. Der Nom. Sing. *yóṣaṇā* beruht auf einem Ausgleich der *n*- mit den *ā*-Formen. In welchem Verhältnis *yoṣítam*, *yoṣítas* zu den übrigen Kasus stehen, ist mir noch nicht klar. Die Aufstellung eines Sekundärsuffixes *it*- trägt zur Verdeutlichung nicht das mindeste bei. Man beachte, dass neben *háriṣ*, *háribyas* etc. *harítas* steht, welches kaum anders denn *hari-t-as* geteilt werden darf; vgl. auch av. *huzāmito*, Nom.-Akk. Plur. neben *huzāmīm*; s. dazu von Bradke Zeitschr. d. dtsch.-mgl. Ges. XL S. 355. Sollte es erlaubt sein, *yṓṣā* ganz wie **kanā́* auf einen *i̯*-Stamm zu beziehen? Dann mag man allenfalls das *t* in *yoṣítam* aus der nämlichen Quelle herleiten, wie das in gr. χείματι, ἤπατι u. s. w. Dass *yṓṣā* etc. in irgend welcher Sprache Verwandte hätte, ist mir nicht bekannt.

Münster (Westf.), 9. Juni 1891.

Christian Bartholomae.

Got. *hrot.*

Eine etymologische Erklärung von got. *hrot* 'Dach' ist, so viel ich weiss, bisher noch nicht versucht worden. Wie griech. τέγος, lat. *tectum* 'Dach' zu lat. *tegere* 'decken' gehören, wird man auch neben *hrot* ein Verbum mit der Bedeutung 'decken' vermuten dürfen. Berücksichtigen wir, dass in *hrot* urgerm. *ō* (got. *o*) aus älterem *ōu* = idg. *ōu* oder *āu* entstanden sein kann (Kirchhoff Got. Runenalph. [2] 55, Joh. Schmidt KZ. XXVI 1 ff.), was Brugmann (Grdr. I § 181 Anm.) freilich, aber, wie mir scheint, mit Unrecht, nur für urgerm. *ōj* (aus älterem *ouj*) zugeben will (ähnlich auch Streitberg Germ. Komp. auf *-ōz-* 27 f.), so bietet sich zum Vergleich mit *hrot* aus urgerm. *χrōutam* abulg. *kryti* decken, wozu slov. *kriv*, čech. *kryt*, russ. *kryša*, *krovlja* 'Dach' gehören.

Leipzig. Oskar Wiedemann.

Vom schleifenden und gestossenen Ton in den indogermanischen Sprachen.

Zweiter Teil.

Die schleifende Betonung im Germanischen und die Auslautsgesetze.

§ 14. Nachdem ich durch Vergleichung der drei Sprachen, die den Unterschied der beiden Betonungsarten noch offen oder in leicht erkennbaren Nachwirkungen aufweisen, eine genügend sichere Grundlage der Beurteilung geschaffen zu haben glaube, wende ich mich zu der Frage, ob sich auch im Germanischen Reste dieser doppelten Betonung in Nachwirkungen an den Auslautsgesetzen feststellen lassen.

Die germanischen Auslautsgesetze sind eines der schwierigsten Kapitel der indogermanischen Grammatik. Immer und immer wieder hat die Forschung aufs neue einsetzen müssen, und erst durch die vereinigte Arbeit Vieler sind die jetzt gültigen Resultate erreicht. Die grösste Sicherheit herrscht in Betreff der kurzen Vokale, und im grossen und ganzen stehen wir in diesem Gebiet am Abschluss, wenn sich hier auch kleinere Korrekturen wohl noch anbringen lassen.

Die Auslautsgesetze der langen Vokale liegen dagegen sehr im Argen. Welche Unsicherheit auf diesem Gebiete herrscht, kann man schon daraus erkennen, dass noch in der letzten Zeit zwei ganz neue Erklärungsversuche aufgestellt sind, von Brugmann in dem letzten Teile seines Grundrisses und von Kluge in seiner Vorgeschichte der altgerm. Dialekte in Pauls Grundriss der germanischen Philologie. Auf die andern Versuche, die gemacht sind, um die Schwierigkeiten zu

heben, will ich kritisierend hier nicht eingehen[1]. Sie müssen sich, wenn überhaupt, durch die neue Grundlage erledigen, die ich zu errichten versuchen werde. Die Bedeutung der beiden Forscher, die sich zuletzt über unsere Frage geäussert haben, erfordert es aber, dass wir ihre Ansichten genauer prüfen.

§ 15. Ich stelle zunächst das sichere zusammen, um daran anknüpfend Brugmanns und Kluges Erklärungsversuche zu besprechen.

1) Allgemeine Übereinstimmung ist darüber erzielt, dass ein auslautendes germanisches -ω im Gotischen als *-a*, im west- und nordgermanischen als *-u* erscheint, so im Nom. Fem. Sing. der *ā*-Stämme got. *giba*, an. *gjǫf*, ags. *ʒiefu*, ahd. nur im Pronomen erhalten *siu*, *diu*, *dësiu*, lit. *rankà*, gr. τιμή und andre mehr.

2) Im weitern gehen aber die Aufstellungen stark auseinander, welche die Schwierigkeiten beseitigen sollen, die das Westgermanische bereitet. Hier stehen sich ahd. *-o*, ags. *-a* und ahd. *-a*, ags. *-e (æ)* gegenüber, die beide scheinbar denselben Laut fortsetzen.

a) ahd. *-o*, ags. *-a*.

Gen. Plur. Fem.: ahd. *gibōno*, *zungōno*, ags. *ʒifa*, *ʒifena*, *tunʒena*.

Gen. Plur. Mask.: ahd. *tago*, ags. *daga*.

Nom. Sing. Mask. der *n*-Stämme: ahd. *hano*, ags. *hana*, damit übereinstimmend das schwache Adjektivum: ahd. *blinto*, ags. *ʒōda*.

Nom. Plur. Fem. der Pronomina: ahd. *dio*, ags. *þā*.

b) ahd. *-a*, ags. *-e*.

Nom. Sing. Fem. der *n*-Stämme: ahd. *zunga*, ags. *tunʒe*.

Nom. Sing. Neutr. der *n*-Stämme: ahd. *herza*, ags. *eāʒe*. Dem entsprechen die schwachen Adjektiva Fem. Neutr.: ahd. *blinta*, ags. *blinde*.

[1] Man kann sich jetzt gut darüber bei Jellinek Beiträge zur Erklärung der germanischen Flexion 1891 S. 1 ff. unterrichten. Benutzt konnte die Schrift nicht mehr werden, doch bietet sie mir auch keine Veranlassung, irgend eine der folgenden Aufstellungen zu ändern.

1 Pers. Sing. Praet. der schwachen Verba: ahd. *nerita*, ags. *nerede*.

Gen. Sing. Fem. der *ā*-Stämme: ahd. *geba*, *blindera*, ags. *ȝiefe*, *blindre*.

Nom. Plur. Fem.: ahd. *gebā*, ags. *ȝiefe*.

Kluge Pauls Grr. I 385 ff. behält im allgemeinen die gewöhnlich angenommenen Gleichungen bei:

got. Gen. Sing.	*gibōs*,	ahd. *geba*,	ags. *ȝiefe*,
Nom. Sing.	*tuggō*	*zunga*	*tunȝe*,
	augō	*auga*	*eāȝe*,

und erklärt ahd. Gen. Plur. *tago*, Nom. Sing. *hano*, ags. *daga*, *hana* aus urgerm. *-ŋm*, got. *dagē*, **hanē*. Dieser Weg ist in der That höchst einfach, und man würde ihn gern einschlagen, wenn nicht der vorausgesetzte Lautwandel, dass *-ŋm* ahd. zu *-o*, *-ωm* zu *-a* wird, höchst sonderbar wäre. Ein Punkt, der direkt gegen diese Annahme spräche, sobald man zugibt, dass Längen nur in gedeckten Silben erhalten blieben, ist mir nicht aufgestossen, allerdings auch nichts, was den angenommenen Lautwandel bewiese. Ein solcher Nachweis ist aber gerade wegen der Absonderlichkeit desselben dringend erforderlich, während wir seiner entraten könnten, wenn der Lautwandel physiologisch leicht zu begründen wäre. So lange also nicht noch beweisende Punkte beigebracht werden, muss ich Kluges Annahme, obschon sie manche Vorkommnisse sehr einfach erklärt, doch für unwahrscheinlich halten.

Brugmann Grr. II § 192 S. 528 f. sieht in ahd. *-o*, ags. *-a*, *tago*, *hano* die Vertretung von urgerm. *-ωm*, und ist infolgedessen genötigt, jedes ahd. *-a*, ags. *-e* auf urgerm. -ŋ zurückzuführen. Er setzt also nicht nur *auga*, sondern auch *zunga* = *-ŋn*, wofür wir doch sonst keine Gründe haben, während *auga* aus *-ŋn* wenigstens in lat. *sēmen*, abulg. *semę* aus *-ēn* eine Stütze haben könnte.

Akk. Sing. *geba*, ags. *ȝiefe* wird als übertragen von den *i̯ē*-Stämmen wie *gutinne*, angenommen, ebenso der Gen. Sing. *geba*, Nom. Plur. Fem. *gebā*. Nom. Plur. Mask. *tagā* soll weiter eine Analogiebildung nach dem Femininum sein. Nun sind aber die *i̯ē*-Stämme schon gotisch kaum noch zu erkennen; dass sie im Ahd. ihre alte Flexion irgendwie bewahrt hätten, kann mindestens nicht bewiesen werden. Und wenn auch, die angenommene Übertragung bleibt immer höchst unwahr-

scheinlich, besonders da auch das Adjektivum und das Pronomen diesen selben Ausgang zeigen, *blinda, dia* sowie *dera* = got. *þizos*.

Ich glaube nicht, dass Brugmanns Annahme, so scharfsinnig sie ist, sich grossen Beifall erringen wird; mir ist es unmöglich an ihre wahrscheinliche Richtigkeit zu glauben.

Nun ist schon früher von Hanssen KZ. XXVII 614 behauptet worden, "dass vokalische Längen in den Endsilben mehrsilbiger Wörter (im Gotischen) erhalten bleiben, wenn sie den Zirkumflex trugen".

Sein Material ist das folgende:

1. Gen. Sing. τιμῆς, *mergõs, gibōs*,
2. Nom. Plur. *mergõs, gibōs*,
3. Gen. Plur. *mergũ, gibō*,
4. ψυχρῶς, *dẽvo, galeikō*,
5. ποταμῶν, *dëvũ, dagē*,
6. *akẽs, anstais*,
7. *dangaũs, faihaus*,
8. κυνῶν, *szunũ, nasjandē*,
9. φαίνοι, *te-berẽ, hilpai*.

Gestossen betonte Längen werden verkürzt:

10. τιμή, *mergà, giba*,
11. τιμήν, *meñgą, giba*,
12. τιμαί, *mergì, twa þusundja* (nach Mahlow D. lang Vok. S. 98),
13. *kurì* (pronominal), *þiwi*,
14. πανδημεί, *ponè, wulfa* (Lokativ nach J. Schmidt KZ. XXVI 43),
15. *keturió-lika, juka*,
16. ποταμούς, *ponùs, dagans*,
17. πληθύς, *handus* aus **handūs*,
18. πληθύν, *handu* aus **handūn*,
19. ἡγεμών, *hana*,
20. *sukù, hilpa*,
21. *sùkiva, hilpaiwa*,
22. φαίνεαι, φαίνεται, φαίνονται, *hilpaza, hilpada, hilpanda*.

Wie man sieht, berücksichtigt er nur das Gotische, während doch gerade das Westgermanische den Auslautsgesetzen die grössten Schwierigkeiten bereitet. Die Erhaltung der

Längen, die er der Kraft der schleifenden Betonung zuschreibt, erklärte man bis jetzt durch die deckende Wirkung des folgenden Konsonanten, und dies reicht auch für 1—8 vollkommen aus, wenn wir für den Instrumental eine Grundform auf *-ōm* ansetzen, wie wir es oben gethan, und selbst für die Ablativadverbien auf *-þro*, *þaþro*, *hvaþro* könnte man die Erhaltung der Länge mit Fick dem uridg. *-d* zuschreiben, das hier abgefallen ist.

Da die Silben auf uridg. *-ōi̯* und *-āi̯*, wie es scheint, dem Gesetze nicht folgen, jedenfalls hier gewisse Schwierigkeiten auch auf andrem Wege beseitigt werden können, so lässt sich von dieser Seite kein irgendwie überzeugender Beweis führen, und es haben denn auch eine Reihe von Sprachforschern: Brugmann, Meringer, Streitberg Hanssens Versuche abgelehnt, vgl. oben S. 2.

§ 16. Gegen die Richtigkeit aller dieser Ansichten muss von einem andern Punkte aus operiert werden, der Kluge und Brugmann gemeinsam ist. Beide nehmen mit der Mehrzahl der Forscher an, dass im Germanischen im Auslaut nur gedeckte Längen als solche erhalten bleiben. Von Konsonanten kommen nur *s*, *r* und die Nasale in Betracht. *s* und *r* bleiben bis in historische Zeit hinein bewahrt, *n* schwindet dagegen, nachdem es seine Wirkung in der Erhaltung der Länge ausgeübt hatte. Da *n* nicht mehr historisch überliefert war, musste man versuchen, seine Existenz aus den verwandten Sprachen nachzuweisen, und man hat dies auch, um die Auslautsgesetze konsequent durchzuführen, in jedem Falle versucht.

Ich leugne die Richtigkeit dieser Voraussetzung, und werde dies darzulegen unternehmen, indem ich den Nachweis zu erbringen versuche, dass Silben, die nie einen Nasal im Auslaut hatten, nicht verkürzt sind, und dass Silben mit Nasal ihre Länge nicht erhalten haben. Und dies ist offenbar der feste Punkt, von dem aus allein die Frage nach dem schleifenden Ton in germanischen Endsilben definitiv erledigt werden kann. Durch einen merkwürdigen Zufall haben die urgerm. im absoluten Auslaut stehenden Vokale uridg. gestossenen Ton, die gedeckten schleifenden. Von den mit Nasalen gebildeten Silben sind aber beide Bildungen im Germanischen repräsentiert. Verschwand die verschiedene Betonungsqualität im Germanischen vor der Wirkung

der Auslautsgesetze, so mussten sie zusammenfallen und gleich behandelt werden. Zeigen sich aber in diesen Silben Differenzen, so dürfen wir diese wohl in erster Linie auf die verschiedene Betonungsqualität zurückführen.

§ 17. Für den ersten Punkt, dass Silben ohne Nasal ihre Länge bewahrt haben, kommen gewisse Adverbien in Betracht, die got. auf *-ō*, ahd. *-o*, ags. *-æ*, an. *-a* auslauten. Ihre letzte Besprechung haben sie durch Streitberg Die germanischen Komparative auf *-ōz-* erfahren.

Wir müssen im Gotischen zwei Arten von Adverbien auf *-ō* unterscheiden.

1) Gewöhnliche Adverbia auf *-ō*, welche die Art und Weise ausdrücken: *galeikō, ūhteigō, þiubjō* u. s. w. Diesen entsprechen altnordische Adverbia auf *-a*: *gorva, illa, vīða, blīðliga*, ahd. as. *-o*: *argo, berahto, baltlīhho*, ags. *-e*, in den ältesten Quellen *-æ* geschrieben: *hearde, sōðe, sōfte, heardlīce.*

2) Ortsadverbia auf die Frage woher?

aftarō 'ὄπιcθεν', *aljaþrō* 'ἀλλαχόθεν', *allaþrō* 'παντόθεν', *dalaþrō* 'κάτω', *fairraþrō* 'ἀπὸ μακρόθεν', *ƕaþrō* 'πόθεν', *innaþrō* 'ἔcωθεν', *iupaþrō* 'ἄνωθεν, ἄνω', *jainþrō* 'ἐκεῖθεν', *þaþrō* 'ἐντεῦθεν, ἔπειτα', *utaþrō* 'ἔξωθεν'.

Für die erste Kategorie hat zuerst Osthoff KZ. XXIII 90 eine nasalierte Grundform vorausgesetzt und in ihnen Akk. Sing. Fem. gesehen. Auf das Bedenkliche dieser Annahme hat Mahlow aufmerksam gemacht, und seine Bedenken teilen jetzt Streitberg Komp. 37 und Brugmann Grr. II § 213 S. 547. Jener stellt eine andre und offenbar befriedigendere Annahme auf. Er sieht in ihnen den Kasus, dem sie ihrer Bedeutung nach am ehesten zufallen, Instrumentale auf -ω, -η, "die vermehrt sind um die bekannte, in der Deklination eine so bedeutende Rolle spielende Partikel *-am*, über welche Leskien (Ber. d. sächs. Ges. d. W. phil.-hist. Kl. 1884 Bd. XXXVI 94—105) gehandelt hat".

Diese Partikel *-am* habe ich oben S. 13 ff. für viele Fälle auf andre Weise zu erklären versucht. Nach meinen Ausführungen hindert jetzt nichts mehr eine Instrumentalform auf *-ōm* anzusetzen, die für die Erhaltung der Länge die genügende Erklärung geben würde.

Aber es gab auch Instrumentale auf *-ō* als Sandhi-

form zu *-ōm*, und dass diese hier zu Grunde liegen können, lässt sich nicht von der Hand weisen. Zweifellos aber haben wir nasallose Formen in der zweiten Kategorie vor uns. Streitberg a. a. O. 37 bemerkt zu diesen: "Der Sinn aller dieser Bildungen ist, wie ich rückhaltlos Mahlow zugeben muss, ein ausgesprochen ablativischer". Sein Versuch, auch hier ein *-m* durch Übertragung hineinzubringen, ist nicht warscheinlich. Wir müssen konstatieren: Für die got. Ortsadverbien auf *-ō* ist ablativische Herkunft sicher, einen Nasal für die Erhaltung der Länge in Anspruch zu nehmen geht nicht an, auslautendes germ. *-o* ist hier als Länge erhalten, folglich ist die bisherige Fassung der Auslautsgesetze nicht richtig.

Ein andrer Fall erhaltener Länge ohne Nasaleinwirkung liegt bei den *n*-Stämmen vor. Man setzt für got. *tuggo*, *hairto* Grundformen auf *-ōn* an. Streng beweisen lässt sich das nicht, weil schon uridg. Formen ohne *-n* daneben standen, lat. *homo*, lit. *akmũ*; für einen Fall lässt sich indessen nachweisen, dass er kein *-n* gehabt haben kann, das ist das Wort für Wasser got. *watō*, ahd. *wazzar*. Keine idg. Sprache weist hier auf nasalierte Grundform; wie wir oben gesehen haben, sind nur Formen auf *-õ* oder *-õr* belegt, gr. ὕδωρ, lit. *vandũ*. Hier für das Germanische eine nasalierte Grundform anzusetzen, hiesse alle Methode vernachlässigen. Denn man kann wohl *watō* mit lit. *vandũ*, abulg. *voda* direkt vergleichen, got. *namō* aber mit nichts, da in den verwandten Sprachen *-n̥* oder *-ēn*, gr. ὄνομα, lat. *nomen*, aind. *nāma*, abulg. *imę* entspricht. Zudem ist die Grundform auf *-õr* in ahd. *wazzar* noch erhalten, die gotische Form wird die auf *-õ* sein. Es ist nicht wahrscheinlich, dass ein so häufig gebrauchtes Wort einer Analogiewirkung ausgesetzt worden wäre. Ein noch sichrerer Fall ist ahd. *nefo*, aind. *napāt*, ahd. *mano*, lit. *mėnũ*, also *-t*-Stämme. Wie wäre es möglich, dass diese Worte in die Analogie der *-n*-Stämme übergeführt wären, wenn nicht auch bei diesen Nominative auf -ω vorhanden waren. *nefo* ist direkt gleich aind. *napāt*.

Wir haben also zwei weitere Fälle, in denen auslautendes -ω bewahrt ist. Ich leugne nicht, dass es durch Annahme einer Reihe von Analogiebildungen möglich ist, beide Formen zu erklären. Aber wahrscheinlich sind solche keineswegs. Beide Fälle unterstützen vielmehr das oben bei den Ablativen

gewonnene Resultat, dass auslautendes -ω auch ohne folgenden Nasal erhalten bleibt.

§ 18. Für den diesem entgegengesetzten Fall, dass eine nasalierte Silbe im Gotischen als Kürze erscheint, gibt es meines Erachtens ein ganz sicheres Beispiel. Es ist der Akkusativ der *i̯ē*-Stämme, got. *bandja*, *frijōndja*. Brugmann (Grr. II § 216 S. 550) sagt: "got. *frijōndja* (Nom. *frijōndi*) war eine Neubildung nach *sibja* 'Verwandtschaft' (Nom. *sibja*) und *giba*, vgl. *frijōndjōs* wie *sibjōs*, *gibōs* Dat. *frijōndjai* wie *sibjai*, *gibai*". Das scheint mir kaum möglich zu sein, denn *frijōndjōs* und *frijōndjai* sind ja selber erst Neubildungen, die wahrscheinlich zu ihrer Erklärung den Akk. *bandja* voraussetzen. Den Akk. *giba* hält Brugmann für die Nominativform, die für diesen infolge der Gleichheit von Nom. und Akk. im Plural, *gibōs*, *gibōs* eingetreten ist. Diese Ansicht wird richtig sein, aber dann hatte die Sprache doch das Gefühl bekommen, für Nom. und Akk. dieselbe Form zu gebrauchen, man hätte demzufolge für den Akk. von *bandi* ebenfalls **bandi* sagen müssen. Denn die Endung *-a* hatte nichts spezifisch Akkusativisches an sich. Wir müssen also daran festhalten, dass die Differenz zwischen *bandi* und *bandja* alt ist. Die beste Grundform, auf die sich *bandja* zurückführen lässt, ist offenbar **bandjēn*, welches wir auch für lit. *żẽmę*, abulg. *zemlją* voraussetzen müssen (Brugmann Grr. II § 216 S. 549). Ob diese Form aus der Zeit der Urgemeinschaft überkommen ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten oder ableugnen. Eine ursprüngliche Form ist sie zwar nicht, aber sie kann schon in der Urzeit neu gebildet sein. Man könnte sie ferner für eine gemeinsame Neubildung des Litauisch-Slavischen und Germanischen halten, aber die Möglichkeit, dass jede dieser Sprachen selbständig dazu gekommen, ist auch nicht ausgeschlossen.

Der Lautwandel *-ēn* oder *-ę* zu got. *-a* steht ganz mit dem im Einklang, was Streitberg über die langen Diphthonge im got. Auslaut ermittelt hat: *ēi* zu *ai*, *ēu* zu *au*, *ēr* zu *ar*, *ę* zu *a*.

Die Zurückführung auf *-i̯ām*, die noch in Betracht zu ziehen ist, setzt erst eine Analogiebildung nach den *ā*-Stämmen voraus, und ist daher komplizierter. Ausserdem kann man, wie mir scheint, für *-ām* eine andre Vertretung im Go-

tischen in Anspruch nehmen und damit gewisse Formen gut erklären.

Dagegen ist *-ηn* in einem andern Falle, im Gen. Plur. der Mask. *-o*-Stämme als *-ē* erhalten, got. *dagē* aus **dagηn*. Dieses hatte nach aller Analogie sicher schleifenden Ton, **bandiēn* dagegen sicher gestossenen, denn es besteht aus dem Stammauslaut *-i̯ē+m*, wie τιμήν aus *-ā+m*.

Wir finden ferner im Westgermanischen eine Differenz in der Behandlung nasaler Silben, die anscheinend auf dieselbe Grundform zurückgehen. Akk. Sing. Fem. ahd. *geba*, *blinta*, ags. *ȝiefe*, *blinde* wird am einfachsten auf urgerm. *-ωn* zurückgeführt. Auf dieselbe Grundform weist Gen. Plur. ahd. *tago*, *gebōno*, ags. *daga*, *ȝiefa* mit altem *-ωn*. Das Nordische zeigt diese Differenz nicht. Es bildet Akk. Sing. Fem. vom Adj. *spaka* = Gen. Plur. *fjađra*, hat also vielleicht frühere Differenzen aufgegeben. Wie das so häufig der Fall ist, sind die beiden westgermanisch getrennten Laute zusammengefallen. Doch könnte *fjađra* auch *-ηn* wie got. *dagē* haben.

Das Gotische Akk. *giba*, Gen. Plur. *gibō* zeigt zwar eine Differenz, doch kann, wie oben bemerkt wurde, der Akk. Sing. die ursprüngliche Nominativform sein, wie umgekehrt die ahd. Akkusativform als Nominativ gebraucht wurde.

Für diese ahd. Formen sind von Brugmann und Kluge Hypothesen aufgestellt, die zwar dieselben zur Not erklären, aber die zuerst erörterten Fälle unaufgehellt lassen.

Dem ahd. Akk. Sing. *geba* und dem Gen. Plur. *tago* stehen im Griechischen τιμήν und θεῶν gegenüber. Dass die verschiedene Vokalqualität des Idg., die uns das Griechische erhalten hat, die Ursache dieser verschiedenen Behandlung desselben Lautes im Ahd. sei, ist unmöglich. Es bleibt also nur die verschiedene Akzentqualität als Faktor zur Erklärung dieser Differenz übrig, dieselbe Annahme, auf die wir im ersten Falle auch geführt wurden, und da durch zweier Zeugen Mund allerorts die Wahrheit kund wird, so dürfen wir es schon einmal mit dieser Voraussetzung weiter wagen.

Wie wir sehen werden, lösen sich bei der Annahme, dass Silben mit gestossenem Ton anders als die mit schleifendem behandelt sind, alle Schwierigkeiten ziemlich ein-

fach. Der Übersicht halber stelle ich die auf dieser Grundlage gewonnenen Resultate im folgenden systematisch zusammen.

§ 19. **1.** urgerm. *-ēn* und *-ēn*.

A. Auf *-ēn* gehen zurück:

a) got. *bandja,* vgl. oben.

b) got. *hana,* an *hani,* gr. ποιμήν.

Diese Entsprechung ist schon längst aufgestellt, doch führte man got. *hana* und anord. *hani* auf -η zurück (Kluge Pauls Grr. I S. 384 f., Brugmann Grr. II § 192 S. 529). Dies konnte nach unsern Ausführungen S. 22 aber nur schleifenden Ton haben, und müsste alsdann im Got. als *ē* erscheinen.

Diese Gleichung wird durch eine andre gestützt, die genau entspricht, aber bisher übersehen ist.

c) 1 Sing. Praes. got. *haba* an. *hefe.* Grundform *-ēn.* Noreen Pauls Grr. I S. 514 führt die nordische Form zweifelnd auf *-aim* zurück. Dass gotisch *haba* auch *habēn* entsprechen könne, hat schon Johansson De derivatis verbis contractis 182 Anm. bemerkt. Das beste will mir scheinen für beide *-ēn* als Grundform anzusehen. Streitberg Komp. 21 hat zu zeigen versucht, dass ahd. *habēm, habēs, habēt* direkt auf urgerm. **χaβēmi,* **χaβēzi, χaβēđi* zurückgehen können. Ich sehe nichts, was dieser Annahme im Wege stünde. Das Gotische stimmt nun offenbar auf das beste dazu, wenn wir für die erste Person eine Form mit sekundärer Personalendung ansetzen. Dass dies möglich ist, beweist anord. *bife,* gegenüber ahd. *bibēm.* Ob *habais* mit Bremer und Streitberg auf thematische Flexion zurückgehen muss, erscheint mir nicht ganz sicher, nachdem Johansson De der. verb. contr. 187 die Gleichung got. *sijais,* lat. *siēs* aufgestellt hat. Vor *s* erscheint *ē* nur in *nasidēs,* und dies kann sein *ē* recht wohl vom Plural und Dual erhalten haben. Also *habais* = an. *hefir,* ahd. *habēs* =**χaβēzi.* **χaβēn* musste natürlich gestossenen Ton haben.

d) Ein Instrumentalis auf *-ēn* liegt wahrscheinlich in got. *daga,* ags. *dæʒe* vor. In den einsilbigen Formen *þē, hē* findet sich im Gotischen noch sicher die *e*-Qualität, und diese können daher ohne Anstand auf **þēn,* **hēn* zurückgeführt werden. Im Ags. erscheint ein sogenannter Instrumental auf *-e,* wofür in den ältesten Quellen noch *-i* geschrieben wird. Dieses *-i* bewirkt *i*-Umlaut. Die Endung findet sich auch in einigen

isolierten Adverbien, *ǣne, hwene*, die Kluge (Grr. I 402) auf *-īm* zurückführt. Welchen Ursprunges aber dies *-īm* sein soll, gibt er nicht an. Sievers hat P.-Br. Btr. VIII 325 ff. ausführlich über diesen Kasus gehandelt. Er sieht in ihm einen alten Lokativ auf *-ei*. An dieser Annahme ist nur bedenklich, dass die Bedeutung des Kasus durchaus instrumental ist. Besser wird es daher sein den Kasus als das zu fassen, was er seiner Bedeutung nach sicher ist, als Instrumental, ihn auf eine Grundform auf *-ēn* zurückzuführen und dem got. *daga* gleichzusetzen. Ich sehe nicht, was vom lautlichen Standpunkt hiergegen eingewendet werden könnte. Die Behandlung der Silbe *-ēn* im Nordischen stützt vielmehr meine Annahme sehr, da Westgermanisch und Altnordisch in diesem Teil der Auslautsgesetze durchaus Hand in Hand gehen.

Derselbe Kasus wird in den Adverbien auf *-ba* stecken, die die Art und Weise ausdrücken, wie *ubilaba* 'böse', *bairhtaba* 'glänzend', *sunjaba* 'wahr', und in *ufta* 'oft'.

B. *-ẽn*: *n* fällt ab, die Länge bleibt erhalten.

Gen. Plur. got. *dagē*, Akzent nach Analogie von θεῶν schleifend. Anord. *arma, barna* kann direkt entsprechen. Im Westgermanischen sind diese Genetive im as. *kinda, Hrodbertinga, ūsa* erhalten (vgl. Brugmann Grr. II § 345 S. 691 und Kögel P.-Br. Btr. XIV 114).

§ 20. 2. urgerm. *-ōn, -õn.*

A. Die Vertretung für *-ōn* ist ahd. *-a*, ags. *-æ*, anord. *-a*, urnord. *-o*.

a) Akk. Sing. Fem. der *ā*-Stämme: ahd. *geba, blinda, sia*, ags. *ȝiefe, hwate*, anord. Adj. *spaka, þā*, gr. τιμήν.

b) Nom. Sing. Fem. der *n*-Stämme: ahd. *zunga, blinta*, ags. *tunȝe, ȝōde*, anord. *gata, spaka*, urnord. *-o*, *hariso* (Himlingøje), *luþro* (Strårup), *fino* (Berga), gr. ἀηδών.

c) Nom. Sing. Neutr. der *n*-Stämme: ahd. *herza, blinta*, ags. *eāȝe, ȝōde*, anord. *hjarta, spaka.* Grundform *-ōn.*

d) 1 Sing. Praet. der schwachen Verba: ahd. *nerita*, ags. *nerede*, urnord. *-o*, *tawido* 'machte' (Goldenes Horn), *faihido* 'schrieb' (Einang), daraus im anord. *-a*, *orta* 'machte'. Grundform *-ōm* mit gestossenem Akzent nach sonstiger Analogie.

e) Instrumentale auf *-ōn* in den angelsächsischen Adverbien auf *-æ* anord. *-a*: ags. *hearde, sōđe, hlūtre, sōfte, heardlīce, sōđlīce*, anord. *blīđliga, vīđa, gjarna, illa.*

Diesen Formen entspricht got. zum Teil *-a*, zum Teil *-ō*: *giba, tuggō, augō, nasida*. Von diesen könnte man am ehesten *-a* für die lautgesetzliche Vertretung halten, doch kann *giba* Nominativform, *nasida* 3 Pers. Sing. sein.

Auch *-ō* ist nicht notwendig als Vertretung von *-ōn* zu fassen wegen *watō*. Ich vermute vielmehr, dass *ōn* im Got. durch *au* vertreten ist, das dann natürlich als Monophthong, offenes *-o*, aufzufassen ist.

Es fallen hierher die 1 Pers. Sing. Opt. *baírau* und die 3 Pers. Plur. Imp. *baírandau*.

Die erste Form wird von Paul Btr. IV 378 auf **bheroim̥* zurückgeführt. Indessen ist der Ausfall des *-i̯* den Paul hier annimmt, mit den Lautgesetzen nicht zu vereinen. Ist *-au* die Vertretung von *-ōn*, so können wir *baírau* aus **bherōn* = lat. *feram*, abulg. *berą* setzen. Das altnordische *fara* kann ohne weiteres darauf zurückgehen. Ebenso finden sich Spuren davon im Ahd. Es begegnet dort 1 Pers. Sing. Praes. *wille* bei Otfrid, in Pa, dem Vokab. St. Galli und den Casseler Glossen; (vgl. Braune Ahd. Gramm. § 385a. 1 und die dort zitierten Stellen). Dieses *wille* kann lautgesetzlich zunächst auf **wilja* und dann auf **wiljōm* zurückgeführt werden, d. h. auf dieselbe Grundform, die wir für das Gotische und Nordische voraussetzen.

Bei Tatian begegnet auch *willa*, dessen *-a* möglicherweise von Bildungen ohne *-j*, got. *baírau*, übertragen sein kann. Ebenso kann 1 Pers. Sing. *suoche, zelle* die lautgesetzliche Fortsetzung des alten *-jōn* sein. Der Zusammenfall, der bei dieser Bildung zwischen der ersten und dritten Sing. stattgefunden hatte, führte zur Verdrängung von **nema* durch die 3 Sing. Wie weit das im Ahd. an dieser Stelle wirklich noch auftretende *-a* (Braune § 311a Anm. 1) lautgesetzlich ist, lässt sich bei der mangelhaften Orthographie des Ahd. nicht entscheiden.

Ags. *nerie, binde* können mit *ʒiefe* auf *-ōn* zurückgeführt werden.

baírandau ist schon oft mit gr. φερόντων verglichen worden, ohne dass sich diejenigen, die es gethan haben, über die lautgesetzliche Möglichkeit geäussert hätten. Die einfachste Erklärung ist es jedenfalls, und lautgesetzlich stünde jetzt nichts mehr im Wege.

Ausserdem könnte man die gotischen Partikeln mit aus-

lautendem *-au* auf *-ōn* zurückführen, und in ihnen alte Instrumentale auf *-ōm* sehen; *aiþþau, jau, þau*, lat. *tum, dum, cum*.

Ist aus *-ōn* got. *au* geworden, so kann natürlich Akk. *geba* nicht lautgesetzlich sein, wie das Hanssen annimmt, der freilich sowohl *a* als *au* auf *ōn* zurückführt.

B. *-ō̃n* ist vertreten durch got. *-ō*, ahd. *-ō*, ags. *-a* — an. -?- vgl. Gen. Plur. got. *gibō*, ahd. *tago, gibōno*, ags. *daga, ʒiefa, tunʒena*.

§ 21. Aus dem Vorhergehenden wird der Leser wohl die Überzeugung gewonnen haben, dass die beiden Akzentqualitäten im Germanischen noch vorhanden waren und eine nachhaltige Wirkung ausgeübt haben.

Dieselben Differenzen treffen wir auch bei den Silben ohne Nasal, die im absoluten Auslaut standen. Hier können wir die Regel aufstellen: Eine ursprünglich lange Silbe mit schleifender Betonung bleibt im Germ. durchaus erhalten.

1. urgerm. *-ō̃* und *-ō*.

A. *-ō̃*: got. *-ō*, ahd. *-o*, ags. *-a*, anord. -?-.

a) Nom. Sg. Fem. got. *tuggō* aus *-ō̃*, wgerm. *ōn*. Nach dem oben S. 22 entwickelten Gesetz war *-ō̃* die Sandhiform zu *-ōm*; also auch das Germanische bestätigt die Regel. Natürlich ist es unsicher, ob got. *tuggō* eine uridg. Form fortsetzt. Es kann auch Analogiebildung nach den übrigen Kasus sein. Die Entsprechung von wgerm. *-ōn* wäre got. wahrscheinlich *-au* gewesen.

b) Nom. Sg. Ntr. got. *watō* mit *-ō̃*; *namō* N. entspricht genau ahd. *namo*. Es ist nur Genuswechsel eingetreten; lit. *vandũ*.

c) Nom. Sg. Mask. ahd. *hano*, ags. *hana*. Grf. *-ō̃*, lit. *akmũ*, got. an. *-ēn*. Nunmehr stellt sich heraus, wie man sehen wird, dass got. *hana* nur auf *-ēn* zurückgehen kann. *-ō̃* hätte *-ō* ergeben, *-ōn* aber *-au*.

d) Die Adverbien der Art und Weise: Got. *galeikō, ūhteigō, þiubjo*, ahd. *argo, berahto, baltlihho*. Diese stimmen nun ganz und gar zu den griechischen Adverbien auf -ῶϲ und gehen auf die unnasalierte Instrumentalform mit schleifender Betonung zurück. Die ags. und anord. Adverbien auf

-æ bezw. *-a* fassten wir als aus *-ōn* entstanden. Sie repräsentieren also die andre Form, die in den lat. Adverbien *tum, dum, cum* erhalten ist. Andrerseits könnten sie allerdings auch auf *-ẽ* zurückgehen, vgl. weiter unten. Die Formen auf *-õ* müssen wir im Ags. als *-a* treffen, sie sind auch vereinzelt erhalten, denn es entspricht got. *unwēniggō* 'unverhofft' genau ags. *ānunȝa, eallunga, darnunga,* ags. *wissungo,* ags. *ȝeāra, ȝeostra, sōna,* ahd. *ferro, sāno.*

c) Die Adverbien des Ortes auf die Frage: woher? *hvaþrō* 'πόθεν', *jainþrō* 'ἐκεῖθεν' u. s. w. Grundform auf *-ŏ(t).

B. *-ō.* Die Vertretung des gestossenen *-ō* ist got. *-a,* in den übrigen Dialekten *-u,* das nach langer Silbe abfällt.

a) Nom. Sg. Fem. der *ā*-Stämme: got. *giba,* anord. *gjǫf,* ags. *ȝiefu,* ahd. nur im Pronomen erhalten *siu, diu, desiu,* lit. *rankà,* gr. τιμή.

b) Nom. Akk. Plur. Neutr.: got. *juka,* anord. *fǫt,* ags. *fatu,* ahd. *diu, siu, desiu,* lit. *keturió-lika.* Den Nom. Plur. Neutr. sehe ich auch in got. *meina, þeina, seina.* In den übrigen Dialekten ist das vorauszusetzende *-u* lautgesetzlich geschwunden. Torp Lehre vom geschlechtslosen Pronomen 28 f. sieht in got. *-a* eine angetretene Partikel, die im West- und Nordgermanischen fehlt, was mir nicht glaublich ist, da hinter ahd. *mīn* ein Vokal abgefallen sein muss.

c) 1 Sing. Praes. got. *nima,* anord. in *kǫllo-mk,* ags. *niomu,* ahd. *nimu,* lit. *vežù.*

d) Nom. Dual. Mask. hat Kluge in ags. *nosu, duru* gesehen, Möller KZ. XXIV 429 in isländ. *tjogu* angenommen (vgl. Kluge Pauls Grr. I S. 384), lit. *vilkù,* gr. θεώ.

Man hat hierher auch den Instr. Sing. Mask. ahd. *tagu* gestellt. Ob got. *daga* gleich dem ahd. Instrumental auf *-u* ist, kann man nicht sicher wissen, da andre Erklärungsarten möglich und wahrscheinlicher sind. Ahd. *tagu* wird wegen der Bedeutung ein Instr. sein müssen; auf *-ōm* wie lit. *vilkù* kann es, wie wir gesehen haben, nicht zurückgehen, auf die Nebenform auf *-õ* ebenfalls nicht. Wir beseitigen diese Schwierigkeiten am besten, wenn wir annehmen, dass von der Form *-ōm* der gestossene Akzent auf *-ō* übertragen wurde. Daneben muss man beachten, dass der Instrumental der konsonantischen Stämme auf *-u* aus *-m̥* auslauten musste, das nach

kurzer Silbe erhalten blieb. Die *o*-Stämme können in diesem Falle recht wohl die Kasusendung von den konsonantischen Stämmen entlehnt haben, wie dies im Slavischen im Gen. Plur. angenommen wird.

Dieselben Gründe gelten durchaus für den Instr. Sing. Fem. anord. *gjǫf*, ahd. *gebu*. Die Ansicht Joh. Schmidts, dass diese Form den urindogermanischen Dativ auf *-ā* (Nebenform von *āi*) fortsetzte (Festgruss an Böhtlingk 102 Anm.), ist zu unsicher, um hier in Betracht zu kommen. Sie streitet auch durchaus mit den Auslautsgesetzen: *ā* hätte ahd. nur *o* geben können. Dagegen die Gleichsetzung mit got. *gibai* sich ebenfalls schwere Bedenken regen, so müssen wir wohl eine Grundform auf gestossenes *-ō* ansetzen, eine Kompromissbildung aus *-om* und *-ō*.

Ausserdem erscheint noch *-u* in ahd. *demu*, got. *þamma*, das man mit ai. Abl. *tasmat* vergleicht (vgl. Brugmann Grr. II § 423 S. 784), *tasmāt* ist indessen selbst eine Neubildung. Der ursprüngliche Ablativ, wie er noch in Adverbien ai. *tāt*, *yāt* vorliegt, hatte das *-sm* nicht. Daher kann diese Gleichung nicht als hinreichend sicher betrachtet werden. Ob *demu* got. *þamma* entspricht, ist nicht gewiss, woher es aber stammt, lässt sich schwer sagen. Vielleicht spielt hier die Unbetontheit eine Rolle, worauf das einfache *m* weist.

§ 22. 2. urgerm. *-ẽ* und *-ē*.

A. *-ẽ* liegt vor in den gotischen Adverbien auf *-ē*. *ƕadrē* 'wohin', *jaindrē* 'dorthin', *hidrē* 'hierher', *simlē* 'einst', *untē*, *þandē* 'wann', die ebenfalls ablativischer und instrumentaler Herkunft sein werden. Bei den ersten drei scheint mir die ablativische Herkunft sicher, da sie im engsten Zusammenhang mit den Adverbien auf *-þrō* stehen. *-þrō* und *-drē* zeigen nicht nur Vokalablaut, sondern auch grammatischen Wechsel, der auf Akzentwechsel weist. Die ursprünglichen Formen waren also *χu̯áþrō(d)* 'woher', *χu̯adrḗ(d)* 'wohin'. Das stösst die Ansetzung eines Ablativs auf uridg. *-ād* nicht um. *-ād* wurde im Germanischen zu *-ōd*, fiel also mit den übrigen *-o*, die im Ablaut zu *-ē* standen, *dagē—tago*, *hana—hano*, zusammen, und nun konnte recht wohl eine Neubildung stattfinden. Auf diese weist auch die Thatsache, dass die Dialekte in dieser Bildung sehr auseinandergehen. Im Nordischen entspricht *þa-dra*, *hē-dra* genau got. *ƕadre*, *hidrē*, ags. heisst es dagegen *hider*, *þider*. Das schleifende *-ẽ* kann natürlich nicht abgefallen

sein, wohl aber irgend ein andrer Vokal. Das anzunehmen ist indessen nicht unbedingt nötig. *hider*, *þider* können urgermanische endungslose Formen sein = lat. *citer*. In den ahd. Formen fehlt dagegen der *t*-Laut, sie heissen *hera*, *wara*, *dara*. Ihr *-a* kann dem got. *-ē* entsprechen, wie *wanta*, *danta* = got. *þandē* sind. Am besten können wir alle diese Formen vereinigen, wenn wir neben einander **-ter* und *-rē* als Endung ansetzen. Diese beiden liegen im Ags. und Ahd. noch vor, während die got. und nord. Formen Kompromissbildungen wären.

Als Resultat erhalten wir jedenfalls, dass *-ẽ* im Ahd. als *-a* und ebenso im Altnord. vertreten ist. Da *-õ* im Ahd. als *-o* erscheint, so können wir die beiden Fälle dahin zusammenfassen, dass *-ẽ* und *-õ* wie die Vokale in haupttonigen Silben behandelt werden.

B. *-ē* haben wir im Lokativ der *i*-Stämme anzusetzen. Ich vermute, dass es got. zu *-a* wurde. Dat. der *i*-Stämme *balga*, *gasta* aus *ē*. Dem entsprechend haben wir im Westgermanischen *-e* zu erwarten, von dem wir vermuten dürfen, dass es nach langer Silbe wie *-u* schwinden musste. Ob dies *-e* in Formen wie ahd. *chume* erhalten ist, lässt sich kaum entscheiden. Ferner stand *-ē* wahrscheinlich in der 3 Sing. Praet. der schwachen Verba got. *nasida*, anord. *-e*, *-i*, *safnade*, *svafde*, urnord. *w(o)rta* (Etelhem), *wurte* (Tjurkö), *urte* (Sölvesberg). Im Westgerm. ist die erste Person für die dritte eingetreten. *-ē* (oder *-ō*) sehe ich ferner in den Adverbien *iupana* 'von oben', *ūtana* 'von aussen', *innana* 'von innen', *aftana* 'von hinten'. Die Endung *-nē*, die in allen diesen Worten steckt, hat Joh. Schmidt KZ. XXVII 291 mit *-ne* in lat. *superne* 'oberwärts, von oben her' verglichen, aind. *vi-nā*. Ferner könnte dies *-ne* in *inde*, *unde* aus **i-dnē*, **u-dnē* stecken, *-e* wäre lautgesetzlich abgefallen in anord. *hvadan*, *þa-dan*, *hē-dan*, *wes-tan*, *aus-tan*, *nor-dan*, ags. *eās-tan*, *westan*, *nor-dan*, *sū-dan*, 'von Osten u. s. w. her'. Das Suffix *-dan-* ist wohl verwandt mit dem gr. -θεν in οὐρανό-θεν. Grundform *-tha*n-*.

§ 23. **3.** urgerm. *-ī* und *-ĭ*.

A. *-ī* könnte vorliegen in got. *managei*, doch kann dies natürlich auch nach dem Verhältnis *tuggō*, *tuggōns* neu gebildet sein.

Wahrscheinlicher ist dagegen, dass *-ĩ* in der Partikel *-ei* in *sa-ei, þat-ei, suns-ei* 'sobald als', *faúrþiz-ei* 'bevor' anzunehmen ist. Ich halte diese Partikel für einen Instrumental auf *-ĩ*, Nebenform zu *-īm*. Sie kann aber auch Lokativ auf *-eĩ* sein.

B. *-ī*. Nom. Sing. der *i̯ē*-Stämme, got. *bandi, frijōndi,* uridg. *-ī*, ai. *br̥hatī́*, av. *barenti*, lit. *vežanti*.

Im Westgermanischen musste dies *-ī* nach langer Wurzelsilbe schwinden. Wie weit in den endungslosen ahd. Nominativen (*Brunihilt, Hiltigund*) diese Formen stecken, ist nicht festzustellen, da andre Erklärungen möglich sind.

§ 24. 4. *-ũ* und *-ū*.

A. Für *-ũ* kenne ich keine Beispiele.

B. *-ū* fällt wgerm. nach langer Silbe ab. Ahd. *swigar*, uridg. **su̯ek̂rū*.

Eine kurze Bemerkung erfordert noch das Altnordische. Es lässt sich hier keine sichre Entsprechung von urgerm. *-õ* und *-õn* nachweisen. Die Adverbien auf *-a* setzen wir besser den ags. auf *-æ* gleich, den Gen. Plur. der Mask. dem got. *-ē*, und da nun *-a* die alleinige Endung des Gen. Plur. bei allen Klassen ist, so kann dies wohl auf einer Übertragung von Seiten der Maskulina beruhen. In allen sonstigen Lautwandlungen stimmt das Altnordische zum Westgermanischen, und daraus dürfen wir schliessen, dass *-õ* und *-õn* im Nordischen wie im Ahd. durch *-o* vertreten wäre. Wenn sich Beispiele beibringen liessen, könnte diese Ansicht natürlich auf grössere Sicherheit Anspruch machen.

§ 25. Aus dem bisher Angeführten geht zur Genüge hervor, dass bei schleifendem Ton zwischen den Vokalen im absoluten Auslaut und den ursprünglich nasalierten kein Unterschied in der Behandlung sich findet. Wir können also über die Zeit des Abfalls des Nasals bei geschleiftem Akzent von dieser Seite nichts behaupten. Dagegen ist sicher, dass *-ō* und *-ōn* verschieden behandelt werden, dem ersten entspricht wgerm. *-u*, got. *-a*, dem andern ahd. *-a*, got. *-au* (?), und dieses *-a* scheint nirgends zu schwinden, so dass also der Nasal in diesem Falle die Länge erhalten haben muss.

Wir müssen uns daher im weiteren mit der Frage beschäftigen, wie weit bewahren in andern Fällen schliessende

Konsonanten die Länge? Ist die Erhaltung einer Länge in solchen Fällen dem schliessenden Konsonanten oder der schleifenden Betonung zuzuschreiben? Die Frage ist ziemlich schwierig, da das Material recht beschränkt ist.

Für Silben mit schliessendem *-r* sind zuerst die Verwandtschaftsnamen heranzuziehen, die uridg. auf *-ēr* und *-ōr* auslauteten.

Streitberg hat die ansprechende Gleichung got. *fadar*, ahd. *fater* aufgestellt. Dazu fügte Brugmann got. *ƕar*, ahd. *hwer-gin*, *þar—der*. Beide Formationen gehen auf *-ēr* zurück. Daraus dürfen wir schliessen, dass *-r* die Verkürzung nicht aufhielt.

Ob im Germanischen noch Formen auf *-ōr* bestanden haben, ist sehr zweifelhaft. Im Got. finden wir durchweg *-ar*, *fadar*, *brōþar*, *daúhtar*, *swistar*, im Nordischen gewöhnlich *-er*, *fađer*, *mōđer*, im Ahd. ebenfalls *-er*, im Ags. dagegen *fæder* gegenüber *brōdor*, *mōdor*, *dothor*, *sweostor*. Ich glaube aber keineswegs, dass dies alte Formen auf *-ōr* sind. Hielt *-r* die Verkürzung nicht auf, so musste *-e*, wie alle andern gestossenen Vokale nach kurzer Silbe erhalten bleiben, nach langer schwinden. Wir hätten also ags. *fæder* und **brōđr* zu erwarten. Aus letzterem musste sich notwendig *brōdor* entwickeln (vgl. Sievers Ags. Gramm. [2] § 187 f.). So erklärt sich ebenfalls ahd. *bruodar*, das nur vereinzelt vorkommt. Das Ahd. gleicht auch hier viel stärker aus als das Ags. Im Nordischen muss dieser Svarabhakti-Vokal als *-u* auftreten, und wir finden dem entsprechend altschwedische Formen wie *faþur*, *mōþur*, von denen nur die zweite lautgesetzlich war.

Dagegen hatte das Wort für Wasser gr. ὕδωρ, lit. *vandũ*, wie wir oben nachgewiesen zu haben glauben, schleifenden Ton. Wir finden im ahd. *wazzar*, as. *watar*, ags. *wæter*. Da es kurze Wurzelsilbe hat, kann es nicht synkopiert sein. Wir können es daher gleich ὕδωρ setzen. Wie aber gestossenes *-ōr* behandelt ist, dafür fehlen Beispiele. Die Wandlung von *-ōr* zu ahd. *-ar*, ags. *-er* steht mit dem im Einklang, was wir bei den *s*-Silben finden.

Bei diesen sind folgende Gleichungen ziemlich allgemein angenommen:

Gen. Sg. Fem. got. *gibōs*, ahd. *geba*, ags. *ʒiefe(æ)*, an. *fjadrar* aus *-ōs*.

Nom. Akk. Plur. Fem. got. *gibōs*, ahd. *geba*, ags. *ʒiefe(æ)*, an. *fjadrar* aus *-ōs*.

Nom. Plur. Mask. *dagōs*, ahd. *tagā*, ags. [*dōmas*], an. *armar* aus *ōs*.

Wie man sieht, stimmen diese Gleichungen zu ahd. *wazzar*, ags. *wæter*, und wir haben keinen Grund von ihnen abzugehen. Nicht im absoluten Auslaut stehendes *-ō* wird anders behandelt als das im reinen Auslaut. Möglicherweise könnte man aber dem *-s* und *-r* den Lautwandel zuweisen.

Nun gab es im Uridg. nur 2 Fälle, in denen gestossenes *-ōs* auftrat, der eine ist das Partizipium Perf. und die Komparative auf *-u̯ōs* bezw. *-i̯ōs*, der andre gewisse *es*-Stämme mit dem Nominativ auf *-ōs*.

Die ersten kommen im Germanischen nicht in Betracht, da ihre Nominative durchaus durch Systemzwang beeinflusst sein können, dagegen ist die zweite Kategorie von Wichtigkeit. Bekanntlich stehen im Germanischen neben alten *es*-Stämmen scheinbar *i*- und *u*-Stämme, so ahd. *sigi*, ags. *sige*, m. 'Sieg', ahd. *sigu*, *sigo* neben ags. *sigor*.

Brugmann Grr. II § 132 S. 395 hält es für geraten, in diesem Falle alte *i*- und *u*-Stämme neben den *es*-Stämmen anzusetzen. Dies scheint mir indessen nicht unbedingt nötig zu sein. Die Bemerkung, dass der Übertritt in das Geleise der *i*-Stämme wegen *Segi-merus*, *Segi-mundus* schon um Christi Geburt geschehen sein müsse, kann man wohl mit dem Hinweis begegnen, dass dieser Stamm *Segi-* nur vor *-m* erscheint (daneben steht *Segestes*) und also aus **Segizmerus* lautgesetzlich entstanden sein kann, denn *-zm* wurde zu *-mm*, das nach unbetonter Silbe vereinfacht wurde, vgl. *demu* = got. *þamma* aus **tasmō-*. Streitberg P.-B. Btr. XV 509 ff., der auf dieselbe Annahme kam, macht noch auf *Thusnelda* neben *Thu-melicus* aufmerksam. Für die *u*-Formen hat Joh. Schmidt Neutra 152 ff. einen Fingerzeig gegeben. Er setzt **sigōs*, das zu *sigor* wurde, voraus, mit Abfall des *-r* entstand *sego*, "das in die Komposition drang: *Sego-bert*, *-ald*, *-ard*, *Seco-fred* und nach Verkürzung seines *o* mit dem geschlechtlich unbestimmbaren indogermanischen *u*-Stamm zusammenfiel, welcher in skr. *sáhu-ri* 'siegreich', ἐχυ-ρός, ὀχυ-ρός

und in got. *sihu* vorliegt." Eine solche Annahme lässt sich lautgesetzlich kaum begründen, abgesehen davon, dass recht verwickelte Analogiebildungen nötig wären, sie durchzuführen.

Nehmen wir dagegen an, dass *-ōs* genau wie *-ō* behandelt wurde, so wäre *u* in ahd. *sigu, situ* die regelrechte westgermanische Fortsetzung des gestossenen *-ō*. Ist diese Ansicht richtig, was allerdings keineswegs sicher ist, so wäre damit der Beweis geliefert, dass auch die Länge vor dem *-s* in got. *gibōs* u. s. w. durch den schleifenden Ton und nicht durch den Konsonanten erhalten ist.

§ 26. Ahd. *-a*, ags. *-e (æ)* ist aber, wie es scheint, nicht der einzige Vertreter von got. *-ōs*.

Brugmann (Grr. II § 315 S. 663) setzt Nom. Plur. Fem. der *ā*-Stämme got. *gibōs* = ahd. alem. *kebo*, ags. *ʒiefa*, und sieht den Ausgang *-ōs* ferner erhalten in ahd. *deo, dio*. Er muss deswegen *-a* von den *ie̯*-Stämmen übertragen und weiter den Nom. Plur. Mask. von dem Femininum herübergenommen sein lassen (Grr. II § 314 S. 662). Das ist eine Fülle von Analogiebildungen, an die es schwer wird zu glauben. Aber ein Punkt ist daran vor allen andern bedenklich. Neben der Analogiebildung *geba* hat sich noch im Nom. Plur. Fem. die ursprüngliche Form auf *-o* erhalten. Man fragt erstlich, warum nicht auch im Mask.? Diese Form muss doch notwendig jünger sein als die Femininform, und man dürfte daher erwarten, bei ihr noch mehr Reste der alten Form zu finden als dort. Aber das ist nicht der Fall, und darum bleibt diese Analogiebildung unwahrscheinlich. Wir müssen auch zu einer Analogiebildung unsre Zuflucht nehmen, aber zu einer, die sich ganz im Rahmen der sonstigen bewegt.

Wir finden die Form auf *-o* im Ahd. allgemeingültig im Nom. Plur. Fem. der Adjektiva und Pronomina: *blinto, dio*. Im Ags. erscheint *-a* für *-e* im Substantivum, Adjektivum und Pronomen: *ʒiefa, ʒōda, dā*. Die Form auf *-a* ist beim Substantivum aber nicht die älteste. Sie fehlt in den frühsten Quellen (vgl. Sievers Ags. Gramm.[2] § 252 Anm. 3). Das ist doch schon ein schwerwiegender Grund gegen ihre Ursprünglichkeit. Ags. *dā* entspricht genau got. *þōs*. Das *-ā* ist im Ags. hier wegen des Hochtones nicht zu *-æ* abgeschwächt, und ebenso ist ahd. *dio* zu beurteilen, nur dass wir die dem Ags. und Got. entsprechende Form **dō* als ursprünglich zu

Grunde legen müssen. Diese pronominale Form ist zunächst in beiden Sprachen auf das Adjektivum übertragen, ahd. *blinto*, ags. *ȝoda*, dort ganz, hier nahezu zur Alleinherrschaft gelangt. Das ist genau derselbe Vorgang, wie ihn für gotisch *blindai* anzunehmen keiner Bedenken trägt. Dieses hat sein *-ai* von *þai* erhalten.

In beiden Sprachen ist auch das Substantivum angegriffen worden; im späteren Ags. ist die Pronominalform auch hier völlig durchgedrungen, im Ahd. bleibt es dagegen bei Versuchen. Die allein berechtigte Form behält den Sieg. So erklärt es sich einfach, weshalb nicht im Gen. Sing. im ahd. *-o*, ags. *-a* erscheint, und ebenfalls nicht im Nom. Plur. Mask., denn hier lauteten die Pronominalformen anders.

Nom. Plur. der Mask. *o*-Stämme lautete ags. auf *-as dōmas*. Hier ist offenbar das *-a* wegen des erhaltenen *-s* nicht zu *-æ* geschwächt, vorausgesetzt, dass diese Form mit der got. und ahd. identisch ist.

§ 27. Ein andrer langer Vokal erscheint im Nom. der *i̯o*-Stämme. Streitbergs Abhandlung (P.-Br. Btr. XIV 165 ff.) hat hier vieles aufgeklärt. Er hat nachgewiesen, dass got. *hairdeis* nur aus *-īs* zurückgehen kann; wie das Litauische ausweist, hatte diese Endung schleifenden Ton. Der Vokal musste deshalb in allen Dialekten erhalten bleiben. Es hindert also von dieser Seite nichts ahd. *hirte*, ags. *ende*, altn. *hirdir* auf *-īs* zurückzuführen. Aber die Gegeninstanz, ein Fall auf *-īs*, fehlt hier wieder.

Ebenso könnte lautlich an. *rīki*, ags. *rīce* ein altes *-īm* vertreten. Sicher ist das nicht, denn diese Formen könnten auch aus **rīki̯iom* erklärt werden. Dass sie auf dieselbe Grundform wie got. *kuni*, *reiki* zurückgehen, vermag ich Streitberg nicht zuzugeben. Diese können nur auf *-i̯om* oder *-im* zurückgeführt werden. Für Westgermanisch müssen wir aber *-i̯iom* oder *-īm* ansetzen, da ich unter andern Verhältnissen nicht an die Erhaltung des sekundären *-i* glauben kann.

Die Ansetzung von *-im* als gotische Grundform für *kuni* bedarf einer kurzen Begründung. Nachdem Sievers nachgewiesen hat, dass im Westgerm. die kurzen Vokale nach langer Silbe abfallen, nach kurzer erhalten bleiben, denen die aus langen Vokalen durch gestossenen Ton verkürzten Silben hinzuzufügen sind, hat Axel Kock P.-Br. Btr. XIV 53 ff. das-

selbe Grundprinzip für das Altnordische behauptet. Streng beweisen lässt sich diese Annahme ja nicht, aber wir erlangen dadurch eine Einheitlichkeit, die sehr willkommen ist. Mir ist dieselbe Annahme schon seit langer Zeit für das Gotische wahrscheinlich. Das Gotische weicht bekanntlich darin ab, dass es bei den *u*-Stämmen wie es scheint, das *u* nach langer und kurzer Wurzelsilbe bewahrt, das *i* dagegen in beiden Fällen synkopiert.

Einer Sprache, die so grosse Tendenz zur Uniformierung hat, dass fast der ganze grammatische Wechsel ausgeglichen ist, kann man es auch zutrauen, dass sie in diesem Falle starke Analogiebildungen vorgenommen hat, wenn sich Fälle finden, die mit dem Gesetz der andern Sprachen übereinstimmen. Für die Synkope des *u* ist von Kahle Zur Entwicklung der kons. Deklin. im Germ. S. 3 auf *tagr* hingewiesen, das sicher ein alter *u*-Stamm war skr. *aśru*, lat. *dacruma*, gr. δάκρυ.

Ferner befinden sich unter den *u*-Stämmen verhältnismässig sehr häufig gebrauchte kurzsilbige: *sunus*, *magus*, *hairus*. *fōtus*, *tunþus*, vielleicht auch *handus* waren ursprünglich konsonantische Stämme. Auch ist bei dem Femininum die Entstehung aus *-ūs* in Betracht zu ziehen, vgl. *qaírnus* = abg. *žrъny*.

Dann muss der Akkusativ der konsonantischen Stämme got. *brōþar*, *nasjand*, *naht*, *guman* hier berücksichtigt werden, der am einfachsten aus *-m̥* zu *-um* erklärt wird. Wir werden dadurch einer Fülle von Analogiebildungen überhoben.

Von den femininen *i*-Stämmen ist die Mehrzahl langsilbig *ansts*, *qēns*, *dails*, *wēns*, *nauþs*, *siuns*, *sōkns*, *táikns* u. s. w. Unter den Worten, die Braune (Got. Gr. § 103) anführt, findet sich kein einziges kurzsilbiges. Von den maskulinen Stämmen ist aber zu bemerken, dass sie im Sing. genau wie die *o*-Stämme flektieren, also gar nichts für Synkope beweisen.

Dagegen kommt folgendes in Betracht:

Sämmtliche *i̯o*-Stämme, für die Streitberg den Nom. auf *-is* ansetzt, sind ebenfalls langsilbig, so *skauns*, *anasiuns*. **nuts* ist nicht belegt, sondern nur *unnuts*, das aber mit den langsilbigen wegen der Zweisilbigkeit auf einer Linie steht. Ferner müssen die alten *s*-Stämme herbeigezogen werden. Dieselben sind im Gotischen in die *o*-Deklination übergeführt,

agis n., *gadigis* n., *hatis*, *rigis*, *rimis*, *sigis*, *skaþis* (vgl. v. Bahder Verbalabstrakta 54). Die germanischen Verhältnisse scheinen mir darauf hinzuweisen, dass die ursprüngliche Abstufung N. *-os*, Gen. *-esos* zu *-es*, *-esos* ausgeglichen ist; *-es* wurde zu *-is* und diese Formen liegen regelrecht in den gotischen Nominativen vor. Es ist aber auffallend, dass *-is* nur nach kurzer Wurzelsilbe sich findet. Sollte das ein Zufall sein?

Ferner müssen wir gewisse Komparativadverbien auf *-is* zurückführen, *mins*, *wairs*, *þana-seiþs*, aber das sind wieder nur langsilbige. Wir können also soviel mit Sicherheit behaupten: ein einwandfreies Beispiel, dass *-i* nach kurzer Wurzelsilbe im Gotischen synkopiert ward, ist noch nicht beigebracht. Bis das geschehen ist, dürfen wir auch **kunim* als lautgesetzliche Grundform für *kuni* annehmen und **haris* für *harjis* voraussetzen.

§ 28. Einen weiteren Beweis für die Wirkung des gestossenen und schleifenden Tones hat Hanssen in der Behandlung des uridg. *-o̯i* im Gotischen gesehen: schleifendes *-ai* bleibt im Got. als *-ai*, gestossenes wird *-a*. Nachdem wir oben nachgewiesen haben, dass die Akzentqualitäten in germanischen Endsilben noch vorhanden waren, muss man es a priori auch für *-ai* voraussetzen. Es kommt folgendes Material in Betracht.

o͂i̯: Lok. Sing. uridg. *-o͂i̯*, ahd. *wulfe*, got. *[daga]*, 3 Sing. Konj. got. *bairai*, ahd. *gebe*, ags. *helpe*, anord. *falle*, *-i*, gr. φέροι, εἵποι.

-ōi̯: 3 Sing. Pass. got. *haitada*, gr. φέρεται. Brugmann lehnt diesen Lautwandel wegen got. *daga*, ahd. *tage* ab. Hanssen ist diese Ausnahme natürlich auch aufgefallen. Er weist darauf hin, dass im Idg. Lokative mit schleifendem und gestossenem Ton neben einander bestanden haben. Das Unberechtigte dieser Annahme glaube ich oben zur Genüge nachgewiesen zu haben. Der Lokativ der *o*-Stämme hatte im Idg. durchweg schleifenden Ton, der der *i*-Stämme gestossenen. Got. *daga* ist offenbar mehrdeutig. Man hat es vielfach als Instrumental gefasst = ahd. *tagu*. Wir führten es oben auf *-ēm* zurück.

Andrerseits könnte *daga* auch ein Lokativ sein, der von den *i*-Stämmen *fiska* herübergenommen ist. Dass die *o*-Stämme auch einmal von den *i*-Stämmen empfangen haben, liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit. Im Westgermanischen haben

wir den umgekehrten Vorgang anzunehmen. Hier ist *gaste* die Form der *o*-Stämme. Die einzige Sprache, die die beiden Stammklassen im Lok. auseinanderhält, ist das Altnordische. Die *o*-Stämme haben regelmässig *-e, -i*: *arme,* urnord. belegt in *-đaude* (Björketorp), *-kurne* (Tjurkö), *hulmi* (Högby), — diese Endung muss ahd. *-e* in *wulfe* entsprechen. Die *i*-Stämme sind endungslos und können ohne Bedenken auf *-ē* mit got. *fiska* zurückgeführt werden (*gest, stađ, elg*).

Bei der vielfachen Berührung, die zwischen *o*- und *i*-Stämmen vorhanden war, hat auch hier selbstverständlich Übertragung stattgefunden. So findet sich bei den *o*-Stämmen zuweilen ein endungsloser Lokativ. Doch möchte ich die Lokative der *i*-Stämme auf *-e* nicht so erklären, sondern ich sehe in *funde* m. 'Zusammenkunft', *brūde* f. 'Braut' die Reflexe von got. *anstai* (Streitberg Komp. 25). Soweit dürfte die Sache glaublich erscheinen. Joh. Schmidt KZ. XXVII hat aber auf folgende Entsprechungen aufmerksam gemacht:

Got. *uta*, ahd. *ūze*, ags. *ūte*, an. *ūti*,

got. *inna, iupa* mit denselben Entsprechungen. Hierauf gründet er die Vermutung, dass *-ai* im Got. zu *-a* geworden sei. Aber unüberwindlich scheint mir diese Schwierigkeit nicht zu sein. Die got. Adverbien können von dem Lok. der *o*-Stämme neu beeinflusst sein. Wir dürfen aber auch annehmen, dass in got. *uta, inna, iupa* alte Lokative auf *-ē* oder *-ō* stecken (got. *ƕar* aus **ƕē-r*, gr. ἄνω, κάτω), dass die west- und nordgermanischen Formen dagegen die durch *-i* erweiterten Lokative auf *-oĩ* sind.

Für die Annahme, dass gestossenes *-ai* zu *-a* wird, führt man *haitada,* φέρεται an, und hinzuzufügen ist vielleicht 1 Dual. Opt. *nimai-wa,* abulg. *nesě-vě.*

Für *-oĩ* = *ai* ist im Got. nur ein Beispiel vorhanden: 3. Sing. Opt. *bairai* = φέροι, lit. *te-sukẽ*. Brugmann hält dies für nicht ganz einwandfrei, da *nimai* nach *nimais, nimaima* neugebildet sein könne für **-nima.*

Indessen ist dagegen die Frage aufzuwerfen, warum in 3 Sing. Opt. Praet. *nēmi* nicht das *-ei* nach *nēmeis, nēmeima* restituiert ist. Dass die 3 Sing. Opt. *nima* mit der 1 Praes. Ind. zusammengefallen wäre, kann doch kaum ein hinreichender Grund sein. Ich halte deshalb *nimai* für einwandfrei genug, um die Behauptung, schleifendes *-ai* blieb im Got. *-ai,*

als wahrscheinlich aufrecht zu erhalten. Anord. entspricht *-e*, *-i*, 3 Sing. Konj. *skjōte*.

Bei Nom. Plur. Mask. *blindai* kann man daran denken, dass *-ai* nicht nur von *þai* beeinflusst ist, sondern dass genau wie im Litauischen die verdrängte Endung *-ōs* der neuen Endung den Zirkumflex gegeben hat.

Ich stelle zum Schluss die Ergebnisse in Form einer Tabelle zusammen.

urgerm.	gotisch	altnordisch	althochdeutsch	angelsächsisch
ō[1])	*a. giba, juka, nima*	*u. gjǫf, fǫt, kǫllomk, tjogu*	*u. siu, cunniu nimu*	*u. ȝiefu, fatu, niomu, nosu*
ē[1])	*a. fiska*	*e, i. gest.*	*e. chume*	*e. stede*
ī	*i. frijōndi*	**i.*	**i.*	**i.*
ū[1])	**u.*	**u.*	**u.*	**u.*
õ[2])	*ō. hvaþrō, galīkō, tuggō, watō*		*o. berhto, hana, nefo*	*a. ānunga, hona*
ẽ	*ē. hidrē, þandē*	*a. hēdra*	*a. hwanta*	
ĩ	*ei. þat-ei, managei*			
ōn[2])	*au bairau, bairandau, þau*	*a. spaka, gata hjarta, vīda, orta*	*a. geba, zunga, herza, nerita*	*æ. ȝiefe, tunȝe, eaȝe, sōde, nerede*
ēn[2])	*a. hana, daga bandja, haba*	*i. hani, hefe*		*dæȝi*
õn	*ō. gibō*		*o. tago*	*a. daȝa*
ẽn	*ē. dagē*	*a. arma*	*a.* alts. *kinda*	
ĩn		*i. rīki?*		*i. rīke?*
ōs			*u. sigu?*	*u. siȝu?*
õs	*ōs. gibōs, gibōs, dagōs*	*ar. fjadrar, fjadrar, armar*	*a. geba, geba, taga*	*æ. ȝiefæ, ȝiefæ, dōmas?*
ēr	*ar. fadar, þar*	*er. fader*	*er. fater*	*er. fæder*
õr			*wazzar*	*wæter*
aī̯	*a. haitada*			
aĩ̯	*ai. bairai*	*e. arme, skjōte*	*e. wulfe, bere*	*æ. dōme, binde*

1) *ō ē ī ū* fallen nach langer Silbe im West- und Nordgermanischen ab.

2) Man beachte den Parallelismus *õ* got. *ō*, ahd. *o*.
ōm got. *au*, ahd. *a*.
ēm = got. *a*, anord. *e*.

Die Akzentqualitäten und der Sandhi im Uridg.

§ 29. Andre Sprachen, als die bisher besprochenen, in denen sich die beiden Akzentqualitäten noch nachweisen liessen, sind nicht vorhanden. Im Lateinischen und Keltischen habe ich keine Spur entdecken können, auch das Slavische bietet, wie leicht zu sehen ist, nur ein negatives Resultat. Wir haben also nunmehr das vollständige Material vor uns, und können daher die Frage behandeln, ob der uridg. Sandhi der langen Diphthonge von der Akzentqualität abhängig ist. Wir haben im vorhergehenden Teil unsrer Arbeit angenommen, dass *i̯*, *u̯*, *r* und *n* nach α^x im Idg. geschwunden sind. An der Richtigkeit dieser Annahme für eine Reihe von Fällen kann heute kaum jemand zweifeln, wohl aber gehen die Meinungen über die Frage, welche Fälle denn unter dies Gesetz gehören, mannigfach auseinander.

Zuletzt hat sich über diese Frage Rud. Meringer BB. XVI 221 geäussert in einem Aufsatz, betitelt: Sandhi oder Ton? d. h. weiter ausgeführt: Ist die Ursache des Schwindens des zweiten Bestandteiles der langen Diphthonge dem Sandhi zuzuschreiben oder dem gestossenen Ton? Meringer erörtert alle Möglichkeiten, die in Betracht kommen, ausführlich genug. Seine Resultate sind folgende: die Annahme Bezzenbergers, dass die gestossenen langen Diphthonge stets ihren zweiten Komponenten verlieren, ist nicht durchführbar. Es finden sich zahlreiche Fälle, in denen der zweite Komponent erhalten ist, umgekehrt gibt es Fälle, in denen bei schleifender Betonung Verlust des zweiten Teiles eintritt.

Auch eine zweite Fassung, eine Verschmelzung der Sandhi- und der Akzenttheorie scheint ihm nicht annehmbar: "Gestossener langer Diphthong verlor im Uridg. vor Konsonant desselben Wortes oder konsonantischem Beginne des nächsten im Satze den Halbvokal (und ebenso bei *r*, *n*) während schleifender ihn immer erhielt." Er führt noch eine dritte Vermutung an. "I. Die langen Diphthonge des Hochtons *-éi̯*, *-éu̯* und ebenso *-ér*, *-én* verloren vor Konsonant den zweiten Bestandteil. II. Die langen Diphthonge des Nachtons *-ōi̯*, *-ōu̯* und ebenso *-ōr*, *-ōn* dagegen erhielten diesen unter allen Umständen." Auch diese lehnt er ab, und zwar unbedingt mit Recht, und sagt zum Schluss: "Kurz ich kann nicht finden, dass uns die

heutige Kenntnis des idg. Akzentes irgend etwas bei der Aufklärung der in Frage stehenden Erscheinungen nützt, und bleibe bei meiner Sandhihypothese, weil man mit ihr weitaus die meisten Erscheinungen erklären kann, und weil sie noch in der Überlieferung der Veda einen Halt hat."

An und für sich genommen ist nach dem, was wir bisher ermittelt haben, die Möglichkeit, dass die Qualität bei der Behandlung der langen Diphthonge eine Rolle gespielt hat, von vornherein sehr in Betracht zu ziehen. Erstlich ist es nicht wahrscheinlich, ja wir dürfen es, methodisch genommen, nicht einmal von vornherein voraussetzen, dass Vokale mit gestossenem und schleifendem Ton, — eine Unterscheidung, die sich bis tief in die einzelsprachliche Entwicklung gehalten hat, — gleichbehandelt sind. Ein *-ōm* ist einem *-õm* ebensowenig gleich als *ē* gleich *ö* ist. Zweitens ergibt sich aus dem, was wir über die Entstehung des schleifenden Tones ermittelt haben, dass er durch Kontraktion oder Synkope entstanden ist, die Möglichkeit, dass das Schwundgesetz bei den gestossenen Längen zu wirken begonnen hatte, als die schleifenden Längen noch gar nicht entstanden waren. Diese Möglichkeit deutet Brugmann beim Instr. Plur. der *o*-Stämme an.

Zu den Fällen, in denen der 'schleifende Ton' den Verlust des zweiten Komponenten verhindert hat, in erster Linie dem Instr. Plur. der maskulinen *o*-Stämme auf *-õi̯s*, kommt jetzt ein zweiter schlagender Fall, der Gen. Plur der *o*- und *a*-Stämme auf *-õm* und *-ãm* (?) gegenüber dem Nom. Sing. der *n*-Stämme auf *-ōn* und dem daraus entstandenen *-ō* und dem Instrumentalis auf *-ōm* und *-ō*. Im Gen. Plur. weist keine Sprache auf eine Form ohne Nasal, während im Nom. Sing. und im Instrumental bald Formen mit Nasal, bald ohne denselben auftreten. Wenn also *-õm* stets bleibt, *-ōm*, *-ōn* dagegen mit *-ō* wechselt, so dürfen wir das dem Einfluss des schleifenden Tones mit Berücksichtigung der erörterten Möglichkeiten zuschreiben, denn ein andrer Faktor ist in diesem Falle nicht zu spüren.

Für verfehlt halte ich es indessen aus der Thatsache, dass *-ōm* zu *-ō* wird, zu schliessen, dass auch *-ēm* in denselben Fällen zu *-ē* wurde. Eine solche Annahme stellt z. B. Bartholomae BB. XV 17 Anm. 1 auf, wenn er zu Meringers Lautgesetz: "idg. *-ōu̯* wurde vor Konsonant im Satz zu *-ō*"

hinzufügt "und *-ēu̯* zu *-ē*, *āu̯* zu *-ā*." Wir müssen vielmehr hier erst die Thatsachen befragen. Denn es kann sehr wohl möglich sein, dass die konsonantischen Bestandteile infolge ihrer Klangverwandtschaft mit dem vorhergehenden Vokal geschwunden sind, dass also wohl *-ēi̯* zu *ē* wurde, nicht aber *-āi̯* zu *-ā*, wohl *-ōu̯* zu *-ō*, nicht aber *-ēu̯* zu *-ē*, oder *-ōu̯* zu *-ō* vor allen Konsonanten, *-ēu̯* zu *-ē* aber nur vor gewissen. Ich halte also für den einzig richtigen Weg, nicht vorschnell zu verallgemeinern, sondern die Thatsachen genau zu prüfen, ein Weg, den Brugmann in allen diesen Fällen schon eingeschlagen hat. So erkennt er den Übergang von *-ēi̯* zu *-ē* durchaus an, nicht aber den von *-ōi̯* zu *-ō*. Wie weit er in seinen Annahmen Recht hat, bedarf weiterer Untersuchung. Prinzipiell scheint mir sein Weg der richtige zu sein.

§ 30. Besprechen wir jetzt die einzelnen Fälle wobei wir von vornherein Silben mit gestossenem und schleifendem Ton sondern.

1) *-ēi̯* wird zu *-ē* im Lok. Sing. der *i*-Stämme, Lok. Sing. aind. *agnā́*, lit. *szalè*, got. *fiska*. Ferner lat. *rēs* aus *rēi̯s*, aind. *rās* 'Gut, Schatz', aind. Nom. Plur. *rāyas*. In got. *anstai* ist wahrscheinlich das *-i* erhalten. Es könnte allerdings auch aus dem Lokativ auf *-ē* mit der angetretenen Lokativpartikel *-i* entstanden sein.

2) *-ōi̯* zu *ō*. Diesen Lautwandel hat Joh. Schmidt wahrscheinlich gemacht (KZ. XXVII 370), vgl. ai. *sákhā* aus *sakhōi̯*, gr. Πυθώ. Diese Nominative hatten natürlich gestossenen Ton, wie wir oben gesehen haben. Daneben finden sich im Griechischen, wie Danielsson (grammatiska anmärkningar II om de grekiska substantiverna med nominativändelsen -ώ, Upsala 1883) bemerkt, auch alte Formen auf -ῳ die aus einer Zeit stammen, wo *ōi* noch nicht zu *ō* geworden war, nämlich Ἀρχιῴ Röhl 415. Μερεκρατῴ 433, beide von Melos, (vgl. G. Meyer Gr. Gr.[2] S. 315).

Auch in diesem Falle lässt sich offenbar keine sichere Entscheidung geben, ob hier die alte Satzdoublette vorliegt, oder ob, wie Joh. Schmidt KZ. XXVII 377 will, der Nom. auf -ωι zu dem Vokativ auf -οῖ nach dem Verhältnis der Nominative -ων, -ην, -ωρ, -ηρ, -ηϲ zu den Vokativen auf -ον, -εν, -ορ, -ερ, -εϲ neugebildet ist.

Ein andrer Fall, in dem *-ō-* aus *-ōi̯* entstanden sein kann,

ist 1 Sing. Praes. Akt. auf *-ō*. Ein Kontraktionsprodukt, wie Osthoff will, kann sie nicht sein, da ahd. *nimu*, lit. *sukù* auf gestossenen Ton weisen. Ebenso wenig kann es auch aus *-ōm* entstanden sein, wie ich längere Zeit annahm, da auch dieses zu *-ō* geworden wäre. Setzen wir *-ōi̯* an, so ist das Ablaut zu aind. *-ē* in *bhavē*, das dann wahrscheinlich = *əi̯* ist.

In diesem Falle, der wegen seiner Isolierung schliesslich das meiste Gewicht hätte, wenn die angenommene Entstehungsart richtig wäre, ist von *i̯* keine Spur mehr zu entdecken.

Gegen die Annahme, dass *i̯* nach *ē* und *ō* (nach *ā* fehlen Beispiele) im idg. Auslaut durchweg geschwunden ist, lassen sich sichere Instanzen nicht anführen. Aber wir können dem vorliegenden Material auch keine absolute Beweiskraft zusprechen.

Ganz anders liegt die Sache bei den schleifenden *i*-Diphthongen.

1) Instr. Plur. uridg. *-õi̯s*. Keine Sprache zeigt hier Schwund des *-i̯* aind. *dēvāiṣ*, gr. ἵπποις, lit. *vilkaĩs*.

2) Dat. Sing. Mask. der *o*-Stämme auf *-ōi̯*. *-õi̯* liegt vor in gr. ἵππῳ, lat. *populoi*, *Numasioi*, lit. *vilkui?* aind. *kā́māy-a*, *asmāi*.

3) Dat. Sing. Fem. auf *-ãi̯*: gr. τιμῇ, lat. *mensae*, got. *gibai*, lit. *rañkai*, abulg. *ręcě*, aind. *sēnāyāi*.

Für die beiden letzten Formationen ist jetzt von verschiedenen Seiten nahezu gleichzeitig der Nachweis von Sandhiformen ohne *i̯* zu führen versucht.

Joh. Schmidt Festgruss an Böhtlingk 102 sieht solche Formen in lat. *populō* neben *populoi Romanoi Numasioi*, preuss. *waldniku*, *kasmu*, ahd. *mo*, *hwemu*. Dative auf *-ē* aus *-ēi̯* in umbr. *pople*, *pusme*, got. *ƕammēh*, in got. *wulfa*, an. *ūlfi*, ags. *wulfe*, as. *wulbe*, ahd. *wolfe*. "Hiernach", so sagt er weiter, "verhält sich got. *ƕammēh* zu ahd. *hwemu* wie umbr. *pople* zu lat. *populo* oder wie umbr. *pusme* zu preuss. *kasmu*".

Ebenso sieht er *-ā* neben *-āi̯* in lat. *matre Matutā* u. s. w. (CIL. I. Index. S. 603), praenestin. *Fortuna primogenia*, (Hermes XXIX 453), falisk. *Menerva* (Zvetaieff I. I. I. 70), neben osk. *aasai* und in ahd. *gebu*, an. *vǫku*, *gjǫf* neben got. *gibai*, ags. *ȝiefe*.

Auf lat. *Matuta* u. s. w. hat gleichzeitig auch Meringer (Z. f. d. österr. Gymn. 1888 S. 770) hingewiesen.

Zunächst können wir die germanischen Formen mit Sicherheit aus dieser Liste streichen, nachdem wir oben die Auslautsgesetze richtig gestellt haben. Der Dativ auf -ω, den Joh. Schmidt voraussetzt, hätte sicher schleifenden Ton. Idg. -*õ* wird aber ahd. zu -*o* wie die Adverbien und *hano* beweisen. Ebenso fällt got. *wulfa* fort, da ein -*ẽ* als -*ē* erhalten geblieben wäre.

Die italischen Formen können ebenfalls nicht auf lange Monophthonge zurückgehen. Wäre das -*ō* von *populō*, *bellō* uridg. -*ō*, so könnte es im Lateinischen nicht erhalten sein, da alle im absoluten Auslaut stehenden Längen im Lateinischen verkürzt werden, (vgl. Brugmann Grr. I § 655 S. 504, Stolz Lat. Gramm. [2] § 40 S. 280), es muss also hinter -*ō* noch etwas gestanden haben. Es ist durchaus daran festzuhalten, dass der lat. Dativ auf -*ō* die auf italischem Boden entstandene Sandhiform zu -*ōi̯* ist. *i̯* schwindet intervokalisch im Italischen, also wurde aller Wahrscheinlichkeit nach -*ōi̯* vor vokalischem Anlaut zu -*ō*. Und dasselbe gilt natürlich auch für -*ā* in *Matūtā*.

Die umbrischen und preussischen Formen sind zu unsicher, um hier in Betracht zu kommen. Sollten sie auf -*ē* und -*ō* zurückgehen müssen, was keineswegs sicher ist, so würde ich in ihnen Instrumentale auf -*ẽ* und -*õ* sehen.

Wir können also mit Sicherheit behaupten: auf dem ganzen europäischen Sprachgebiete ist keine Sandhiform zu -*õi̯* und -*ãi̯* zu belegen. Was man dafür angeführt hat, ist teils falsch, teils kann es anders gedeutet werden.

Im indoiranischen Sprachzweige sind ungefähr gleichzeitig Dative auf -*ā* neben solchen auf *āi̯* ans Licht gezogen, von Aufrecht Festgruss an Böhtlingk 1 und von Pischel Vedische Studien I S. 61. Zuerst hat Kluge KZ. XXV 309 f. einen Dativ auf -*ā* R. V. I, 6, 3 konjiziert. Ob mit Recht, thut hier nichts zur Sache. Kluge hält diese Dativform für speziell indische Entwicklung. Aind. -*āi̯* wurde vor Vokalen zu -*ā*, und Aufrecht und Pischel verwahren sich dagegen in den Formen etwas altes zu sehen. Ersterer sagt a. a. O. 2.: "Die vier Formen *sakhyā*, *ratnadheyā*, *pāuṣyā*, *maryā* haben *yā* als Schlusssilbe, und es scheint, dass wir es hier mit einem

rein lautlichen Vorgang zu thun haben. Die dem Tone nach stärkere Silbe *-ya* hat das folgende anklingende schwächere *-ya* in sich aufgenommen". Solche Vorgänge sind auch aus andern Sprachen zu belegen vgl. gr. ἡμέδιμνος aus *ἡμ[ιμ]εδιμνος. Letzteres scheint allerdings nicht ganz ausreichend zu sein, da Pischel auch Dative ohne vorhergehendes *y* nachweist. Für diesen Fall dürfen wir Kluges Hypothese zu Hülfe rufen, und speziell indische Sandhiformen annehmen, die an Stellen treten, an denen sie ursprünglich nicht begründet waren. Bartholomae BB. XV 221 meint dagegen: "Die richtige Erklärung der indischen *ā*-Dative hat sich der von J. Schmidt Festgruss S. 102 für got. *wulfa* u. s. w. gegebenen anzuschliessen". Von dieser Erklärung ist aber, was *wulfa* betrifft, entschieden Abstand zu nehmen, und man wird daher nicht mehr wagen dürfen, aus dem Indoiranischen allein einen idg. Sandhi für schleifende Diphthonge anzunehmen, da er hier als speziell indische Entwicklung gedeutet werden kann.

§ 30. Dasselbe, was wir für die *i̯*-Diphthonge nachgewiesen haben, gilt auch für die *u̯*-Diphthonge, nur dass hier der Sandhi an andre Bedingungen geknüpft gewesen zu sein scheint. Das ergibt sich daraus, dass *u̯* viel häufiger erhalten ist als *i̯*. Die in Betracht kommenden Fälle sind:

1) Nom. Dual. der maskulinen *o*-Stämme *-ōu̯*, *-ō*. Hier stehen im Indischen die Formen auf *-ā* und *-āu* noch neben einander. *-āu* steht meistens vor Vokalen, so fast durchweg in den ältesten Partieen des Rigveda (vgl. Lanman Noun-Inflection 341). *-ā* erscheint meistens vor Konsonant oder am Ende des Pāda, nämlich 230 mal hier, 799 mal vor Konsonant, und nur 93 mal vor Vokal. Daraus geht also mit ziemlicher Sicherheit hervor, dass *-āu* vor Konsonant und im absoluten Auslaut zu *-ā* wurde. In den europäischen Sprachen zeigt sich fast durchweg *-ō*, gr. ἵππω, ags. *nosu*, lit. *butù*, abulg. *raba*. Es ist nicht verwunderlich, dass *-ōu* hier so gut wie ganz verloren gegangen ist, denn selbst im Rgveda begegnet *ā* 1129 mal, *āu* nur 171 mal, also im Verhältnis von 7 zu 1. Trotzdem können wir an dem Sandhi nicht zweifeln.

2) Ganz anders liegt es bei *-ēu̯*. Hier liegen wenige und unsichere Formen auf *-ē* vor.

Die Hauptkategorie ist der Lokativ der *u*-Stämme, uridg. auf *-ēu̯*. Hier finden wir im Indischen nur Formen auf

-au und *avi*, von einem Sandhi also keine Spur. Trotzdem muss nach Meringer die Sandhiform auf *-ā* vorausgesetzt werden, weil nur so das Auftreten des *-u* bei den *i*-Stämmen erklärt werden könne. Die Sandhiform zu *-ēi̯* war aind. *-ā*, zu *-ēu̯* sei es ebenfalls aind. *-ā*. Es sei dann der Sandhi der *u*-Stämme auf den der *i*-Stämme übertragen worden. Das ist eine sehr kühne Annahme, da bei den *-u*-Stämmen kein Sandhi in historischer Zeit mehr vorhanden ist. Es bietet sich aber eine andre Möglichkeit *agnāu* zu erklären, es ist *agnā* mit der angetretenen Lokativpartikel *-u*, die Bartholomae nachgewiesen hat, die im Plural gleichberechtigt neben *-i* steht, und die wir oben in andern Sprachen vermuteten. Dass ein *agnāu* neben *agnā* entsteht, ist derselbe Prozess durch den *sūnavi* neben *sūnāu* gestellt wird.

Die übrigen Sprachen weisen ebenfalls auf Erhaltung des *-u*: lat. *-u*, *fructu* aus **fructēu̯*, got. *sunau*, ahd. *suniu*, Grf. *sunēu̯* (vgl. Streitberg Komp. 25), abulg. *sunū* aus **sunēu*.

Es scheint allerdings einige Formen zu geben, in denen schon uridg. *u̯* geschwunden ist. Darauf weist lat. *rītē* Lok. Sing. zu lat. *ritus*, aind. *r̥tā́* (Mahlow d. l. V. S. 54). Auch *die* in *hodiē* = aind. *adyā́* stimmen überein (Meringer BB. XVI 226). Diese Reste sind aber doch nicht einwandsfrei genug, um den Lautwandel zu beweisen. Jedenfalls kann derselbe nur in sehr kleinem Umfange stattgehabt haben, vielleicht nur vor *-m*, wofür die sichere Gleichung aind. *dyā́m*, gr. Ζήν (Ζῆν), lat. *diem* spricht, während der Nom. aind. *dyaúṣ*, gr. Ζεύς heisst. Meringer geht entschieden zu weit, wenn er diesen klaren Gegensatz zwischen *dyām* und *dyāuṣ* beseitigen will (Z. f. d. österr. Gym. 1888 S. 139). Allerdings ist Ζήϲ bei Grammatikern belegt, aber was beweist das? Es kann und wird Neubildung sein, ebenso wie lat. *diēs* nach dem Muster *faciēs*:*faciem* zu *diem* neu gebildet ist, und dasselbe gilt für alle Fälle, in denen im Nom. -ηϲ aus *-ēu̯s* erscheint, wie in Ἄρηϲ. Die Akzenthypothese, wie sie Meringer nennt, lässt sich auch hier ganz gut durchführen, wenn wir uns nur vor unbewiesenen zu weitgehenden Verallgemeinerungen hüten. Eines schickt sich nicht für alle. *i̯* und *u̯* sind doch durchaus nicht gleichwertig, was am besten die Behandlung im Sonderleben des Griechischen beweist. Anlautendes *i̯* war längst Spiritus asper, als *u̯* noch bestand,

und ebenso ist der intervokalische Schwund der beiden Laute nicht gleichzeitig.

Wir haben bis jetzt nur von einem Lokativ auf *-ēu̯* gesprochen; hat es auch einen solchen auf *-ōu̯* gegeben? Lokative auf uridg. *-ō̃u̯* und zwar mit schleifendem Ton hat Bezzenberger Göttinger Nachrichten 1885 S. 160 ff. als Grundform für einige litauische dialektische Lokative auf *-u* angenommen, *Wilnuo* 'in Wilna', *pakàjo°* 'im Frieden', *dangoᵛ* 'im Himmel', *paskoᵛ* 'nach', *verszoᵛ* 'oben'. Er sagt a. a. O. 161: "Ist hiernach *û* als die ehemalige Endung des Lok. Sing. im Preussisch-Nordlitauischen und Zemaitischen anzusetzen, so ist damit die Berechtigung der Voraussetzung, dass der idg. Ausgang dieses Kasus *-ōu* gewesen sei, erwiesen; denn nur hierauf, nicht auf *-ēu* kann nach dem gegenwärtigen Stand der litauischen und indogermanischen Lautlehre jenes *-û* zurückgeführt werden." Ich habe indessen gegen diesen Lokativ auf *-ōu̯* sehr viel einzuwenden. Erstlich kann ein Lokativ auf *-ōu̯* nur gestossenen Ton gehabt haben. Die Möglichkeit, dass *-ōu* zu *-ō* geworden, und dann die Lokativpartikel *u* aufs neue angetreten sei, könnte ja Bezzenberger für sich anführen. Aber die Annahme eines urindogerm. Lokativs auf *-ōu* hängt völlig in der Luft (vgl. Streitbergs treffende Bemerkungen Komp. 25). Und es lässt sich sogar wahrscheinlich machen, dass dem *u*-Diphthongen aller Sprachen im Lokativ *-ēu*, nicht *-ōu* zu Grunde liegen muss. Das beweist eben der Sandhi. Der Diphthong *-ōu* im Nom. Dual. wird fast in allen Sprachen ausschliesslich durch *-ō* repräsentiert. Es wäre ein sonderbarer Zufall, wenn im Lok. Sing. nur die *ōu̯*-, nicht auch die *ō*-Formen erhalten wären. Ich glaube also, dass die Differenz zwischen gr. ἵππω, lat. *duo, ambo,* ags. *nosu,* abulg. *vlъka,* und dem Sandhi aind. *aśvā* und *aśvāu* gegenüber lat. *fructū,* got. *sunau,* ahd. *suniu,* abulg. *synū,* aind. konstant *aśvāu* diesem Diphthongen die Geltung *-ēu̯* zuweist. Und dafür sprechen die ganz parallelen *i*-Stämme, bei denen ebenfalls keine *o*-Stufe nachgewiesen ist, und die Endbetonung der *ā*-Lokative im Urslavischen, die sich aus der Vergleichung von Serbisch und Russisch ergibt. Im Serbischen ist der Lokativ der *o*-Stämme auf *-u* der Kasus der alten *u*-Stämme. Dass er den Ton auf dem Ende trug, beweist die Betonung serb. *čàsu* aus **časú* gegen-

über Gen. *čàsa*, Dat. *čàsu*, *pȉrstu* aus **prstú* gegenüber *pȉrsta*, *hládu* aus **hladú* gegenüber *hlȃda*. Im Russischen nehmen die einsilbigen Substantive diese Endung ebenfalls häufig an, aber stets ist *-u* dann betont: *sadú* von *sadъ* 'Garten', *beregú* von *beregъ* 'Ufer', abulg. *brěgъ*, ursl. **bergъ*. Hier hat sich also ein Rest der uridg. Betonung erhalten, denn mit dem Hochton war *e*-Stufe wahrscheinlich verbunden.

Wir müssen aus allen diesen Gründen Bezzenbergers Annahme ablehnen. Urindogermanischen Lokativen können die litauischen Formen nicht entsprechen.

Die verschiedene Behandlung von *-ēu̯* und *-ōu̯* erklärt sich entweder aus dem verschiedenen Vokalklang oder dem verschiedenen Akzent, *-ēu̯* war ursprünglich betont, *-ōu̯* nicht.

Die verschiedene Behandlung von *-ēu̯* und *-ōu̯* treffen wir auch in den griechischen Nomina auf -εύϲ und -ώϲ wie ἱππεύϲ, βαϲιλεύϲ, ἱερεύϲ, die aus -ηυϲ verkürzt sind, wie Ζεύϲ aus Ζηύϲ vgl. Gustav Meyer Gr. Gr.[2] § 323. Wackernagels Verknüpfung dieser Worte mit den aind. Maskulinen auf *-ayúṣ* ist von verschiedenen Seiten angefochten worden, vgl. Brugmann Gr. Gr.[2] § 70[b] S. 100 f. Neben den Worten auf -ευϲ erscheinen solche auf -ωϲ wie πάτρωϲ, μήτρωϲ, ἥρωϲ, die schon G. Meyer Gr. Gr.[2] § 325 auf -ωυϲ zurückgeführt hat. Ferner hat Prellwitz Gött. gel. Anzeigen 1886 S. 765 die verschiedene Vokalqualität mit dem Akzent in Zusammenhang gebracht. Ihm stimmt Meringer BB. XVI 229 zu, und ich glaube allerdings auch, dass diese Annahme die Formen am einfachsten erklärt. *-ēus* verhält sich zu *-ōus* zu *-us*, wie *-ēn* : *-ōn* : *-n̥* (ποιμήν, ἄκμων, ὄνομα), *-ēr* : *-ōr* : *-r̥* (πατήρ, εὐπάτωρ, ἧπαρ lat. *jecur*), und gr. -ευϲ : -ωϲ wie Lok. Sing. *-ēu̯* zu Nom. Dual. *-ō*.

Ablehnend gegen diese Annahme verhält sich Brugmann a. a. O. Hier kommt es nur darauf an zu zeigen, dass, sollte die entwickelte Ansicht richtig sein, sie mit den sonstigen Verhältnissen durchaus im Einklang steht.

Schwieriger liegen die Verhältnisse bei den Fällen mit schleifendem Ton: ναῦϲ, ai. *nā́uṣ* ist korrekt. Es hat schleifenden Ton. Wie steht es aber mit βοῦϲ, ai. *gā́uṣ*? Der Akk. βῶν findet seine Entsprechung in aind. *gām*, also der Schwund des *-u* ist beiden Sprachen gemeinsam. Das weist auf gestossenen Ton. Trotzdem zeigt gerade aind. *gām* zweisilbige Messung und das Griechische den Zirkumflex in βῶν. Und

ebenso im Akk. Plur. dor. βῶς, ai. *gās*. Die Verhältnisse scheinen mir durch eine Reihe von Analogiebildungen sehr verwirrt zu sein, das folgende kann nichts weiter sein als ein Versuch, die Schwierigkeiten zu lösen. Ich nehme an, dass ai. *gāuš*, gr. βοῦς ein *u*-Stamm ist mit *o*-Stufe, uridg. **gō̆u̯s*. Dem musste im griech. *βούς und *βώς entsprechen, denn unter gewissen Bedingungen blieb wahrscheinlich *u̯* nach *-ō* vor *-s* bewahrt. Der Akk. wurde uridg. zu **gōm* aus **gōu̯m* mit gestossenem Ton. Im Akk. Plur. hat Joh. Schmidt aind. *gās* und dor. βῶς direkt verglichen und beide auf eine Grundform **gōu̯n̥s* zurückgeführt, daraus **gōns* und **gōs*. Dieser Entwicklungsgang erscheint Brugmann unwahrscheinlich. Er hält **gōu̯n̥s* für eine unmögliche Form, die nur **gōu̯ns* hätte lauten können. Ich gebe das zu, nehme aber an, dass nach dem Akk. Sing. **gōm* schon uridg. der Akk. Plur. **gōns* neugebildet wurde. Wenn wir weiter annehmen, was sich allerdings nicht beweisen lässt, dass der Schwund des *-u̯* vor *-m* älter ist, als der des *-n* vor *-s*, so musste aus **gōns* uridg. **gō̃s* werden und zwar mit schleifendem Ton nach Michels' Gesetz. Diese Form liegt vor in aind. *gā̃s*, dor. βῶς. Der Akk. und Nom. Sing. haben weiterhin ihren schleifenden Ton erst vom Akk. Pluralis erhalten.

Eine andre Möglichkeit den schleifenden Ton zu erklären, sehe ich nicht. Ursprünglich schleifende Diphthonge haben keinen Sandhi wie ναῦς u. s. w. beweist. Sekundärer schleifender Ton entsteht, soweit wir bis jetzt wissen, nur durch Schwund eines Nasals. Infolge dessen müssen wir um den schleifenden Ton in dor. βῶς u. s. w. zu erklären, vom Akk. Plur. ausgehen[1]).

§ 31. Ähnlich wie bei *-u* steht es mit dem Sandhi bei *-n*, *-m*. Ganz sicher erscheint mir derselbe nur nach *-ō* vorzuliegen, während er nach *-ē* wahrscheinlich nicht statt hatte.

1) Nom. Sing. der *n*-Stämme. Formen ohne *-n*: aind. *rājā*, lat. *homo*, ahd. *hano*, ags. *ȝuma*, lit. *akmũ*; mit *-n*: gr.

1) Ich verkenne die Schwierigkeiten, die hier noch vorliegen, nicht, und halte die gegebene Erklärung nur für einen Notbehelf. Dass in dem Übergang von stossendem zu schleifendem Ton bei Wegfall des zweiten Komponenten der langen Diphthonge die Stellung des Akzentes eine Rolle spielen kann, halte ich für möglich, nur ist ein Beweis schwer zu erbringen.

ἄκμων, abulg. *kamy*, ahd. *zunga*. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass *-n* hier von den Kas. obl. restituiert wurde, aber die Annahme von Doppelformen ist einfacher.

Dagegen findet sich kein *-ẽ* neben *-ēn*, gr. ποιμήν, got. *hana*, an. *hani*, lat. *liēn*. Ferner in abulg. *semę*, *imę* aus *ēn*, vielleicht auch in lat. *nomen*, *semen*. aind. *plīhā*, lat. *liēn* ist natürlich nicht beweiskräftig, da es mit den übrigen Stämmen zusammenfallend auch deren Nominativ angenommen haben wird.

2) Der Instrumental auf *-ōm* zeigt den Sandhi ebenfalls aufs deutlichste. Die Beispiele sind oben gegeben.

Sind die griechischen Adverbien wie τῇ, αἰῇ, πῇ, lat. *bene*, *male*, ai. *paśčā* 'hinten' als Instrumentale zu fassen, wie wahrscheinlich ist, so brauchen sie ihr *-m* nicht lautgesetzlich verloren zu haben, sondern können nach dem Verhältnis *-ō* : *ōm* = *-ẽ* : *-ēm* im Uridg. neugebildet sein.

Dasselbe gilt von den Instrumentalen auf *-ā* zu *-ām*.

3) In keiner Sprache zeigt sich im Gen. Plur. der *o*-Stämme eine *n*-lose Form. Ursache: der schleifende Ton.

Den Sandhi von *-r* müssen wir auf Grund von aind. *pitā́*, *mā́tā*, lit. *mótė*, *sesũ*, abulg. *mati* annehmen, aber die Bedingungen, unter denen er stattgefunden hat, sind wegen der Dürftigkeit des Materials nicht zu eruieren. Auf Grund des schleifenden Tones der lit. Worte kann man annehmen, dass Schwund des *-r* mit Übergang zu schleifender Betonung verbunden war.

Nach dem oben Ausgeführten dürfen wir mit Sicherheit annehmen, dass die Akzentqualität bei dem uridg. Sandhi eine wichtige Rolle gespielt hat. Verfehlt scheint es nur die Regeln zu allgemein zu fassen und von einem Falle sofort auf die andern zu schliessen.

Ich stelle zum Schluss die Zeugnisse der vier Sprachen für den gestossenen und schleifenden Ton der Endsilben in Form einer Tabelle zusammen[1].

1) Auf den gestossenen und schleifenden Ton in Wurzelsilben einzugehen verzichte ich für jetzt. Es sei nur bemerkt, dass ich glaube, das Akzentverhältnis von gr. μήτηρ mit gestossenem η und μητρός mit schleifendem — denn dies ist nach Analogie aller andern Fälle anzunehmen — sei urindogermanisch, jedoch damals noch nicht an die Quantität der letzten Silbe gebunden ge-

	altindisch	griechisch	litauisch	germanisch
N. Sg. der *n*-, *r*-, *s*- Stämme	*pracetās*	ποιμήν πατήρ ἠώς ὕδω-ρ	*akmũ, vandũ*	got. *hana*, an. *hani* got. *fadar*, an. *fadir* ahd. *sigu* ahd. *hano*, got. *watō*
der *i̯o*-St.			*gaidỹs*	got. *hairdeis*
ā-St.	*sénā*	τιμή	*mergà*	got. *giba*, ags. *ȝiefu*
i̯ē-St.	*bṛhatī́*		*vežantì*	got. *frijōndi*
Akk. Sg. *ā*-St.	*sénām*	τιμήν	*mer̃gą*	ahd. *geba*, ags. *ȝiefe*
i̯ē-St.			*žẽmę*	got. *frijōndja*
Gen. Sg. *i*-, *u*-St.	*veṣ*		*akẽs* *sunaũs*	*anstais* *sunaus*
Abl. Sg. *o*-St.	*vṛ́kād*	lokr. ὦ, 'unde'	*vil̃ko*	got. Adv. *þaþrō*
Dat. Sing.	*asmāi*	θεῷ τιμῇ ἔμμεν-αι	*vil̃kui?* *rañkai*	got. *gibai*
Lok. Sg. *o*-, *ā*-, *i*-St.		οἴκοι χώρᾳ Adv. auf -εί	*namẽ* *szalè*	ahd. *wolfe* got. *gibai* *fiska*
Instr. Sing.		Adv. auf -ήν καλῶς τῇ	*mergà* *vilkù*	ags. *hearde*, an. *vīđa* got. *daga* got. *galeikō*, ahd. *argo*
N. Dual.	*vṛ́kā*	θεώ τιμαί	*vilkù* *rankì*	ags. *nosu* got. *twa þūsundja*
N. Plur.	*vṛ́kās* *áśvās*		*mergõs*	got. *dagōs* got. *gibōs*
Akk. Plur. Fem.	*áśvās*			got. *gibōs*
Gen. Plur.	*vṛ́kām* *áśvā-nām*	θεῶν	*vil̃kū* *rañkū*	got. *wulfē*, ahd. *wolfo* got. *gibō*
Instr. Plur.		θεοῖς	*vilkaĩs*	
1 Pers. Praes.			*sukù*	got. *nima*, ahd. *nimu*
3 Sg. Opt.		φέροι	*te-sukẽ*	got. *bairai*
3 Sg. Praes. Med.		φέρεται		got. *haitada*

wesen. Vielmehr dürfte der schleifende Ton der Wurzelsilbe im Gen. Sing. durch den Silbenverlust bedingt sein. Über dieses und die damit zusammenhängenden Probleme wird, wie ich hoffe, von andrer Seite nächstens Licht verbreitet werden.

Magdeburg. Herman Hirt.

Zu Noreens Abhandlung über Sprachrichtigkeit.

Bei Bearbeitung der Noreenschen Abhandlung über Sprachrichtigkeit oben S. 95 ff. habe ich sorgfältig vermieden, der Darstellung eine Färbung zu geben, die etwa meine eignen Anschauungen zur Geltung bringen könnte, mich vielmehr bemüht, möglichst unparteiisch den Standpunkt des Verfassers hervortreten zu lassen. Der Aufsatz erscheint daher in einer Gestalt, wie sie ihr etwa der Verfasser selbst, wenn sie deutsch und mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse des Nhd. geschrieben wäre, gegeben hätte oder hätte geben können. Dieser Umstand, dass ich, um die Einheitlichkeit des Aufsatzes zu wahren, nicht nur darauf verzichtet habe, bei manchen Aufstellungen, die ich nicht zu den meinigen machen kann, Verwahrung einzulegen, sondern sie auch im Sinne des Verfassers durch Heranziehung neuen Materials zu stützen versucht habe, mag es vielleicht rechtfertigen, dass ich mir gestatte, nachträgliche Bemerkungen folgen zu lassen, die Fälle betreffen, bei denen mir bei Umarbeitung der genannten Schrift bedeutende Zweifel aufgestiegen sind. Ein weiterer Beweggrund, der zu einer etwas eingehenderen Besprechung herausfordert, liegt in der Thatsache, dass die Arbeit eine Fülle neuer Gesichtspunkte aufweist, so dass keiner, der mit Fragen der Sprachrichtigkeit zu thun hat, sie unberücksichtigt lassen darf, sondern zu ihr Stellung nehmen muss, sei es nun, dass er vom sprachphilosophischen Standpunkt an sie herantritt, sei es, dass er die Ergebnisse für die praktische Stilistik und den Unterricht, bei dem hinsichtlich der Sprachrichtigkeit noch unglaublich oft auf verkehrten Bahnen gewandelt wird, fruchtbar zu machen sucht.

Hinsichtlich der Besprechung des litterarhistorischen Standpunkts wird man wohl durchweg den Ausführungen des Verf. Beifall zollen; bei der Behandlung des naturgeschichtlichen Standpunkts gestatte ich mir dagegen mehreres zu bemerken.

Zunächst möchte ich kurz auf die Stellung Schleichers zur Sprachrichtigkeitsfrage eingehen, da meines Erachtens die Charakteristik, die der Verfasser von dem grossen Toten ent-

wirft, nicht zutreffend ist. Obwohl Schleicher in der Sprachforschung die naturwissenschaftliche Methode zur Anwendung bringen will, ist er doch, hinsichtlich der Sprachrichtigkeit, wie ich glaube, von der naturgeschichtlichen Richtung zu trennen, und durchaus, was Noreen übrigens in beschränkterem Masse auch annimmt, als Vertreter des litterargeschichtlichen Standpunkts aufzuführen. Deshalb sind wir jedoch nicht berechtigt, Schleicher der Folgewidrigkeit zu zeihen, denn es scheint mir ein Unterschied, ob er darauf dringt für die wissenschaftliche Erforschung einer naturwüchsigen Volkssprache jede zu Gebote stehende sprachliche Erscheinung als Untersuchungsobjekt heranzuziehen und jeder in dieser Hinsicht einen gleichen Wert beimisst, oder ob er, zumal bei einer Sprache wie der nhd. Schriftsprache[1], hinsichtlich der Richtigkeit über den Wert der sprachlichen Erscheinungen sein Gutachten abgibt und der einen vor der andern einen Vorrang zugesteht. Schleichers Anschauungen über die Sprachrichtigkeit kennen wir hauptsächlich aus seinem Buche über die deutsche Sprache, in dem sie an der Hand des Nhd. zur Anwendung gekommen sind. Suchen wir sie uns nun aus einzelnen Fällen zu erschliessen. Dass Schleicher keinen 'Abscheu' gegen die Analogiebildungen hegte, sie auch nicht alle als 'falsche' brandmarkte, dürfte aus seinen eignen Ausführungen hervorgehen: ihm ist die Analogiebildung ein wesentlicher Faktor der Sprachbildung, denn schon in den ältern Sprachperioden beginne die Analogie die Mannigfaltigkeit der Formen auf das Notwendigste zu beschränken, das Streben nach bequemer Uniformierung habe den Bau der Sprache immer mehr vereinfacht (a. a. O. 60 f.). Im weitesten Umfang macht Schleicher bei der Erklärung der Formen von der Analogie Gebrauch (wie z. B. S. 61, 170, 172, 247—251 u. s. w.). Ausserdem ist zu bemerken, dass Schleicher in diesen Beispielen, wie auch an der Stelle, wo er das Wesen dieser Erscheinung zum ersten Mal und am eingehendsten bespricht (S. 60 f.), nur den Ausdruck 'Analogie', nicht 'falsche

1) "An dem Mangel ausnahmslos durchgreifender Lautgesetze (sic!) bemerkt man recht klar, dass unsere Schriftsprache keine im Munde des Volkes lebendige Mundart, keine ungestörte Weiterentwickelung der älteren Sprachform ist." (Deutsche Sprache [4] 173.)

Analogie'[1]) gebraucht. Es lässt sich auch, vom eignen Standpunkt Noreens aus, der Schleicher der naturhistorischen Gruppe zuzählt, beweisen, dass Schleicher keinen 'Abscheu' gegen die Analogiebildungen gehabt haben kann. Denn, da es nach dieser Ansicht heisst: "Ist eine sprachliche Form einmal entstanden, so ist sie eo ipso daseinsberechtigt", so könnte Schleicher auch einer durch falsche Analogie entstandenen Form nicht die Anerkennung versagen. Es mag immerhin zugegeben werden, dass die Forscher der Gegenwart mit Recht vieles auf analogischem Wege erklären, was Schleicher noch mit Hilfe eines Lautgesetzes ins reine bringen zu können glaubte; doch das ist ein ganz natürlicher Vorgang, dass jener der auf eines andern Schulter steht, einen weitern Ausblick hat, als sein Träger: Schleicher war es nur beschieden, das Fundament zu legen, man darf ihm also nicht verargen, dass er nicht jedes einzelne Stück richtig unter Dach und Fach gebracht hat.

Dass jedoch Schleicher hinsichtlich der Sprachrichtigkeit durchaus dem litterargeschichtlichen Standpunkt zuzuzählen ist, geht aus seinen Aussprüchen hervor. Überall, wo es sich nicht um die wissenschaftliche Erforschung, sondern um den praktischen Wert der Sprache handelt, stellt er die Schriftsprache hoch über die Mundart[2]). Wiederholt sieht er sich veranlasst, Formen, als in der Schriftsprache unberechtigt, als nur der Mundart angehörig, zurückzuweisen, wie z. B. 213, 228. Doch zwei Aussprüche finden sich, die, aus ihrer Umgebung

1) Übrigens scheint mir diese Bezeichnung mit wenig Recht verketzert zu werden; man muss nur den Ausdruck 'falsch' nicht auf das Vorsichgehn der Assoziation selbst, sondern auf das Ergebnis derselben beziehen; denn da das Sprechen ausser der Reproduktion auf der Assoziation beruht, diese aber in ihrem Resultat entweder sich mit dem schon Bestehenden deckt, also zu demselben Ziel führt, wie die Reproduktion, oder aber von dem Bestehenden abweicht, und somit etwas neues schafft, so ist es nicht unwillkommen, für diese Art der Assoziation einen besonderen Ausdruck zu haben.

2) "Schriften in Volksmundarten .... müssen immer die Darlegung des mundartlichen Wesens, der Sprache und der lokalen Anschauungs- und Darstellungsweise zum Zwecke haben, nicht aber darf die mundartliche Sprache als blosses Mittel der Mitteilung auftreten. Dies Recht steht nur der einen allgemeinen hochdeutschen Schriftsprache zu" (a. a. O. 112).

herausgerissen, den Anschein erwecken können, als ob Schleicher dem naturgeschichtlichen Standpunkt das Wort geredet habe, die aber im Zusammenhang betrachtet, gerade das Gegenteil beweisen. "Wir müssen, um gut zu sprechen, sprechen, wie der Schnabel uns gewachsen ist." Dieser Satz, den auch Noreen heranzieht, findet sich S. 210 und wird gegen den gerichtet, der sich bemüht neben *schneiden stehen* und nicht *schtehen* zu sprechen. Die ganze Stelle lautet: "Hier ist es am besten, so zu reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist, entweder überall *sch* oder überall *s*. Die Künstelei führt auch hier, wie überall, nicht zur vermeintlichen Korrektheit, sondern zur Sprachwidrigkeit. Nur ist eben zu merken, dass das Festhalten am alten *s* nicht hochdeutsch, sondern niederdeutsch ist; wer hochdeutsch sprechen will, der muss *schprechen, schtehen, schtechen* u. s. f. sagen, so gut als *schwein, schnell* u. s. f. Fort also mit dem gouvernantenmässigen, uns widerstrebenden und der Sprache unangemessenen *sprechen, stehen, stechen* u. s. f. mit reinem *s*"; damit scheint mir doch weiter nichts gemeint als: wer dem niederdeutschen Dialekt angehört, soll überall *s*, wer dem hochdeutschen Dialekt angehört, überall *sch* sagen, nicht aber der eine oder der andere bald *sch*, bald *s* sprechen. Wer dagegen schriftdeutsch reden will, der muss, um richtig zu sprechen, überall *sch* anwenden. Ähnlich verhält es sich mit folgendem Satz auf S. 284 f.: "Keine grammatische Form findet man so häufig falsch gebildet als diese (nämlich solche Opt. Imperf. wie *begänne* statt *begönne*)." "Quäle man sich nicht mit Herstellung einer Uniform für alle Verba, sondern wähle jeder die Form, die ihm mundgerecht ist." Mit Rücksicht auf das, was Schleicher unmittelbar vorher von den Optativen gesagt hat, glaube ich die Stelle so auslegen zu müssen: wenige gebrauchen die lautgesetzliche Form, die meisten die analogische, und trotz dem Gebrauche der Mehrheit ist diese Form falsch. Schleicher hat also durchaus Stellung genommen: er duldet *begänne* zwar, erklärt es aber ausdrücklich für falsch. Das ist doch etwas anderes, als wenn er sagen wollte: *begänne* und *begönne* sind gleich gut, gleich richtig.

Zum Schluss erlaube ich mir noch, um zu zeigen, dass Schleicher hinsichtlich der Sprachrichtigkeit zur ersten Richtung gehört und sich mithin zwischen der lautgesetzlichen und

der analogischen Form zu gunsten der ersten entscheidet, einige Belege anzuziehen; man vergleiche sein Urteil in Verhältnissen wie *spitzfündig* — *spitzfindig* (S. 180), *lüderlich* — *liederlich* (S. 186), *triegen* — *trügen* (S. 191), *bleib* — *bleibe* (S. 274), *ward* — *wurde* (S. 283), *sog* — *saugte* (S. 287), *dünkt, deuchte* — *deucht, deuchte* — *dünkt, dünkte* (S. 289) u. s. w. Das mag genügen; dem Suchenden begegnen in dem Buche auf Schritt und Tritt solche Beispiele.

Dem nachdrücklichen Einspruch Noreens gegen die Berechtigung, die Norm für die Sprachrichtigkeit nach dem Gebrauch der Quantität der Redenden zu regeln, muss ich fast in allen Stücken beipflichten. Ganz unberührt von diesem vernichtenden Angriff bleibt dagegen eine andere Anschauung, die sich zwar ebenfalls auf den Brauch gründet, aber nicht auf den Brauch der Menge der Redenden, sondern auf den der Güte der Redenden, bezw. Schreibenden. Richtig ist also nicht die Ausdrucksweise der Mehrzahl, sondern die Sprache, die die guten Schriftsteller und Redner verwenden[1]). Es ist das eine Ansicht, die schon im Altertum viele Anhänger zählte, und die man noch heutzutage in Deutschland, mehr oder

1) Man darf den Begriff des Wortes richtig in Fragen des Sprachgebrauchs nicht auf die Spitze treiben. Unter Sprachrichtigkeit ist nicht das zu verstehn, was den Gesetzen der sprachlichen Entwickelung gemäss ist, denn dann wäre die Form *dünkte* genau so richtig wie *deuchte*, dann könnten wir eigentlich von "richtig und falsch einer Sprachform", wie meiner Überzeugung nach Osthoff treffend bemerkt, gar nicht reden, und eine Untersuchung über die Richtigkeit einer Sprachform, wie überhaupt alles historisch gewordenen, wäre unmöglich. Man muss vielmehr richtig nur als Ausdruck einer Wertangabe betrachten, statt dessen wir auch farblosere Bezeichnungen, wie etwa gut, empfehlenswert u. a. wählen könnten. So ist es zu verstehen, wenn ich im folgenden von sprachrichtig rede, und zwar wende ich den Ausdruck auf die gegenwärtig vorliegende Entwickelungsform der Sprache an, während dagegen richtig in jener ersten Bedeutung zu dem Ursprung oder der Entwickelung einer Form in Beziehung gesetzt wird, und somit hauptsächlich auf einen verflossenen Zeitraum in der Sprache hinzielt.

Beim 'rationellen' Standpunkt nimmt das Wort häufig die Bedeutung 'zweckmässig für die weitere Entwickelung der Sprache' an, blickt also offenbar in die Zukunft. Für diese Spielart des Begriffs 'sprachrichtig' gebrauche ich lieber den Ausdruck 'zweckmässig'.

minder bewusst, überaus häufig zur Anwendung bringt. Als der älteste Vertreter dieser Richtung dürfte wohl Krates von Mallos anzusehn sein und mit ihm die ganze anomalistische Schule (vgl. Steinthal Geschichte der Sprachw. bei d. Griechen und Römern 490). Dieselbe gewann immer mehr und mehr die Oberhand, so dass schliesslich selbst die Analogisten zur Anomalie umschlugen und sich genötigt sahen ihr die grössten Rechte einzuräumen, ohne zu merken, dass sie dadurch über ihren eignen Standpunkt den Stab brachen (vgl. Steinthal a. a. O. 518 ff.). Am weitesten vorgeschritten in dieser Erkenntnis ist der Analogist Quintilianus (Institutiones I 6): "*consuetudinem sermonis vocabo consensum eruditorum, sicut vivendi consensum bonorum*"; "*consuetudo vero certissima loquendi magistra.*" Formen, die der Analogie gemäss wären, dürften jedoch nicht verteidigt werden, wenn sie nicht zum Sprachgebrauch stimmten: nur in zweifelhaften Fällen habe die Analogie zu entscheiden, "*incerta certis probet.*" Es ist das also im wesentlichen der Standpunkt, der unter den ältern Gelehrten von K. L. Heyse (vgl. Socin Schriftsprache und Dialekte 473 f.) und von R. v. Raumer eingenommen wird, und der in der Gegenwart durch Paul (Prinzipien² 350 ff.) und ganz besonders durch Behaghel (Deutsche Sprache 46 ff.) seinen deutlichsten Ausdruck gefunden hat. Die Gedankenfolge dieses Standpunkts, den ich den kombinierenden nennen möchte, ist folgende:

"Was gebräuchlich ist, ist sprachrichtig, was nicht gebräuchlich ist, widerspricht der Sprachrichtigkeit" (Behaghel). "Es kann das aber nicht der Usus der Gesamtheit sein" . . . "Sowohl um eine Einheit herbeizuführen als um eine schon vorhandene aufrecht zu erhalten, ist etwas erforderlich, was von der Sprachthätigkeit der Gesamtheit unabhänig ist, dieser objektiv gegenüber steht. Als solches dient überall der Usus eines bestimmten engen Kreises" (Paul). "Die Stimmen dürfen nicht nur gezählt, sie müssen auch gewogen werden; nicht bei denen kann man lernen, was gute Sitte ist, die auf Sitte, auf äussere Form keinen Wert legen" (Behaghel). "Dem übereinstimmenden Sprachgebrauch der klassischen Schriftsteller hat er (nämlich der Grammatiker, der diesen verzeichnet) sich zu unterwerfen, er mag ihm nun gefallen oder nicht" (vgl. Raumer Gesamm. sprachw. Schriften 160). "Eine Schrift-

sprache, die dem praktischen Bedürfnisse dienen soll, muss sich gerade wie die lebendige Mundart mit der Zeit verändern." . . . . "Der Sprachgebrauch der Gegenwart muss neben den alten Mustern, wo nicht ausschliesslich zur Norm werden." (Paul). "Selbst für die sorgfältigste Beobachtung, für das feinste Sprachgefühl muss ein Rest bleiben, wo der Sprachgebrauch für die Sprachrichtigkeit nicht mehr den Ausschlag geben kann. In dem Kampf zwischen Altem und Neuem muss es Augenblicke geben, wo beide Mächte sich die Wage halten, wo für verschiedene Gebrauchsweisen sich gleich viele und gleich starke Autoritäten geltend machen lassen, was ist in solchen Fällen zu thun? Die Rücksicht auf die Verständlichkeit in der Gegenwart kann es nicht thun; so entscheide die Rücksicht auf die Zukunft" (Behaghel).

Wie man ersieht, läuft die Anschauung im wesentlichen auf dasselbe hinaus, wie die Noreens, denn auch nach dieser wird dem eine gute Sprache zuerkannt, der so spricht und schreibt, wie die guten Redner und Schriftsteller (S. 155 und 157). Beide Anschauungen treffen wohl am selben Ziel zusammen, aber schlagen nur zum Teil denselben Weg ein. Der Unterschied spitzt sich hier zur Frage zu, was einen guten Schriftsteller ausmache. Laut Noreen ist derjenige ein solcher, der sich von den bei der Besprechung des rationellen Standpunkts gegebenen Gesichtspunkten leiten lässt. Warum ich mir diese nicht in allen Stücken zu eigen machen kann, will ich weiter unten darzulegen versuchen. Meines Erachtens kommen bei der Frage nach dem stilistischen Wert eines Schriftstellers folgende Hauptmomente inbetracht, die ich nur in aller Kürze anführe, da die Mehrzahl von ihnen teils von Noreen vortrefflich behandelt ist, teils sich mit Leichtigkeit aus seinem (S. 114) an die Spitze gestellten Grundsatz ableiten lässt.

I. Die Darstellung muss der Verstandesthätigkeit Vorschub leisten:

a) Die Darstellung muss verständlich sein, sowohl in einzelnen Ausdrücken, als auch im Bau und in der Verknüpfung der Sätze.

b) Der Begriff, der zum Ausdruck gebracht werden soll, muss bestimmt gedacht und demgemäss auch mit Bestimmtheit ausgedrückt werden; so z. B. müssen die feinen Bedeutungsunterschiede der sinnverwandten Wörter beobachtet werden

(wie *leib* — *körper*, *manche* — *viele* u. s. w.), desgleichen auch die synonymischen Wortformen (wie *neuheit* — *neuigkeit*, *unterschied* — *unterscheidung*) auseinander gehalten werden.

c) Die Darstellung muss kurz und bündig sein, sowohl in syntaktischer, als auch in formeller Beziehung.

d) Sie muss logisch sein, darf keine innern Widersprüche oder falsche Folgerungen enthalten.

II. Die Darstellung muss dem Schönheitsgefühl Genüge leisten:

a) Der einzelne Ausdruck oder die Darstellung eines Teiles muss dem Habitus oder der Stilart des grössern Abschnitts angemessen sein. Zur Einheitlichkeit des Stiles gehört auch seine Reinheit d. h. das Freisein von entbehrlichen Fremdwörtern.

b) Die Ausdrücke müssen noch sinnliche Frische und Anschaulichkeit besitzen; abgeblasste, wie auch abgegriffene Wörter und Bilder sind zu meiden.

c) Die Darstellung muss über Reichtum und Mannigfaltigkeit in der Ausdrucksweise verfügen[1]).

Behaghel meint "die Krücken der Logik und Ästhetik" bei der Wertbestimmung des Stils entbehren zu können. Wenn auch zuzugeben ist, dass den einzelnen in Frage kommenden Fällen sich nicht immer scharfe Grenzen ziehen lassen, so wird anderseits dieser Mangel dadurch ausgeglichen, dass nicht jeder Gesichtspunkt für sich allein in betracht kommt, sondern gleichzeitig alle zusammen wirken müssen. Ganz und gar nicht ist des Massstabs der Zweckmässigkeit und der Schönheit bei Beschaffung einer richtigen Anschauung vom Stil einer Schrift da zu entraten, wo es sich um eine Sprache handelt, die noch keinen anerkanntermassen mustergiltigen Schriftsteller hat. Wo aber ein solcher vorhanden ist, sei es nun auch in einer weiter zurückliegenden Zeit, da kann man diesen Massstab schon leichter missen, denn hier hat man schon festen Boden unter den Füssen: die bisher rein theoretische Norm hat sich in eine praktische umgesetzt, Me-

---

1) Über Stilistik im allgemeinen vergleiche Behaghel Deutsche Sprache 42—46 und namentlich Beckers deutschen Stil[3], bearbeitet von Lyon, ein etwas breit angelegtes Buch, das neben vielen verkehrten Anschauungen vom Wesen der Sprache eine Fülle feiner Bemerkungen enthält.

thode und Resultat können sich gegenseitig kontrollieren. Aus den guten Schriftstellern eines vergangenen Zeitraums, deren Wert über allen Zweifel erhaben ist, erhellt, was für Anforderungen wir an die Schriftsteller der Gegenwart zu stellen haben. Es hat sich dadurch ein Stilgefühl herausgebildet, so dass im allgemeinen keine Uneinigkeit zu bestehen pflegt, welchen Schriftsteller man als einen guten Stilisten zu bezeichnen hat. G. Freytag, P. Heyse, G. Keller, Ranke z. B. werden fast einstimmig als mustergiltige Stilisten der Gegenwart angesehn, ohne dass meines Wissens eine umfassendere Untersuchung über ihren Stil angestellt worden ist. Diesen werden wir also zu folgen haben, wenn wir richtig sprechen wollen. Wo die Vorbilder aber selbst uneinig unter einander sind, oder auch uns ganz im Stiche lassen, da haben wir das zu wählen, was für die weitere Ausgestaltung der Sprache am dienlichsten ist. Ein gründlicher Kenner der Geschichte seiner Muttersprache wird uns mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den Weg weisen können, den die Sprache in ihrer nächsten Entwicklungsstufe einschlagen dürfte.

Ich gehe jetzt zur Behandlung des rationellen Standpunkts über, für den ich lieber als Namen "Zweckmässigkeitsstandpunkt" vorschlagen möchte, und gedenke ihn nur insoweit einer Erörterung zu unterziehen, als ich mich mit ihm nicht einverstanden erklären kann.

Der Grundsatz "ein Sprachgebrauch, der am besten das Mitzuteilende dem Angeredeten beibringt, ist der beste; absolut unrichtig ist, wenn er das nicht vermag; was hier gut ist, ist da schlecht", der in dieser allgemeinen Fassung sich so natürlich ausnimmt, würde zur Unmöglichkeit, wenn er wirklich in einem eingehenden Werk über Sprachrichtigkeit, das doch durchaus zu wünschen ist, die Grundlage einer bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten Norm abgeben sollte. Denn da nicht nur die verschiedenen Spielarten der Redenden, sondern auch die der Angeredeten inbetracht kommen müssten, so erhielten wir eine unabsehbare Menge von Normen für die Sprachrichtigkeit, und der Grundsatz verlöre nicht nur für den Schulunterricht, sondern überhaupt allen praktischen Wert[1].

[1] Ein beliebiges Beispiel: Vom Feldmarschall Wrangel, dessen Ausdrucksweise bekanntlich vom Gebrauch der Schriftsprache bedeutend abwich, wird erzählt, er habe in einer Gemäldeausstel-

Es scheint mir wahrscheinlich, dass Noreen seinen Satz nicht so verstanden haben will, sondern, wie aus denjenigen Beispielen der ganzen Arbeit, bei denen nichts ausdrückliches über die Sprachstufe des Redenden bemerkt ist, erhellt, geht er zwar stillschweigend, doch, wie ich meine, mit Recht von der Voraussetzung aus, dass erstens Redender und Angeredeter auf der gleichen Höhe sprachlicher Bildung stehn, zweitens für alle hier behandelte Punkte durchgehends die gleiche Spielart der Sprache anzunehmen ist, und zwar legt er, wie S. 99 Anm. 1 ausdrücklich bemerkt wird, die gesprochene Sprache zugrunde, und wie die angezogenen Beispiele noch deutlicher erweisen, was gemeint ist, die dialektfreie Umgangs- oder alltägliche Verkehrssprache, nicht die Schrift- oder Gemeinsprache. Aus der eben zitierten Anmerkung, falls ich sie richtig erfasse, scheint hervorzugehen, dass der Verf. für die bestehende Schriftsprache hinsichtlich der Sprachrichtigkeit eine besondere Stellung verlangt: während für die Form der Umgangssprache als Norm die Zweckmässigkeit aufgestellt wird, wird der Schriftform der Brauch zugrunde gelegt (*allra* ist die bessere Schriftform, *aldra* besser in der gesprochenen Sprache, vgl. im Original S. 4 Anm. 2 u. S. 6)[1]. Was mich abhält dieser Theorie beizupflichten, sind folgende Bedenken:

1) Da es mir richtiger scheint, dort eine Grenze zu ziehn, wo ein natürlicher Abschluss vorliegt, so wäre es vielleicht empfehlenswerter gewesen, als Norm die prosaische Form der Schriftsprache aufzustellen. Denn zwischen der Schrift-

lung gefragt, von wem ein bestimmtes Bild gemalt sei. — "Von mir, Excellenz", war die Antwort. "Von Mir, das ist wohl kein deutscher Maler?" — "Ich meine, von mich" — "Ach so, von Sie, na das freut mir". — In diesem Fall wäre also als Norm aufzustellen: *von* mit dem Acc. ist das beste, absolut unrichtig ist *von* mit dem Dat.

1) Jedoch auch für die Umgangssprache kann dieser Standpunkt nicht ganz der Norm, die durch den Gebrauch gegeben wird, entraten: Auf ihn gründet sich der Geschmack der Redenden, dem eine modifizierende Bedeutung zugewiesen wird (S. 113 Anm. 1); von im übrigen gleich guten Formen ist die gebräuchliche die bessere (S. 133); der Brauch übt auf Aussprache, Wortform und syntaktische Anwendung derselben eine Autorität aus, auf die erste die grösste, auf die letzte die geringste (ebd.). Wann das Prinzip der Zweckmässigkeit, wann das der Gebräuchlichkeit zur Anwendung zu kommen hat, dürfte nicht in allen Fällen leicht zu entscheiden sein.

sprache und der Umgangssprache besteht kein prinzipieller Unterschied, sondern nur ein gradueller; es finden sich so rege Wechselbeziehungen und innig verwobene Zusammenhänge zwischen beiden, dass die Stelle, an der ein Querschnitt vorgenommen werden soll, immer etwas willkürlich ausgewählt werden muss.

2) Die Norm, die der Schriftsprache entnommen wird, erfüllt besser ihren Zweck einer möglichst grossen Anzahl als Mittel der Verständigung zu dienen. Die Norm, die man aus der Umgangssprache gewinnt, würde hingegen eine zentrifugale Wirkung ausüben, da es, wenigstens auf deutschem Boden, keine allgemein geltende Umgangssprache gibt. Während die Umgangssprache der Gebildeten Norddeutschlands nur unerheblich von der Schriftsprache abweicht, spielt in die Verkehrssprache der Würtemberger, Östreicher, Schweizer die örtliche Mundart so stark hinein, dass wir demgemäss für die Umgangssprache jedes dieser Gebiete eine besondre Norm aufstellen müssten. Man versuche nur die Theorie in die Praxis zu übersetzen, und etwa für jede Mundart ein ausführliches Register der Sprachrichtigkeit aufzustellen, man wird dann die Zersplitterung recht deutlich gewahr werden.

3) In der Umgangssprache ist im allgemeinen das bewusste Bestreben, sprachrichtig zu sprechen nicht sonderlich stark ausgeprägt Es herrscht vielmehr die Neigung zur Bequemlichkeit, zum Sichgehnlassen und lässigen Reden, zum Verharren im gewohnten Gleise vor. Je weniger gebildet jemand ist, um so weniger wird er auch das Bedürfnis fühlen, Sorgfalt auf die Richtigkeit zu verwenden, es genügt ihm nur irgend wie seine Meinung kund zu geben, wie er es eben gewohnt ist, "wie ihm gerade der Schnabel gewachsen ist"[1]). Ist aber in der Umgangssprache das Streben, richtig zu sprechen, so wenig entwickelt, so erscheint es mir auch nicht billig, sie als erstrebenswerte Norm vorzuhalten. Es dünkt mich passender als Norm die Schriftsprache aufzustellen und die Sprachrichtigkeit nach dem Abstand von dieser Norm zu bemessen. Selbstredend muss ein Unterschied gemacht werden zwischen dem, was als Muster vorgestellt ist und dem.

1) Abgesehen natürlich von den Fällen, wo er im mündlichen oder schriftlichen Verkehr sich einer ganz besondern Sorgfalt befleissigen zu müssen glaubt.

was, veranlasst durch besondere Umstände, zugelassen werden kann. Eine Konstruktion, wie *von mich*, ist nur als Notnagel anzusehn und darf nicht zum Gesetz erhoben werden. Das Streben des Gesetzes geht auf Vervollkommnung; die Handlungen derer können uns daher nicht wohl Gesetz sein, die in ihrer geistigen Entwicklung noch weit von Vollkommenheit entfernt sind[1]).

4) Übrigens langt Noreen am Ende seiner Arbeit (S. 155) auch auf dem Punkte an, von dem ich ausgegangen bin. Seine Schlussfolgerung lautet so: es nehmen gewisse Redner und Schriftsteller Sprachformen, die sie aus der Umgangssprache unter Befolgung der von ihm entwickelten Gesetze der Sprachrichtigkeit gewonnen, in die Schriftsprache auf, mithin zählen sie in stilistischer Beziehung zu den grossen Rednern und klassischen Verfassern; will man nun gut reden und schreiben, so muss man als Vorbild ihre Schriften benutzen. Man gelangt also auf diesem Wege dazu, die aus der Schriftsprache (nicht aus der Umgangssprache) geschöpfte und auf jener beruhenden Norm als Richtschnur auch für die Umgangssprache anzuerkennen[2]).

1) Das gilt natürlich auch von der Sprache der Kinder und den Bestrebungen ihrer Sprache Muster für die Sprache der Entwickelteren zu entnehmen. Der S. 127 aufgeführte Gedanke Max Müllers hat neuerdings in Löwe (Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde I 61 ff.) einen Verteidiger gefunden, dem zufolge Lautwandel wie Analogiebildung "in letzter Instanz aus der Sprache der sprechen lernenden Kinder abzuleiten" ist. Für eine Litteratursprache mindestens ist dieser Gesichtspunkt so gut wie ganz ohne Belang, da die von Kindern, die sich die Sprache erst anzueignen haben, ausgehenden Neuerungen wirkungslos im Verkehr mit den der Sprache Kundigen untergehen. Vgl. auch S. 245 f.

2) Anlässlich des Streites zwischen der Anomalie und Analogie fällt ein Anhänger jener, Sextus Empiricus (πρὸς τοὺς μαθηματικούς I 201) folgendes Urteil: Ἵνα γὰρ δείξωσιν (nämlich die Analogisten), ὅτι οὐ διαλεκτέον κατὰ τὴν συνήθειαν, εἰσάγουσι τὴν ἀναλογίαν· ἡ δέ ἀναλογία οὐκ ἰσχυροποιεῖται, εἰ μὴ συνήθειαν ἔχοι τὴν βεβαιοῦσαν. Da bei den Anomalisten συνήθεια geradezu "Gebrauch der mustergiltigen Schriftsteller" bedeuten kann, so träfe der Ausspruch auch im vorliegenden Fall zu, wenn es nicht zu kühn wäre, für ἀναλογία "Norm der Umgangssprache" einzusetzen, wofür wir allerdings eine gewisse Berechtigung haben, da der Standpunkt der alten Analogisten sich vielfach mit dem Zweckmässigkeitsstandpunkt berührt und der Analogie bei diesem auch ein weitumfassender Wirkungskreis zugewiesen ist. Siehe im Text S. 244 f.

5) Der Zweckmässigkeitsstandpunkt kann Anwendung finden, wenn es eine Entscheidung abzugeben gilt in Fällen, wo es sich um die genauste und schnellste Auffassung und die leichteste Hervorbringung handelt. In fast allen andern Fragen, wo diese Kategorieen sich nicht anwenden lassen, versagt er; so z. B. kann man bei diesem Standpunkt keine Gewissheit erzielen, ob man *dinte* oder *tinte*, *hilfe* oder *hülfe*, *sträuche* oder *sträucher*, *dorne*, *dörner* oder *dornen*, *trotz des Regens* oder *dem Regen*, *mir* oder *mich dünkt* u. s. w. sagen soll, da die zusammengehörigen Beispiele sich gleich leicht hervorbringen lassen und verstanden werden. Hier muss man doch seine Zuflucht zum Sprachgebrauch nehmen, was der Verf. selbst auch anzudeuten scheint (S. 133).

Sehr bezeichnend für den Zweckmässigkeitsstandpunkt ist, dass Noreen bei der Frage nach der Sprachrichtigkeit der Analogie einen solch ungemein weiten Spielraum einräumt. In dieser Beziehung sind schon zur griech.-röm. Zeit die Analogisten, die Gegner der anomalistischen Lehre vom mustergiltigen Sprachgebrauch, seine Vorläufer. Schon damals wurde die Analogie angewandt, um eine praktische Sprachrichtigkeit herzustellen: Ζεύς sollte z. B. Ζεός, Ζεΐ, Ζέα flektiert werden, ja selbst klassische Schriftsteller, wie Thukydides, entgiengen nicht der Massregelung (vgl. Benfey Gesch. d. Sprachw. 153 f.).

Schon von I. Flodström (Nystavaren 1887 S. 143 ff.) sind in einer kleinen, sehr lesenswerten, den Noreenschen Aufsatz ergänzenden Schrift, die Noreen in der zweiten Auflage seiner Sprachrichtigkeit auch berücksichtigt, jedoch, wie mir scheint, nicht überall in gebührendem Masse, Bedenken vorgebracht worden. Auf den wesentlichen Inhalt dieser Schrift, so weit er nicht deutlich bei Noreen zum Ausdruck kommt, gehe ich hier kurz ein, da sie wohl den meisten deutschen Lesern unbekannt sein dürfte. So rügt er, dass die Lautgesetze bei der Frage nach der Sprachrichtigkeit nicht zu ihrem Rechte kommen, was bei einem Forscher wie Noreen, der eine so erspriessliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Lautlehre entfaltet habe, um so mehr zu verwundern sei. Sie stellten vielleicht weniger das Absterben und den Verbrauch des Materials dar, sondern schlössen vielmehr eine Abschleifung, eine Verfeinerung des Vehikels der Gedanken in sich, wodurch die Mitteilung handlicher werde, da man nicht lang-

samer in der Rede als im Gedankengang zu sein brauche[1]. Welche Machtstellung die Lautgesetze einnähmen, leuchte z. B. daraus hervor, dass im Nom. Plur. der aschwed. starken Neutra kraft eines mechanischen Lautgesetzes das *u* geschwunden sei, wodurch die Form vollkommen mit dem Nom. Sing. zusammenfiel, *bord* = 'Tisch und Tische'[2]. "Die Schwierigkeit, die Pluralendungen im Widerstreit mit den durch die Aussprache bedingten Verhältnissen, die sich auch sonst geltend machten, beizubehalten, war grösser als die infolge des Zusammenfalls der Formen entstandene Schwierigkeit für das Verständnis." Systematische Ausgestaltung und organischer Zusammenhang in der Sprache sei zwar ein grosser Vorteil, der aber ebenso gut auch für die physische Seite der Sprache Giltigkeit habe.

Auch der Umstand ist nicht ausser Acht zu lassen, dass fast jede analogische Ausgleichung hüben die Zerreissung eines Zusammenhangs drüben zur Folge hat, eine Erkenntnis, die sich auch bei dem gemässigten Analogisten Quintilianus findet[3]. So ist z. B. gemäss der Ansicht Noreens (Original S. 25) *rysa* — *rös* eine empfehlenswerte Analogiebildung nach *frysa* — *frös*. Da aber *hysa*, *lysa*, *mysa* im Präteritum *hyste*, *myste*, *lyste* aufweisen, so ist schwer einzusehn, warum gerade *rös* eine bessere Form sein soll als *ryste*. *Rycka* — *röck* nach *ryka* — *rök* scheint mir nicht nur deshalb "nicht ganz so gelungen", weil die Quantität des Stammvokals in beiden Verben verschieden ist, sondern vor allem auch, weil es unnütz von *knycka* — *knyckte*, *tycka* — *tyckte* losgerissen wird. Recht typische Beispiele, wie durch Herstellung von Analogieen andre wichtige Zusammenhänge zerrissen werden, gewährt die Sprache der Kinder. Auf die Ausgestaltung der Sprache können diese gar nicht einwirken, denn sie sind in sprachlicher Beziehung — Fremde. Weil sie sich die Sprache noch nicht ordentlich angeeignet, sind sie nicht imstande, gedächtnismässig zu reproduzieren, sondern genötigt, die Form, deren sie gerade be-

1) Vgl. jetzt auch Jespersen Studier over engelske kasus, förste række 1891 § 9.

2) Dieses Beispiel findet sich auch bei Noreen, jedoch nicht zur Erhärtung der Wirksamkeit der Lautgesetze angeführt (Original S. 18).

3) Instit. I 6 12: "*meminerimus non per omnia duci analogiae posse rationem, cum et sibi ipsa plurimis in locis repugnet.*"

dürfen, durch eine Proportion zu erschliessen, und da die thatsächlich vorhandenen sprachlichen Formen nur oberflächlich in ihrem Bewusstsein hafteten, können sie keine Kontrolle ausüben; die Folge ist die Unmasse der verschiedenartigsten Entgleisungen. Die Behauptung, dass unregelmässig, mehr vereinzelt stehende Formen die Leichtigkeit des Sprechens und Verstehens beeinträchtigen, möchte ich nur sehr bedingt anerkennen. Dass dem Fremden dadurch die Erlernung der Sprache erschwert wird, liegt auf der Hand[1]), kommt aber so gut wie gar nicht inbetracht, da meines Erachtens bei Fragen der Sprachrichtigkeit die Rücksichtnahme auf die Bequemlichkeit der Fremden ganz fallen gelassen werden kann. Für den Einheimischen aber, als Angehörigen einer Kultursprache, möchte ich auch diese Ungelegenheit nicht allzu hoch anschlagen, da ihm die Sprachthätigkeit doch ganz mechanisch geworden. Ein Grieche bezw. ein Deutscher wird wohl kaum bei einem Wort wie Διός bezw. *besser* ratlos sein, wenn es gilt Ζεύς bezw. *gut* ausfindig zu machen oder das Zusammengehörige in Beziehung zu setzen. Um so weniger wird für ihn die Unregelmässigkeit ins Gewicht fallen, je mehr er den durch die schriftliche Fixierung zu grösserer Stetigkeit gelangenden Gebrauch auf sich wirken lässt.

Was die überflüssige Formunterscheidung anbetrifft, hat man die Frage aufzuwerfen, ob wirklich die Ersparnis in lautlicher Hinsicht den Misstand aufwiegt, der daraus entsteht, dass nicht jede einzelne Form an sich selbst (nicht durch Verbindung mit andern) als solche gekennzeichnet wird. *Jag känner professorns söner, som bor på landet; bor*, das sowohl 'wohnt' als auch 'wohnen' vertritt, ist hier entschieden mangelhaft. Ebenso lässt uns das Relativum *som* darüber im Dunkeln, ob es als Sing. oder Plur. zu verstehen ist: *professorns söner, som jag känner.* Dieselbe Ungelegenheit findet sich auch beim deutschen Relativum. Ein Satz, wie ich ihn neulich in einem Briefe gesehn, "*die Verschreibung*

1) Demgemäss müssten wir auch annehmen, dass es einem Kinde, dessen Muttersprache durch den Lautwandel sehr zersetzt ist, wie etwa das Altirische, schwerer fällt, sich diese anzueignen, als etwa einem deutschen oder schwedischen Kinde. Ob dieses thatsächlich der Fall ist, weiss ich nicht, möchte es aber, so lange nicht der Beweis erbracht ist, bezweifeln.

über die 1000 Mark, die B. zur Verwahrung übernommen, ist datiert vom u. s. w.", liess den Leser ungewiss, ob die Verschreibung oder die Summe selbst zur Verwahrung übernommen worden ist. In "*soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt*" wird Gott häufig genug für einen Nominativ gehalten. Eine reichhaltige Sammlung von Beispielen für solche Misstände bieten Sanders Hauptschwierigkeiten [16] 352 f., auch Keller Antibarbarus 37 f. 42, Andresen Sprachgebrauch 365 f. 370. Ich hebe noch einige heraus. "*Seinem Landsmann, dem er in seiner ganzen Bildung ebensoviel verdankte, wie Goethe*" (Nom. oder Dat.?). "*Doch würde die Gesellschaft der Indierin* (Gen. oder Dat.?) *lästig gewesen sein*". "*Darin hat Caballero wohl nur einen Konkurrenten, die Elliot, welche freilich die spanische Dichterin nicht ganz erreicht*". "*Nur Diopeithes feindet insgeheim Dich an und die Schwester des Kimon und Dein Weib Telesippa.*" Was ist in diesen beiden letzten Sätzen Subj., was Obj.? Die mangelhafte Bezeichnung des formellen Verhältnisses an dem Wort selbst trägt natürlich auch zur Vermehrung der Homonymen bei, der man, wie Noreen selbst bemerkt (S. 116 ff.), als einem wirklichen Nachteil steuern muss. Der Einwand Flodströms (a. a. O. S. 147), man könne ja durch andre Konstruktionen Zweideutigkeiten leicht vermeiden, ist ziemlich hinfällig, da einerseits dem Redenden selbst häufig genug die Zweideutigkeit gar nicht ins Bewusstsein tritt, ihm ist der Sinn ganz klar und er setzt dasselbe auch für den Angeredeten voraus, anderseits thatsächlich vorhandene, wie z. B. in jenem Brief, nicht mehr zurückgenommen werden können. Ausserdem würden dadurch die Misstände nicht beseitigt, sondern nur umgangen. Beschränkung der formellen Unterscheidung scheint mir nichts Erstrebenswertes. Je grösser der Formenreichtum ist, um so verständlicher ist die Rede[1]). Durch ihn wird eine um so grössere Mannigfaltigkeit des Satzbaues ermöglicht, während sonst die Ausdrucksweise auf eine bestimmte Wortstellung festgenagelt

---

1) Hiermit will ich natürlich nicht einem überschwänglichen, unbeholfenen Formenreichtum, wie er sich z. B. in den Bantusprachen findet, das Wort geredet haben, sondern ich denke immer nur an den Formenschatz der idg. Sprachen.

werden müsste. Schon die Rücksicht auf die Zukunft, die Sprache vor Undeutlichkeit zu bewahren, müsste einen Vertreter des Zweckmässigkeitsstandpunkts abhalten den Formenbestand zu verkürzen[1]).

Ich betrete schliesslich noch ein Gebiet, auf dem ich mich vielfach im Gegensatz zum Verf. weiss, ich meine die brennende Fremdwörterfrage, die in Deutschland in letzter Zeit ungemein grosse Erfolge aufzuweisen hat[2]). Die Zei-

1) Prof. Noreen, der mich auf einzelne Unebenheiten gütigst aufmerksam gemacht hat, verdanke ich auch den Hinweis auf Jespersens jüngst erschienenes Buch. So geistvoll es auch geschrieben ist, so fühle ich mich doch nicht von seiner hier in Betracht kommenden Darlegung überzeugt (§ 7—15, § 38—43). Es ist wohl nicht zweifelhaft, was schwerer wiegt: Vermeidung von Misverständnissen oder Ersparung der Flexionsendungen und einige andere geringfügige, leicht auf anderem Wege zu erzielende, Bequemlichkeiten. Dass auch bei der festgeregeltsten Stellung durch Abschleifung der Formelemente dem Misverständnis ein weiter Spielraum eingeräumt wird, dafür dürften sich leicht Beispiele beibringen lassen; vgl. die im Texte angeführten, die eine ganz regelmässige Wortfolge aufweisen. (Jespersens Gegenbeispiel für Misverständnis selbst bei formellem Reichtum (§ 43) ist nicht ganz glücklich gewählt, da nichts darauf ankommt zu zeigen, dass Horaz bei andern Völkern und in andern Zeiten, sondern nur darauf, dass er von seinen eignen Sprachgenossen misverstanden worden ist.) Im Gegensatz zu Jespersen halte ich nicht die Ausdrucksweise für eine meisterhafte, die "weise verschweigt", und so zum Teil erraten lässt, was gemeint ist, sondern die, die vollkommen und deutlich andern die Meinung des Sprechenden bezw. des Schreibenden beibringen kann. Als nicht unwesentliches Mittel dient aber auch die Nachdrücklichkeit, und der kommt in nicht geringem Grade die Möglichkeit einer freien, den Verhältnissen angepassten Wortstellung zu gute. Durch die Möglichkeit im Satzbau wechseln zu können, wird auch der Schönheit der Sprache Genüge gethan; und wie man nicht wohl einen Reichtum an Ausdrücken einen Luxus nennen kann, und es mir auch nicht berechtigt scheint die Freiheit in der Verknüpfung der Sätze als "Unordnung" zu bezeichnen, ebensowenig lässt sich diese Bezeichnung auf eine mannigfaltige Wortfolge, die meist je nach der verschiedenen Färbung des Gedankens wechselt, anwenden.

2) Die Litteratur ist überaus reichhaltig; ich führe nur das Hauptsächlichste an. Aus der Praxis entstanden, gewissermassen durch des ganzen Volks Mitarbeit hervorgegangen, ist das vortreffliche Werk von O. Sarrazin Verdeutschungswörterbuch [2] 1889. Ders. Beiträge zur Fremdwortfrage 1887. Dunger Wörterbuch von

ten, in denen man jedes Fremdwort für überflüssig und übersetzbar hielt (vgl. Statthalter der Leibwachgaulerei für Leutnant der Gardekavallerie), sind glücklich vorbei; ausmerzen will man jetzt nur, die nicht entbehrt werden können. Die Gesichtspunkte, die über die Notwendigkeit eines Fremdwortes entscheiden, sind meiner Ansicht nach folgende:

Unangetastet müssen bleiben: 1) aus frühern Zeiträumen alt überkommene Fremdwörter, die, wenn sie sich in Laut, Bildung und Betonung von den deutschen nicht unterscheiden, als eingebürgert zu betrachten sind, wie z. B. *pfalz*, *pfirsich*, *keller*, *vers* u. s. w. Demgemäss ist das Bürgerrecht auch den Wörtern zu erteilen, die aus einem älteren Zeitraum derselben Sprache oder aus nah verwandten Sprachen (bezw. Mundarten) aufgenommen sind.

2) Jedes Fremdwort ist beizubehalten, falls nicht ein vollkommen entsprechendes, durch den Gebrauch mustergiltiger Schriftsteller als richtig verbrieftes, einheimisches Wort vorhanden ist. Wer ein Fremdwort ächtet und dann erst Ersatz zu schaffen sucht, schädigt die Sprache.

3) Wo ein Fremdwort offiziell im Gebrauch ist oder als technischer Ausdruck in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe besteht, ist es beizubehalten. Falls dagegen durch massgebende Schriften neben dem fremden Wort ein einheimisches als gut gestempelt ist, ist das fremde zu meiden.

4) Fremdwörter sind beizubehalten, wenn es gilt Schattierungen anzugeben[1]) oder Mannigfaltigkeit im Ausdruck zu erzielen, doch wohlbemerkt, wenn zu diesem Behuf keine sinnverwandten deutschen Ausdrücke zur Verfügung stehn.

In allen übrigen Fällen ist die Anwendung von Fremd-

Verdeutschungen entbehrlicher Fremdw. 1882. Ders. Die Sprachreinigung u. ihre Gegner 1887. Riegel Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins 1885 ff. Becker-Lyon [3] 150 ff. Andresen Sprachgebrauch [5] 384 ff. Keller Antibarbarus [2] 11 ff. Paul Prinzipien [2] 339 ff. Verschiedene Aufsätze in der Ztschr. für deutsch. Unterricht.

1) Zu bemerken ist, dass Fremdwörter sich trefflich eignen, wo man absichtlich etwas herabsetzen, ins Lächerliche ziehn oder in Plattheiten sprechen will. Man vergleiche *mamsell* u. *fräulein*, *parapluie* u. *regenschirm*, *pantalons* u. *beinkleider*, *malheur* u. *missgeschick*, *courage* u. *mut*, *noble passionen* u. *edle leidenschaften*. Siehe Becker-Lyon 155 ff., Müller Ztschr. f. deutsch. Unterricht III 321 ff.

wörtern zu unterlassen. Wo für einen neuen Begriff ein passender Ausdruck fehlt, da soll nicht bei irgend einer fremden Sprache eine Anleihe gemacht werden, sondern die Erfinder und Gelehrten mögen einen Namen geben, den sie aus den Mitteln der eignen Sprache beschaffen[1]. Folgendes scheint mir gegen die Berechtigung der Fremdwörter zu sprechen:

1) Da die Sprache Fremdwörter aufgenommen hatte, nicht nur, weil es ihr an der Bezeichnung eines Begriffs gebrach und sie kraft eigner Uranlage, vielleicht aus Bequemlichkeit, kein Wort schaffen mochte oder in Zeiten geistiger Stumpfheit nicht schaffen konnte, sondern hauptsächlich, weil die Aufnahme von Fremdwörtern, und zwar eine massenhafte, stattgefunden hat auch in Zeiten der Knechtschaft, Bedrükkung und geschwundenen nationalen Selbstbewusstseins[2], so scheint mir, da kein Volk an seine dies atri erinnert zu werden liebt, aus patriotischen Gründen vollkommen gerechtfertigt, diese Denkmale nationaler Schmach verfallen zu lassen und sie nicht immer und immer wieder aufzufrischen.

2) "Schlechter sind solche Formen, die sich schwerer .... auffinden lassen, ... sich schwerer dem Gedächtnis einprägen, ... sich minder leicht mit andern .... assoziieren" (Noreen S. 124). Zu diesen gehören auch die Fremdwörter (hier stimmt der Verf. mit mir überein S. 143), und deshalb sind, meiner Meinung nach (im Gegensatz zu Noreen S. 136 Anm.), für den ersten Volksunterricht die in deutschen Grammatiken allgemein üblichen Bezeichnungen (wie *hauptwort*, *zeitwort*, *aussageweise*, *dritter* oder *wem-*, *vierter* oder *wenfall* u. s. w.) wohl geeignet. Wo man in Volksschriften Fremdwörter nicht vermeiden kann, da empfiehlt es sich, ein einheimisches Wort in Klammern daneben zu setzen[3].

1) Dass auf Erfolg gerechnet werden kann, zeigt u. a. die finnische Sprache, die sich, als das Bedürfnis an sie herantrat, in weitem Umfang aus eignen Mitteln für Wissenschaft und Gewerbe mit Benennungen ausrüstete.

2) Von solchen Zeiten gilt, was Leibniz in seinen Unvorgreiflichen Gedanken (§ 20) sagt: "es werde Teutsch in Teutschland selbst nicht weniger verlohren gehen, als das Engelsächsische in Engelland". Vgl. auch, was Noreen S. 146 Anm. 1 bemerkt.

3) Das umgekehrte Verfahren schlägt Leibniz (a. a. O. § 92) vor, um einen neugeschaffenen deutschen Ausdruck geläufig und bekannt zu machen.

Namentlich Sarrazin (Vorwort XVII f.) hat darauf hingewiesen, dass das Fremdwort "nur den weiteren, allgemeineren, so zu sagen den Rohbegriff" liefere, "während die genaue, besondere und feinere Unterscheidung durch die deutsche Ausdrucksweise gewonnen wird". Dieser Ausspruch gilt selbstverständlich nicht unbeschränkt, findet jedoch im grossen und ganzen Bestätigung. Im Satz "*das Bild, das in der Seele des Dichters lebt, entspricht nicht der Vorstellung, welche man mit dem für ein Kunstwerk geeigneten dichterischen Vorwurf verbindet*" ist für die Bedeutungen der gesperrt gedruckten Wörter das Fremdwort *idee*[1]) durchaus geläufig; man könnte es auch hier überall vortrefflich einsetzen, unterlässt es jedoch wegen der viermaligen Wiederholung. Also: "Verdeutschung und Verschwommenheit der Gedanken dulden einander selten, während unklarer Sinn und Fremdwort meist die verträglichsten Bundesbrüder sind."

Noreen ist der Ansicht, dass die Sprache im Gegenteil durch das Fremdwort an Verständlichkeit gewönne — nämlich für den internationalen Verkehr. Das ist nicht zu leugnen, es fragt sich nur, was das Ausschlaggebende ist: die Misstände, die das Fremdwort dem Einheimischen mit sich bringt, oder die Bequemlichkeit, die dem Fremden zu gute kommt[2]). Ich meine, das erstere. Ausserdem glaube ich nicht, dass es zulässig sei, bei der Festsetzung der Richtigkeit einer Sprache andere Sprachen mitsprechen zu lassen, denn "im allgemeinen ist es ungereimt, die Norm für ein Ding ausserhalb desselben zu suchen"[3]). Abgesehen davon ist der Nutzen kein wesentlicher, da das Vorhandensein von internationalen Fachausdrücken in einer Sprache dem Fremden das Erlernen

---

1) Über weitere Bedeutungen von *idee* siehe Sarrazin a. a. O. XIV.

2) "Vor allem hat man Rücksicht auf sein Publikum zu nehmen, und mithin, wenn man sich an einen Schweden wendet, nicht an erster Stelle darnach zu streben, von einem Ausländer verstanden zu werden." Noreen 137.

3) Noreen S. 100. Man könnte vielleicht geneigt sein, hieraus zu folgern, die internationale (wissenschaftliche u. a.) Sprache müsse daher auch die Norm in sich selbst tragen. Dieser Einwand, den Noreen auch erhoben hat, scheint mir deshalb nicht zu verschlagen, weil es keine internationale Sprache giebt: das wissenschaftliche Deutsch ist doch vor allem als Teil des deutschen, nicht als Teil eines internationalen Verkehrsmittels zu betrachten.

dieser Sprache doch nicht erspart. Wissenschaft, Kunst und Gewerbe mögen kosmopolitisch sein, aber deswegen braucht und kann es nicht die Sprache. Wünschenswert ist es, dass für gewisse Gebiete eine Sprache durch ihr natürliches Übergewicht auf diesen eine internationale Geltung erlangt, wie z. B. etwa für den Handel und Verkehr das Englische, für die Diplomatie das Französische, für die Wissenschaft das Deutsche [1]). Daraus folgt aber nicht, dass das Deutsche, wenn es sich um die Verkehrssprache handelt, möglichst viele oder ausschliesslich englische, oder wenn die Diplomatie in Frage kommt, französische Fachausdrücke anwenden soll. Folgerichtig wäre dann, dass man auch die schon bestehenden heimischen Wörter durch Ausdrücke der betreffenden Sprache ersetzte: man dürfte dann im Deutschen nicht mehr von *dampfer* und *zoll*, sondern nur noch von *steamer* und *duty* reden; im Interesse der kosmopolitischen Verständlichkeit müssten dann auch die vom Verfasser, wie ich meine, mit vollstem Recht angewandten Ausdrücke '*avjud*', '*judskridning*' wieder durch *ablaut*, *lautverschiebung* ersetzt werden, wie es in ältern schwedischen Werken noch Brauch war.

3) Gegen die Fremdwörter spricht die Rücksicht auf die Einheitlichkeit der Sprache. Wie stark das Deutsche mit fremden Bestandteilen durchsetzt ist, geht aus dem Umstand hervor, dass das Wörterbuch des Deutschen nach Dungers ungefährer Schätzung (Zeitschr. f. deutsch. Unterricht III 285) 250 000 einheimische und 70 000 fremde Wörter zählt, so dass der Vergleich mit einem "buntgeflickten Bettlergewand" nicht ganz ohne Berechtigung ist. "Leute, für die 'stilvoll' ein unentbehrliches Schlagwort ist, die es als einen Frevel betrachten würden, modernes Geräte in ein altdeutsches Zimmer zu stellen, sie scheuen sich nicht, deutsche, lateinische, französische Wörter in bunter Mischung zu gebrauchen, ohne die leiseste Ahnung von der Stilwidrigkeit, die sie damit begehen" (Behaghel Deutsche Spr. 46).

1) Auch Brunnhofer (Kulturwandel u. Völkerverkehr 39 ff.) tritt für das Recht vieler, neben einander bestehender Kultursprachen ein. "Das Glück der Menschheit geht nicht aus der Uniformierung aller nationalen Besonderheiten, sondern aus deren höchster Ausbildung hervor."

4) Für Vermeidung der Fremdwörter spricht das Vorbild mustergiltiger Schriftsteller, die namentlich in den letzten Jahren begonnen haben den deutschen Wörtern zum Rechte zu verhelfen. Allen voran steht in dieser Hinsicht wieder Gustav Freytag, der in den neuern Auflagen die in seinen Schriften vorkommenden Fremdwörter durch einheimische ersetzt und so ein Bild vorhält, wie zu verdeutschen ist. Dankenswerte Gegenüberstellungen der alten und neuen Lesarten giebt Künkler (Ztschr. f. deutsch. Unterricht III 210 ff. 481 ff.).

Dass am Erfolg dieser Bestrebungen nicht zu zweifeln ist, das beweist uns die Geschichte des Fremdwörterwesens in Deutschland. Vgl. Becker-Lyon 151 ff. Dunger (a. a. O. 283 ff.).

Wenn es mir gelungen ist in der Umarbeitung der Noreenschen Abhandlung bei solchen Formen, wie: *die fingern, flügeln, aposteln, die mehrsten, die sporne, höcher — höchst, der namen* (Sgl.), *haute — gehaut, ich schand, brech — seh — befehl* (Imperativ) u. s. w., die Entscheidung im Sinne des Verfassers zu fällen, und man etwa diese Formen als Kriterien für den Wert eines Schriftstellers aus den letzten 50 Jahren benutzen wollte, dann, muss ich gestehn, dann steht es wohl verzweifelt um unsere schriftsprachliche Litteratur, keiner möchte bei der Prüfung bestehn: wir hätten kaum einen guten Schriftsteller aufzuweisen, vielleicht, dass wir erst einen von der Zukunft zu erwarten hätten.

Meines Erachtens ist der nicht durch den Schriftbrauch eingeschränkte Zweckmässigkeitsstandpunkt ein äusserst gefährlicher; ein radikaler Anhänger könnte mit Hülfe desselben aus dem Deutschen ein Volapük machen. Doch damit hat es wohl keine Gefahr. Nicht alles, was zweckmässig ist, kann durchgeführt werden, die historisch gewordenen Verhältnisse setzen dem unübersteigbare Schranken entgegen.

Ebensowenig, wie in sprachlicher Hinsicht Zweckmässigkeit mit Richtigkeit sich decken, ebensowenig kann ich zugeben, dass die Schönheit der Sprache hauptsächlich auf ihrer Zweckdienlichkeit beruht (Verf. S. 142). Der juristische und diplomatische Stil ist, wie männiglich bekannt, sogar sehr zweckmässig, aber Wenigen, auch nicht einem "gesunden Geschmack", dürfte der Kanzleistil schön erscheinen.

Ich bin weit davon entfernt das Kriterion der Zweck-

mässigkeit zu unterschätzen, ich halte im Gegenteil die vom Verf. von S. 115 an aufgeführten Kategorieen für höchst wertvolle Merkmale, um an ihnen die Sprachrichtigkeit zu bemessen und zwischen den vorhandenen, sich gegenüberstehenden Formen eine Auswahl zu treffen — in allen Fällen nämlich, in denen sich für den Sprachgebrauch bei den guten Prosaisten der Gegenwart (ich verstehe darunter etwa die letzten 50 Jahre) keine Übereinstimmung erzielen lässt, und das ist häufig genug der Fall. Mögen die zeitgenössischen Schriftsteller die Sprache fortbilden, aus rein naturwüchsiger Kraft oder reflektierend — ganz wie sie es für ihren Bedarf und Zweck als gut befinden. Mag man ihnen Mass und Richtschnur zum Ausbau der Sprache zur Verfügung stellen, wie dem Storch das Rad als Grundlage seines Nests; ob nun die Schriftsteller von dem, was ihnen willig geboten wird, Gebrauch machen wollen, sei ihnen durchaus anheimgestellt. Der Anschauung Richerts (Ny Svensk Tidskrift 1888 S. 591 ff.), dass Neuerungen nicht in der geschriebenen, sondern in der gesprochenen Sprache zuerst aufkommen müssen, kann ich ebensowenig wie der Verf. beitreten[1]), denn dann würde der Schriftsteller dazu verdammt sein, abgegriffene Münzen in Umlauf zu setzen und dürfte sich nicht unterfangen, wenn er nicht als Fälscher gelten will, ein Stück eigner Prägung auszugeben. Was von dem Schüler gilt, dem man nicht die Quellen muttersprachlicher Schöpferkraft versiegen lassen darf, das gilt auch vom Schriftsteller; sonst nimmt man ihm "sein schönstes Gut, die aus dem Innern quellende Rede, und schiebt ihm statt dessen den Wechselbalg angelernter Phrasen unter" (v. Raumer Gesamm. spwt. Schrift. 208). "In wie weit schöpferische Geister, die durch ihre Erzeugnisse neue Epochen der Litteratur begründen, sich von jenen (d. h. den vorhandenen) Formen lossagen dürfen, ist eine Frage, die sich nur thatsächlich entscheidet. Bei andern Menschen aber nennt man Verstösse gegen den festgestellten Sprachgebrauch Schnitzer" (ebd. 350).

---

1) Damit ist natürlich nicht in Abrede gestellt, dass eine Form auch im mündlichen Gebrauch aufkommen kann; mustergiltig wird sie jedoch erst dann, wenn sie sich auf das Zeugnis eines der führenden Schriftsteller berufen kann.

Manchem möchte es vielleicht scheinen, als ob den guten Schriftstellern eine zu grosse Macht über die Sprachgenossen eingeräumt werde; das ist jedoch nur scheinbar der Fall. Die Macht, die die Schriftsteller inne haben, ist ihnen erst vom Volk übertragen worden. Denn indem das Volk ihre Schriften immer und immer wieder liest, sie auf sich wirken lässt und ihnen nachahmt, erkennt es sie als gut und geeignet, zum Vorbilde zu dienen, und als befähigt, Vorschriften zu erlassen, an. Sie sind gewissermassen die vom Volk gewählten Vertreter, die dazu ausersehn sind, ihm Gesetze zu geben, welche dann vom Volk (mehr oder minder) sorgsam beachtet werden. Da also das Volk seinen Vertretern das Recht gegeben hat, Satzungen zu schaffen, so muss auch ein Gesetz, das sich in der Folge als nicht zweckmässig erweist, so lange es gilt, d. h. so lange die führenden Schriftsteller in diesem Gebrauch einig sind, wie die Verfügung einer jeden andern gesetzgeberischen Gewalt, befolgt werden, bis die Bestimmung von neuen Volksvertretern abgeschafft wird.

Diesem anspruchslosen Nachtrag liegt natürlich nichts ferner als der Glaube, etwas Abgeschlossenes geliefert zu haben. Wenn es ihm gelingt zu weiterer Forschung anzuregen und somit Anlass zu geben, dass die Kriterien der Sprachrichtigkeit in immer schärferer Abgrenzung hervortreten, so ist sein Zweck vollauf erfüllt.

Upsala im Juni 1891. Arwid Johannson.

Zur Gutturalfrage im Lateinischen.

Zu den wohl ziemlich allgemein angenommenen Vergleichungen von lat. *vapor* mit griech. καπνός, got. *af-ƕapjan*, lit. *kvãpas*, lat. *vermis* mit aind. *kṛ́mi-ṣ*, lit. *kirmėlė̃*, got. *waúrms*, lat. *in-vītus* mit pr. *quāits*, lat. *in-vītāre* mit lit. *kvė̃sti*, wo nach der herrschenden Ansicht lat. *v-* einem idg. *q-* entspricht, fügt Bersu (D. Gutt. u. ihre Verbind. mit *v* im Lat. 151) noch lat. *vellere:* griech. τίλλειν und lat. *verrere:* griech.

τέλϲον (ταρϲόϲ), aind. *kr̥ṣāmi*, deren *v*- er ebenfalls = idg. *q*-setzt. Brugmann (Grdr. I 323) hält diese Gleichsetzung für zweifelhaft, wie mir scheint, mit vollem Recht; denn bei den oben genannten Wörtern wäre, falls wir hier idg. *q*- annehmen, die Vertretung desselben nicht nur im Lateinischen, sondern zum teil auch im Litauischen und Germanischen eine von der sonstigen Vertretung von idg. *q*- abweichende, indem in *kvãpas*, *quāits*, *kvė̃sti* lit. *kv*- (pr. *qu*-) statt des zu erwartenden *k*-, in *waúrms* got. *w*- statt *h*- *h*- auftritt. Es liegt daher die Vermutung nahe, dass hier besondere Lautverhältnisse in Betracht kommen.

Dass bei den in Rede stehenden Wörtern in der That nicht eben so idg. *q*- vorliegt wie z. B. in *quis*, *quatuor* usw., ergibt sich klar aus einer genaueren Betrachtung der mit lat. *vapor*, griech. καπνόϲ, got. *af-hapjan*, lit. *kvãpas* verwandten Wörter, die namentlich im Litu-Slavischen zahlreich vertreten sind. Neben *kvãpas* 'Hauch, Duft' liegt im Litauischen das Verbum *kvė̃pti* 'hauchen', lett. *kvēpt* 'qualmen' und viele andre mit *kv*- anlautende Wörter, die bei Leskien (Ablaut d. Wurzelsilb. im Lit., Abh. d. phil.-hist. Kl. der Kgl. sächs. Ges. d. Wiss. IX 333) zusammengestellt sind. Ausser diesen mit *kv*-anlautenden Wörtern gehören zu derselben Wurzel im Litauischen aber auch Wörter mit *kū*-, nämlich *kūpúti* 'schwer atmen', lett. *ap-kūpt* 'beräuchert werden', lett. *kūpēt* 'rauchen' = abulg. *kypěti* 'sieden', lett. *kūpināt* 'Rauch machen', lett. *kūpains* 'rauchig', deren Wurzelform *kūp*- im Ablaut zu der in *kvė̃pti* usw. vorliegenden Wurzelform *kvėp*- steht (lit. Prät. 127; vgl. auch Joh. Schmidt Pluralbild. 204); die doppelt reduzierte Wurzel, idg. *qup*-, liegt vor in aind. *kupyē* 'gerate in Bewegung, zürne', *kúpyāmi* 'walle auf, zürne' und lat. *cupio* 'begehre', welche beiden letzteren Wörter auch Osthoff (MU. IV 33) mit abulg. *kypěti* zusammengestellt hat. Aus den Wurzelformen idg. *qūp*- *qup*- ergibt sich, dass das *u̯* in lat. *vapor*, got. *af-hapjan* usw. nicht labiale Entwicklung ist, sondern dass wir als Wurzelanlaut die Konsonantenverbindung idg. *qv* annehmen müssen. Bei lat. *in-vītus* : pr. *quāits*, lat. *in-vītāre* : lit. *kvė̃sti* lässt sich nicht idg. *qv* als Wurzelanlaut nachweisen; wir werden aber trotzdem auch hier idg. *qv*- annehmen und aus *vapor*, *in-vītus*, *in-vītāre* den Schluss ziehen dürfen, dass idg. *qv*- im Lateinischen anders vertreten

wird als labialisiertes idg. *q-*, während im Gotischen sowohl labialisiertes idg. *q-* als auch idg. *qv-* durch *ƕ-* vertreten wird.

Anders als in *vapor, in-vītus, in-vītāre* ist lat. *v-* in *vermis, vellere, verrere* zu beurteilen. Was zunächst *vermis* betrifft, so würde es ja, wenn idg. *qv-* in *vapor* sich nicht sicher ergeben hätte und in *in-vītus, in-vītāre* nicht vorauszusetzen wäre, am nächsten liegen, *vermis* mit got. *waúrms* zu aind. *kŕ̥mi-ṣ*, lit. *kirmėlė̃* zu stellen. Hiergegen spricht aber schon der Umstand, dass in *kirmėlė̃* nicht *kv-* vorliegt, sondern *k-*, denn man darf schwerlich annehmen, dass eine Sprache, die nachweislich *k* gelegentlich in *kv* wandelt (Bersu a. a. O. 5 Anm. 1), auch umgekehrt altes *kv* in *k* ändert. Dazu kommt noch die grosse Schwierigkeit, die die Zurückführung von got. *w-* in *waúrms* auf idg. *qv-* oder *q-* macht; denn falls wir hier idg. *qv-* annehmen, erwarten wir got. *ƕ-* wie in *af-ƕapjan*, nehmen wir aber idg. *q-* an, so könnte vor urgerm. *u* keine labiale Entwicklung eintreten (Brugmann Grdr. I 332). Daher kann ich nicht umhin, mit Kluge (Etym. Wtb.[4] 391) und Feist (Got. Etym. 132) lat. *vermis* mit got. *waúrms* von aind. *kŕ̥mi-ṣ* usw. zu trennen, wenn sie auch in der Bedeutung und im Suffix identisch sind. Eben so wenig wie in *vermis* liegt in *vellere* und *verrere* idg. *q-* vor; beide gehen auf Wurzeln mit idg. *v-* zurück und zwar *vellere* mit lat. *lāna* 'wolle' und den zugehörigen Wörtern der verwandten Sprachen auf eine idg. W. *vel*, während *verrere* mit griech. ϝέρρειν 'schleppen', ahd. *werran* 'verwirren', abulg. *vrěšti* 'dreschen' auf eine idg. W. *vers* (so auch Fick Vergl. Wtb.[4] I 550 f.) zurückzuführen ist.

5. Juli 1891. Oskar Wiedemann.

Got. *saíƕan*.

Die von Aufrecht (KZ. I 352) vorgeschlagene Zusammenstellung von got. *saíƕan* 'sehen' mit lat. *sequor*, griech. ἕπομαι, aind. *sácē* 'folge' scheint allgemeine Zustimmung gefunden zu haben (vgl. Kluge Etym. Wtb. s. v. *sehen*, Brugmann Grdr. I 310, Feist Got. Etym. 94 f., H. Webster Z. Gutturalfrage im Got. 15); ja dieselbe Etymologie hat neuerdings auch Möhl (Mém. soc. ling. VI 444 ff.), ohne Aufrecht zu erwähnen, also, wie

es scheint, unabhängig von Aufrecht, zu begründen versucht und dabei, wie er (S. 446 Anm.) angibt, die Zustimmung Saussures gefunden. Trotzdem kann ich dieser Etymologie nicht beipflichten. Ist die angenommene Bedeutungsentwicklung 'mit den Augen folgen' schon an und für sich sehr gekünstelt (vgl. auch Curtius KZ. III 405), so wird sie noch bedenklicher durch got. *siuns* (aus urgerm. **si(ʒ)ʋniz*) 'Gesicht, Sehkraft, Erscheinung, Gestalt'. Endgiltig widerlegt wird aber die Etymologie Aufrechts durch die bei Graff VI 129, bez. 143 angeführten ahd. *bein-segga, pein-seico* 'pedisequa', die Joh. Schmidt (KZ. XIX 273) mit Recht zu lat. *sequor* usw. zieht und die die alte Bedeutung der idg. W. *seq* 'folgen' treu bewahrt haben. Auf dem richtigen Weg der etymologischen Erklärung des got. *saíhvan* war bereits Aufrecht, indem er a. a. O. lat. *in-seque* 'sage an' heranzog; aber auch dies trennte er nicht von *sequor*. Ich führe *saíhvan* mit lat. *in-seque, in-quam* (aus **in-squām*), griech. *ἔνσεπε, ἔννεπε, lit. *sakýti* 'sagen' auf eine idg. W. *seq* 'sehen' zurück, die im Griech., Lat., Lit. die Kausativbedeutung 'sehen lassen, zeigen = sagen' (vgl. z. B. lat. *dīcere* : griech. δεικνύναι) angenommen hat. Aus den germ. Sprachen gehören hierher noch ahd. *saga* 'sage', *sagēn* 'sagen' und die damit verwandten Wörter, deren nicht labialisierter Guttural in Hinblick auf den ebenfalls nicht labialisierten Guttural in ahd. *sehan* und dem entsprechenden Verbum der übrigen aussergotischen germ. Sprachen sowie im Hinblick auf das Verhältnis von ahd. *queran* zu ahd. *kara* nichts auffälliges hat. Weiter gehört zu idg. *seq* 'sehen' noch lat. *signum* 'Zeichen' und wohl auch abulg. *sokolъ* 'Falke'. — Lautlich zulässig wäre auch die Zusammenstellung von *saíhvan* mit lat. *secāre* und dessen Verwandten (Fick Vergl. Wtb.[4] I 559); doch tritt bei allen diesen Wörtern nie die Bedeutung 'scheiden, unterscheiden' hervor wie in dem von Fick zur Stütze seiner Etymologie erwähnten lat. *cernere* und seinen Zusammensetzungen und Verwandten, sondern wir haben es bei *secāre* usw. ausschliesslich mit den Bedeutungen 'schneiden, hauen' zu thun.

8. Juli 1891. Oskar Wiedemann.

Der Genetiv Pluralis und die baltisch-slavischen Auslautgesetze.

Noch immer steht das Suffix *-ъ* im slavischen Genetiv Pluralis isoliert da, "so lange keine annehmbare Möglichkeit gefunden ist" es "als Fortsetzung eines urindogermanischen *-ōm* zu erklären", vgl. Brugmann Grundriss II § 344 S. 688. Denn darüber kann heute kein Zweifel mehr bestehen, dass die beiden einzigen bisher gewagten Versuche slav. *-ъ* mit idg. *-ōm* zu vereinigen vollständig gescheitert sind.

Leskien Deklination S. 84 will dadurch zum Ziele kommen, dass er eine Verkürzung von *-ūn* zu *-ъn* annimmt, die vor die Wirksamkeit der übrigen Auslautgesetze falle, eine Vermutung, für die es bis jetzt an jedem Anhalt fehlt und die er selbst schon längst aufgegeben hat, vgl. Handbuch der abg. Sprache [2] § 15, 3 B b S. 19.

Nicht minder unwahrscheinlich ist Mahlows Hypothese, der *-ъ* aus *-ōm* in unbetonter d. h. nicht den Wortakzent tragender Silbe entstehen lässt, vgl. Die langen Vokale S. 88. Denn für ein derartiges Lautgesetz fehlt es an halbwegs plausibeln Parallelen vollkommen.

Unter diesen Umständen lag der Gedanke nahe, aus der Thatsache der Unvereinbarkeit von slav. *-ъ* und idg. *-ōm* die sich notwendig ergebende Folgerung zu ziehen und beide Suffixformen von einander zu trennen. Das hat Osthoff MU. I 207 ff. gethan. In seinen Augen ist slav. *-ъ* der Reflex eines indogermanischen *-ŏm*, in dem er die ursprüngliche Genetivendung der konsonantischen Stämme zu erkennen glaubt. Dagegen repräsentiere das gewöhnlich auftretende *-ōm* ein Kontraktionsprodukt des ebengenannten *-ŏm* und des auslautenden Vokals der *e-* und *ā*-Stämme. Nach ihm besteht also das Verhältnis

Gen. Plur. *-ŏm* : *-ōm* = Dat. Sg. *-ăi* : *-ōi*.

Da diese Theorie die unleugbar vorhandenen Schwierigkeiten in befriedigender und zugleich auch einfacher Weise zu lösen schien, hat sie fast allgemeine Zustimmung gefunden. Ihre Aufnahme war gewiss nicht zum wenigsten deshalb eine so warme, weil Osthoff ausser auf slavischem Boden auch im Keltischen einen Genetivausgang *-ŏm* zu finden vermeinte.

Das aber war ein Irrtum. Wie wir jetzt wissen, muss im Keltischen auslautendes *-ōm* ebensowohl wie *-ŏm* lautgesetzlich schwinden.

Diese Erkenntnis hat aber Osthoff's Hypothese einer ihrer stärksten Stützen beraubt. Denn nun bleibt das Auftreten von *-ŏm* lediglich auf das slavische Sprachgebiet beschränkt. Nicht einmal das ihm so nahestehende Baltische hat Teil an dieser Form. Sein *-ũ* lässt sich auf nichts anders als auf idg. *-ōm* zurückführen. Diesem Mangel einer vergleichbaren Bildung auf baltischem Boden muss aber, wie ich glaube, ein bei weitem grösseres Gewicht beigelegt werden, als gewöhnlich geschieht. Denn sind Baltisch und Slavisch auch nicht so nahe mit einander verwandt wie die beiden arischen Dialekte, so sind doch die Übereinstimmungen zwischen ihnen so zahlreich und so bedeutend, dass man sich nicht ohne zwingenden Grund dazu verstehen sollte, eine tiefgehende Differenz zwischen ihnen zu statuieren.

So führt die ganze Situation immer wieder zu dem Gedanken zurück, dass wir in dem slavischen *-ъ* doch nur eine auf speziell slavischen Lautgesetzen beruhende Modifikation eines ursprachlichen *-ōm* zu sehen haben.

Welches aber sind diese speziellen Lautgesetze? Ich glaube eine Antwort auf diese Frage geben zu können. Ich knüpfe dabei an die Ergebnisse meiner Untersuchung über die germanischen Langdiphthonge an (vgl. Die Komparative auf *-ōz-*, Freiburg 1890), die Anregungen von Hirts Abhandlung über den gestossenen und schleifenden Ton in den idg. Sprachen (oben SS. 1 ff. 195 ff.) mir zu Nutze machend. Zugleich hoffe ich eine vielleicht nicht unwillkommene Ergänzung ihrer Resultate bieten zu können.

Meine Ansicht geht dahin, dass abg. *-ъ* die vollkommen lautgesetzliche Fortsetzung eines indogermanischen *-õm* mit schleifender Betonung ist. Zum Beweise meiner Behauptung sei es mir gestattet etwas weiter auszuholen.

Das Baltisch-Slavische gehört zu denjenigen Sprachen, welche alle Langdiphthonge, mögen sie gestossenen oder schleifenden Ton tragen, sowohl im In- wie im Auslaut verkürzen. Es berührt sich in dieser Beziehung aufs engste mit dem Lateinischen; etwas ferner steht das Germanische.

Meines Wissens ist Osthoff der erste gewesen, der dieses Kürzungsgesetz für verschiedene europäische Sprachen nachgewiesen hat, vgl. Philol. Rundschau 1881 Sp. 1593 ff., MU. II 129 ff., Perfekt S. 84 ff. Neuerdings hat auch O. Wiedemann in seiner Schrift über das lit. Präteritum für das Baltische dankenswerte Ergänzungen gegeben, vgl. SS. 25—30, 32—33, 122 sowie desselben Verfassers Ausführungen KZ. XXXII 114 ff.

Wenn ich eben gesagt habe, dass die Kürzung im In- und Auslaut stattgefunden habe, so will ich damit keineswegs behaupten, dass sie in beiden Fällen zu gleicher Zeit erfolgt sei. Im Gegenteil, man muss beide Stellungen in chronologischer Beziehung scharf von einander scheiden. Wohl ist es richtig, dass auslautende Lautverbindungen prinzipiell keine andere Behandlung erfahren als die unter gleichen Bedingungen auftretenden des Inlauts. Aber das kann naturgemäss nur bei jenen der Fall sein, die vor vokalischem oder konsonantischem Anlaut in ununterbrochen fortlaufender Rede stehen. Eine isolierte Entwickelung müssen dagegen die Pausaformen durchmachen, weil ihnen innerhalb eines Wortes bezw. Sprechtaktes nichts entspricht. Gerade die Pausaformen spielen aber bei der Normalisierung des Auslauts die erste Rolle, man vgl. z. B. das Griechische. Hier treffen wir einen tiefgehenden Unterschied an in der Behandlung der inlautenden und der mit ihnen ganz parallelen auslautenden antekonsonantischen Langdiphthonge einer- und der Pausaformen anderseits. Während αἰϝών aus *ᾱἰϝων mit Θηβαι-γενής aus *Θηβᾱι *γενης völlig übereinstimmt, heisst es χώρᾳ d. i. χώρᾱ, vgl. Verf. Komparative S. 16.

Im Baltisch-Slavischen können wir allerdings, wie schon hervorgehoben, eine solche Verschiedenheit in der Behandlung beider Klassen — Kürzung hier, Monophthongierung dort — nicht konstatieren. Das aber dispensiert uns nicht von der Verpflichtung, die Frage aufzuwerfen: haben wir vielleicht nicht doch Anhaltspunkte, dass die auslautenden Langdiphthonge später gekürzt wurden als die inlautenden? Ist diese Frage zu bejahen, so begegnen wir auf baltisch-slavischem Boden ganz analogen Verhältnissen, wie sie auf germanischem Sprachgebiet thatsächlich existieren.

Ferner muss die Frage gestellt werden: hat die Qualität des Silbenakzentes irgend welchen Einfluss auf die Zeit der

Kürzung? Wenn ja: welche Langdiphthonge sind früher gekürzt, die gestossenen oder die schleifenden?

Zur Vermeidung von Irrtümern schicke ich voraus, dass ich unter einem 'Langdiphthong' im Anschluss an Sievers Phonetik [3] S. 148 im weitern Sinn jede Verbindung eines langen Sonanten mit sog. konsonantischem oder überkurzem Sonorlaut verstehe. Die Quantität des Sonanten bezeichne ich mit ¯; die Qualität des Akzentes mit ´ (gestossen), ˜ (schleifend), wobei ich den Akut auf den ersten, den Zirkumflex auf den zweiten Komponenten des Diphthongs setze. Ich hoffe, diese Abweichung von der graphischen Darstellung Hirts wird im Verlauf der Untersuchung ihre Rechtfertigung finden.

Es ist geboten das Baltische und das Slavische gesondert zu betrachten. Denn die Kürzung auslautender Langdiphthonge fällt nicht in die Periode der baltisch-slavischen Urgemeinschaft, sondern in die Zeit des Einzellebens beider Dialekte. Das beweisen u. a. folgende Momente.

Erstlich der Zusammenfall von maskulinen *e*- und femininen *ā*-Stämmen im Akkusativ Sing. auf baltischem Boden, ihre Verschiedenheit auf slavischem: *tìltą* = *meȓgą* gegenüber *rabъ* und *ženą*. Zum andern die Ungleichheit von Genetiv Plur. und Akkusativ Sing. der *e*-Stämme im Litauischen, ihre Übereinstimmung im Altbulgarischen. Hier ist *rabъ* = Genetiv Plur. und Akkusativ Sing., dort lautet der Genetiv Plur. *tìltū*, der Akkusativ Sing. aber *tìltą*.

A. Die auslautenden Langdiphthonge des Baltischen.

I. Mit schleifender Betonung.

1. Dativ Sing. der *e*-Stämme: *tìltui*. Wenn auch nach einem speziell lit. Akzentgesetz die Dativendung im lebendigen Paradigma niemals den Wortton trägt, so lässt sich doch an der schleifenden Qualität derselben nicht zweifeln. Sie wird einmal indirekt durch die Erhaltung des Diphthongs erwiesen, da dieser bei gestossener Betonung zum Monophthong hätte werden müssen. Dann aber ist sie auch, worauf mich Prof. Leskien aufmerksam macht, bei einigen Adverbien direkt überliefert, z. B. *paskuĩ* 'nachher', eine Bildung, die den übrigen dativischen Adverbien wie *ilgaĩniui* u. a. genau entspricht.

Die Gleichheit der Akzentqualität ist ein neuer Beweis dafür, dass lit. *-uĩ* = griech. -ῳ d. h. nichts anders als die

regelrechte Dativform der *e*-Stämme ist. Schleichers auch lautlich sehr bedenkliche Annahme (Kompendium[4] S. 553), der sich Leskien Deklination S. 54 ff. angeschlossen hat, wonach der Ausgang *-uĩ* von den *eu*-Stämmen in die *e*-Deklination übertragen worden sei, verliert somit aufs neue eine Stütze. Ausserdem gewährt aber das Baltische selber noch einen Beweis dafür, dass *-uĩ* auf älteres *-ůĩ* d. i. idg. *-ōĩ* zurückgeht. Es finden sich nämlich dialektische Dativformen ohne *i*, die (einzeldialektischen?) Sandhiformen zu *-uĩ*, vgl. Zubatý Archiv f. slav. Philologie XIII 602. Auch das *-ou* des Dativs bei Dowkont (vgl. *paskou* = *paskuĩ*), an das mich Prof. Leskien erinnert, gehört hierher, da es lautgesetzlich *-ů* vertritt.

Der urlit. Langdiphthong *-ůĩ* erlitt also Reduktion seines ersten Komponenten. Diese Behandlung des *ů* im Diphthong stimmt mit jener des alleinstehenden vollkommen überein. Auch aus diesem wird in allen Fällen, in denen Kürzung eintreten muss, nichts anders als *-u*.

Die angeführten Thatsachen beweisen zweierlei: a) dass auslautendes idg. *-ōĩ* nicht mit auslautendem idg. *-oĩ* zusammengefallen ist. Dieses erscheint nämlich lautgesetzlich entweder als *-ẽ* — vgl. den Lokativ Sing. der *e*-Stämme z. B. *namẽ* 'zu Hause', Brugmann Grundriss II § 263 S. 617 — oder aber als *-aĩ* — vgl. den Nominativ Plur. der maskulinen *e*-Stämme z. B. *tìltai*. Die Bedingungen, die diesen Unterschied *-ė* : *-ai* veranlasst haben, sind noch nicht mit voller Sicherheit erkannt, doch vgl. die Vermutung Hirts oben S. 31 ff.

b) Dass auslautendes idg. *-ōĩ* auch nicht mit inlautendem idg. *-ōi-* übereinstimmt. Das ist aber nicht befremdlich. Der Unterschied in der Entwickelung beruht auf dem Unterschied der Zeit, in welcher die Verkürzung in beiden Fällen stattfand. Die Reduktion der inlautenden Langdiphthonge ist nämlich bedeutend älter als die der auslautenden. Daher kommt es, dass im Inlaut ein idg. *ōi* mit dem Kurzdiphthong idg. *oi* zusammenfallen kann, nicht aber im Auslaut. Im Griechischen finden wir ja die genaue Parallele hierzu: Im Inlaut Zusammenfall von Lang- und Kurzdiphthong, im Auslaut getrennte Entwickelung beider. Auch fürs Germanische glaube ich ein entsprechendes Gesetz nachgewiesen zu haben.

Meines Bedünkens verkennt daher Wiedemann KZ. XXXII 120 f. die chronologischen Verhältnisse vollständig, wenn er

Mahlows Theorie von der Vertretung des idg. *ō* durch lit. *ū* mit der Bemerkung widerlegt zu haben glaubt, die Zurückführung der Instrumentalendung *-aĩs* auf idg. *-ōĩs* widerstreite seinem eigenen Lautgesetz. Warum? Ist nicht der Übergang von urbalt. *ō* zu *ū* eine relativ junge, jener von idg. *o* zu urbalt. *a* eine bedeutend ältere Lauterscheinung? Der Zusammenfall von *ōi* und *oi* war also nur in dem Falle möglich, dass die Kürzung in sehr frühe Zeit fiel; in eine Periode, wo *o* und *ō* noch in ihrer alten Qualität erhalten waren. Eine so alte Kürzung ist aber nur dann möglich, wenn der Langdiphthong vor Konsonanz, nicht wenn er in Pausa stand. Es scheint mir sogar nicht unmöglich, dass in jener Stellung die Reduktion noch in die Zeit der baltisch-slavischen Urgemeinschaft fällt, während in diesem hiervon keine Rede sein kann, wie oben S. 262 gezeigt ist. Dem Einwand Wiedemanns entspräche es daher ungefähr, wenn man die Zurückführung eines ahd. vorkonsonantischen *ei* auf urgerm. *ōi* deshalb für unmöglich erklären wollte, weil urgerm. *ō* zu ahd. *uo* geworden sei.

2. Dem Übergang von idg. *-ōĩ* zu lit. *-uĩ* entspricht aufs genauste derjenige von idg. *-ōm̃* zu lit. *-ũ*, wie wir ihn im Genetiv Plur. beobachten können. So wenig dort *-ōĩ* mit *-oĩ* zusammengefallen ist, so wenig hier *-ōm̃* mit *-om̃*. Vgl. *kotũ:* Akk. Sg. *tą̃*. Bei letzterm ist allerdings die schleifende Akzentqualität nicht urindogermanisch, doch hindert dies eine Vergleichung nicht. Ist doch die Entwickelung selbst gestossener Kurzdiphthonge — abgesehen von ihrer spätern Kürzung im absoluten Auslaut — keine andere als die der schleifenden: Vgl. z. B. Lokativ Sing. *namẽ* mit idg. *-oĩ* und Nominativ Plur. *baltė́-ji* mit idg. *-ói*.

Der Lautwandel *-ōm̃* zu *-ūñ*[1]) zu *-uñ* ist dem von *-ōĩ* zu *-ūi* zu *-uĩ* parallel. Aber während hier ein Abschluss damit erreicht ist, muss dort — und zwar wie wir aus manchen Thatsachen wissen, in relativ später Zeit — der Nasal unter 'Ersatzdehnung' in einer Anzahl von Dialekten schwinden. Diese Verlängerung bleibt erhalten, weil die Tonqualität der Silbe die schleifende ist. So besteht z. B. im Instrumentalis Sing.

1) Der Übergang von auslautendem *m* zu *n* scheint schon in die Zeit der baltisch-slavischen Urgemeinschaft zu fallen.

der femininen *ā*-Stämme ein Unterschied in der Quantität zwischen unbestimmtem und bestimmtem Adjektiv auf nordlitauischem Dialektgebiet, nicht aber im Genetiv Plur., vgl. *gerà* : *gerá-ja* aber *gerũ* : *gerũ-jũ*.

Erhaltenen Nasal zeigen bekanntlich dialektische Genetivformen auf *-uñ*, vgl. Kurschat Grammatik § 530 S. 149. z. B. *ponuñ* 'der Herren'.

Lettisch *-u* im Genetiv Plur. ist regelrecht, vgl. Wiedemann KZ. XXXII 115; *tõ* (*õ* = *ů* mit dem sogenannten 'gedehnten' Ton) ist zu beurteilen wie der Akkusativ Sing *tõ*, vgl. Brugmann Grundriss II § 345 S. 692 Anm.

3. Dem Genetiv Plur. schliesse ich eine andere Form an, der ursprünglich schleifender Ton zwar nicht eigen war, die ihn aber im Litauischen durch Übertragung erhalten hat.

Nach Victor Michels bei Hirt oben S. 22 und Kretschmer KZ. XXXI 358 wechseln von alters her im Nominativ Sing. der *en*-Stämme Formen auf *-ṓn* und *-ō*, indem der durch den Satzzusammenhang bedingte Schwund des Nasals eine Änderung der Akzentqualität veranlasst hat. Während nun im Hochlitauischen ausschliesslich Bildungen der letzten Art herrschen, vgl. z. B. *akmũ*, treten in Dialekten auch Formen mit *-n* auf. Aber ihr Akzent ist nicht der lautgesetzlich berechtigte gestossene, sondern der schleifende, vgl. *szuñ* 'Hund' bei Kurschat Grammatik § 731 S. 207, Brugmann Grundriss II § 192 S. 528. Die Unregelmässigkeit in der Akzentqualität dürfte wohl darauf hinweisen, dass wir es hier nicht mit uridg. *-ṓn* zu thun haben, sondern dass an *-ũ* aus idg. *-ō* durch den Einfluss der obliquen Kasus das *n* neuangetreten ist.

Das vor dem *n* stehende *u* aus früherm *ů* entspricht den bei dem Genetiv Plur. und Dativ Sing. beobachteten Thatsachen.

Alle drei bisher angeführten Endungen besitzen idg. *ō* in diphthongischer Verbindung: alle drei stimmen darin überein, dass dieses *ō* im Litauischen zu *ů* (urbalt. *ō*), nicht zu *ō* (urbalt. *ā*) geworden ist. Einen weitern Fall für *ů*+Sonorlaut werden wir später noch antreffen.

4. Dativ Sing. der *ā*-Stämme auf idg. *-āĩ* : *katraĩ* = griech. τιμῇ. Ein Unterschied in der Vertretung des auslautenden Langdiphthongs von der des inlautenden ist hier nicht wie bei idg. *-ōĩ* zu bemerken, vielmehr ergibt *-āi* in beiden

Stellungen *ai* (bezw. *ë*), fällt also mit dem ursprünglichen Kurzdiphthong zusammen. Vgl. Wiedemann Präteritum S. 29. Auslautendes *-ā́i*, dessen gestossener Ton, wie schon bemerkt, im Litauischen einen prinzipiellen Unterschied in der Behandlung nicht bedingt, finden wir im Nominativ Du. Fem.: *gerë́-ji* und *gerì*.

Woher kommt es nun, dass wohl *-āĩ* mit idg. *-ai* und *-oi* zusammenfällt, nicht aber *-ōĩ*? Haben wir auf Grund dieser Verschiedenheit etwa einen chronologischen Unterschied zwischen der Verkürzung von *-ōĩ* und *-āĩ* anzunehmen? Gewiss nicht. Die Differenz beruht vielmehr darauf, dass idg. *ō* im Urbaltischen als *ō* (lit. *ů*), dagegen idg. *ā* als *ā* (lit. *ō*) vertreten war. Dass ferner der Übergang von *ō* zu *ů* wie auch die Übereinstimmung von Litauisch und Lettisch lehrt, in bedeutend frühere Zeit fällt als der von urbalt. *ā* zu hochlit. *ō*. Will man diese beiden Lautprozesse in chronologische Beziehung zu dem Kürzungsgesetz bringen, so muss man die Reduktion in die zwischen ihnen liegende Periode setzen. Es ergibt sich also für alle in Betracht kommende Lautgesetze folgende relative Datierung:

1. Kürzung inlautender Langdiphthonge.
2. Idg. *o* und *a* fallen in balt. *a* zusammen.
3. Urbalt. *ō* wird *ů*, urbalt. *ā* bleibt erhalten. Also Genetiv Plur. *-ōñ* wird zu *-ůñ*.
4. Reduktion auslautender Langdiphthonge. Der Genetiv Plur. *-ůñ* wird *-uñ*; Dat. Sg. *-āĩ* gibt *-aĩ*.
5. Balt. *ā* geht in hochlit. *ō* über.

Es leuchtet nun ein, dass die Möglichkeit eines Zusammenfalls von reduziertem *-āĩ* mit ursprünglichem *-ai* so lange bestand, als der unter Nummer 5 angeführte Lautwandel noch nicht stattgefunden hatte.

5. Vielleicht ist auch noch eine andere Form auf idg. *-āĩ* zurückzuführen: das *-aĩ* im Nom. Plur. pronominaler Neutra wie *taĩ*, vorausgesetzt, dass die Theorie Johannes Schmidts zu Rechte besteht, wonach an die Form auf *-ā* ein Suffix *-i* angetreten ist. Die Form würde dann zu lat. *quae* genau stimmen, welches langes *a* gehabt haben muss. Denn dass *ai* als *ae* in einsilbigen Wörtern erhalten sei, lässt sich durch nichts wahrscheinlich machen. Auch *qui*, für das man in diesem Falle doch **quū* **cū* zu erwarten hätte (vgl. *ūnus*), lässt

die Erklärung nicht in günstigerem Lichte erscheinen. Fasst man dagegen *quae* als idg. **qai* d. h. als das feminin-neutrale **qa*+Partikel *i* und betrachtet man den Nominativ Plur. *mensae* nicht mit Brugmann als einen alten Nominativ Du., sondern als eine Analogiebildung nach dem *-oi* der Maskulina, wobei die Länge des *ā* sich direkt erklärt, so lösen sich alle Schwierigkeiten ohne Zuhilfenahme so verwickelter Neubildungen wie sie Osthoff für seine Theorie notwendig hat.

Lässt sich so die Möglichkeit, dass lit. *taĩ* für idg. **tāĩ* steht, nicht bestreiten, so fehlt doch zur Gewissheit noch viel. Denn wie Leskien mit Recht hervorhebt, kann *taĩ* auch ohne jeden Anstoss auf *ta*+*aĩ* zurückgeführt werden, wobei *ta* = idg. **tod*, *-aĩ* dagegen dieselbe deiktische Partikel ist, die in dem sehr gebräuchlichen *tas-aĩ* 'der da' erscheint. Also *non liquet*.

6. Lit. *-aũ* in der ersten Person Sing. Prät. ist nach Wiedemann Präteritum S. 145 ff. aus *-a*+*u* durch Kontraktion sekundärer Weise entstanden. Gegen die Möglichkeit dieses Lautprozesses ist nichts zu erinnern; der schleifende Akzent harmoniert durchaus mit der vorgeschlagenen Erklärung.

7. Anders als Wiedemann muss ich dagegen *-iaũ* auffassen. Die von ihm angenommene Zurückführung auf *e*+*u* scheitert an dem vorausgehenden *i̯*. Ein auf lit. Boden entstandener sekundärer Langdiphthong *-ēu* hätte doch bei einer Verkürzung des ersten Komponenten nur *-ĕu* und weiterhin *-au* ergeben können. Das *i* bleibt also völlig rätselhaft. Es lässt sich, worauf mich Prof. Leskien aufmerksam macht, nur dadurch erklären, dass man Kontraktion von *i̯ē* mit *u* annimmt. In diesem Falle muss die Verkürzung von *-ēu* zu *-eu* sowie der darauf folgende Übergang von *-eu* zu *-au* vor jene Periode fallen, in der ein *i̯* vor palatalen Vokalen geschwunden ist.

Die lautlichen Schwierigkeiten lassen sich also auf diesem Wege wohl heben. Aber bei dieser Lösung drängt sich sofort die Frage auf, was jener Stamm auf *-i̯ē-* denn eigentlich sei. In Wiedemanns Theorie scheint er mir nicht hineinpassen zu wollen. Doch das ist ein Problem, das ausserhalb des Rahmens dieser Untersuchung fällt, dessen Erörterung ich mir deshalb versagen muss.

Im folgenden wende ich mich der Betrachtung verschie-

dener Formen zu, die mit einer Ausnahme in indogermanischer Urzeit gestossenen Ton gehabt haben müssen. Im Litauischen ist für sie jedoch schleifender Akzent anzusetzen. Ich glaube, dass diese litauische Neuerung auf einem mit der Quantität in Verbindung stehenden einzelsprachlichen Akzentgesetze beruht.

8. Der Akkusativ Sing. zu dem Nominativ *gaidỹs* lautet *gaĩdį*. Schleifende Akzentqualität ist hier, nach dem Nominativ zu schliessen, etymologisch berechtigt. Sie wird ferner dadurch gestützt, dass auch die abstufenden *i̯e*-Stämme mit kurzem Schwundstufenvokal des Suffixes nach Ausweis der Pronomina (etymologisch freilich nicht berechtigte) schleifende Qualität der Endsilbe haben, vgl. *jĩ*, *kokĩ*, *kurĩ*. Jedenfalls lehrt der Zusammenfall beider Klassen, dass auslautendes *-īm* nicht anders als *-im* behandelt ward, dass also Reduktion des *ī* vorauszusetzen ist.

Schwieriger ist die Frage, woher die schleifende Qualität im Nominativ *-ỹs* und im Akkusativ *-ĩ* komme. Die Ansicht Joh. Schmidts (zuletzt ausgesprochen in den Pluralbildungen S. 424), der an Schleicher anknüpfend lehrt, lit. *ija* werde zu *i*, vermag ich mir so wenig zu eigen zu machen wie Leskien oder Brugmann. Auch durch finnische Lehnwörter mit *-ias*, welche lit. Nominativen auf *-ỹs* gegenüberstehen wie z. B. finn. *ankerias* = lit. *ungurỹs* (vgl. schon Verf. *-i̯o-* und *-i̯en-* S. 29), wird ein solcher Übergang nicht erwiesen. Denn wie wir beobachten können, breiten sich die abstufenden *i̯e*-Stämme auf Kosten der nichtabstufenden mehr und mehr aus. Wir sind also berechtigt in dem *-is -ỹs* vieler Nominative blosse Analogiebildungen zu sehen.

Ich habe oben S. 13 im Sinne der Hirtschen Erklärung von **sūnoũs* aus **sūnou̯-es* die Vermutung ausgesprochen, dass vor Entstehung der Schwundstufe die idg. Grundform auf zweisilbiges *-ii̯os*, nicht auf einsilbiges *-i̯os* ausgegangen sein könne. Wahrscheinlicher will mir jetzt eine andere Erklärungsmöglichkeit vorkommen.

Vor allen Dingen leugne ich die Behauptung Hirts: "Ein Vokal mit schleifendem Ton steht nirgends im Ablaut mit einer Kürze". Ich halte im Gegenteil schleifende Länge für eine normale Ablautstufe eines Kurzdiphthongs. Wenn nämlich Bartholomae BB. XVII 105 ff. — wie ich glaube — recht

hat auch für die drei leichten Vokalreihen als erste Schwundstufe idg. Schwa *(ə)* anzusetzen; wenn ferner dieses Schwa mit konsonantischem Sonorlaut zur Länge verschmilzt, so muss diese als ein Kontraktionsprodukt nach Hirts eigener Theorie notwendig schleifende Betonung haben. Die schleifende Länge im Ablaut zu einem Kurzdiphthong wäre also das, was Osthoff 'nebentonige Tiefstufe' nennt. Wie man sieht, berühre ich mich in dieser Auffassung zum Teile wenigstens mit Kretschmer KZ. XXXI 339 f. 344 f.

Natürlich darf man aber nicht die in den leichten Vokalreihen auftretenden Längen mit jenen, die in den schweren erscheinen, ohne Weiteres auf gleiche Stufe stellen. Vielmehr entspricht, wie leicht ersichtlich, dem Verhältnis von '*Langdiphthong: Länge*' dort jenes von '*Kurzdiphthong: Kürze*'. Oder formelhaft:

ēi̯ (i̯ē) : ī = ei̯ (i̯e) : ĭ.

Man wird also mit Kretschmer das lit. *-ĩs* in *gaidỹs* dem griech. *-ũs* in ὀφρῦς parallelisieren müssen, nicht aber dem aus *-i̯ē* entstandenen *-ī* im Nominativ Sing. der abstufenden *i̯ē*-Stämme, vgl. *geresnýji* 'die bessere' in litauischen Dialekten. Im letztern Falle ist nach dem oben Gesagten der gestossene Ton allein berechtigt.

9. Im Gegensatz zu dem etymologisch begründeten schleifenden Tone der Endung von *gaĩdį* steht die gestossene Akzentqualität der Schlusssilbe im Akkusativ Sing. der *ā*-Stämme für die idg. Urzeit vollkommen fest. Trotzdem herrscht im Litauischen auch hier ausschliesslich der schleifende Ton, wie die den Wortakzent tragenden Pronominalendungen beweisen, vgl. *tą̃* : griech. τήν, *katrą̃* u. ä.

Diese merkwürdige Neuerung in der Akzentqualität beschränkt sich nicht etwa auf den Akkusativ Sing. der *ā*-Stämme. Wir treffen sie auch bei den *e*-Stämmen in diesem Kasus, vgl. *tą̃* gegenüber griech. τόν, *katrą̃* usw. Maskulinum und Femininum sind also im Akkusativ Sing. völlig zusammengefallen, der beste Beweis für die Reduktion des *ā* vor Schwund des auslautenden Nasals. Auch idg. *-ím* erscheint als lit. *-į̃*, vgl. die schon oben zitierten *jį̃*, *kokį̃*, aber griech. τίν-α.

Woher dieser Akzentwechsel? Ich glaube er beruht auf der Quantität der Silbe. Diese aber ist mittelzeitig, vgl.

Baranowski und Weber Ostlitauische Texte I S. XVIII. Eine mittelzeitige Silbe, d. h. eine solche, welche zwei Moren zählt, kann aber den Silbenakzent nur auf der zweiten More tragen, mit andern Worten, sie muss schleifende Betonung haben. Das gilt nicht nur von dem Akkusativ Sing. der *e*- und *ā*-Stämme, sondern auch von dem der *ei*- und *eu*-Stämme. Auch in *nā̃ktį*, in *súnų* ist die letzte Silbe mittelzeitig, folglich schleifend anzusetzen.

10. Schleifenden Ton hat endlich auch der Akkusativ Sing. der nichtabstufenden *įē*-Stämme. Dies darf man einmal auf Grund des Baranowskischen Gesetzes vermuten, denn *-ę* ist mittelzeitig (vgl. a. O. S. XVIII), dann führt auch der Akzent des Nominativs auf diese Annahme: *katẽ*. Urindogermanisch kann derselbe freilich nicht sein, denn es gibt kein Gesetz, welches für die Vollstufe *-įē* schleifende Qualität rechtfertigen könnte. Meiner Ansicht nach ist der Zirkumflex vielmehr von dem Nominativ der *er*-Stämme Feminini Generis auf idg. *-ẽ* (aus *-ḗr* nach Michels-Kretschmer) wie *motẽ* übertragen. Diese waren ausser den *įē*-Stämmen die einzigen Feminina mit dem Nominativausgang *-ē*; eine Übertragung ihrer Akzentqualität lag also nahe.

II. Gestossene Langdiphthonge im Auslaut.

1. Nach den Untersuchungen von Johannes Schmidt und Rudolf Meringer sind für den Lokativ Sing. der *ei*-Stämme im Indogermanischen Doppelformen anzunehmen, nämlich *-ēi* und *-ē*, deren Gebrauch aller Wahrscheinlichkeit nach durch satzphonetische Bedingungen geregelt war. Die erste Form trug sicher gestossenen Akzent, denn sie repräsentiert die von Bartholomae sogenannte 'Dehnstufe' der *ei*-Stämme, entspricht also dem *-ḗn -ḗr -ḗs* der *en- er- es*-Stämme. Dagegen nehme ich für die Sandhiform auf *-ē* mit Michels und Kretschmer im Gegensatz zu Hirt die schleifende Betonung als lautgesetzlich an. Denn ich glaube, dass die Langdiphthonge auf *u* und *i* jenen auf *n r* parallel behandelt werden. Dafür spricht meines Bedünkens doch wohl die Übereinstimmung von aind. *gā́m* mit griech. βῶν, ferner wohl auch Akk. Ζῆν gegenüber Nominativ Ζεύϲ. Ich muss daher Brugmann beistimmen, dass τῇ die regelrechte *i*-lose Lokativform eines *ei*-Stammes ist, vgl. Griech. Gramm. [2] § 201 S. 223 und § 83. Denn dass lit. *tè* 'da' *szè* 'her'

aus **tē̃ *szē̃* verkürzt und Lokative von *ei*-Stämmen seien, wie Hirt oben S. 29 anzunehmen geneigt ist, wird durch abg. *te*, lat. *que*, griech. τε, aind. *ca* sehr wenig glaubhaft.

Doch es ist hier der Ort nicht, auf diese Frage näher einzugehen. Für jetzt habe ich es lediglich mit *-ẽi* und seinem Reflex im Litauischen zu thun. Denn ein solcher existiert meiner Meinung nach wirklich.

Zwar darf man nicht mit Brugmann Grundriss II § 260 S. 613 in dem dialektischen *-ē̃* der Infinitive, wie z. B. *dèktē̃* 'brennen', den idg. Lokativausgang *-ẽi* suchen wollen; dem widerspricht die schleifende Betonung, wie Hirt S. 28 richtig hervorgehoben hat. Wohl aber liegt, was man meines Wissens bisher übersehen hat, der regelrechte Lokativ der *ei*-Stämme in dem gewöhnlichen lit. Infinitiv auf *-tì* vor. Idg. *-ēi* musste zu *-éi* bezw. *-ē̃* werden, dies aber nach Leskiens Gesetz zu *-ì* Reduktion erleiden. Das *-ē̃* ist in manchen Dialekten beim Reflexiv erhalten, z. B. *sùktēs*, vgl. Kurschat Grammatik § 1148 S. 298.

Die Erkenntnis, dass lit. *-ti* die Fortsetzung des urindog. *-tēi* ist, weist auch für die Beurteilung des abg. *-ti* den richtigen Weg. Johannes Schmidt hat darin eine Form mit idg. *-ē* (= *-è*) zu sehen geglaubt. Lautlich ist diese Annahme unanstössig, wie *mati* aus idg. **mātē̃* lehrt. Aber sie zerreisst ohne Not nicht nur den Zusammenhang mit lit. *-ti*, sondern auch den mit abg. *-u* im Lokativ der *eu*-Stämme, z. B. *synu* aus idg. **sūnēu*. Deshalb dürfte es vorzuziehen sein, beide Endungen auf eine gemeinsame Grundform idg. *-tēi* direkt zurückzuführen. Dessen *-ēi* musste auch im Altbulgarischen zu *-ĕi* gekürzt werden und dann gleich ursprünglichem *-ĕi* in *-ī* übergehn.

Was den lit. Infinitiv auf *-tè* anlangt, z. B. *dektè*, so wird anzunehmen sein, dass er seine Akzentqualität von den ungleich häufiger gebrauchten Infinitiven auf *-tei* bezogen hat, wenn nicht, wie bei dialektischem *dèktē*, überhaupt eine Neubildung nach der *e*-Deklination anzunehmen ist.

2. Im Litauischen existieren eine Anzahl Lokativadverbien auf *-ùr* z. B. *kùr* 'wo', *nĕkur* 'nirgends' usw. Dass dieselben mit Bildungen wie griech. νύκτωρ 'nachts' in ihrer Endung übereinstimmen, dass ferner got. *þar hvar* aus **þēr *hvēr* im Ablaut zu ihnen stehen, scheint mir unzweifelhaft

und ist bereits von Mahlow Lange Vokale S. 115 und ganz neuerdings von Hirt oben S. 29 f. mit Recht hervorgehoben worden. Diese Adverbien lehren uns nun dreierlei:

a) dass auslautendes *-r* im Litauischen nicht, wie Johannes Schmidt behauptet (zuletzt Pluralbildungen S. 193 f. Fussnote), abgefallen ist.

b) dass idg. *ō* auch vor *-r* als *ů* erscheint, d. h. dass es überhaupt vor Sonorlaut in Endungen nicht zu urbalt. *ā* geworden ist. Da nun nach Wiedemann selber das gleiche auch von absolut auslautendem idg. *-ō* gilt, so ist nicht verständlich, wie ein noch dazu schon früh geschwundenes *d* im Genetiv-Ablativ den Wandel von *ō* zu *ā* veranlasst haben soll.

c) dass gestossener Langdiphthong mit idg. *ō* nicht anders behandelt wird als schleifender. Denn *-ùr* aus idg. *-ṓr* entspricht aufs genauste dem aus *-ōĩ* entstandenen *-uĩ* des Dativ Sing. und dem auf *-ōm̃* zurückgehenden *-uñ* im Genetiv Plur.

3. Der Instrumentalis Sing. der *ā*-Stämme geht auf idg. *-ā́m* aus. Gestossenen Ton besitzt auch lit. *gerà*. Für die einstige Existenz eines auslautenden Nasals ist der Ausgang des bestimmten Adjektivs: *gerą́-ja*, sowie *-u* in dialektischem *runku* (Kurschat Grammatik § 601 S. 174) und lett. *rûku* (in Volksliedern) beweisend. Der Vokal *-à* ist kurz, nicht mittelzeitig (Ostlit. Texte I S. XVI), daher die Bewahrung der ursprünglichen Akzentqualität.

III. Zweifelhafte Fälle.

Nachdem im vorausgehenden alle mir bekannten Fälle erörtert sind, für die mit Sicherheit ursprünglicher Langdiphthong im Auslaut anzusetzen ist, bleibt mir noch die Besprechung einiger Formen übrig, die von mancher Seite mit mehr oder weniger stichhaltigen Gründen jenen Beispielen gleichgesetzt worden sind.

1. Instrumentalis Sing. der *e*-Stämme: *gerù* und *gerų́-ju*. Leskien Partikel *-am* S. 100 hat das *-u* : *-ų-* auf idg. *-ōm* aus *-ō+am* zurückgeführt. Dagegen erhebt Hirt oben S. 13 ff. Einsprache, weil man bei einer derartigen Kontraktion schleifende Betonung erwarten müsse[1]). Er stellt seinerseits ein

1) Es könnte aber doch auch *ṓ*+konsonantisches *m* (Schwundstufe der Leskienschen Partikel) anzusetzen sein, was ebensowohl

Instrumentalsuffix *-ṓm* (bezw. bei Schwund des Nasals *-õ*) : *-m̥̄* auf und erklärt S. 25: "In lit. *vilkù* kann nunmehr wegen des gestossenen Tones nur die Form auf *-ṓm* erhalten sein."

Abweichend von beiden Gelehrten führt Wiedemann KZ. XXXII 112 f. die Endung des lit. Instrumentals auf idg. *-ṓ* zurück im Hinblick auf den Nominativausgang der *eu*-Stämme einer- und die Endung des Genetiv Plur. anderseits. Auf die Akzentqualität, welche Hirts Hauptargument gegen *-õ* (aus *-ṓm*) bildet, geht er dabei freilich nicht ein.

Welche von beiden Parteien hat recht? Ich glaube, unzweifelhaft Wiedemann, wenn auch seine Beweisführung der Ergänzung fähig ist.

Hirts Hypothese geht von dem Unterschied zwischen schleifendem und gestossenem *-ōm* aus. Er muss notwendiger Weise annehmen, dass jenes früher gekürzt ist als dieses. Mit andern Worten, dass dort die Reduktion des langen Vokals v o r, hier aber n a c h dem Schwund des auslautenden Nasals bezw. nach dessen Herabsinken zur blossen Nasalierung eingetreten sei.

An sich ist diese Auffassung möglich. Eine sehr interessante Parallele dafür, dass ein auslautender Nasal vor der Reduktion des vorausgehenden langen Vokals geschwunden ist, gewährt das Germanische. Hier ist, wie ich in meiner Schrift über die germanischen Komparative auf *-ōz-* nachgewiesen zu haben glaube, die Kürzung auslautender Langdiphthonge ein recht später, erst dem Sonderleben der drei grossen Dialektgruppen angehöriger Akt. Älter dagegen ist die Reduktion auslautender Nasale. Durch den Umstand nun, dass die Reduktion des Nasals in die Zeit v o r der Kürzung der Länge fällt, erklärt sich einzig und allein, warum wir im Gotischen z. B. in der Endung des Genetiv Plur. *-ē* als L ä n g e erhalten haben. Wäre nämlich der Nasal so spät geschwunden wie im Litauischen, so hätte keine schleifende Akzentqualität das vor *-n* stehende *ē* vor Verkürzung schützen können. Wir hätten alsdann mit derselben Notwendigkeit **-añ* wie im Litauischen *-uñ*, im Lateinischen *-um* oder wie im Gotischen selber beim Dativ Sing. der *ā*-Stämme *-ai* aus idg. *-āĩ*.

-ṓm ergeben müsste, wie im Akkusativ Sing. *-ā́+m* zu *-ā́m*, *-ī́+m* zu *-ī́m* wird.

Die Wirkung, welche der schleifende Ton bei got. *ē* aus *-ēm̃* ausgeübt hat, besteht also nicht darin, dass er dessen Verkürzung verhindert hat, als es noch in diphthongischer Verbindung stand — das vermag er überhaupt nicht — sondern dass er als urgerm. *-ēñ* zu *-ę̄* d. h. nasaliertem *-ē* geworden war, die Länge dieses neuentstandenen Nasalvokals wahrte.

So könnte man also die Möglichkeit der Hirtschen Auffassung im Prinzip ganz wohl zugestehen; trotzdem scheitert aber die Hypothese in concreto, da sie in den Rahmen der feststehenden Chronologie nicht passen will. Die Verkürzung eines gestossenen, auf Nasal auslautenden Langdiphthongs fällt nämlich nicht in eine Periode, die auf die Reduktion des Nasals f o l g t — was Hirts Theorie doch zur notwendigen Voraussetzung hat — sondern in eine, die ihr v o r a u s g e h t. Dies beweist aufs klarste der Instrumentalis Sing. der *a*-Stämme. Sein *-à* steht nur scheinbar mit dem *-ù* der Maskulina auf gleicher Stufe. Dies erkennt man sofort, wenn man das bestimmte Adjektiv heranzieht. Denn hier heisst es beim Maskulinum *gerù-ju*, beim Femininum aber nicht **geró-ja*, sondern *gerá-ja*.

Dem Instr. *gerà* : *gerá-ja* entspricht also bei *ō*-Diphthongen ein *-ù* : **-ú-ju*, vgl. Gen. Pl. *gerũ* : *gerũ-jũ*. Dem vorhandenen *gerù* : *gerú-ju* dagegen ist im Paradigma des Femininums *gerà* : *geró-ji* (Nom.) zu vergleichen, also eine nasallose Form [1]).

Wie ist nun das urbalt. *-ṓ* im Instrumental zu erklären? Ich gestehe, dass mir auch nach Hirt die (modifizierte) Auffassung Leskiens, nach der *-ōm -ām* auf *-ō -ā*+*m* zurückgehen, nicht unwahrscheinlich vorkommt. Dann wäre *-ṓ* lit. *-ù* die alte, nicht erweiterte Form. Das erweiterte *-ṓm* kann nun seinerseits im Indogermanischen den Nasal verlieren, dann muss natürlich das *ō* schleifenden Akzent erhalten. Das idg. Verhältnis *-ṓm* : *-ō̃* wird sich in lat. *tum* : lit. *tũ* (got. *þē* dazu ablautend) widerspiegeln.

Möglich ist natürlich auch die andere Auffassung, dass der gestossene Ton des *-ṓ* von der neben ihm stehenden Bil-

1) Ebenso ist natürlich auch die Endung der 1. Pers. Sing. Präs. *-ù* : *-ú-* zu beurteilen.

dung auf *-ốm* übertragen sei. Müssen wir eine solche Übertragung der Akzentqualität meines Erachtens doch auch für das *-ố* neben *-ốu* im Nom.-Akk. Du. annehmen, da *gũm* βῶν mir dafür zu sprechen scheint, dass auch der Verlust des *u* die Tonqualität vorausgehender Länge beeinflusse. Solche Übertragung nimmt ja auch Hirt für manche Fälle an.

2. *sesũ motẽ.* Johannes Schmidt KZ. XXV 22, Pluralbildungen 193 f. Fussnote 2 behauptet bekanntlich, dass sie im Litauischen aus ältern **sesûr *motėr* entstanden seien. Der an der zweitgenannten Stelle niedergelegten Beweisführung vermag ich nicht zu folgen. Denn es will mir nicht einleuchten, inwiefern lit. Neubildungen des Nominativs der *er*-Stämme wie *sesuõ* für die Existenz eines altlit. Nominativausgangs *-r* sprechen können. Sie vermögen doch nur zu beweisen, dass *en-* und *er*-Stämme im Nominativ zusammengefallen sind und zwar deshalb, weil das auslautende *-n* bezw. *-r* geschwunden war. Ob dieser Schwund aber in urindogermanische oder in einzeldialektische Zeit falle, darüber können sie uns keine Auskunft geben.

Wohl aber thut dies der schleifende Akzent der Endung von *sesũ*, *motẽ* und *akmũ*, der sich nur durch das Michels-Kretschmersche Betonungsgesetz erklären lässt. Dieses aber ist ursprachlich. Ferner lehren die oben besprochenen Adverbien auf *-ùr* = idg. *-ốr*, dass auslautendes *-r* im Litauischen nicht abfällt.

Neben *sesũ akmũ* steht der *es*-Stamm *mënû* 'Mond', sowie das im Indogermanischen heteroklitische Neutrum *vandû undũ* (Mask.) 'Wasser'. Dass die beiden letzten Worte in der Endung idg. *-ō* aus *-ốr* gehabt haben sollten, scheint mir aus mehr als einem Grunde zweifelhaft. Vielmehr glaube ich, dass lit. *vandũ* so gut wie got. *watō* Neubildungen für **vandur *watar* sind, d. h. dass zur *en*-Flexion der obliquen Kasus ein entsprechender Nominativ auf analogischem Wege gebildet ward. Dafür scheint mir auch das neben got. *watō* stehende offenbar altertümlichere ahd. *wazzar* deutlich zu sprechen.

Mit Sicherheit muss dagegen der Nominativausgang *-ũ* bei dem *es*-Stamm *mēnes-* als den Lautgesetzen nicht entsprechend bezeichnet werden. Johannes Schmidt nimmt bekanntlich als Grundform **mēnōt* an, dessen *t* aus *s* vor einem *s*

der Endung entstanden sei, vgl. KZ. XXVI 346, Pluralbildungen S. 158 ff. Fussnote 2 und 193 ff. Fussnote 2. Ich will ganz davon absehn, dass ich mich von der Stichhaltigkeit der Gründe, die Joh. Schmidt für seine Hypothese beibringt, nicht überzeugen kann (vgl. auch Bartholomae KZ. XXIX 523 und Studien I); trotzdem vermag ich schon deshalb nicht an die Lautgesetzlichkeit des *-ũ(t)* zu glauben, weil wir für die Dehnstufe des Suffixes, die im Nominativ der *en- er- es*-Stämme erscheint, nur gestossenen, nicht aber schleifenden Akzent zu fordern verpflichtet sind. Daran kann doch auch der Übergang von *s* zu *t* und der (einzeldialektische) Schwund des *t* nichts ändern. Also mindestens der schleifende Ton muss übertragen sein, und woher könnte er sonst stammen als von dem Ausgang *-õ* im Nominativ der *en-* und *er*-Stämme? Sollte es da nicht möglich sein, dass nicht bloss der Akzent, sondern die ganze Endung von ihnen entlehnt wäre?

3. Gestossenes *-ṓu* erscheint im Nominativ Du. der maskulinen *e*-Stämme.

Die Frage nach der Vertretung des auslautenden *-ōu* im Litauischen ist aufs engste mit jener nach dem Schicksal des inlautenden verknüpft. Ich kann daher nicht umhin, einen Blick auch auf dieses zu werfen, ehe ich an jenes herantrete.

A. Inlautendes *ōu*. Auf S. 13 der Komparative auf *-ōz-* habe ich jenes balt. *ů*, das in der *eu*-Reihe auftritt, auf idg. *ōu* zurückgeführt. Diesem *ů* ist nun auch in Wiedemanns reichhaltiger Schrift über das lit. Präteritum ein ganzer Abschnitt gewidmet (S. 33 ff.). Wiedemanns Ergebnis trifft anscheinend mit dem meinen zusammen, denn auch ihm ist *ů* der Vertreter eines ältern *ōu*. Trotz dieser äusserlichen Gleichheit sind aber unsere Anschauungen wesentlich von einander verschieden. Wiedemann verlegt nämlich den Übergang von *ōu* zu *ō* (*ů*) in die Periode des Sonderlebens der baltischen Sprache; ich halte ihn dagegen mit Wilhelm Schulze und Rudolf Meringer für urindogermanisch. Nach meiner Ansicht hat also das Baltische ein aus ursprünglichem *ou* entstandenes *ō* aus der Urzeit ererbt, das sich von den übrigen idg. *ō* in keiner Weise unterschied, deshalb auch die gleiche Entwickelung durchmachen musste.

Dieser Unterschied in der Beurteilung des *ů* ist für das System des lit. Vokalismus deshalb von Wichtigkeit, weil er

mit der Frage nach der Vertretung des idg. *ō* im Baltischen aufs engste zusammenhängt. Abgesehn von der Stellung im In- und Auslaut sowie vor *l* leugnet Wiedemann, wie schon erwähnt, die Mahlowsche Gleichung idg. *ō* = lit. *ů*. Auf die Behandlung dieser allgemeinen Frage muss ich an dieser Stelle natürlich verzichten; ich kann dies um so eher, als ich im Zusammenhang darauf zurückzukommen gedenke[1]). Die Gründe nun, welche mir die Theorie Wiedemanns von der Herkunft des lett.-lit. *ů* aus urbaltischem *ōu* unannehmbar machen, sind die folgenden:

1. A priori spricht die Erwägung dagegen, dass alle andern Langdiphthonge des Inlauts — auch nach Wiedemann selber — Kürzung des ersten Komponenten erfahren, vgl. Präteritum SS. 25—30, 32—33. Wenn aber das Kürzungsgesetz sowohl für *āi ēi ōi* als auch für *āu ēu* Gültigkeit hat, warum allein für *ōu* nicht?

Den naheliegenden Einwurf *ōu* sei anders als *āu* und *ēu* behandelt worden, weil *ō* und *u* einander näher stehen als *ā* oder *ē* und *u*, kann ich deshalb nicht gelten lassen, weil eine solche Argumentation bei dem parallelen *ēi* vollständig versagt.

2. Ebenso singulär wie die Monophthongierung von *ōu* zu *ō* im Baltischen wäre sie im Sonderleben anderer Dialekte. In allen europäischen Sprachen herrscht das Kürzungsgesetz, ohne deshalb voreinzelsprachlich zu sein. Wer nun *u* in *szlůju* durch ein speziell baltisches Lautgesetz erklärt, muss auch das *ō* in got. *stōjan flōdus*, griech. πλωτός u. dgl. für einzelsprachlich halten. Wie will man aber alsdann das Nebeneinander zweier sich direkt widersprechenden Gesetze erklären? Ich habe deshalb in Gemeinschaft mit den beiden oben genannten Gelehrten die Entstehung von *ō* aus *ōu* nicht ins Einzelleben der Dialekte, sondern in die Urzeit verlegt[2]).

1) Zubatýs Erklärung im Archiv f. slav. Philol. XIII scheint mir in dieser Fassung unhaltbar; *-ã -uĩ -ùr* sind doch auch Vertreter der *e*-Reihe und dennoch haben sie *ů* nicht *ō*.

2) Trotz meiner Polemik gegen Johannes Schmidt, der die Entstehung von *ō* aus *ōu* vor Konsonanz ins Urgermanische setzt, und gegen Brugmann, der sie nur vor *j* im Urgermanischen gelten lassen will (vgl. Komparative S. 9 ff.), lässt mich Wiedemann oben S. 94 einen 'ähnlichen Standpunkt wie Brugmann'

Bei Wiedemann herrscht in diesem Punkte ein eigentümliches Schwanken, vgl. Fussnote S. 186. Ferner erklärt er S. 122 im Gegensatz zu Osthoff Perfekt S. 84, dass Verkürzung eines langen Vokals nicht allgemein vor 'Sonorlaut + Konsonanz', sondern nur vor 'Nasal + Konsonanz' nachweisbar sei, hat aber dabei vergessen, dass er selber — ausser vor *i u*, die nach der Sieversschen Terminologie doch auch zu den 'Sonoren' gehören — vor *l* Kürzung annimmt, vgl. S. 39 Z. 13 von unten.

3. Auch das Arische spricht gegen Wiedemanns Datierung. Wenn etwas als gesichert betrachtet werden darf, so ist es die Thatsache, dass ar. *āu* vor *s* erhalten bleibt. Das beweist schlagend die bekannte Doppelheit *gāuṣ* : *gām*, *dyāuṣ* : *dyām* (Ζῆν). Treffen wir nun auch auf indischem Boden eine Form *ās-* 'Mund' an, so sind wir nicht berechtigt für *ûstà* noch urbalt. **ōustā* anzusetzen.

4. Es mag zugestanden werden, dass *dōu-* die ursprünglichste Form der Wurzel für 'geben' repräsentiere. Daraus folgt aber noch nicht, dass lit. *dúti* direkt auf sie zurückgeht. Vielmehr ist das Verhältnis *dúti* : *daviaũ* dem von δίδωσι : δοϝεναι ind. *dádāti* : *dāvánē* vollkommen gleich zu stellen. Wer für *dúti* urbalt. **dōuti* ansetzt, muss auch für *dádāti* ein urarisches **dadāuti* konstruieren. Und selbst hierdurch ist für den indischen und griechischen Infinitiv wenig gewonnen; denn wie Victor Henry Revue Critique 1891 S. 164 mit Recht hervorhebt, ist ein Infinitivausgang *-enai* um nichts weniger singulär als *-u̯enai*.

5. Recht künstlich scheint mir die Deutung des lett. *gûvs*. Zwar kann Wiedemann nicht die evidente Gleichung Joh. Schmidts *gûvs* = *gāvī* antasten, aber er sucht ihre Konsequenzen dadurch zu umgehen, dass er seiner Theorie zu Liebe eine Neubildung **gōuvis* nach den obliquen Kasus annimmt. Übrigens wird man hier auch die Frage aufwerfen müssen: Wenn idg. *ō* in seiner Qualität durch folgendes heterosyllabisches *l* gewahrt werden soll (was mir allerdings den Thatsachen nicht ganz zu entsprechen scheint), warum

vertreten. Bei Kauffmann Beitr. XVI 215 ist 'urgerm.' wohl nur Versehen für urindogerm., wie mir aus dem Zusammenhang hervorzugehen scheint.

nicht auch durch das ihm so nahe verwandte heterosyllabische *u̯*?

6. Nach Wiedemann werden *ōi* und *āi* ganz gleich behandelt, warum nicht auch *ōu* und *āu*?

7. Nicht zu seinem Rechte kommt bei Wiedemann *pů̂ta* bezw. *pota* 'Trinkgelage'. Ob dem Worte urbalt. *ā* oder *ō* zukommt, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen[1], thut auch nichts zur Sache. Jedenfalls hat die Wurzel ein *i* nach langem Vokal besessen. Das Verhältnis von *pů̂ta* — *pota* : lat. *pōtus* : gr. πέπω-κα : ind. *pātum* ist also prinzipiell identisch mit dem von *dů́ti* : *dōnum* : δίδωσι : *dádāti* oder von lit. *gomurỹs* : ahd. *guomo*. Ist der Schwund von *u* hier einzeldialektisch, so muss es dort auch der von *i* sein. Wie stimmt damit aber die Vertretung von *ōi* durch *ai*, Präteritum S. 29 f.?

B. Auslautendes *-ṓu*. Ein Urteil über seine Vertretung im Litauischen ermöglichen zwei Momente. Erstlich die Erkenntnis, dass gestossene Langdiphthonge im Auslaut nicht anders behandelt werden als schleifende. Zum andern die Thatsache, dass idg. *o* in auslautenden Langdiphthongen als *ů* erscheint, das weiterhin zu *u* verkürzt wird. Demgemäss wäre für *-ṓu* als Endresultat *-ù* : *-ú-* zu erwarten.

Ein solches liegt aber im Litauischen nicht im Nominativ Du. vor, sondern nur *-ù* : *-ú-*. Wiedemann schliesst daraus, dass *-ōu* zu *-ů* werde; aber so wenig wie für den Inlaut hat dieser Schluss für den Auslaut zwingende Kraft. Denn die Behauptung, dass "aind. *aṣṭā́*, griech. ὀκτώ, lat. *octō* auch im Sonderleben des Altindischen bez. Griechischen und Lateinischen das auslautende *u* verloren haben können, wofür namentlich die Vertretung von idg. *-ōi* in den einzelnen idg. Sprachen spricht", entbehrt selber des Beweises. Wenn *-ōu* z. B. im Lateinischen zu *-ō* geworden ist, wie will Wiedemann das *ŏ* in *duŏ* u. dgl. erklären? Auf alte Länge muss es zurückgehen, da idg. *ŏ* im absoluten Auslaut nicht unverändert bleibt. Es darf anderseits nicht auf einzelsprachliches

---

1) Nach einer Mitteilung Prof. Leskiens schreiben Szyrwid u. a. *puota*, Mielcke *pota*. Die preuss. Formen *poūt, pūton, poūton, poutwei* 'trinken'; *poieiti, puieyti* 2. Pers. Plur. Imperat. 'trinket'; *poūis* 'das Trinken' helfen nicht weiter.

-ōu zurückgeführt werden, da sonst die Länge des *ō* geschützt, eine Verkürzung nicht eingetreten wäre[1]).

Unglücklich ist auch die Verweisung auf die Schicksale des *-ōi*. Verliert dieses im Litauischen denn durchweg sein *i*? Verhält sich nicht vielmehr *-ů* : *-ui* = *-ů* : **-ū*? Vgl. Zubatý Archiv f. slav. Philologie XIII 602.

Ich vermag deshalb in lit. *-ù* : *-ŭ-* nichts anders zu sehen als die Fortsetzung einer idg. Sandhiform auf *-ō*. Diese Auffassung kann auch für Wiedemann selber nichts anstössiges haben, da er ja ausdrücklich den Übergang von idg. *-ō* zu lit. *-ů* für den absoluten Auslaut anerkennt, also nach seiner eigenen Lehre die uridg. Grundform des lit. Nominativ Du. zweideutig ist.

Auffallend ist der gestossene Akzent für den, welcher aind. *gā̃m* = griech. βῶν als lautgesetzliche Form ansieht. Er muss annehmen, dass, da auch das Griechische bei -ω die gleiche Tonqualität aufweist, schon in idg. Urzeit das Nebeneinander von *-ō̃* und *-ṓu* Ausgleich des Akzentes veranlasste, ein Vorgang, der nichts ungewöhnliches hat.

Möglicherweise haben wir übrigens noch einen streng lautgesetzlichen Nachkommen von idg. *-ō̃* aus *-ṓu* im Litauischen erhalten, wenn es nämlich mit Bezzenbergers Lokativen auf *-ũ* von *eu*-Stämmen seine Richtigkeit hat, was ich jedoch bezweifele. Vgl. Gött. Nachr. 1885 S. 161, Meringer BB. XVI 227, Wiedemann KZ. XXXII 149 ff., Zubatý Archiv f. slav. Philologie XVI 151, Hirt oben S. 227 f.

Das Gesamtergebnis lässt sich für das Baltische in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1. Auslautende Langdiphthonge sind später gekürzt als inlautende.

2. Die Kürzung auslautender Langdiphthonge hat stattgefunden, als urbalt. *ō* schon zu *ů* geworden, dagegen urbalt. *ā* als solches im Hochlitauischen noch erhalten war. Beide Bedingungen treffen für die Periode zu, in der auslautende lange Vokale mit gestossenem Ton gekürzt wurden. Man vergleiche z. B. den Instrumental *gerù* mit dem Dativ *tìltui*,

1) Kretschmers Ausführungen über lat. *ō* = *ōu* (KZ. XXXI 451 ff.) stimme ich bei, halte aber das Lautgesetz nicht für speziell lateinisch, sondern für urindogermanisch.

den Nominativ *gerà* mit dem Dativ *gẽrai*. Die Reduktion der Langdiphthonge und die der gestossenen Längen haben also den gleichen Terminus a quo und ad quem.

3. Von einem zeitlichen Unterschied zwischen der Kürzung schleifender und derjenigen gestossener Langdiphthonge lässt sich nichts wahrnehmen. Damit soll jedoch nicht geleugnet sein, dass ein solcher bestanden habe. Das wäre bei dem grossen Zwischenraume zwischen den festgestellten Grenzpunkten sehr wohl möglich.

B. Die auslautenden Langdiphthonge des Slavischen.

I. Mit schleifender Betonung.

1. Dativ-Lokativ Sing. der *ā*-Stämme auf *-āĩ* : abg. *ženě*. Beide Kasus waren in ihrer äussern Gestalt identisch, vgl. Verfasser bei Brugmann Griech. Gramm.[2] S. 122 Fussnote 1. Sie sind im Slavischen mit folgenden Formen zusammmengefallen:

1. Nominativ-Akkusativ Dualis der *ā*-Stämme: *ženě*. Endung idg. *-ái*.

2. Nominativ-Akkusativ Dualis der neutralen *e*-Stämme: *lětě*. Endung idg. *-oi* (?), dessen Akzentqualität mir unbekannt ist.

3. Lokativ Sing. der *e*-Stämme: *lětě*, *rabě*. Endung idg. *-oĩ*[1]).

4. 1. Person Sing. des Mediums: *vědě* = lat. *vīdī*. Endung idg. *-ái*.

Abweichend werden dagegen behandelt:

1. Nominativ Plur. der maskulinen *e*-Stämme: *rabi*. Endung idg. *-ói*.

2. Singular des Imperativs, der dem idg. Optativ entspricht: *pъni*. Endung idg. *-oĩs -oĩt*.

Aus den vorstehenden Gleichungen ergibt sich, dass idg. *-āĩ* mit schleifendem wie gestossenem idg. *-oi* und *-ai* zusammengefallen ist. Die Kürzung von *-āĩ* ist demnach recht alt. Sie muss notwendigerweise in eine Zeit fallen, da idg. *a* noch

1) Die Zwillingsform auf idg. *-eĩ* (vgl. griech. οἴκει) repräsentieren vielleicht Lokativadverbien wie *ti*, vom Stamme *to-*, u. dgl., auf die mich Prof. Leskien hinweist.

nicht zu urslav. *o* geworden war, weil sonst der Zusammenfall des Kürzungsproduktes *-āĩ* mit idg. urslav. *-oi* unmöglich wäre. Wir haben also am Dativ-Lokativ Sing. der *ā*-Stämme einen Beweis dafür, dass idg. *a* und *o* nicht nur in der balt.-slav. Grundsprache getrennt erhalten waren, — das beweist balt. *a* gegenüber slav. *o* — sondern auch noch im Urslavischen eine Zeitlang nebeneinander existierten.

Ferner lehrt das Verhältniss von *rabě* : *pъni,* die beide urslav. *-oĩ,* sowie dasjenige von *rabi* : *vědě,* die urslav. *-ói* aufweisen, dass die zwiespältige Entwickelung von urslav. *-oi* nicht durch die Akzentqualität hervorgerufen sein kann, wie man mehrfach vermutet hat. Vielleicht, dass man dagegen mit Hirt an einen Einfluss der Akzentstellung denken darf.

Zum Schlusse sei noch auf den Zusammenfall von auslautendem *-āĩ* mit inlautendem *-oi* aufmerksam gemacht, der ebenfalls für das Alter der Reduktion spricht.

2. Genetiv Pluralis auf idg. *-ōm̃* : *rabъ materъ.* Die Form ist mit dem Akkusativ Sing. der maskulinen *e*-Stämme zusammengefallen. Dieser Umstand beweist aber keineswegs, wie Osthoff angenommen hat, dass der Genetiv Plur. auf idg. urslav. *-om* ausgegangen sei. Vielmehr steht die Thatsache des Zusammenfalls im besten Einklang mit dem, was wir soeben beim Dativ Sing. der *ā*-Stämme beobachtet haben. Es ist daher in hohem Grade auffällig, dass man diesen absoluten Parallelismus bis jetzt hat völlig übersehen können. Konsequenter Weise müsste doch derjenige, der für den Genetiv Plur. ein *-om* ansetzt, auch für den Dativ Sing. der *ā*-Stämme ein *-aĩ,* nicht ein *-āĩ* aufstellen.

Der Grund dafür, dass man die vollständige Regelmässigkeit des Genetiv Plur. so ganz unbeachtet hat lassen können, beruht, soviel ich sehe, einzig und allein darauf, dass man stets mit einer vorgefassten Meinung an ihn herantrat, die man sich bei der Analyse des Nominativ Sing. der maskulinen *en*-Stämme, z. B. *kamy,* gebildet hatte. Dass aber die Zurückführung seiner Endung auf idg. *-ōn* eine unhaltbare ist, wird sich später herausstellen. Hier will ich mich auf die Bemerkung beschränken, dass selbst für den, welcher an den Übergang von idg. *-ōn* zu slav. *-y* glaubt, eine Gestalt *-*y* der Genetivendung idg. *-ōm̃* nicht ohne weiteres feststeht. Denn der Unterschied der Akzentqualität, welcher für die bei-

den Formen aufs beste beglaubigt ist, kann sehr wohl auch einen Unterschied in der Behandlung derselben bedingen.

Die Entwickelung von idg. *-ōm̃* zu abg. *-ъ* hat folgenden Gang genommen, dessen einzelne Stationen wir noch näher zu bestimmen vermögen. Idg. *-ōm̃* — urslav. *-ōñ* (— *-āñ* — *-añ*) — *-oñ* — *-ъn* — *-ъ*. Ob zwischen *-ōñ* und *-oñ* die beiden in Klammer gesetzten Zwischenglieder einzuschieben sind, muss, soviel ich sehe, eine offene Frage bleiben. Wir wissen nur, dass zur Zeit der Kürzung *o* und *a* noch geschieden waren, vgl. das zu dem Dativ Sing. der *ā*-Stämme bemerkte. Ob aber auch die entsprechenden Längen noch gesondert existierten, kann beim Mangel aller Anhaltspunkte nicht mehr festgestellt werden. Wie dem aber auch sei, auf alle Fälle ist der Parallelismus zu *-āĩ* — *-aĩ* — *-oĩ* unantastbar.

Ein Unterschied besteht jedoch. Idg. *-āĩ* ist mit inlautendem *-oi-* zusammengefallen, *-ōm̃* bleibt von dem *-om-* *-on-* des Inlauts verschieden. Worauf beruht diese Differenz?

Nach allem, was von Wiedemann Archiv f. slav. Philologie X 652 in bezug auf *ъ+n*, vom Verfasser Paul-Braunes Beiträge XIV 226 und von Wiedemann Präteritum S. 58 f. 168 f. über *ь+n* ermittelt ist, lässt sich nicht mehr daran zweifeln, dass folgendes Lautgesetz im Urslavischen bestanden hat:

K u r z e r V o k a l + N a s a l e r g e b e n i m I n l a u t v o r K o n s o n a n z e i n e n N a s a l v o k a l, i m A u s l a u t d a g e g e n u n n a s a l i e r t e K ü r z e.

Diese Verschiedenheit in der Behandlung beruht auf einer Verschiedenheit in der Chronologie. Kurzer Vokal + Nasal sind im Auslaut länger intakt erhalten geblieben als im Inlaut vor Konsonanz. Dafür spricht auch aufs deutlichste der Einfluss, den ein voraufgehendes *j* auf *o* vor auslautendem Nasal ausübt. Hieraus ergibt sich die notwendige Folgerung, dass das, was wir in den Schlusssilben als Fortsetzung von Kürze+Nasal antreffen, die lautgesetzliche Vertretung der Pausaform sein muss.

Gegen das eben aufgestellte Lautgesetz über die Behandlung der inlautenden Nasalverbindungen darf man Fälle wie abulg. *lyko :* lit. *lùnkas* 'Bast' oder das Suffix abg. *-ikъ* : lit. *-inkas* nicht als Gegenbeweise anführen. Denn wer bürgt uns dafür, dass die slav. Formen überhaupt einen Nasal be-

sessen haben? Man darf doch nicht vergessen, dass der Nasal in *lùnkas* u. dgl. nicht wurzelhaft sein kann. Denn nach Osthoffs bekanntem Gesetz ergeben die Verbindungen von *i u*+*n* vor Konsonanz lautgesetzlich nur idg. *i̯ u̯*+*n̥*. Ein *in un* vor Konsonanz beruht immer entweder auf sekundärer Nasalierung oder auf Übertragung der antevokalischen Form.

Was nun das Verhältnis von *lyko* : *lùnkas*, dessen mittelzeitiges *u* auf idg. *u* anstandlos zurückgeführt werden kann, anlangt — warum soll es nicht dem von abg. *voda* : lit. *vandũ* gleich sein? Dass dies mehr als eine blosse Möglichkeit ist, beweist das von Wiedemann konstatierte Verhältnis von abg. *nužda* : *nažda* 'Not', wo unnasaliertes urslav. *ou* einem nasalierten *u* gegenübersteht. Ferner lässt sich *bądą* einzig auf idg. **bhŭ̄-nd-ō* zurückführen d. h. auf eine Bildung nach der von Osthoff kürzlich entdeckten Präsensklasse, vgl. die Berichte über die Verhandlungen der Münchener Philologenversammlung (1891) und das Referat im ersten Hefte des Anzeigers f. idg. Sprach- und Altertumskunde.

Abg. *-ikъ* seinerseits kann mit lit. *-inkas* überhaupt nichts zu thun haben. Das lit. Suffix beruht auf einer idg. Grundform *-n̥qo-*, auf die auch germanisch *-unʒo-* zurückgeht. Dies hätte aber, wie auch die Anhänger der alten Theorie zugeben müssen, nur abg. **-ękъ* ergeben können. Das richtige hat ganz neuerdings auch Leskien in seinem Werke über die Bildung der Nomina im Litauischen S. 520 f. gesehen: Abg. *-ikъ* entspricht dem lit. *-īkas*, welches in den Drucken älterer Zeit und in modernen Dialekten ganz gewöhnlich ist. Auch im Preussischen ist es belegt. Auf germanischem Boden dürfte *-īʒo-* zu vergleichen sein.

Die Chronologie aller für den Genetiv Plur. und den Akkusativ Sing. Mask. in betracht kommenden Lautgesetze ist die folgende.

1. Abg. *e ь*+*n* wird vor Konsonanz im Wortinlaut zu *ę*; *o ъ*+*n* in gleicher Stellung zu *ą*. Im absoluten Auslaut und vor schliessendem *s* bleiben sie dagegen unverändert erhalten. Also z. B. *sątъ* : **rabon* **rabons*.

2. Abg. *jo* wird zu *je*. Dass dies Gesetz jünger sein muss als das unter Nummer 1 genannte, ergibt sich zur Evidenz aus der Thatsache, dass ein vor Nasal+Konsonant im Wortinlaut stehendes *jo* niemals zu *je* wird. Dagegen unter-

liegt ihm auslautendes *-ons* und, wie wir infolge dessen notwendig weiter schliessen müssen, *-on*. Man vergleiche *znajatъ* mit dem Akkusativ Plur. Mask. **konjens* und dem Nominativ-Akkusativ Sing. Neutr. **poljen*.

A. Für den Akkusativ Plur. ist die Entwickelung: *-jons* — *-jens* — *-jēns* — *-ję* mit Notwendigkeit anzusetzen: Denn

a) Id. *i̯ō* oder *i̯ā* wird in jeder Stellung zu abg. *ja*, vgl. *znaja̜, pojasъ* : *jůsti*.

b) Idg. *i̯ē* wird ebenfalls stets zu abg. *ja* : *zemlja* = lit. *žẽmė*, *zemlja̜* = lit. *žẽmę*; *jamь* (= idg. **ēdmi*).

Folglich muss abg. *-jēns* — *-ję* auf sekundäres, aus *je* entstandenes *jē* zurückgehen, dessen Länge noch nicht existierte, als das unter b) genannte Lautgesetz wirksam war.

B. Für den Akkusativ Sing. Mask. und Nominativ Akkusativ Sing. Neutr. wird der Lautwandel *-jon* zu *-jen* (nicht *-jъn* zu *-jьn*) durch folgende Umstände erwiesen.

a) Wäre der Lautübergang von *on* zu *ъn* älter als der von *jo* zu *je*, so müsste doch offenbar im Akkusativ Plur. Mask. *-ъns* : *-*jъns* in *-ъns* : *-*jьns* und weiterhin in *-y* : *-*ji* übergehn. Statt dessen treffen wir aber *-y* : *-ję* d. h. *-jens* mit gedehntem Vokale an. Folglich muss auch im Akkusativ Mask. und Neutr. *-jon* zu *-jen* geworden sein, wie dies schon Leskien Handbuch[2] § 15 B Anmerkung S. 19 vermutet hat.

b) Wenn *-jon* lautgesetzlich zu *-jen* geworden ist und das Neutrum *polje* die regelrechte Endung aufweist, wie erklärt sich da der Ausgang *-jь* im Akkusativ der Maskulina?

Seit Leskien Deklination S. 67 f. und Brugmann Grundriss II § 27 S. 565 f. kann es als feststehend betrachtet werden, dass der Auslaut *-o* im Nominativ-Akkusativ der Neutra sowohl auf den *es*-Stämmen (abg. *igo* kann direkt auf idg. **jugos* beruhen vgl. got. *jukuz-i* mit idg. *-əs-* nach Sievers Beitr. XVI 235 ff. Idg. Doppelbildungen wie **jugos* und **jugom* — gr. ζυγόν, lat. *iugum* usw. — mögen das Umsichgreifen der Endung *-o* erleichtert haben), als auch auf der Pronominalform *-od* beruht, die jedenfalls zuerst auf die Adjektiva übergegangen ist. Wie aber sollte das *-o* sich im Nomen überall eingestellt haben, wenn dasselbe ausschliesslich *-ъ* *-*jь* als Endung besessen hätte? Hier hilft allein die Erkenntnis weiter, dass *-jon* zu *-jen* *-je* wird. Abg. *-je* aus *-jon* fiel mit *-je* aus *-jos* und *-jod* zusammen. Die Folge

davon war bei den reinen *e*-Stämmen die Neubildung *-o* (für *-ъ*) nach *-o* aus *-os -od*.

c) Was ich Beiträge XIV 166 ff. fürs Slavische nur wahrscheinlich machen konnte, ist nun durch das Lautgesetz, dass *-jon* zu *-jen* wird, strikte bewiesen, nämlich dass Nominativ- und Akkusativendung der maskulinen *i̯e*-Stämme schwundstufiges Suffix haben, demnach den litauischen Bildungen wie *žõdis*, *žõdį* gleichgesetzt werden müssen. Sie unterscheiden sich von ihnen nur dadurch, dass die Erweichung (das *j*) von den obliquen Kasus übertragen ist, dass also *konjь* d. i. *końь* für **konь* steht, eine Umbildung, die sich auch sonst im Slavischen findet, z. B. *bogynji* für **bogyni*, *nesąšti* d. i. **nesontji* für **nesąti*.

Dabei bleibt aber noch eine Frage zu erledigen: Durch welche Gründe ist die Verteilung der Voll- und Schwundstufe des Suffixes *-i̯e-* auf die verschiedenen Genera bedingt? Auch hierauf lässt sich, wie ich glaube, eine vollkommen befriedigende Antwort geben.

Ich habe schon oben S. 268 hervorgehoben, dass die ungemein grosse Zahl abstufender *i̯e*-Stämme im Litauischen durch analogische Neubildungen zu erklären ist. Dasselbe gilt vom Slavischen, und wenn Hirts Analyse von *harjis* (= abg. *konjь* d. h. idg. Endung *-is* mit übertragenem *j*) richtig ist, auch vom Germanischen. Dem Slavischen allein aber ist eigentümlich, dass die Schwundstufe beim Maskulinum, die Vollstufe beim Neutrum durchgeführt ist: *konjь* und *polje*. Diese sekundäre Verteilung beruht auf einer Art Selektion, auf Herbert Spencers Prinzip: Survival of the fittest. Ein maskuliner Nominativ-Akkusativ auf *-ь* hatte an den maskulinen *ei*-Stämmen eine starke Stütze, während ein maskuliner Nominativ-Akkusativ auf *-je* (aus *-jon*) nicht nur eine als vokativisch empfundene Endung *-e* besessen hätte (vgl. Brugmann Grundriss II § 194 Anm. 1 S. 532), sondern auch mit den neutralen Pronominibus (und ev. auch mit *i̯es*-Stämmen) zusammengefallen ist. Daher ist es begreiflich, dass bei einem Nebeneinander von *-ь* (*-jь*) und *-je* in diesen Kasus die erstgenannte Endung beim Maskulinum den Sieg und die Alleinherrschaft erringen musste.

Gerade umgekehrt steht es beim Neutrum. Hier war der Ausgang *-ь* ganz isoliert, stimmte zudem mit der Endung

der *ei*-Maskulina überein, obwohl sonst beim Nomen Maskulinum und Neutrum geschieden waren. Die vollstufige Endung *-je* (aus *-jon*) fand dagegen Anhalt am Pronomen. So war für das Neutrum, im Gegensatz zum Maskulinum, die Vollstufe des Suffixes *-je* (aus *-jon*) 'the fittest' und folglich auch die lebenskräftigere[1]).

1) Wenn van Helten Beitr. XVI 283 meine Erklärung der germanischen 'Participia necessitatis' für "einschmeichelnd jedoch nicht zwingend" erklärt und fragt: "Warum hätte es im Germanischen kein Suffix *-i-* geben können, das wie aind. *-ya-* u. s. w. . . . zur Bildung von Adjektiven mit partizipialer passivischer und gerundivischer Bedeutung verwandt wurde?" so ist dies eine Art der Argumentation, der ich nicht zu folgen vermag. Denn

1. Haben wir im Gotischen ein deutlich aus *ei*- und *ie*-Flexion gemischtes Paradigma bei den fraglichen Adjektiven; ähnlich auch im Nordischen.

2. Finden wir eine solche 'Mischflexion' aufs klarste im Baltischen und Slavischen, weniger deutlich im Italischen.

3. Stehen nun doch einmal den im Gotischen 'gemischt' flektierenden Participia necessitatis die indischen *yà*-Bildungen als genaue Korrelate zur Seite. Sie lassen sich sofort mit den eigentümlichen germanischen Formen vereinen, wenn wir das baltisch-slavisch-germanisch-italische abstufende Paradigma zu grunde legen, es für die idg. Urzeit ansetzen.

Hierzu sind wir aber berechtigt, denn es ist ein auf allen Gebieten wissenschaftlicher Forschung gültiger methodischer Grundsatz, dass verwandte Erscheinungen zu einer höheren Einheit zusammenzufassen sind, wenn die bestehenden Gesetze es erlauben. Die umfassendere Hypothese hat immer vor der engeren den Vorzug, so lange keine positiven Thatsachen sie unmöglich machen. Letzteres ist aber bei meiner Theorie nicht der Fall, so lange nicht die Unmöglichkeit schwundstufiger Silben nach dem Wortakzent erwiesen ist.

van Helten setzt dem allen sein: 'Warum hätte es denn nicht . . . .' entgegen. Eine solche Argumentation ist allerdings unanfechtbar, weil rein subjektiv. Aber mit ihr kann man alles bestreiten. 'Warum hätten sich denn nicht' z. B. auch im Paradigma von **diēus* **gōus* zwei ganz verschiedene Stämme zusammenfinden können: *diēu- gōu-* und *diē- gō-* u. dgl. mehr?

Auf die dankenswerten Ausführungen van Heltens über die substantivischen *ie*-Stämme näher einzugehen, muss ich mir für jetzt versagen. Ich verzichte um so lieber, als das ganze Problem durch Hirts Hypothese (oben S. 215 ff.) in ein neues Stadium eingetreten ist. Vielleicht, dass sie den Weg zur Verständigung bahnt, die doch das Endziel aller wissenschaftlichen Kontroverse ist.

d) Da es im Urslavischen *konjens* und nicht **konjьns* heisst, so kann *-jь* auch nicht die streng lautgesetzliche Form des Genetiv Plur. der *i̯e*-Stämme sein, sondern muss als Neuerung betrachtet werden. Zwei Wege, die zu *-jь* geführt haben können, gibt Brugmann Grundriss II § 345 S. 692 an. Eine dritte Möglichkeit ist die. Im Akkusativ (und später auch im Nominativ) der maskulinen *e*- und *i̯e*-Stämme stehen sich *-ъ* und *-jь* gegenüber. Letzteres ist, wie oben gezeigt für *-ь* eingetreten, das die lautgesetzliche Form eines schwundstufigen *i̯e*-Stammes ist. Ward nun im Gen. Plur. das ursprüngliche Verhältnis *-ъ* : **-je*, das sonst nirgends wiederkehrt, unbequem, so lag es bei dem Zusammenfall von Akkusativ Sing. und Genetiv Plur. sehr nahe, **-je* durch *-jь* nach dem Vorbilde des vielgebrauchten erstgenannten Kasus zu ersetzen.

3. Abg. *-on* wird zu *-ъn*, *-ons* zu *-ъns*. Das *-ę* von *konję* beweist, dass dieses Lautgesetz jünger ist als No. 2.

4. Dehnung von *ъ*, *ь* und *e* vor auslautendem (tautosyllabischem) *-ns*, wahrscheinlich verbunden mit Reduktion des Nasals. Erst nach diesem Vorgang kann *-s* fortgelassen sein. Dass die Dehnung nicht etwa eine Art 'Ersatzdehnung' für den Abfall des *s* ist, beweist der Umstand, dass gerade die Gruppe *-ns* in andern Sprachen die Dehnung voraufgehender Kürzen veranlasst, vgl. z. B. lat. *ferēns* : *ferrĕm*. Ein einfacher Nasal im Auslaut besitzt im Slavischen keine dehnende Kraft: Akk. *rabъ, synъ, pątь*.

Zum Schlusse dieses Abschnittes noch eine Bemerkung über den Zusammenfall von Genetiv Plur. und Akkusativ Sing. der *e*-Stäme im Slavischen. Derselbe ist um nichts seltsamer oder unerklärlicher als im Lateinischen, und doch hat ihn hier meines Wissens noch kein einziger Forscher angezweifelt. Nun existiert aber das 'Kürzungsgesetz' im Slavischen nicht minder als im Lateinischen. Daher entspricht auch ein slav. Akkusativ und Genetiv *rabъ* genau dem lat. Akkusativ und Genetiv *deum*. Die beiden Sprachen unterscheiden sich also scharf vom Griechischen, das auslautende Langdiphthonge überhaupt nicht kürzt, wo es also θεῶν gleichwie χώρᾳ, ἀνθρώπῳ heisst. Das Germanische kürzt dieselben zwar, aber erst in einzeldialektischer Zeit und nach dem Verlust auslautender Nasale (s. o). Deshalb steht hier ein got. *gibai, ahtau* dem Gen. *dagē* gegenüber.

Woher stammt nun der Zirkumflex in der idg. Genetivendung *-ōm̃?* Nach Kretschmer und Hirt entsteht schleifender Ton im Indogermanischen

a) durch Kontraktion,

b) durch Verlust eines Sonorlautes.

Die zweite Möglichkeit ist beim Genetiv Plur. ausgeschlossen. Ist derselbe aber als Kontraktionsprodukt aufzufassen, so kommen wir schliesslich doch wieder zu Osthoffs Hypothese von der Verschmelzung des stammauslautenden Sonanten mit dem anlautenden Suffixvokal zurück. Festzuhalten ist ihm gegenüber jedoch die Thatsache, dass *-ōm̃* schon in der Urzeit allein bei allen Stammklassen geherrscht, Genetive auf *-om* schon damals nicht mehr bestanden haben.

Weitere Beispiele für schleifende Langdiphthonge sind mir auf slavischem Bodem nicht bekannt. Der Dativ Sing. auf *-ū* hat mit dem indogermanischen auf *-ōĩ* natürlich ebensowenig zu thun wie der Instrumentalis Plur. auf *-y* mit dem idg. auf *-ōĩs*. Jener hat seine befriedigende Erklärung bereits gefunden: es ist ein Lokativ mit Suffix *-u*, vgl. Bartholomae BB. XV 23, Hirt oben S. 30 und Leskien ebenda S. 31. Dieser ist noch immer ungedeutet.

II. Gestossene Langdiphthonge.

1. Lokativ Sing. der *ei*-Stämme auf idg. *-ḗi* : *pati*. Dass wir es hier mit einer aut idg. *i* ausgehenden Form zu thun haben, macht das Baltische sehr wahrscheinlich. Ausserdem spricht der Parallelismus der *eu*-Stämme für die Wahrung des *-i*. Ich setze also *dati* direkt = lit. *dúti*. Rein lautlich genommen wäre auch der Auslaut igd. *-ē* möglich. Entscheiden wir uns für den Diphthong, so kann nur *-ḗi*, nicht *-ōi* in betracht kommen, wie die Lautgeschichte lehrt.

2. Lokativ Sing. der *eu*-Stämme, idg. *-ḗu* (und *-ṓu?*) : *synu*. Das *-ḗi* der abg. *ei*-Stämme redet der Grundform auf *-ḗu* das Wort. Hat dies hier bestanden, so muss die Kürzung des *ē* vor die Wirksamkeit des Lautgesetzes fallen, dass *-eu* zu *ou*, weiterhin *ū* wird vgl. oben S. 267.

Sonstige Anhaltspunkte zur genauern Datierung der Kürzung fehlen bei beiden Formen vollständig.

3. Akkusativ Sing. der *ā*-Stämme auf idg. *-ā́m* : *ženą*. Dass eine Verkürzung auch bei gestossenem Langdiph-

thong stattfinden muss, haben die Lokative der *ei-* und *eu-*Stämme gelehrt. Damit ist aber für *ženą* d. h. für den Fall, dass dem langen Vokal ein Nasal folgte, noch gar nichts gesagt. Denn dieser musste reduziert werden. Es fragt sich daher einzig und allein, in welche chronologische Beziehung wir diese Nasalreduktion zur Vokalkürzung bringen müssen. Fällt sie vor die Periode der Verkürzung, so konnte diese im Akkusativ Sing. der *ā*-Stämme überhaupt nicht in Wirksamkeit treten, da ein 'Langdiphthong' gar nicht mehr vorhanden war, sondern nur nasalierte Länge. Ist sie dagegen nach derselben erst eingetreten, so musste Vokalkürzung bei **ženān* so gut wie bei **pątēi* vorgenommen werden.

Welche der beiden Datierungen die richtige ist, lässt sich dem Akk. *ženą* selber nicht ansehn. Dennoch ist meines Bedünkens eine Entscheidung möglich und zwar zu gunsten des erstgenannten Falles. Die Grundlage derselben bildet der Akkusativ Plur. mit seinem *-ī, -y, -ę*. Die Chronologie ist folgende:

1. Idg. *-ōm̃* wird zu slav. *-oñ*.
2. Slav. *-jens* aus **-jons* : *-ons*.
3. Slav. *-on* zu *-ъn*, *-ons* zu *-ъns* : *-jens*.
4. *-ъns* wird zu *-y*, *-ьns* zu *-ī* : *-jens* zu *-ję*.

a) Schon Leskien Deklination S. 13 ff. hat darauf hingewiesen — was man zum Schaden der slav. Lautgeschichte vernachlässigt hat —, dass urslav. *o* nur vor *-ns* zu *-y* wird. Urslav. *-ons* liegt aber ausser im Akkusativ Plur. der maskulinen *e*-Stämme (und der Feminina auf *-ā*) nur im Nominativ Sing. Mask. der Partizipia Präs. von Verben auf *-e-* vor, vgl. *nesy*. Dagegen kann — was man, wie es scheint, bisher übersehen hat — der Nominativ-Akkusativ des Neutrums lautgesetzlich nicht gleich idg. *-ont* sein. Denn weder konnte idg. **nek̑ont* zu slav. *nesy*, noch idg. **ĝnōi̯ont* zu *znaję* auf irgend welchem Wege führen. Vielmehr hätte sich in beiden Fällen aus idg. urslav. *-ont* lautgesetzlich lediglich *-ą* ergeben. Vgl. die 3. Pers. Plur. Präs. Ind. mit sekundärer Endung, die auch nach *j* nur *ą* aus idg. *-ont* aufweist.

Folgendes ist die Erklärung, die ich für die beiden Formen vorschlage. Der Nominativ des Maskulinums *znaję* ist der gesetzmässige Vertreter von idg. **ĝnōi̯on(t)s*, wie *konję* von **qoni̯ons*. Ebenso gesetzmässig ist das Neutrum *znaję*, das

aber nicht auf idg. *$\hat{g}$noi̯ont, sondern auf idg. *$\hat{g}$ *n o i̯ n t* zurückgeht. Über den neutralen Ausgang *-nt* im Nominativ-Akkusativ Sing. vgl. Brugmann Grundriss II § 225 S. 560 f. Dass abg. *-ę* die absolut regelmässige Fortsetzung von idg. *-nt* ist, beweist die 3. Pers. Plur. Aor., vgl. *dašę* aus idg. **dōsn̥t*.

Auf diese Weise fiel bei den *i̯e*-Präsentien im Nominativ Sing. des Partizips Maskulinum und Neutrum streng lautgesetzlich zusammen. Da dies auch bei den Partizipien auf *-int-* von den *ī*-Präsentien der Fall war, so lag es nahe, den Unterschied von Maskulinum und Neutrum im Nominativ der einzigen Verbalklasse, wo er überhaupt bestand, ebenfalls zu beseitigen und zum Maskulinum *nesy* statt des lautgesetzlichen **nesę* (so angesetzt wegen *znaję*) ein Neutrum *nesy* neu zu bilden; wie auch sonst einem *-ję* stets nur *-y* gegenüber stand.

Diese Thatsachen haben, wenn ich recht sehe, eine über das slavische Sprachgebiet hinausgehende Bedeutung, denn sie dürften berufen sein in der Frage nach Abstufung der thematischen Partizipia eine Rolle zu spielen. Das auffallende, von jedem Verdacht der Entlehung freie Neutrum *znaję*[1]) hat denselben Ausgang wie aind. *bharat* und muss bei seiner Isoliertheit als ein nicht ungewichtiger Zeuge für die Altertümlichkeit der indischen Form gelten. Dem gegenüber scheint mir die Beweiskraft des griech. -ον aus -οντ nicht allzuhoch anzuschlagen, da hier die Möglichkeit einer unter dem Systemzwang vollzogenen Neuerung doch eine ungemein grosse ist. —

b) Die Akkusative Plur., deren kurzer Vokal vor *-ns* gedehnt worden ist, zeigen e r h a l t e n e Länge, vgl. *raby*, *pąti*, *syny*. Wir haben infolge dessen anzunehmen, dass der Verschlusslaut *n* zur blossen Nasalierung geworden ist, bevor Ver-

---

1) An eine Entlehnung von *chvalę* aus **chvalī-nt* ist nicht zu denken. Denn die ganze Flexion desselben ist von der des Part. *znaję* total verschieden: hier geht *-ą-*, dort aber *-ę-* durch alle Kasus hindurch. Wäre unter diesen Umständen ein Einfluss von seiten des Part. *chvalę* ausgeübt worden, so hätte er doch nur in der Gleichmachung des Nominativvokals mit dem der obliquen Kasus bestehen können. Also bei einem ursprünglichen Nom. Mask. *znaję*, Neutr. **znają* (wie ihn die Hypothese der Nichtabstufung fordert: idg. *-ont*), wäre das Maskulinum, nicht das Neutrum gewichen. Vgl. die Proportion:

Nom. Mask. und Neutr. *chvalę* : Kas. obl. *chvalęšt-* = **z n a j ą* : *znająšt-*.

kürzung des gedehnten *ι, y* möglich war. Folglich haben wir auch für die Endung von *konję* ursprünglich langen Nasalvokal, also *-ę̄* anzusetzen. Ist dies aber der Fall, so gilt *ę̄* auch für *imę* aus idg. **n̥mén* und weiterhin *ą̄* für *ženą* aus idg. **ĝenā́m*.

Durch diese Erkenntnis ist uns auch endlich der so lang vermisste Anhaltspunkt gegeben, der uns die Kürzung gestossener Langdiphthonge chronologisch genauer zu fixieren gestattet:

Die Kürzung der ersten Komponenten gestossener Langdiphthonge ist jünger als die der schleifenden. Denn diese setzt Erhaltung auslautender Nasale voraus, jene aber schon ihre Reduktion, ihren Übergang zur blossen Nasalierung.

Selbstverständlich ist unter diesen Umständen ein Zusammenfall des Akkusativ Sing. der *ā*-Stämme mit jenem der maskulinen *e*-Stämme ganz unmöglich. Diese Verschiedenheit beider Kasus gewährt einen neuen und gleichfalls, wie ich glaube, schlagenden Beweis für die Verschiedenheit der Perioden, in denen die Kürzung schleifender und gestossener Langdithhonge stattfand. Denn wenn idg. *-āĩ* im Slavischen mit idg. *-oĩ, -ói, -ā́i* zusammenfällt, so müsste auch idg. *-ā́m* gleich *-óm, -ám* sein, falls seine Kürzung mit der des *-āĩ* zeitlich zusammenfiele.

4. Mit dem Ausgang des Akkusativ Sing. stimmt die Endung des Instrumentalis Sing. der *ā*-Stämme im Altbulgarischen überein, sowohl was den Vokal als auch was die Akzentqualität betrifft. Vgl. abg. *ženą* mit lit. *rankà*, ferner das pronominale *toją* (wonach *ženoją* gebildet ist) mit alit. *taja* (Johannes Schmidt KZ. XXXVII 386 f.). Im Polnischen und Čechischen besteht allerdings ein Unterschied zwischen Akkusativ- und Instrumentalendung: diese hat pol. *-ą*, čech. *-ou*, geht also auf langen Nasalvokal zurück; jene dagegen weist mit ihrem *-ę* bezw. *-u* auf alte Kürze hin. Aber dieser Unterschied der Quantität kann mit der idg. Quantität nichts zu schaffen haben, denn er findet sich auch in Fällen, wo idg. sicher kurze Vokale zu grunde lagen.

5. Nicht für völlig gesichert vermag ich dagegen die beliebte Zurückführung des *-ą* der 1. Pers. Sing. Ind. Präs. auf idg. *-ám* zu betrachten. Lautlich kann ebenso gut idg. *-óm* zu grunde liegen; denn folgender Nasal beeinflusst nie-

mals die Qualität voraufgehender Länge. Zudem haben wir nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, dass idg. *ō* vor Nasal in so später Zeit wie diese ist, wo die Kürzung gestossener Langdiphthonge stattfand, als *ō* im Slavischen erhalten und weiterhin noch gar zu *ū* geworden sei.

Für welche der beiden Möglichkeiten man sich zu entscheiden habe, hängt von syntaktischen Erwägungen ab, für die hier nicht der Ort ist. Entscheidet man sich für *-ā́m*, so sei hervorgehoben, dass das sogenannte konjunktivische *ā*, wie die gestossene Akzentqualität des Slavischen beweist, keinesfalls ein Kontraktionsprodukt von *-ā* mit dem Auslaut vokalischer Stämme sein kann, so wenig wie z. B. in der Deklination das *-ā* des Nom. Sing. Fem. = Nom. Plur. Neutr. aus *o* + *ə* oder dergl. enstanden ist.

6. Idg. *-ḗn* wird *-ę*, das, wie oben gezeigt, ursprünglich langer Nasalvokal gewesen sein muss. Vgl. *imę*.

7. Idg. *-i̯ḗm* treffen wir im Akkusativ Singularis der idg. *i̯ē*-Stämme an. Abg. *zemlją* stimmt Laut für Laut mit lit. *žẽmę* überein. Beide Bildungen von einander zu trennen, wäre ein Akt schlimmster Willkür. Im übrigen beweist das *-ją*, dass die Endung *-ję* im Akkusativ Plur. ein urslav. *-jēns* voraussetzt, das aus idg. *-i̯ēns* verkürzt ist wie lit. *-aĩs* aus *-ōĩs* und das bestanden haben muss als *je* zu *ja* geworden ist. Vgl. oben S. 285.

III. Zweifelhafte Fälle.

Es bleibt mir hier im wesentlichen nur eine einzige Form zu besprechen übrig, eine Form, die dem Leser der voraufgehenden Seiten gewiss mehr als einmal auf den Lippen geschwebt hat. Es ist dies der Nominativ Sing. der maskulinen *en*-Stämme, dessen Endung im Altbulgarischen *-y* ist. Vgl. *kàmy*.

Wie bekannt, pflegt man in diesem *-y* die streng lautgesetzliche Vertretung eines idg. Nominativausgangs *-ōn* zu erblicken. Nur Leskien Deklination S. 13 ff. hat diese auf Scherer zurückgehende Hypothese bestritten und im Anschluss an Schleicher '*-ans*' d. h. idg. *-ons* als Endung aufgestellt, da er, wie oben schon erwähnt, der Überzeugung war, nur urslav. *-ons* könne von allen Endungen, die einen *o*-(*a*-)Vokal besitzen, später zu *-y* werden. Doch auch Leskien ist nach-

mals von seinen Zweifeln an der Möglichkeit des Übergangs von idg. *-ōn* zu slav. *-y* (urslav. *-ūn*) zurückgekommen, vgl. Handbuch² § 15, 3 Bb S. 19.

Leider. Denn wenn sich auch gegenwärtig niemand mehr für einen Nominativausgang *-ons* bei den *en*-Stämmen erwärmen dürfte, so bleibt doch heute noch so gut wie vor 15 Jahren der Einwand in voller, ungeschwächter Kraft bestehen, dass die Annahme eines Übergangs von idg. *-ōn* zu slav. *-ūn*, jeder Stütze entbehrend, in der Luft schwebt. Denn dass man weder das *-y* des Akkusativ Pluralis der *e*-Stämme, noch das *-ъ* des Genetiv Pluralis als Parallelen heranziehen darf, hoffe ich oben zur Genüge dargethan zu haben. Beide setzen ein kurzes *o* voraus.

Zur Zeit, als *-āī* gekürzt ward, bestanden *o* und *a* noch nebeneinander; ob auch *ō* und *ā*, ist möglich, aber nicht erweisbar.

Zur Zeit, als *jo* zu *je* ward, waren dagegen *o* und *a* schon zusammengefallen: *zemlje*[1]).

Nun fällt aber der Übergang von *-o* zu *-ъ* vor Nasal nach jenem von *jo* zu *je:* ist es unter diesen Verhältnissen wahrscheinlich, dass zur Zeit, als *-o* zu *-ъ* ward, *ō* und *ā* im Gegensatz zu *o* und *a* noch als getrennte Laute existierten, obwohl wir auch jetzt so wenig wie früher eine positive Spur dieser Sonderexistenz nachzuweisen vermögen?

Unter diesen Umständen scheint mir, wie vordem Leskien, der ohne Schatten eines Beweises behauptete Übergang von idg. *-ōn* zu *-ūn* zu *-y* vollkommen unhaltbar.

Für den Nominativausgang *-y* der maskulinen *en*-Stämme muss also notwendigerweise eine andere Erklärung gesucht werden. Und ich denke, man kann anstandlos eine solche akzeptieren, die in bezug auf ihre lautliche Seite sich auf eine ganz genaue Parallele der slavischen Lautgeschichte stützt und die ausserdem noch den Vorzug hat, die slavische Form mit der im Baltischen gebräuchlichen aufs engste zu verknüpfen.

Johannes Schmidt hat bekanntlich das Lautgesetz aufgestellt, dass idg. *-ē* im absoluten Auslaut zu urslav. *-ī* werde.

1) Ein idg. Vokativ auf *-i̯ē* für *i̯ē*-Stämme ist nicht anzunehmen. Ich betrachte vielmehr den Ausgang **-o* (aus idg. *-a*) als übertragen von den *ā*-Stämmen.

Er stützt sich dabei auf den Nominativ *mati*, eine singuläre und von jedem Verdacht der Entlehnung freie Form. Aber in der Schmidtschen Fassung kann das Gesetz nicht vollkommen richtig sein. Denn es existieren idg. *-e* im Auslaut, die nicht anders behandelt sind als die inlautenden. Vgl. den Nominativ Sing. *zemlja* = lit *žẽmė*. Dass das vorausgehende *j* den Übergang von *ē* zu *i* habe verhindern können, ist undenkbar. Wird doch sekundäres *-ě* nach *j* zu *i*. Auch das lässt sich nicht annehmen, dass ursprüngliches, lautgesetzliches **-ji* durch analogische Einwirkung umgebildet sei; ist doch der Nominativausgang *-ji* bei Femininen ein recht gebräuchlicher, so dass wir eine Flexion nach § 60 S. 66 von Leskiens Handbuch zu erwarten hätten, wenn **ĝhemi̯ē* auch von dem Schmidtschen Gesetze betroffen worden wäre.

Worauf beruht nun dieser Unterschied zwischen *mati* und *zemlja?*

Auf der Akzentqualität, lautet die Antwort.

Das *-ē* in idg. **mātē* muss nach Michels-Kretschmer schleifenden Ton gehabt haben (vgl. lit. *motė̃*), die Nominativendung *-i̯ē* dagegen gestossenen. Lit. *-ẽ* in *žẽmė* u. s. w. kann nur auf einer Neubildung beruhen. Sein Muster ist leicht zu finden: es ist *motė̃* u. s. w. Die Einwirkung von *motė̃* auf *žẽmė* ward aber erst durch das spezifisch baltische Lautgesetz ermöglicht, dass *j* vor palatalem Vokal schwinden musste. Es ergiebt sich also aus dem Nebeneinander von slav. *mati* und *zemlja* folgendes Gesetz:

Das schleifende idg. *-ē* des absoluten Auslauts erfährt im Slavischen Tonerhöhung zu *-ī*, das gestossene hingegen bleibt unverändert erhalten.

Die Folgerung für *kamy* ist hieraus unmittelbar zu ziehen. Setzen wir die slavische Form direkt gleich der litauischen, also *kamy* = *akmũ*, so ist sie erklärt. Während nämlich auslautendes idg. *ō* mit gestossenem Akzent nicht anders behandelt wird als inlautendes, d. h. während es mit idg. *ā* zusammenfällt, wie die Übereinstimmung der Endungen des Nominativ Dual. der maskulinen *e*-Stämme: *raba* = lit. *tìltu* mit dem Nominativ Sing. der *ā*-Stämme: *žena* und dem Nom. Akk. Plur. des *e*-Neutra: *léta* = lit. *keturió-lika* sowie mit dem idg. *ā, ō* in *mati, dati* lehrt, wird schleifendes *ō (õ)* im absoluten Auslaut zu *-ū* später *-y*.

Der Parallelismus von *-ō* : *-ū* und *-ē* : *ī* ist also vollkommen.

Selbstverständlich geht ein derartiges Lautgesetz in ein hohes Altertum zurück, in eine Zeit, wo von einem Übergang von *-on* zu *-ъn* und dgl. noch keine Rede sein konnte; denn es knüpft direkt an Zustände der idg. Urzeit an.

Zwei Formen[1]) sehe ich nur, die man gegen obenstehendes Lautgesetz allenfalls geltend machen könnte, die aber beide von so problematischer Natur sind, dass ich ihnen irgend welche Beweiskraft zuzuerkennen nicht im stande bin.

Das erste Wort ist abg. *voda* 'Wasser'. Ganz direkt mit lit. *vandũ undũ* ist es schon seiner unnasalierten Wurzelsilbe wegen nicht zusammenzustellen. Vielmehr besteht folgendes Verhältnis:

Lit. *vandũ undũ* : lat. *unda* = got. *watō* : abg. *voda*.

Mit andern Worten: Wer die Behauptung vertritt, dass der feminine *ā*-Stamm des Slavischen: *voda* auf idg. **u̯odō* zurückgehe, der hat vorher den Nachweis zu führen, dass auch der feminine *ā*-Stamm des Lateinischen: *unda* zugleich mit lit. *undũ* auf eine idg. Grundform **undō* zurückzuführen sei. So lange ein solcher Beweis aber nicht erbracht ist, so lange sind wir vollauf berechtigt das slav. Femininum *voda* und das lat. Femininum *unda* als urindogermanische *a*-Stämme zu betrachten, die unabhängig neben der heteroklitischen Flexion existierten.

Das zweite Wort ist *sestra*, das für idg. **sesō* = lit. *sesũ* stehen soll. Neben *sestra* steht aber das in seinem Aussehn offenbar altertümlichere *bratъ*. Welches von beiden sollen wir auf idg. *-ō* (aus *ōr*) zurückführen? Hat nicht das *r*-lose *bratъ* mindestens ebensoviel Recht zu Rate gezogen zu werden als *sestra* mit seinem analogischen *r*, das nicht allzu jung sein kann, wie der Übergangslaut *t* bezeugt?[2])

Vielmehr glaube ich, dass es kein Zufall ist, dass im Baltischen wie im Slavischen nur bei den Femininis die *er-*

1) Zubatýs Deutung von abg. *doma* im Archiv f. slav. Philologie XIV 150 ff. ist viel zu bedenklich, um hier irgendwie in Betracht kommen zu können.

2) Mahlows Hypothese der Verkürzung, wenn die Silbe den Wortakzent nicht trug, hat hier so wenig Überzeugungskraft wie beim Genetiv Plur. Siehe oben S. 159.

Flexion bewahrt ist. Diese Übereinstimmung deutet doch darauf hin, dass der Verlust der *er*-Deklination bei den Maskulinis in hohes Altertum zurückreicht, was durch die altertümliche *r*-lose Form abg. *bratъ* noch weiter bestätigt wird. Nun sind 'Bruder' und 'Schwester' Pendants, genau wie 'Mutter' und 'Tochter'. Die Folge davon war, dass **su̯eser-* seine *er*-Flexion (vgl. lit. *sesũ*, *sesers̃*) im Abg. verlor und sich auch im Äussern seinem Gegenstück entsprechend gestaltete.

Für den, der mit Johannes Schmidt einzeldialektischen Abfall des auslautenden *-r* annimmt, kann natürlich *sestra* die fast direkte Fortsetzung von **su̯esór* sein. Denn abweichend vom Baltischen lässt sich im Slavischen keine Form mit erhaltenem *-r* im Auslaut nachweisen. Sein Schwund im Urslavischen ist also wenigstens nicht unmöglich; er müsste, ähnlich wie der des *-n* vor der Kürzung gestossener Langdiphthonge des Auslauts erfolgt sein. Für wahrscheinlich kann ich jedoch eine solche Erklärung nicht halten, weil bei ihr die isolierte *r*-Form des Nominativs von **su̯eser-* gegenüber lit. *sesũ* und slav. *mati*, *dukti* unbegreiflich bleibt.

Daher kann mich *sestra* sowenig wie *voda* an meiner Deutung des *-y* von *kamy* irre machen. Ist diese aber richtig, so können die Instrumentaladverbien auf *-y* keine Endung *-óm* besessen haben (vgl. Leskien Partikel *-am* S. 104, Verfasser Komparative auf *-ōz-* S. 37, Hirt oben S. 21). Ob sie z. T. *-õ* aus *-ōm* gehabt haben (vgl. lit. *tũ*) ist wegen der gewöhnlichen Akzentqualität der lit. Instrumentalendung zweifelhaft. Es wird jedenfalls das sicherste sein, sie sämtlich dem Instr. Plur. zuzuweisen.

Ziehen wir das Fazit, so ergibt sich folgendes Resultat:

1. Hirt ist im Unrecht, wenn er die Fortexistenz der indogermanischen Doppelheit von gestossenem und schleifendem Ton für das Urslavische ganz in Abrede stellt. Beide Akzentqualitäten sind vielmehr in gewissen Fällen noch an ihren Nachwirkungen erkennbar. Damit ist zugleich die befremdliche Thatsache beseitigt, dass das Slavische keine Spur mehr von jener Betonungsdifferenz aufweisen sollte, die im Baltischen eine so ungemein grosse Rolle spielt.

2. Schleifende Langdiphthonge sind im Auslaut früher gekürzt als gestossene. Wir sind daher berechtigt, auch für

das Baltische, wo es an Anhaltspunkten zu genauerer Datierung fehlt, ein ähnliches chronologisches Verhältnis anzunehmen. —

Noch ein Punkt bleibt zu erledigen. Es fragt sich nämlich, ob sich nicht der Grund finden lassen sollte, der die zeitliche Differenz in der Kürzung schleifender und gestossener Langdiphthonge veranlasst hat. Denn im ersten Augenblick dürfte mancher geneigt sein, in der frühen Kürzung der schleifenden Langdiphthonge einen Widerspruch gegen Leskiens Gesetz zu erblicken, dass gestossene Längen im Auslaut früher gekürzt werden als schleifende. In Wirklichkeit aber stimmen beide Thatsachen, wie ich glaube, aufs trefflichste zusammen.

Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Angaben von Kurschat Grammatik Kap. V, Leopold Masing Die Hauptformen des serbisch-chorwatischen Akzents §§ 15—42, Sievers Phonetik[3] S. 194 ff., Bezzenberger BB. IX 273, X 202 ff., sowie vor allen Dingen auf die grundlegende Einleitung zu dem ersten Hefte der ostlitauischen Texte von Baranowski und Weber und der auf ihr beruhenden lichtvollen Darstellung in Brugmanns Grundriss I § 693 S. 561 f.

Danach steht fest, dass im Litauischen lange d. h. dreimorige Silben von der Zusammensetzung: Vokal + Sonorlaut folgende Formen aufweisen:

1. Sie bestehen aus einem mittelzeitigen, d. h. zweimorigen Vokal + kurzem d. h. einmorigem Sonorlaut. In diesem Falle haben sie gestossenen Ton d. h. der Moment der grössten Intensität des Akzentes fällt in die e r s t e More, z. B. *várna* ist = *váarna* (⏑́⏑+⏑), genau wie *búti* = *búuti* (⏑́⏑⏑) ist.

2. Sie bestehen aus kurzem Vokal + mittelzeitigem Sonorlaut. Dann können sie nur schleifenden Ton haben d. h. der Moment der grössten Intensität des Akzentes fällt in die l e t z t e More, z. B. *var̃das* = *varŕdas* (⏑+⏑⏑́), wie *kũdas* = *kuúdas* (⏑⏑́).

Es lässt sich meiner Meinung nach nicht verkennen, dass diese auffallende Entsprechung von Mittelzeitigkeit und Betontheit der Komponenten einer langen Silbe in einem ursächlichen Zusammenhange von Quantität und Betonung begründet sein muss.

Ferner ist es bekannt, dass Silben von der Form *á(é)* + *i(u)*, die also mittelzeitigen Vokal haben, den zweiten Komponenten zu reduzieren pflegen, vgl. *káilis, bliáuti.* In schleifenden Silben bleibt derselbe jedoch immer erhalten: *keĩsti, taũkas.* Man vergleiche hiermit auch den von Bezzenberger beobachteten Wechsel der Quantität und des Akzentes zwischen 1. und 3. Pers. Sing. Fut., z. B. *keliáusiu* : *keliaũs.*

Hiermit stimmt nun weiterhin aufs genauste die gleichfalls von Bezzenberger entdeckte und durch die Untersuchungen Hirts bestätigte Thatsache, dass in indogermanischer Urzeit die gestossenen Langdiphthonge sehr leicht dem Verluste ihres zweiten Komponenten ausgesetzt sind, während bei den schleifenden sicher verbürgte Spuren des gleichen urzeitlichen Verlustes durchaus fehlen. Wir dürfen also auch für die Periode der Urgemeinschaft bei jenen ein Vorwiegen des ersten, bei diesen ein Vorwiegen des zweiten Bestandteils annehmen. Und es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass diese Differenz darauf hindeutet, es habe in der Urzeit ein ähnliches Verhältnis zwischen Quantität und Akzentqualität bestanden wie im Litauischen zwischen *várna* (⏑́⏑ + ⏑) und *var̃das* (⏑ + ⏑⏑́). Das gilt natürlich für die überlangen Silben so gut wie für die gewöhnlichen langen.

Diese Erwägungen aber machen meines Bedünkens auch die Thatsache begreiflich, dass von den in Pausa stehenden Langdiphthongen des Auslauts die gestossenen den dominierenden ersten Komponenten länger intakt erhalten haben können als die schleifenden, bei denen er — vielleicht schon von Hause aus in der Quantität dem der gestossenen Langdiphthonge nachstehend — hinter den präponderierenden zweiten Komponenten zurücktrat.

Juli 1891.

Wilhelm Streitberg.

Pluralbildungen S. 187 f. hat J. Schmidt eine neue Erklärung der Flexion ὄνομα > ὀνόματος vorgeschlagen. Es heisst dort: "Bei den neutralen *n*-Stämmen fiel . . . der Nom. Sing. mit dem alten Nom. Sing. der *nt*-Stämme lautgesetzlich zusammen: ὄνομα = *nā́ma* wie μέγα = *mahát* (Zeitschrift XXVI 408) und vorhistorisch *φερα = *bhárat;* ebenso endeten beide Stammklassen im Lok. Plur. gleichmässig auf -ασσι. Infolge dessen bildeten erstere auch alle übrigen ursprünglich verschiedenen Kasus nach Analogie der letzteren. ὀνόματος nach Analogie von *φερατος . . ".

Was die Lok. Plur. angeht, so thut man wohl besser, wenn man sie ganz aus dem Spiele lässt. Denn die *n*-Stämme hatten doch sicher zunächst einen andern Ausgang als das angenommene -ασσι[1]).

Den Gründen, die mir gegen die ablautende Flexion der *nt*-Partizipien zu sprechen scheinen — Verf. Beiträge S. 125 ff., Bezzenbergers Beiträge XVI 261 ff.[2]) —, habe ich Studien II 105 Note 1 einen weiteren hinzugefügt. Sollte sich die Übereinstimmung, welche in der Bildungsweise zwischen ai. *vrā́dhantamas, sáhantamas* — oder °*nttamas* nach Whitneys Schreibung — und av. *merenk̇ai̯ạstema, tauru̯ai̯ạstemem* besteht, d. s. Superlative aus *nt*-Partizipien thematischer Präsentien, und anderseits zwischen ai. *sáttamas* und av. *hastemą*, den entsprechenden Formationen vom unthematischen Präsens; ferner zwischen ai. *ámavattarēbhyas*, *hiraṇyavāśīmattama* und av. *amau̯astarå, jātumastema*, d. s. Steigerungsbildungen aus Adjektivstämmen auf *m/u̯ant-*, die sicher seit Alters ablautend flexirt wurden: sollte sich wirklich diese Übereinstim-

1) Lautgesetzlich wäre *-nsi* zu -αι geworden. Wegen des angeblich aus **dṇsus* enstandenen δασύς — so z. B. Fick Wörterbuch I[4] 460 — vgl. alb. *dεnt*, *dant* und G. Meyer Etym. Wörterbuch S. 65.

2) Auf S. 270 habe ich wegen des got. *hulundi* 'höhle' auf die vereinzelt stehende vedische Bildung *vēśantí* 'Teich' verwiesen. Ich trage hier das avestische *karentī* 'Nahrungsmittel, Speise' nach, dessen Formation der des vedischen Worts genau entspricht. Bezeugt ist *karentīš*, Akk. Plur., V. **3**. 27, 29, Jt. **24**. 36.

mung durch blossen Zufall ergeben haben, ohne dass tiefer liegende Ursachen vorhanden waren? Über die einzige avestische Abweichung — *aš.ḥrapwastemō* — habe ich mich bereits Bezzenbergers Beiträge XVI 262 ausgesprochen. Ihre Erklärung bietet keinerlei Schwierigkeit. Und ebensowenig die einzige Ausnahme im Veda: *mr̥̥layáttama-* RV. **1.** 94. 14, 114. 9[1]). Zur Bildung von Komparativen und Superlativen aus Partizipialstämmen war selbstverständlich um vieles seltener Gelegenheit geboten, als zu solchen aus Adjektiven auf *-nt-*. Es ist darum wohl begreiflich, dass die letzteren als Vorbilder benutzt wurden, nachdem erst einmal die Mehrzahl der Kasus in beiden Stammklassen den gleichen Ausgang gewonnen hatte.

Auch das Adjektiv *sáhantya-* halte ich für bemerkenswert. Es ist das jedenfalls eine Weiterbildung aus dem Partizipialthema *sáhant-*, und es steht *sáhantya-* zum Superlativ *sáhanttama-* in den nämlichen Beziehungen, wie *satyá-* zu *sáttama-*. Für die verschiedene Betonung — *sáhantya-* findet sich TS. **3.** 1. 10. 3; sonst ist das Wort als Vokativ unbetont — sind die Femininalformen belehrend: *sáhantī* > *satī*; Verf. Beiträge S. 128 ff.[2]). Der Vokativ *santya*, von unklarer Bedeutung, gehört sicher nicht mit *asti* zusammen; gewöhnlich zieht man ihn zu *sanōti*; vgl. *rántya-* > *rāṇati*.

Auch die Beweisstücke die neuerdings Kretschmer Kuhns Zeitschrift XXXI 346 ff. zu gunsten der alten Ansicht vorbringt, vermögen mich nicht zu überzeugen. "Die Thatsache, dass die Partizipia der unthematischen Verba wie ὤν, ἰών,

---

1) Wegen der Betonung s. Verf. Studien II 173 f.

2) Zu den avestischen Abstraktbildungen wie *iripiąstāt-* 'Sterblichkeit' bemerkt Spiegel Vgl. Gramm. S. 206, es könne fraglich erscheinen, ob sie nicht besser zu einem Suffix *stāt-* zu stellen seien, einer 'Abart' von *tāt-*; s. dazu S. 196, 215. Ich meine, es darf diese 'Abart' getrost aus der Grammatik verschwinden. Die betreffenden Wörter sind Komposita mit *stāt-* 'stehend, befindlich' oder mit *stāti-* 'Stand, Zustand etc.' Zu dem angeblichen *aәuharestāt* s. Verf. Bezzenbergers Beiträge XV 17; zu dem 'adverbischen' *japanāstāitịa* s. die Neuausgabe. Mit dem 'Suffix' *sti-*, das sich zu *stāt-* verhalten soll wie *ti-* zu *tāt-* (s. S. 215), steht es ganz ähnlich. Vgl. Justi Handbuch unter *azōsti*. Mit aind. *-tti-* in *bhágattiṣ*, *magháttiṣ* hat es nichts zu schaffen. Entweder gehört es mit *asti* oder mit *hištaiti* zusammen; in letzterem Fall vertritt es *sthi-* aus *sth-* > *ti-*; s. dazu J. Schmidt Kuhns Zeitschrift XXV 29, 56, Verf. Ar. Forschungen II 104.

ἑκών in die Flexion der thematischen übergetreten sind, weist darauf hin, dass zwischen beiden Flexionen in den schwachen Kasus Berührungen stattgefunden haben." Das halte ich gar nicht für durchaus nötig; s. Brugmann Grundriss II 722, J. Schmidt Pluralbildungen S. 441 a. Statt μένοντες καὶ *ἰάντες konnte ohne weiters μ° κ° ἰόντες gesagt werden, die οντ-Partizipien bilden ja weitaus die Mehrzahl[1]). Übrigens liessen sich doch ohne Mühe auch die von Kretschmer geforderten Proportionsgleichungen ansetzen. Wegen des attischen ὤν, ὄντος vgl. die 3. Plur. ὄντων (lat. *suntō, sunt* neben umbr. *sent*) und die Infinitive ἔμεν, ἔμεναι (Solmsen Kuhns Zeitschrift XXIX 72). Zu ἑκών etc. s. noch Verf. Bezzenbergers Beiträge XVI 268; es mag sich zum altpers. *vasij* — eigentlich 'nach Wunsch', dann 'genügend' (s. bal. *gvas;* Hübschmann Zeitschr. d. dtsch. mgl. Ges. XLIV 561), endlich 'viel' und adverbial 'sehr' — verhalten wie ai. *mahā́n* (Verf. a. O. S. 278) zu *máhi.*

"Ein weiteres Zeugnis" bildet nach Kretschmer φυγάς, φυγάδος (und Genossen), das aus φυγών, *φυγατος nach dem Vorbild δεκάς, *δεκατος, später δεκάδος hervorgegangen sein soll. Ich frage aber: wenn jene Stammgruppe wirklich mit dem *nt*-Partizip in Zusammenhang steht, muss es denn dann gerade das eines thematischen Verbums sein? Die Betonung auf der Endsilbe würde doch eher mit der Herkunft aus einem unthematischen Tempus in Einklang zu bringen sein. Übrigens, mit Rücksicht auf die Bedeutung jener Stämme — φυγάς ist ja nicht '*fugiens*', sondern '*fugax*' — läge es doch noch näher, sie mit den Adjektiven auf *-nt-* in Beziehung zu bringen, für welche der alte Flexionsablaut ja von Niemandem in Abrede gestellt wird. Vgl. ἀεκαζόμενος > ἑκών, oben[2]).

1) ἱστάντες, δαμνάντες etc. sind geblieben, weil sie an der Vokalisation der finiten Formen Anhalt fanden. διδόντες und τιθέντες sind Neubildungen, aber nicht für *δίδατες, *τίθατες, wie Schmidt und Brugmann annehmen — s. des letztern Grundriss II 372 f. — sondern für *διδάντες, *τιθάντες; s. Verf. Beiträge S. 134. ἵστᾱτι : ἱστάντες = δίδωτι : διδόντες = τίθητι : τιθέντες und auch = δείκνῡτι : δεικνύντες. Den oben besprochenen Partizipien standen keine stützenden Verbalformen zur Seite, daher sie der *o*-Majorität erlagen.

2) Kretschmers Fassung von ἕκᾱτι ἕκητι (a. O. S. 458 f.) ist mir nicht annehmbar; s. S. 305 zu lit. *vìlko.* Da scheint mir doch

Der J. Schmidtschen Gleichung ὄνομα : ὀνόματος = *φερα : *φερατος streite ich sonach jegliche Berechtigung ab.

Anders verhält es sich mit der zweiten Gleichung: ὄνομα : ὀνόματος = μέγα : *μεγατος. Es fragt sich: ist μέγα, wie angenommen, identisch mit dem ai. *mahát?* Durch μέγαθος, worauf das Zitat Kuhns Zeitschrift XXVI 408 verweist, wird das doch gewiss nicht dargethan; s. Verf. Beiträge S. 102 Studien I 19 Note. Ich habe Beiträge S. 145 jene Gleichung akzeptiert, gestehe aber, dass mir inzwischen erhebliche Zweifel aufgestiegen sind. Abgesehen von der Differenz γ > *h*, die ich nicht für belangreich halte (s. Verf. Studien II 29): beträchtliche Schwierigkeit machen die Vokalverhältnisse. Es scheint mir nämlich sicher, dass das *a* in ai. *mahā́n*, *mahā́ntam*, av. *mazą̊ntem* u. s. w. idg. *n̥* vertritt. Für entscheidend halte ich av. *mązā* J. **49**. 10 (lies *mązā.ḫšaþrā?*) und *mązā. raiā* J. **43**. 12; vgl. Verf. Bezzenbergers Beiträge X 273, Geldner Kuhns Zeitschrift XXVIII 402, XXX 331[1]. Sonach hätte ai. *mahát* im Griechischen — mit γ > *h* — als *μάγα oder bei gleichem Akzent als *μαγάν zu erscheinen. Das gr. μέγας, μεγάλη, das arm. *mec*, das got. *mikils* dagegen setzen ein Urwort mit *e* und ohne Nasal voraus; dazu gehört auch ἄγαν, ἀγα- 'sehr' und lat. *magnus;* s. hierüber Fick Bezzenbergers Beiträge V 168, Verf. ebd. XVII 120; das selbe *a* wie *magnus* wird auch das alb. *maϑ*, *madi* enthalten, gegen G. Meyer Etym. Wörterbuch S. 252. Wieder zu einer andern Ablautsreihe — der zweiten nach meiner Zählung, a. O. S. 105, 121[2]) — stellt sich eine dritte Gruppe bedeutungsverwandter

---

die frühere a. O. XXX 586 den Vorzug zu verdienen. Vgl. av. *išarəštāitia* (Lok. Sing. mit postponiertem *a*) und Verf. Beiträge S. 164.

1) Das auf mich verweisende Zitat daselbst ist falsch.

2) Ich habe dort für die Ursprache zwei *o*-Laute, einen helleren und einen dumpferen, *a°* und *o* angesetzt und glaube auch S. 90 ff. mit Hülfe des Armenischen das Vorhandensein dieser Verschiedenheit erwiesen zu haben. Wiedemann Das lit. Präteritum, S. 45 ff. wendet sich gegen die durch Mahlow eingeführte Lehre, dass dem griech. ω lat. *ō*, litauisches *ů* entspreche; ihr Vertreter sei vielmehr *o*, abgesehen von An- und Auslautsilben. Damit schiesst aber Wiedemann zweifellos, wie mir scheint, über das Ziel hinaus; vgl. auch Zubatý Archiv für slav. Philol. XIII 601. Wiedemanns Versuch, jedes inlautende *ů* auf altes *ōu* zurückzuführen, ist

Wörter, die ebenfalls mit *m* anlauten: av. *masō, masīm, masi̯ō*, ap. *maþišta*, gr. μῆκος, μακρός, μήκιστος u. s. w. Wenn nun

allzu gewaltsam; lit. *dúti* aus ksl. *dati* dürfen nicht auseinandergerissen werden; zu den *u̯*-Formen der Wurzeln s. jetzt Per Persson Wurzelerweiterung und Wurzelvariation S. 139, 290. Wenn Wiedemann a. O. S. 35 meint: "Durch den Nom. Dual. der mask. *o*-Stämme und den dialektischen Lok. Sing. der *u*-Stämme wird das Lautgesetz, idg. *ōu* = lit., lett. *ū* erwiesen", so ist das mindestens in der Allgemeinheit nicht richtig; Auslautsilben unterliegen ja doch vielfach einer besonderen Umgestaltung; s. unten. Ich möchte auf einen Ausweg hinweisen, der mir alles in Ordnung zu bringen scheint.

Das in der *e*-Reihe häufigst auftretende *o* kann nur dem Dehnvokal *ō* dieser Reihe entsprechen; also *i̯-tok-a* : *tek-ëti* = τρωπ-άω : τρέπ-ω. Dieses *ō* ist identisch mit dem zweiten Hochstufen-(Ablauts-) vokal der schweren Reihen; und in der That treffen wir auch hier *o* gegenüber dem griech. ω; s. Wiedemann S. 19 f., 22, wo Beispiele aus der *ē*- und *āᵉ*-Reihe gegeben werden. Bei der Besprechung der *ō*- (meiner *āᵒ*-) Reihe wird S. 23 gesagt, es finde sich kein sicher dazu gehöriges Beispiel mit dem geforderten *o. púlu* 'falle' gegenüber apr. *au-pallai* und ahd. *fallu*, das er unsrer Reihe zuzuweisen nicht umhin kann, soll sein *ū* statt *o* nach S. 50, 52 wegen des folgenden gutturalen (wurzelhaften) *l* bekommen haben; ebenso *súlas* 'Bank' gegenüber lat. *solum*. Ferner sei *ū* im Anlaut der Wörter für idg. *ō* eingetreten: *úlektis* 'Elle' > gr. ὠλένη, *ústi* 'riechen' > ὄδωδα, *úsis* 'Esche' > nserb., nslov. *jasen*. Dagegen soll inlautendes *ū* aus idg. *ōu* hervorgegangen sein, z. B. *dúti* aus **dōut*° u. s. w. Das klingt alles recht unwahrscheinlich. Neben ksl. *bělъ* 'weiss' steht lett. *bāls*, das wäre lit. **bolas*; vgl. zum Vokalwechsel z. B. gr. θερμός, arm. *ǰerm* > lat. *formus*, ahd. *warm*; das *l* ist guttural; warum nun nicht **búlas*? Am *l* kanns also nicht liegen.

Der erwähnte Ausweg ist:

Idg. *ō* (und *ô*, überlang) = baltoslav. *ō*² (offen) = lit. *ō*, lett., apr. *ā*, ksl. *a*;

idg. *āᵒ* (und *âᵒ*, überlang) = baltoslav. *ō*¹ (geschlossen) = lit., lett. *ū*, apr. *ā* und *oa*, ksl. *a*.

Mit diesen Ansätzen lässt sich alles schlichten, ausgenommen vielleicht die Auslautssilben, für welche auch Wiedemann Besonderheiten statuieren muss; s. a. O. S. 46 f. und neuerdings Kuhns Zeitschrift XXXII 109 ff. Das *ū* in *ústi* entspricht dem gr. ω in ὄδωδα und δυσώδης; es ist in diesem Fall *āᵒ* der erste Dehnvokal der *aᵒ*-Reihe, s. Verf. a. O. S. 129 f. Gleiches gilt von dem *ū* in *júkas, súlas, púdas* gegenüber lat. *jocus, solum*, an. *fat*. — In sl. *jasen* ist *ja* nicht = idg. *ē*, sondern = idg. *āᵒ* mit 'prothetischem' *j*, wie z. B. in ksl. *jagnę* neben *agnę* > lat. *āgnus*, gr. ἀμνός (aus *ἆμνος, *ἆβνος) u. a. Auch dieses *āᵒ* gehört der dritten leichten Reihe an; der erste Hochstufenvokal liegt deutlich vor in arm. *haçi*, ferner

aber μέγα und *mahát* in der Wurzelsilbe nicht zusammenstimmen — vom Akzent ganz abgesehen —, so fällt damit

in an. *askr,* ahd. *asc,* gr. ὀξύη, alb. *ah;* s. O. Schrader Sprachvergleichung [2] S. 398, Bugge Kuhns Zeitschrift XXXII 14 f., Verf. a. O. S. 93 ff. und, wegen des arm. *h,* Studien II 44. Das Urwort ist mit *aᵒskh-* > *āᵒskh-* anzusetzen (s. Verf. ebd. S. 41 f., Bugge a. O. S. 33); vgl. dazu *jũkas* > lat. *jocus* u. s. w. — Dasselbe *āᵒ* steckt in *srũbti* 'schlürfen' gegenüber gr. ῥοφάνω, ῥόμμα, zu welch letzterem es sich verhält wie z. B. *sě́sti* 'sitzen' zu ai. *sádma* = idg. **sedmn̥;* die 'Wurzel' ist trotz lit. *srebiù, srė̃bti* mit *sraᵒbh-* anzusetzen. Der Zusammenfall in den Tiefstufen konnte leicht Neubildungen nach den Formen der von Anfang an numerisch überwiegenden *e*-Wurzeln hervorrufen.

Dass *ů* auch in der *u*-Reihe auftritt, ist ja zweifellos richtig; s. Leskien Ablaut der Wurzelsilben S. 31 ff., Wiedemann a. O. S. 30 ff. Ich sehe aber keinen Grund, der es verbieten würde, die Beziehungen zwischen (z. B.) lit. *kaúpas* und lett. *kûps* denen zu vergleichen, welche zwischen gr. βοῦς und βῶς, Ζεύς und Ζής u. s. w. bestehen [Streitberg Komp. S. 13]; die Verkürzung von idg. *ōu* oder *āᵒu* zu *au* geht der von *ōi* zu *ai* parallel; s. Verf. Studien II 116, Kretschmer a. O. XXXI 451 ff.

Mehrmals spricht Wiedemann von einem 'sekundären' Ablaut *u* > *ů*; einen solchen nimmt er z. B. S. 51 für lit. *nũmas,* lett. *nůma* 'Zins' an; (vgl. dazu osk. *niumsieìs,* altlat. *numasioi,* die auf altes *u* hinweisen). In *u*-Wurzeln der dritten und sechsten Reihe kann sich *ů* neben *u* aus alter Zeit erhalten haben; möglicherweise wurde auch inlaut. *ů* in bestimmter Stellung zu *u* gekürzt. Der sekundäre Ablaut *u* > *ů* mag auf Nachbildung solcher Fälle beruhen.

Was die Auslautssilben angeht, so hat der Abl. Sing. der *o*-Deklination ganz sicher *ō* gehabt; daher lit. *vìlko* = idg. **u̯l̥kōd.* Im übrigen ist zu beachten, dass es sich hier und fast bei allen übrigen Fällen um *ā*-Vokale handelt, welche aller Wahrscheinlichkeit nach durch Kontraktion entstanden sind. *ŏ* mit *ă*ˣ musste aber doch nicht notwendig *ō* ergeben.

Wegen *akmũ* neben *akmèns* und gr. ἄκμονος gebe ich zu bedenken, ob denn wirklich alle *n*-Stämme der gleichen Reihe angehörten, wie man annimmt. Es ist doch an sich gar nicht ausgeschlossen, dass sich ein Teil in der dritten Reihe bewegte. Wie aber neben gr. ποιμένι der Nominativ ποιμήν steht, so ist neben lokativischem *-aᵒni* nominativisches *-āᵒn* zu erwarten. Der Zusammenfall der tiefstufigen Ausgänge konnte leicht Ausgleich und Mischung bewirken; vgl. z. B. lit. *żmũ* > *żmónės.* Im armenischen steht neben dem Nom. *eλn* der Gen. *eλin,* mit *in* aus idg. *-enes* oder *-enos*; aber neben *akn* steht *akan.* Ist *-an* etwa doch anders zu beurteilen, als bei Verf. Bezzenbergers Beiträge XVII 92? Geht *-an* auf idg. *-aᵒnᵒ* zurück?

auch die Hauptstütze für die Gleichsetzung der Ausgänge *-α* und *-at*. Dass *-i* und -α in *máhi* und μέγα sich nicht decken, wie z. B. jüngst noch Fick Wörterbuch I[4] 511 behauptet, ist auch meine Meinung. Dagegen halte ich es für sehr wohl möglich, dass μέγα idg. **megn̥* vertritt, wie Brugmann Grundriss II 328 annimmt. Dafür lässt sich lat. *magnus* verwerten (ebd. S. 131 Anm., Morph. Untersuchungen II 175 ff.); allenfalls auch ἄγαν[1]).

Aber gesetzt auch, dass gr. -α in μέγα und ai. *-at* in *mahát* auf der nämlichen Grundlage, idg. *-n̥t* beruhen — vgl. auch Kretschmer a. O. XXXI 346, bei dem *χαριϝα > *χαριϝατος als Musterbeispiele fungieren —: selbst dann leidet J. Schmidts Erklärung noch an schweren Bedenken. Von all den Musterformen, die sie zur Voraussetzung hat, ist nur eine einzige, μέγα, historisch beglaubigt. Nun räume ich ja gerne ein, dass dies Moment nicht an sich für ausschlaggebend angesehen werden darf. Es kommt aber noch ein andres hinzu. Durch J. Schmidts Theorie werden gr. ὀνόματος, οὔθατος u. s. w. von ähnlichen Formen, welche die verwandten Sprachen bieten: lat. *strāmentum*, ahd. *hliumunt*, ai. *śrṓmatam* u. s. w. (s. unten), gänzlich losgelöst, da ihre Entstehung eben auf den spezifisch griechischen Zusammenfall von idg. *n̥* und *n̥t* im (absoluten) Auslaut zurückgeführt wird.

Neben gr. χείματος steht in gleicher Funktion ai. *hēmatas*[2]); s. Verf. a. O. XV 37. Dass diese beiden Wörter Laut für Laut zusammenstimmen, wird niemand bestreiten wollen. Was aber ihre Bildungsart und ihre Entstehungszeit anlangt, so wären sie nach J. Schmidt völlig auseinander zu halten. Denn χείματος gilt ihm ja für eine speziell griechische Neuschöpfung nach *μεγατος etc. Vorausgesetzt wird dabei, dass

Zu gunsten der Annahme von zwei qualitativ verschiedenen ursprachlichen *o*-Lauten lässt sich auch die bei Collitz ebd. X 34 f., Kretschmer a. O. XXXI 366 ff. besprochene Theorie verwerten, d. h. diejenigen Fälle, welche ihr zu widersprechen scheinen, z. B. gr. ἠώς a. O. S. 35 f., 62 f. Natürlich muss sie dann allgemeiner gefasst werden. Man kann sagen: Die beiden Vokale der Hoch- (und Dehn-)Stufen verteilten sich von Haus aus so, dass der hellere der hochtonigen, der dunkler gefärbte der nachtonigen Silbe zukam.

1) Wenn nämlich ἄγα zu ἄγαν sich verhält wie ἀ- (priv.) zu ἀν-. Auffällig aber ist das gewöhnlichere ἄγᾱν.

2) Kommentiert mit *hēmantartōṣ*.

es im Urgriechischen bereits, zur Zeit als *μεγατος etc. noch existierten, einen neutralen Akk.-Nom. Sing. χεῖμα gegeben habe. Ich habe seiner Zeit (a. O.) gerade umgekehrt χεῖμα als Neubildung, gefolgert aus χείματος genommen, wie es auch J. Schmidt Pluralbildungen S. 222 für δῶμα vorschlägt[1]). Und jedenfalls ist das Vorhandensein eines ursprachlichen Akk. Neutr. **gheimn̥* nicht erweislich, es sei denn, dass man eben das griechische χεῖμα als dessen vollgültige Bestätigung ansieht. Das aind. *hēman* 'im Winter' — andere Formen mit *n* fehlen — lässt sich als Stütze dafür durchaus nicht verwerten[2]). Und ebensowenig χειμών, ungeachtet der Ausführungen und Zusammenstellungen, die J. Schmidt a. O. S. 90 ff. gibt. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob seine Theorie über das Neutr. Plur. das richtige trifft oder nicht. Wenn erst χεῖμα existierte, so konnte sich nach von Alters her bewahrten Musterpaaren auch χειμών dazu gesellen.

Lassen wir aber χείματος einmal ganz bei Seite. Ich frage: wie alt ist, aus welcher Zeit stammt die in ai. *hēmatas* vorliegende Bildungsweise? Ist sie indisch oder arisch oder indogermanisch?

Ich glaube auch von J. Schmidts Seite keine Widersprüche zu erfahren, wenn ich sie in die Periode der Urgemeinschaft rücke. Sagt er doch selber auf S. 222: "Neben der Flexion δῶ, Gen. *δενς, δέc bestand noch eine andre δῶ, δώματος, welche sich zu δῶμα, δώματος ausglich"; s. auch S. 400[3]). Er hält also — anders ist das doch nicht zu verstehen — δώματος für älter als δῶμα, folglich kann δώματος nicht nach dem Muster *μεγατος > μέγα gebildet sein, folglich muss es aus vorgriechischer Zeit stammen.

1) S. aber unten S. 310 f.

2) Brugmann Grundriss II 235, 320, 453 teilt *hē-man*, ich vielmehr *hēm-an*. Ich sehe nicht, wie man mit der S. 453 Note angedeuteten Hypothese durchkommen soll. S. dagegen Verf. a. O. S. 36, XVII 133, Per Persson a. O. S. 231.

3) Dass av. *demānem* auf der alten *n*-Flexion des Wurzelworts beruht, wie S. 222 gesagt wird, ist jedenfalls nicht erweislich. *demānem*, d. i. ar. *dmānam* verhält sich zu einem Gen. Sing. **damás* (idg. **dm̥més*) wie ai. *dhyānam* zu *dhiyás* oder wie av. **frānem* (Verf. Studien II 102 f.) zu ai. *purás* (zu 1 *pur-*, = ar. **pr̥rás*); vgl. noch ai. *jñānam*, worauf ich schon Kuhns Litteraturblatt I 19 aufmerksam gemacht habe.

Wenn man nun aber in δώματοc, dem in den verwandten Dialekten eine entsprechende Form nicht zur Seite steht, den geraden Fortsetzer einer indogermanischen Bildung sieht, so wird man doch nicht wohl behaupten dürfen, dass χείματοc, dem das aind. *hēmatas* sekundiert, nicht aus ursprachlicher Zeit überkommen ist, oder, mit indogermanischer Bildungsweise keinen Zusammenhang hat. Vgl. noch κρᾱτόc > ai. *śīrṣatás*; Verf. Bezzenbergers Beiträge XV 35, J. Schmidt a. O. S. 372, Fick Wörterbuch I[4] 44, 209, 423[1]). War aber

1) Meine Erklärung von κρᾱτόc aus **kr̥sn̥tós* gilt mir auch jetzt noch für die einfachste. Die Gleichung κρᾱc° = *śīrṣ°* bei J. Schmidt S. 374 und bei Fick S. 209 halte ich nicht für richtig. Sind denn wirklich *śīrṣ-n̥ás* und κρᾱ́-ατοc einander 'zweifellos' gleich? Ich für meinen Teil bezweifle das. Zum Wechsel von *r̥* = gr. ρα mit *r̥̄* = ai. *īr* (u. s. w.) s. Verf. a. O. XVII 342 f. Dass die Annahme von *r̥̄, n̥̄* etc. für die Ursprache unberechtigt sei, davon kann ich mich auch nach den Ausführungen Kretschmers a. O. XXXI 400 f. nicht überzeugen. Auf S. 409 schreibt er: "Nach dem Verhältnis *ami* : *ām* erwarten wir *ān* als schwache Form zu *ani*, dafür erscheint blosses *ā* : *jánitum* : *jātá-*, *jātí-*, *jā́yatē* . . . Der Verlust des Nasals in der Lautgruppe *-ānt-* vor dem Hochton findet seine Parallele in der Flexion der Partizipialstämme auf *-ā́nt-* : Sg. Akk. *yā́ntam*, Gen. *yātás* . . . Das in den Partizipien auf *-tá-* und den Verbalabstrakten auf *-tí-* berechtigte *-ā-* kann von dort aus leicht auch in *jā́yatē* u. dgl. eingedrungen sein". Meint Kretschmer wirklich, dass *yātás* auf rein lautlichem Weg aus **yāntás* hervorgegangen sei? Nach meiner Ansicht lässt sich *yātás* mit *jātá-* gar nicht vergleichen; es ist Nachbildung nach *yatás* > *yántam;* s. Verf. Beiträge S. 137. Ich empfehle noch zur Berücksichtigung die Wörter, die ich Ar. Forschungen II 90 f. und Bezzenbergers Beiträge X 278 ff. zusammengetragen habe; s. auch ebd. XVII 122.

Wegen des bei J. Schmidt S. 364 erwähnten av. *sārō* Jt. **14**. 12 bemerke ich, dass es nicht erstes, sondern zweites Kompositionsglied ist, und zwar Nom. Sing. Mask., also scheinbar einem *a*-Stamm angehörig; s. Geldner Drei Yasht S. 70 und die Neuausgabe. Ein 'Stamm' *sāra-* 'Kopf', Ntr. findet sich auch sonst; s. Justi im Handbuch. Der Dehnvokal begegnet uns bei neutralen *s*-Stämmen zum öftern; s. Verf. a. O. S. 125. Whitney Grammar[2] § 1151c. Zum Übertritt von *sārah-* in die *a*-Deklination vgl. Verf. Handbuch § 251, Horn Nominalflexion (Diss., Halle 1885) S. 30 ff. [Wegen *karšai̯ā* V. **9**. 12 bei J. Schmidt S. 140 s. Horn S. 30 No. 10; J. **11**. 2 steht *karšui̯ā. nemem* ist Jt. **1**. 21 und **14**. 61 bezeugt. Zu *vīspō.paēsem* Jt. **10**. 124 und *stehrpaēsem* J. **57**. 22 halte man ai. *purupḗśāsu* RV. **2**. 10. 3 neben *purupḗśasam* **3**. 3. 6. Ich erwähne besonders: *sau̯ā* J. **44**. 12, *sau̯āiš* J. **48**. 1 u. ö. neben *sau̯aŋhō* etc. aus dem

χείματος als Erbe aus dem Stammgut bewahrt geblieben, so bietet die Erklärung von χείματι u. s. w. keine Schwierigkeit.

Gegen die Ficksche Theorie hat J. Schmidt a. O. S. 190 folgende Einwendungen zu erheben: "Das Suffix -τος ist an griechischen Nominalstämmen überhaupt noch nicht nachgewiesen. Warum sollte es nur bei *n*-Stämmen, und zwar nur bei neutralen erhalten sein und diese Störung herbeigeführt haben? Erst wenn erklärt wäre, wesshalb kein *ποιματος, *ἀκματος vorkommt, liesse sich Ficks Vorschlag in Erwägung ziehen. Das τ findet sich ausschliesslich bei Neutren. Jede Erklärung, welche diese Beschränkung nicht begründet, genügt schon desshalb nicht". Ich will versuchen, diese Einwürfe zu entkräften und die Lücken in Ficks Konstruktion auszufüllen.

Dass *-tos* als lebendiges Suffix im Griechischen nicht gebraucht wird, ist richtig. Aber in der Ursprache hat es doch als solches gedient. Die von J. Schmidt für seine Theorie benötigte Flexion *φερα > *φερατος, μέγα > *μεγατος ist doch auch nicht nachgewiesen. Gab es ein indogermanisches **gheim̥ntos*, warum sollte nicht auch das Urgriechische ein entsprechendes **kheimatos* besessen haben können? Später gingen die andern *tos*-Bildungen unter, wurden durch solche mit -θεν ersetzt; nur *kheima-tos* und Genossen blieben erhalten, warum? soll später noch erörtert werden.

Weshalb aber, sagt J. Schmidt weiter, weshalb kommt *-tos* nur beim Neutrum vor, wesshalb existiert kein *ποιματος? Der Einwand ist wohl beachtenswert. In der That haben alle Wörter, welche -ατος aufweisen, neutrales Geschlecht. Ich behaupte aber, dass ein Teil erst innerhalb des Griechischen das neutrale Geschlecht angenommen hat.

Das Wort für 'Winter', zu dem χείματος gehört, ist in keiner der verwandten Sprachen neutral. Also, so schliesse ich, ist es erst im Griechischen neutral geworden.

Gathadialekt. Id. *-ā*^{x}*s* wurde im Arischen in gewissen Fällen zu *-ā*; s. Verf. Beiträge S. 151, 76. Geht av. *saųā* neben *saųå* auf ar. **śaųā* aus °*ās* oder beruht es auf iranischer Neubildung? Wahrscheinlich trifft das erstere zu. Dann versteht man die Vermischung der (neutralen) *a*- und *as*- Deklination leicht; im Ausgang des Akk. Plur. fielen eben beide Stammklassen zusammen.]

Ebenso war das Wort für 'Haus', wozu sich δώματος stellt, ursprünglich nicht neutral. Das griech. δῶ erklärt J. Schmidt a. O. S. 222 als Nom.-Akk. Sing. des Neutrums, und zwar setzt er es gleich idg. **dō*, der "im absoluten Auslaute und vor gewissen Konsonanten" entstandenen Nebenform zu **dōm*, welches seiner Bildung nach an κῆρ angeschlossen wird; vgl. auch Verf. Beiträge S. 77, Solmsen Kuhns Zeitschrift XXIX 329, Kretschmer ebd. XXXI 407. Nehmen wir einmal an, der ursprachliche Stamm *da*^{x}*m-* sei maskulin gewesen, wie Brugmann Grundriss II 454 will, so haben wir den Nom. Sing. mit **dōms* anzusetzen, woraus noch in der Ursprache unter gewissen Bedingungen **dōs* hervorgehen musste; vgl. ai. *kṣ̌ā́s*, av. *zā̊*, *zi̯ā̊* u. a. m. Zu **dōs* aber konnte leicht ein Akk. Sing. **dōm* gebildet werden; vgl. ai. *kṣ̌ā́m*, av. *zą̇m*, *zi̯ą̇m* neben den eben erwähnten Nominativen. Auf diese Weise gelangt man zu der nämlichen Grundform, wie sie J. Schmidt verlangt. Das arm. *tun* 'Haus', auf das sich J. Schmidt zu gunsten seiner Erklärung hätte berufen können, vertritt allerdings altes **dōm*; s. Verf. Studien II 36. Aber es kann ganz wohl auf dem neuen Akkusativ **dōm* beruhen — Nom. und Akk. Sing. sind im Armenischen stets gleich — oder auch auf einer Neubildung des Nom. Sing. von der gleichen Art, wie sie z. B. in gr. χθών > ai. *kṣ̌ā́s* vorliegt; χθών aus *χθωμ und *tun* aus **tōm*, beide für älteres **ōs*, ständen sich dann ganz gleich. S. auch *jiun* 'Winter' > gr. χιών, vgl. Verf. oben S. 184.

Freilich lässt sich ja nun wieder darauf hinweisen, dass δῶ bei Homer zu verschiedenen Malen deutlich als neutraler Akk. Sing. gebraucht wird — χαλκοβατὲς δῶ Α 426, Φ 438, 505, Ξ 173, θ 321, ν 4; εὐρυπυλὲς δῶ Ψ 74, λ 571; ὑψερεφὲς δῶ κ 111, ε 424, 432 —, und einmal als Nominativ, α 392. Aber dem gegenüber kann man mit J. Schmidt S. 224 die Thatsache betonen, "dass δῶ schon in den homerischen Gesängen eine nur noch formelhaft überlieferte Altertümlichkeit ist, wie seine Beschränkung auf die letzte Silbe des Verses lehrt". Sonach ist es doch ganz gut denkbar, dass χαλκοβατὲς δῶ u. s. w. auf Nachbildung nach nur mehr halb verstandenen Verbindungen wie ἡμέτερον δῶ, ὑμέτερον δῶ, ἐμὸν δῶ — zusammen 9mal bezeugt — zurückgehen.

Wie aber, wenn zwischen δῶ und δῶμα, δώματος über-

haupt kein etymologischer Zusammenhang besteht? Fick Wörterbuch I⁴ 458 leugnet ihn und erkennt in δῶ eine substantivierte Postposition, die selbe, die in lat. *endo*[1]) u. s. w. vorliegt[2]). Dass Ficks Fassung möglich ist, unterliegt ja keinem Zweifel; das wird auch z. B. von Brugmann a. O. II 558 eingeräumt. δῶμα zerlegte sich für das Sprachgefühl gewiss in δῶ+μα, vgl. cτρῶ-μα neben cτρω-τόc u. s. w. Dadurch aber war die Gleichsetzung von ἐμόν δω mit ἐμὸν δῶμα äusserst nahe gelegt. Mir scheint, dass Ficks Erklärung am besten geeignet ist, die vorhandenen Schwierigkeiten zu beseitigen. Für den indogermanischen oder urgriechischen Abfall eines auslautenden *m* ist ein zweites Beispiel, soviel mir bekannt, nicht nachgewiesen. Die Berufung auf G. Meyer Gr. Gramm.² § 306 hilft auch nicht; denn die Fälle, da -ν wirklich fehlt, stehen ganz vereinzelt, die andern aber — °φι, ἄμμι, νύ — sind dort falsch beurteilt; s. Brugmann a. O. S. 636, 784 f.

Ich bin wie Brugmann der Meinung, dass das fragliche Wort für 'Haus' ursprünglich maskulin war. Zwar, dass der oben vorausgesetzte Nom. Sing. **dōs* in ai. *dā́s* RV. **6**. 16. 26 vorliegt, wie ich Ar. Forschungen I 96 annahm, möchte ich nicht mehr behaupten[3]). Dagegen scheint mir av. *dāhu̯a* J. **50**. 2, Lok. Plur. mit postfigiertem *ā* — s. Verf. Bezzenbergers Beiträge XIII 77, Caland Kuhns Zeitschrift XXX 545 —, einen arischen Nom. Sing. **dās* vorauszusetzen, zu dem es sich verhält wie z. B. ai. *kṣā́su* zu *kṣā́s*, Thema *kṣam-* u. s. w. Der Lok. Sing. ai. *dē* RV. **5**. 41. 1 "kann" nach J. Schmidt S. 222 "nur von einem Nom. **dam* metaplastisch gebildet sein". Ich finde, dass zwischen *dé* und dem

1) Nach Fick = gr. ἔνδω. Wo kommt das Wort vor? Und wo das auf der selben Seite angeführte lat. *dās* 'du gibst'? S. ferner S. 70, 288 und Hoffmann Präsens S. 140. Nicht wenige Wörter, die es nicht gibt, bieten die arischen Partien des Fickschen Buches.

2) S. übrigens auch Johannson Bezzenbergers Beiträge XV 312, XVI 126. — Das avestische 'Vorsatzwort' *da, de, ṭ* (bei Fick S. 457 und 65) hätte nicht verdient, wieder ins Leben gerufen zu werden.

3) *dā́s* wird mit Recht zu *dádāti* gezogen, aber das Thema ist mit *dā́s-* anzusetzen; vgl. *sudā́s* etc., Lanman Journ. of the Am. Or. Soc. X 492 ff. Das Avesta hat den Superlativ dazu bewahrt: *dāhištā* Jt. **13**. 17 (cf. **13**. 12).

Nom. **dās* dieselben Beziehungen walten, wie zwischen *svar-gḗ* und *purō-gā́s*, av. *frō-gā̊* (Thema *gam-*) oder zwischen *bisa-khā́s* und *su-khḗ*[1]) (Thema *khan-*). Die von der Grammatik angegebenen Lok. Sing. auf *-i* zu Nominativen auf *-ās* kommen im Veda nicht vor[2]). Liesse sich ein Nom. Sing. **dam* nachweisen, so wäre er als Neubildung zu *dḗ* u. s. w. nach der *a*-Deklination anzusetzen, mit gleichzeitigem Geschlechtswechsel. Das lehrt ai. *khám*, Plur. *khā́ni* neben *khḗ* und dem Akk. Sing. *khā́m*, dem Nom. av. *ḫā̊*. Selbstverständlich ist der Stamm mit *khan-* anzusetzen; s. auch J. Schmidt Kuhns Zeitschrift XXVI 405; in dem vrddhierten Adjektiv av. *ḫai̯a-* J. **68**. 6, Jt. 8. 41 (besser *ḫąni̯a-*, d. i. ar. **khāni̯a-*; s. die Varianten an der ersten Stelle) liegt er ja deutlich vor.

Auf die Flexion θέμις > θέμιτος gegenüber der avestischen *dąmiš* > *damōiš*, über die Fick Bezzenbergers Beiträge XII 7 gehandelt hat — s. auch Brugmann a. O. S. 595 —, ist J. Schmidt überhaupt nicht eingegangen. Trifft aber Ficks Erklärung das richtige, dann kommt eben -τος doch thatsächlich nicht nur beim Neutrum vor. Auch die Flexion χάρις > χάριτος hätte eine Bemerkung verdient.

Die Formen δῶμα, χεῖμα und δώματος, χείματος reichen nach meiner Ansicht alle in die ursprachliche Periode zurück. Aber δῶμα, χεῖμα sind ursprünglich nicht Akk.-Nom. des Neutrums, sondern Akkusative des Maskulins. Sie sind aber in der Folge zu Neutren geworden, weil sie im Ausgang mit der zahlreichen Gruppe neutraler Akkusative auf -μα aus *men*-Stämmen zusammenfielen.

Zu dem wurzelhaften *m*-Stamm für 'Erde'[3]) lautet der

1) *ráthē*. Über ein andres *sukhá-* s. Jacobi Kuhns Zeitschrift XXV 438 ff.

2) Überhaupt scheint es einsilbige Lok. Sing. auf *-i* nicht zu geben. Av. *zemi* J. **10**. 17 ist zweisilbig und entspricht dem ai. *kṣámi*. Zu *dam* 'Haus' lautet er av. *dąm* oder *dąmi* (S. 315). Sonst finden wir av. *zemę* (einsilbig), ai. *kṣmayā́*, *jmayā́*; s. Verf. Bezzenbergers Beiträge XV 21, 26. Steht deren *ai* im Zusammenhang mit dem Ausgang von gr. χαμαί = lat. *humī*? Daraus würde folgen, dass das gewöhnliche Lokativsuffix ursprünglich ablautend war: *-ai* > *-i*, und es würden sich enge Beziehungen zum Dativ ergeben; s. dazu Brugmann a. O. S. 609, 818 f.

3) Wegen des Anlauts s. Verf. a. O. XV 25, XVII 344, Kretsch-

Akk. Sing. im Veda *kṣā́m*, im Avesta *zą̄m*. Die Form ist aber entschieden für eine Neubildung anzusehen — gegen Brugmann a. O. S. 454 —, aufgebaut auf dem Nom. Sing., wenn auch nicht geleugnet werden soll, dass das Muster aus der Ursprache stammt. Die normale Form wäre aind. **kṣā́mam*, vgl. *vā́cam* = lat. *vōcem*, ai. *pā́dam* = got. *fōtu*, ai. *sva-rā́jam* = lat. *rēgem*, ap. *nāham* = lat. *nārem* u. s. w., also mit dem Dehnvokal. Ihr Verhältnis zu dem metaplastischen *kṣā́m* gleicht genau dem von ai. *uṣā́sam* = av. *ušå̄ŋhem* zu ai. *uṣā́m* = av. *ušą̄m* oder dem von ai. *sahasrasā́s*, Nom. Plur., Thema auf *n*, zu av. *ašō-ŋhānō*[1]). Demgemäss ist der alte Akkusativ von dem *m*-Stamm für 'Haus' mit **dṓmm̥* anzusetzen, eine Form, die sich eben im griech. δῶμα erhalten hat; so schon Verf. Ar. Forschungen I 96.

Brugmann schreibt a. O. "Akk. **dōm*, woher gr. δῶμα". Er scheint also das -α dem von τίνα, Ζῆνα u. s. w. gleichzustellen. Dann erwartete ich aber auch *δῶνα[2]). Vermutlich steht diese abweichende Erklärung in Zusammenhang mit seiner Theorie über die Vertretung des idg. *o* in offener Silbe durch ar. *ā* — "ai. *vā́cam* = idg. **u̯okm̥*", S. 450 —: eine Theorie, die meines Erachtens nicht zu halten ist. Dass bereits die Ursprache einen Akk. Sing. **dōm* besessen haben kann, stelle ich nicht in Abrede. Ich will sogar die Möglichkeit zugestehen, dass **dōm* auf lautgesetzlichem Wege aus der vorauszusetzenden Grundform hervorgegangen ist. Aber doch nur im Satzsandhi vor Vokalen. Hier konnte, das räume ich ein, **dōmm°* mit konsonantischem *m* gesprochen werden, woraus dann **dōm* entstanden sein mag. Aber vor Konsonanten war lautgesetzlich nur **dōmm̥* am Platz. Zwischen *-āum-*,

mer a. O. XXXI 433 f. Ai. *kṣā́s* und gr. χθών mögen sich danach auf einem idg. **ʒđhō°* vereinigen lassen. Daneben muss aber auch **dʒhom°* mit der Sandhiform **ʒhom°* bestanden haben; s. Verf. Studien I 121. Fick a. O. S. 54, 217, 434 widerspricht sich.

1) Jt. **13**. 151; es fungirt als Akk. Plur., ist aber der Form nach Nominativ. — Für eine Neubildung nach *°ŋhānō* gegenüber *°sā́s*, *°sā́m (sahasrasā́m)* halte ich *[sōiþrō.]pānō* gegenüber *[gō.]pā́s*, *°pā́m*: Thema *pā-* oder *pāi̯-*. Unrichtig: Verf. Beiträge S. 76.

2) Für Brugmanns Ansicht lässt sich höchstens κῶμα anführen, wenn dies auf dem Akk. Sing. eines Wurzelstammes *kōi̯-* beruhen sollte. Das ist aber doch sehr zweifelhaft. S. dazu J. Schmidt Pluralbildungen S. 255 (aber auch Verf. Studien II 91).

-āim- und *-āmm-* besteht doch ein nicht ganz unerheblicher Unterschied.

Für eine jenem δῶμα gleichartige Bildung sehe ich χεῖμα an, das ich somit auf **ghēimm̥* oder **gheimm̥* zurückführe. Die Stammform *ghēim-* oder *gheim-* enthält auch der *r*-Lokalis, die Basis der Adjektiva gr. χειμερινός und lat. *hībernus*; *gheim-* birgt der aind. Lokativ *hēman*, der avest. *zaẹna*; s. dazu Verf. Bezzenbergers Beiträge XV 36 f., Brugmann-Streitbergs Idg. Forsch. I 179 f., Osthoff Morph. Untersuchungen V 85 f. Die ursprüngliche Flexion des Wortes wird sich freilich kaum herstellen lassen. Aber jedenfalls wird durch das Vorhandensein der bezeichneten Formen das des Akk. Sing. χεῖμα als möglich ausgewiesen.

Ein dritter Akkusativ der selben Art ist στόμα. Dass das *m* darin nicht zum Suffix gezogen werden kann, hat jüngst auch Kretschmer a. O. XXXI 349 ausgesprochen. Dagegen lässt sich ausser dem ο auch noch στόμιον anführen und, wenn zugehörig, στόμαχος und στώμυλος. Das avest. *stamanem*[1]) verhält sich zum alten *m*-Stamm genau wie *ḫšapanem* zum Stamm (ar.) *kšap-*, Fem.[2]). Ob das Wort für 'Mund, Maul' ursprünglich maskulin oder feminin war, ist nicht sicher auszumachen; doch s. unten S. 315.

Dass δῶμα, χεῖμα, στόμα dem Einfluss der übergrossen Neutralgruppe auf -μα, mit denen sie reimten, verfielen und deren Geschlecht annahmen, ist ohne weiteres begreiflich. Insbesondere bei δῶμα. Der Akk. Sing. war bei diesem Wort erklärlicher Weise sehr häufig gebraucht; man vergleiche z. B. die zahlreichen Verbindungen von δῶμα mit πρός, κατά und ἐς bei Homer. War aber erst δῶμα zum Neutrum geworden, so hatten die selteneren χεῖμα und στόμα gar keinen Rückhalt mehr.

Nun kann man freilich wieder die Einrede machen, wenn δῶμα aus **dōmm̥* hervorgewachsen ist, warum gibt es

1) Den bei Verf. Bezzenbergers Beiträge XV 25 ff. aufgezählten *n*-Bildungen ist ausser dem obigen *stamanem* noch *dantānō* 'Zähne' (Zpgl.) zuzufügen.

2) Fick a. O. S. 146, 332, 570 stellt dazu arm. *stom*, das er offenbar Justis Handbuch entnommen hat. Vgl. aber de Lagarde Arm. Studien S. 140. Schon Ciakciak bezeichnet *stom* als Lehnwort aus dem Griechischen.

dann nicht auch ein neutrales *χθῶμα 'Erde'? Der Einwand wiegt aber nicht sonderlich schwer. Denn δῶμα und *χθῶμα waren einander doch nicht völlig gleich. Neben dem Akkusativ *καλλὸν δῶμα stand *καλλὸν στρῶμα u. s. w. Dadurch war die Neubildung τὸ δῶμα nach τὸ στρῶμα ganz erheblich begünstigt. Aber das Wort für 'Erde' hatte ja von Haus aus feminines Geschlecht. Es hiess also in alter Zeit *καλλὰν χθῶμα. Sonach war die Bildung eines *τὸ χθῶμα zum mindesten nicht so nahe gelegt als die von τὸ δῶμα. In der Folge ging *χθῶμα ganz unter, und an dessen Stelle trat der vom Nom. Sing. χθών aus — für *-ōm* und weiter für *-ōs*, vgl. ai. *kṣā́s* — neuformierte Akkusativ χθόνα.

Das hier zu *χθῶμα bemerkte macht es übrigens wahrscheinlich, dass das Wort für 'Mund', wozu gr. στόμα, ursprünglich maskulin war.

Die Bildung von δῶμα reicht also in die Zeit der Urgemeinschaft zurück. Das gleiche darf man auch für δώματος behaupten; zu dieser Annahme führt ja auch die Konsequenz der von J. Schmidt über das gegenseitige Verhältnis der beiden Formen ausgesprochenen Ansicht, s. oben S. 307. Wegen der Bildung und wegen der Stammvokalisation sei auf Verf. a. O. S. 32 f. (ὕδατος etc.) und 28 f. (ai. *kṣā́man*) verwiesen.

Nun ist gerade bei dem Worte für 'Haus' der Ablativ ein Kasus, zu dessen Gebrauch sich jederzeit häufigst Gelegenheit bot. So konnte es leicht kommen, und so ist es gekommen, dass man zu ἐκ δώματος zunächst ἐν δώματι bildete, so dass sich also δώματι an die Stelle eines älteren *δων (= av. *dąm*, s. J. Schmidt a. O. S. 222 f.) oder *δωμι (= av. *dąmi*, Jt. **1**. 25 Neuausgabe) oder auch *δεμι (vgl. ai. *kṣámi*) schob[1]). Gewiss wurden die Ausdrücke 'aus dem Hause' und 'in dem Hause' oft neben einander oder einander gegenüber gestellt. Gerade darin aber liegt der Hauptanlass für ausgleichende Neubildungen jeglicher Art[2]). In ἐν (ἐς)

1) Nicht wahrscheinlich ist mir Meringers Annahme (Zeitschrift für öst. Gymn. 1888 S. 152), dass δον in ἔνδον Lok. Sing. sei. Es müsste schon ἔνδον Sandhiform für *ἐνδων sein.

2) Auch für syntaktische Analogiebildungen; s. z. B. Verf.

δῶμα, ἐκ δώματος, ἐν δώματι ist die gesamte Flexion enthalten. Es konnte nicht ausbleiben, dass sich auch die übrigen Kasus, nach der τ-Deklination geformt, dazu einfanden. Endlich hat sich die τ-Flexion von δῶμα aus — mit Unterstützung seitens χεῖμα, χείματος — vorerst etwa auf Reimwörter und solche die begrifflich nicht allzu weit ablagen: στρῶμα, ἅρμα, sodann aber auf alle neutralen *men*-Stämme übertragen, während diese ihr Geschlecht an δῶμα und Genossen abgaben.

Es bleibt schliesslich noch ein Punkt zu erledigen: Warum sind δώματος, χείματος erhalten geblieben, während sonst dem Ablativsuffix *-tos* = ai. *-tus* griechisches -θεν gegenüber steht? Man könnte mit einer Gegenfrage antworten: warum gibt es kein *δώμαθεν od. dgl.?

Soviel mir bekannt, existiert für das griech. -θεν oder -θε des Ablativs in den verwandten Sprachen kein Äquivalent. Aber als griechische Neubildung ist es auch nicht begreiflich. Klar ist ja der Zusammenhang von -θεν mit -θα und -θι, deren hohes Alter durch andere Sprachen erwiesen wird; vgl. ai. *ihá, kúha* = av. (gd.) *idā, kudā* u. s. w. Man sieht aber nicht, wie zu altererbtem -θα und -θι mit Lokativbedeutung ein ablativisches -θεν sollte neugeschaffen worden sein, mit einem Ausgang, der an keiner syntaktisch entsprechenden Form Anlehnung findet. Ich schliesse daraus, dass auch -θεν aus alter Zeit stammt. Die Grundform wäre mit *-dhem* oder, wenn ν nachträglich angetreten ist, mit *-dhe* oder auch mit *-dhed* anzusetzen, welch letzteres einen Ablativausgang enthalten würde.

Es fragt sich nun: wenn *-tos* und *-dhed* von anfang an gleichbedeutend waren — und das wird doch nicht zu leugnen sein —, wie grenzten sich ihre ursprünglichen Gebrauchskreise gegen einander ab? Denn dass bei jedem Wort beliebig das eine und das andre Suffix verwendet werden konnte, ist doch durchaus unwahrscheinlich. Ich möchte es danach nicht gerade für unmöglich ansehen, dass das Griechische die

Studien II 158. Als solche gilt mir auch εἴσω δώματος θ 292, und zwar nach ἔξω δώματος. Ein Missverständnis konnte ja nicht entstehen, da die Richtung schon durch εἴσω hinreichend verdeutlicht war. Auch der Reim thut viel.

alte Verteilung der Suffixe gewahrt hat. Es lässt sich aber für das Auftreten des *-tos* gerade bei der *n*-Deklination ein spezieller Grund anführen.

Es kann für ausgemacht gelten, dass schon in der Periode der Urgemeinschaft sich enge Beziehungen zwischen *n*- und *nto*-Stämmen herausgebildet hatten. Vgl. die Beispielsammlung bei Brugmann Grundriss II 234 ff., der sich aus dem armenischen *hivand*, d. i. **peu̯nto-* > gr. πῆμα hinzufügen lässt; s. Bugge Kuhns Zeitschrift XXXII 15, Verf. Studien II 37. Wurde nun, wie angenommen, nach dem Muster δῶμα > δώματος zu στρῶμα ein Abl.-Gen. στρώματος gebildet, so gewann diese Form dadurch sofort an Festigkeit, dass von alter Zeit her andere τ-Kasus von gleicher Bedeutung existierten, z. B. *στρώματον = lat. *strāmentum*. Der zu στρῶμα, στρώματος neugeschaffene Akk.-Nom. Plur. war στρώματα. Ebenso lautete aber auch schon im Urgriechischen die antevokalische Sandhiform des selben Kasus zu *στρώματον; s. Wackernagel Dehnungsgesetze S. 65[1]). Die Folge war, dass die τ-Deklination noch im Urgriechischen ganz zu Gunsten der konsonantischen aufgegeben ward. Als späterhin das Suffix -τος des Gen.-Abl. durch -θε(ν) ersetzt wurde, da war es bei den μα-Stämmen bereits "in der Deklination verarbeitet" (Brugmann a. O. S. 595) und somit jener Änderung entzogen.

Zur Zeit als neben den τ-Kasus: στρώματος, °τι etc. noch solche mit ν gebraucht wurden: *στρωμνος, *στρωμνι, *ἅρματος, *ἅρμανι etc., da kam auch bei andern neutralen Stämmen -ατος neben -νος und -ανος auf[2]), z. B. οὔθατος ne-

1) Anders G. Meyer Grammatik[2] § 368. Praktisch kommt es aufs nämliche hinaus.

2) Woher das *n* stammt, ist dabei ganz gleichgiltig. S. dazu Verf. Bezzenbergers Beiträge XV 25 ff. ὕδατος neben ai. *udnás* kann gar wohl aus der Urzeit stammen; aber die Hereinnahme des τ in den 'Stamm' ist doch unter dem Einfluss von δώματος etc. erfolgt.

Gegen die dort S. 42 gegebene Erklärung des Wechsels von *r*- und *n*-Kasus hat Bloomfield Adaptation of suffixes S. 21 f. (Am. Journal of Philol. XII) folgendes einzuwenden: "Bartholomae . . . assumes that the *n*-cases of the heteroclitic declension in *r*- *n* . . grew up on the basis of a locative in *n*, and he does not hesitate to take very sturdily the consequences of this view: they may be stated by saying that the entire declension of the words for 'liver'

ben *οὔθνος > ai. *ū́dhnas*, ἥπατος neben *ἥπανος > lat. **jecinis* etc., und schliesslich trugen die neuen τ-Formen über die alten mit ν einen vollständigen Sieg davon.

Dass diese Erklärung der Flexion ὄνομα > ὀνόματος, °τι möglich ist, das wird auch von J. Schmidt nicht mehr bestritten werden dürfen, wenigstens nicht mehr mit den oben S. 309 angeführten Gründen. Denn die Beschränkung des τ auf die *n*-Deklination und aufs Neutrum ist ja nun ausreichend motiviert. Ich meine aber, dass meine Erklärung nicht nur ebenso möglich ist, wie die J. Schmidts, sondern noch um einiges wahrscheinlicher. Denn sie baut nur mit wirklich vorhandenem Material, und das ist denn doch ein nicht ganz unwesentlicher Vorzug.

Ich gebe zum Schluss eine gedrängte Übersicht. — Die Voraussetzung, von der ich ausgehe, ist, dass folgende vier Formen aus der Ursprache stammen; 1. (στρῶ)μα = idg. °*mn̥*, Akk. Sing. Ntr.; 2. (στρώ)ματα = [ur]idg. °*mn̥tā*, Akk. Plur. Ntr.; 3. δῶμα = idg. **dōmm̥*, Akk. Sing. Mask.; 4. δώματος = idg. **dōmn̥tos*, Abl. Sing. mit *-tos*. Darauf gründe ich folgende drei Annahmen: 1. δῶμα wird Neutrum nach (στρῶ)μα; 2. -τος überträgt sich, begünstigt und gehalten durch (στρώ)ματα, von δώματος auf (στρῶ)μα; 3. die τ-Flexion wird ausgebaut, die ν-Formen gehen unter.

Münster (Westf.), 11. Juli 1891.

Christian Bartholomae.

ἧπαρ, ἥπατος etc., or 'blood', vedic *ásr̥j*, *asnás* etc., has grown up on the basis of original locatives. One may ask whimsically how often the ancient IndoEuropeans, who were scarcely advanced bacteriologists, had occasion to employ the expression 'in the blood'". Da hat Bloomfield ganz Recht, und hätte ich wirklich die von ihm genannten Beispiele zum Ausgangspunkt meiner Aufstellungen genommen, so hätte ich einfach thöricht gehandelt. Aber die kunstvolle Wahl jener beiden Wörter stammt nicht von mir. Ich habe ganz allgemein gesprochen und ohne Namhaftmachung von Beispielen. Dass ich gerade jene im Auge gehabt habe, ist eine überkühne Vermutung.

Etymologisches.

1. ὄνος — *asinus.*

Es scheint, dass der Esel und sein Name den Griechen und Römern durch thrakisch-illyrische Vermittlung aus Kleinasien zukam. Auf jeden Fall halte ich daran fest, dass gr. ὄνος und lat. *asinus* dasselbe Wort sind, d. h. auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Man hat das wegen der befremdlichen Lautgestaltung des griechischen Wortes bezweifelt, so z. B. Solmsen, KZ. XXIX 89 f.; und Fick dekretiert in der neuen Auflage seines Wörterbuches I 15, ὄνος habe mit lat. *asinus* nichts zu thun, gehöre zu ai. *ánas*, lat. *onus* 'Last' und sei 'wohl der Last(träger), vgl. φορτικός = φορτηγικός, φορτὶς ναῦς = φορτηγίς u. ä.' Die Beweiskräftigkeit der letzten Vergleichungen verstehe ich nicht, denn φορτικός φορτίς sind ja doch Ableitungen, welche eine Beziehung zur Last, φόρτος, ausdrücken. Fick hätte vielmehr auf prov. *sauma* 'Lasttier', *somella* 'kleine Last' und 'Eselin' verweisen dürfen, die der Abkürzung eines Ausdruckes wie franz. *bête de somme* ihre Bedeutung verdanken, oder auf serb. *tovar* 'Last, Esel' = asl. *tovarъ* 'Last' (türk. nach Miklosich Türk. Elem. II 77, Nachtr. II 57). Auch ngr. γομάρι 'Esel' hat man früher als eine Verkleinerungsform von γόμος 'Last' gefasst (so z. B. Foy Lautsystem der griech. Vulgärsprache 106); die richtige Erklärung habe ich Et. Wtb. d. alb. Spr. 127 gegeben. Es ist nicht nötig für ὄνος den Bedeutungsübergang des prov. *sauma* anzunehmen. Ein urgriechisches *ὄσνος hätte in den einzelnen Mundarten die lautgesetzliche Entwicklung durchmachen müssen und würde daher im Ionischen und Attischen *οὖνος lauten; das Wort ist aber als später eingedrungenes Fremdwort von Stamm zu Stamm gewandert und gehört daher auf eine Stufe mit Wörtern wie Πελοπόννησος Χερρόνησος (Wackernagel KZ. XXIX 126) Διόννυσος Διόνυσος[1]. Das

1) Über diesen Götternamen hat zuletzt Kretschmer in 'Aus der Anomia' Berlin 1890, S. 17—29 gehandelt. Die Scheidung zweier Grundformen Διόνυσος und *Διόσνυσος scheint mir ebenso unnötig wie die Erschliessung eines thrakischen **nūsos* 'Sohn' unrichtig, wobei besonders die Berufung auf alb. *nuse* (s. Et. Wtb. d. alb. Spr. 312) verunglückt ist.

'nördliche' Wort, welches dem gr. *ὄcνοc ὄνοc zu Grunde liegt, lautete **asnas*. *ὄcνοc ist daraus entstanden wie asl. *osьlъ* aus got. *asilus*. Dieses **asnas* ist, ebenfalls von Norden her, auch zu den Römern gekommen, die daraus *asinus* machten, wie *mina* aus μνᾶ, *techina* aus τέχνη. Dass die Römer ihr *asinus* von den Griechen bezogen hätten, ist einfach unmöglich, weil in griechischem Munde *-sn-* zweifellos bei der ersten Aufnahme des Fremdwortes zu *-n-* geworden war. Von den Römern haben die Goten das *-i-* übernommen, von den Goten die Slaven und Litauer das *-il-*; damit erledigt sich der Einwand von Solmsen a. a. O. S. 90. Die Herkunft des dem gr. ὄνοc, lat. *asinus* zu Grunde liegenden **asnas* ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt. Der Anknüpfung an hebr. *atōn*, arab. *atān* ist von Lagarde Armenische Studien S. 56, 817 hoffentlich für immer der Boden entzogen; für nicht unwahrscheinlich halte ich die auch von Schrader Sprachvergleichung und Urgeschichte² 385 empfohlene Verbindung mit arm. *ēš* Gen. *išoy*, wovon türk. *ešek* (Radloff Wörterbuch der Türkdialekte I Sp. 905) nicht zu trennen ist; anders über *ēš* F. Müller Armeniaca III 11 = Wiener Sitzungsberichte 66, 271.

2. Neugr. γάδαροc γαϊδοῦρι 'Esel'.

Dies neugriechische Wort für 'Esel' ist in mehrfacher Hinsicht schwierig zu verstehen. γάδαροc, Fem. γαδάρα, z. B. im Lexikon des Somavera, in Bova nach Pellegrini, in Kleinasien (Λειβήcιον) nach Musäos, daraus mit Umstellung γάραδοc in Chios nach Paspatis, wird heut fast überall γάϊδαροc gesprochen. Das *ai* ist in seinem Verhältnis zu *a* weder hier noch in χαϊδεύω von χάδιν (Et. Wtb. d. alb. Spr. 155), κελαϊδῶ aus κελαδῶ (Anlehnung an ἀηδόνι 'Nachtigall'?) erklärt, während für κλάιμα καϊμένοc die richtige Erklärung im Simon Portius von W. Meyer S. 99 gegeben ist. Du Cange führt im Gloss. med. et inf. graec. aus einer Menge von Stellen in Glossaren und selbst Texten ein Wort ἀείδαροc für 'Esel' an, was offenbar nichts als eine Erfindung zu Liebe der thörichten Etymologie von ἀεὶ δέρεcθαι ist. Bianchi-Kieffer Dictionnaire turc-français II 337 führen ein türk. غيدار *gaizār* 'Esel' an, und Passow im Glossar zu den Carmina popularia betrachtet dies als die Quelle des griechischen Wortes. Das Verhältniss ist gerade umgekehrt. غيدار ist aus γάϊδαροc ent-

lehnt und das arabische ذ gibt genau das interdentale gr. δ wieder. Noch verkehrter ist die Herleitung aus türk. قاطر *katεr* 'Maulesel' bei Cihac Dictionnaire d'étymologie daco-romane II 181. Auf den Weg zur richtigen Erklärung von γάδαρος hat schon Korais gewiesen (vgl. Bikélas Sur la nomenclature moderne de la faune grecque Paris 1879 S. 7). Bei Athenäos VII 315 F wird mit einem Zitat aus Dorion der Fischname γάδος als Synonym von ὄνος, ὀνίσκος belegt; es ist derselbe Fisch, den die Römer mit *asellus* bezeichneten, wahrscheinlich der ital. *merluzzo*, der im Ital. auch *nasello* heisst; ngr. γαϊδουρόψαρον; auch im Serb. ist *tovar* 'Esel' und '*merluzzo*'. Die Gattung der Dorsche heisst daher zoologisch *gadus*. Nun ist zweierlei möglich. Entweder hatte die agr. Volkssprache ein Wort γάδος für 'Esel', das ebenso, wie ὄνος, auch auf den Fisch übertragen wurde, und dessen ältere Bedeutung sich in ngr. γάδαρος erhalten hat; diese Annahme findet freilich in keiner bezeugten Thatsache eine Stütze. Oder γάδος bezeichnete lediglich den sonst ὄνος ὀνίσκος genannten Seefisch; und wie man vom Esel ausgehend den Fisch ὀνίσκος 'kleinen Esel' nannte, so nannte man, von dem Fische ὄνος ausgehend, den Esel γάδαρος, grossen γάδος. Denn -αρος bildet Augmentative, vgl. μούλαρος πούλαρος πόδαρος σκύλαρος ἄππαρος (kyprisch = 'Pferd') u. a., vgl. Dossios Beiträge zur neugriechischen Wortbildungslehre Zürich 1879 S. 42[1]). γαδοῦρι, γαϊδοῦρι, Fem. γαδούρα γαϊδούρα (bei Somavera) ist eine selbständige Bildung von γάδος; das ebenfalls romanische -ούρα wird auch zur Bildung von Augmentativen verwendet, Dossios a. a. O. 32. Vielleicht ist zunächst das Femininum geschaffen worden, dazu dann γαδοῦρι, nach γομάρι σαμάρι. Vgl. auch kypr. βονικόν 'Esel' von ὄνος. Foys (Lautsystem der griech. Vulgärsprache 186) Heranziehung der aus ai. *gardabhás* entstandenen neuindischen Formen kann zur Aufhellung von γάδος nichts beitragen.

---

1) Diese Augmentativa auf -αρος sind zunächst aus den Deminutiven auf -άρι = -άριον entstanden. Dafür ist beweisend das kypr. ἄππαρος 'Pferd', dessen α- sich nur in ἀππάριν verstehen lässt; hier ist es im Plural τὰ ἱππάρια entstanden, das man ταππάρια sprach und τ' ἀππάρια trennte. Auch das ου von πούλαρος zu πῶλος ist zunächst in der tonlosen Silbe von πουλάρι entstanden.

3. Lat. *mūlus* alb. *muśk*.

Für 'Maulesel' ist in die Sprachen der Balkanhalbinsel, wie auch anderwärts, das lat. *mūlus* eingedrungen: neugr. μουλάρι, bulg. *mulé*, alb. in Griechenland *mūl*. Ein altes interessantes Wort ist alb. *muśk*, das ich Et. Wtb. d. alb. Spr. 293 f. ausführlich besprochen habe. Es geht auf eine Grundform *mus-ko-* zurück, wie lat. *mūlus* auf *mus-lo-*: alb. *-ko-* und lat. *-lo-* sind Deminutivsuffixe. Aus dem Illyrischen, speziell Altvenetischen stammen friaul. *muss* venez. *musso* 'Esel'; ihnen liegt das Stammwort von alb. *muśk* lat. *mūlus* zu Grunde, und diese beiden bedeuten eigentlich 'kleiner Esel': vgl. arm. *ēš* 'Esel', *išak* 'Eselchen', *išakēs* 'ἡμίονος'. Die Annahme, dass *mūlus* aus gr. μυχλός entlehnt sei (so noch Schrader Sprachvergleichung und Urgeschichte [2] 384) ist lautlich unmöglich; μυχλός wäre im Lat. **muclus* geworden, vgl. *coclea* (später *cochlea*) aus κοχλίας (Georges Lexikon der lat. Wortformen Sp. 144), *troclea* (später *trochlea*) aus τροχιλία (Georges a. a. O. Sp. 704); die Lautverbindung *-cl-* ist aber im Lat. nicht alteriert worden, wie ausser den beiden angeführten Beispielen noch *nucleus cocles* und Suffix *-clum* zeigen. Über das Unwahrscheinliche des Bedeutungsüberganges von 'Zuchtesel' zu 'Maultier' habe ich mich a. a. O. ausgesprochen; Schrader a. a. O. kann also seine Erklärung von οὐρεύς als 'Besamer' nicht mehr durch den 'sicheren Bedeutungsübergang: 1. bespringender Esel, 2. Maultier' stützen. Das Maultier ist ja eben zur Fortpflanzung untauglich. In der Herleitung von μύκλος μυχλός bin ich, was zu konstatieren mich freut, mit Schrader a. a. O. zusammengetroffen; über den Gebrauch von οὐρεῖν, *mingere meiere* von der Samenentleerung vgl. noch die Stellen bei Sternbach Anthologiae Planudeae appendix Barberino-Vaticana (Lpz. 1890) S. 85. Für ὀρεύς, οὐρεύς bleibe ich bei der alten, mir ebenso wie Hehn durchaus passend erscheinenden Erklärung als 'Bergtier'. Über ἴννος müht sich zuletzt Meister KZ. XXXII 143 f. ab; er trennt das Wort in Etymologie und Bedeutung von γίννος, das nur krüppelhaft kleine Maultiere bezeichnet habe. Das illyrische **musko-* erscheint im Rumänischen mit lateinischer Endung als *mușcoĭu* und kann hier zu dem alten, vorrömischen Bestande der Sprache gehören; als Lehnwort

ist es ins Slavische übergegangen (Et.Wtb. 293): asl. *mъzgъ* und *mъskъ*. Miklosich Vergl. Gramm. I 111 sagt über dieses Wort: "die Zusammenstellung mit Wz. *mis*, ai. *miś*, ist falsch, die Berechtigung des *ъ* nicht bewiesen". *ъ* aus *u* wie in *bъtarъ* neben *butarъ* 'dolium' von volkslat. **butis* (Et.Wtb. 56). Über die Etymologie des illyrischen **muso- *musko-* kann ich nur eine sehr unsichere Vermutung vorbringen. Man nimmt an, dass das pontische Kleinasien die Heimat des Maultieres sei, nach Anakreon (frg. 35 Bergk) haben die Μυсοί die μῖξις ὄνων πρὸς ἵππους erfunden. Wie, wenn *muso-* das 'mysische Thier' wäre? Das Wort gehörte dann zu der grossen Menge der für die kulturhistorische Forschung überhaupt wichtigen Eigennamen, die zu Appellativen geworden sind. Mit Recht hat O. Schrader neulich (Victor Hehn Ein Bild seines Lebens und seiner Werke Berlin 1891 S. 42) eine eingehende Untersuchung derselben für sehr wünschenswert erklärt. Grade Kleinasien hat unter anderm χάλυψ 'chalybischer Stahl', ποντικόν 'nux pontica' = türk. فندق, ngr. ποντικός 'Maus' geliefert. Die Illyrier haben das kleinasiatische Wort den Slaven und Italikern vermittelt.

4. Illyrisch *luga-* 'Sumpf'.

In der Beschreibung von Istrien sagt Strabon S. 314: ὁμοίως δὲ καὶ ἐκ Τεργέστε κώμης Καρνικῆς ὑπέρθεσίς ἐστι διὰ τῆς Ὄκρας εἰς ἕλος Λούγεον καλούμενον. Diese Bezeichnung der sumpfigen Niederung gehört zu lit. *liũgas* 'Morast', asl. *luža* 'Sumpf, Pfütze' und lässt, da Istriens Bevölkerung illyrisch war, auf ein illyrisches *lugas* m. oder *luga* f. 'Sumpf' schliessen. Das albanische *lęgatɛ* 'Lache, Pfütze, sumpfiger Ort' ist mit dem lateinischen Suffixe *-atum* davon abgeleitet. Also ist das, was ich im Et. Wtb. d. alb. Spr. 242 über das letztere Wort gesagt habe, zu modifizieren: die Annahme einer Entlehnung aus dem Slavischen ist nicht nötig.

5. Der Stadtname *Triest*.

Die in der oben angeführten Stelle Strabons vorkommende 'karnische' Ortschaft *Tergeste* ist das heutige *Triest*. 'Auf ursprünglich istrischem, später von den Karnern eroberten Boden gelegen, bot Tergeste eine günstigere Lage als die benachbarten Küstenstädte für den Handelsverkehr über die

Alpis Julia nach dem Binnenlande am Saus', Kiepert Lehrbuch der alten Geographie S. 385. Der Name bedeutet 'Handelsplatz, Marktplatz' und lässt ein illyrisches *terga-* 'Markt' erschliessen, vgl. asl. *trъgъ* 'forum'. Das Suffix *-este* kehrt wieder in dem dalmatischen Städtenamen *Bigeste* (Tomaschek Die vorslavische Topographie der Bosna, Herzegowina, Crna-Gora, Wien 1880, S. 30), dem liburnischen Inselnamen Λάδεστα oder Λάδεστον (Steph. Byz.), dem venetischen Stadtnamen *Ateste* (heut Este); vielleicht ist auch *Segesta* am Saus illyrisch. Vgl. auch den dalmatischen Volksnamen *Jadestini*, die *Grumbestini* im japygischen Unteritalien und die in Illyrien häufige Gentilnamenendung -έσται (Kiepert a. a. O. 450). Auch die illyrischen Ortsnamen auf *-ista*, wie sie Tomaschek, Bzzb. Beitr. IX 101 verzeichnet, liegen nahe. *trъgъ* war bisher nur im Slavischen nachgewiesen, von dem aus es ins Litauische *(tur̃gus)*, Lettische *(tirgus)*, Altnordische *(torg)*, Rumänische *(tîrg, tărg)*, Albanische (*tregε* Et. Wtb. 436) übergegangen ist. Es ist nicht unmöglich, dass das slavische Wort selbst aus dem Illyrischen stammt. Slavische Ortsnamen, die von *trъgъ* abgeleitet sind, hat Miklosich Die slav. Ortsnamen aus Appellativen II (Denkschriften der Wiener Akademie XXIII 249 zusammengestellt.

6. Karisch τάβα 'Fels'.

Bei Stephanos von Byzanz heisst es unter Τάβαι πόλις Λυδίας unter anderm: οἱ δέ φασι τὸν Κιβύραν καὶ Μαρσύαν ἀδελφοὺς τὸν μὲν κτίσαι Κιβύραν πόλιν, τὸν δὲ Τάβας, καὶ καλέσαι ἀπὸ τοῦ ἐπὶ πέτρας οἰκεῖσθαι· τάβαν γὰρ τὴν πέτραν Ἕλληνες ἑρμηνεύουσιν. Nach Strabon XII p. 570 lag die Stadt vielmehr an der Grenze von Phrygien und Karien. Es bleibt also fraglich, welcher kleinasiatischen Sprache das Wort angehörte, welches die Griechen mit 'πέτρα' übersetzten; Georg Meyer Bezzenbergers Beitr. X 198 hat es als karisch in Anspruch genommen. *taba* gehört zu dem italischen *teba*, welches Varro de re rustica III 1, 6 als sabinisch anführt. Es ist damit nicht gesagt, dass das Wort ein indogermanisches sei; es kann in Italien vorarisch sein. Möglicherweise gehören dazu auch die griechischen Städte Namens Θῆβαι, über welche mit gewohnter Verworrenheit Grasberger Studien zu den griechischen Ortsnamen S. 149 f. handelt. Vgl. auch mein Et. Wtb. d. alb. Sprache unter *timp*.

7. Tarentinisch μολγός 'Schlauch'.

Pollux X 187 μολγὸν, ὅς ἐστι κατὰ τὴν τῶν Ταραντίνων γλῶτταν βόειος ἀσκός. Hesychios μολγός: . . . ἄλλοι δὲ μολγὸν τὸν βόειον ἀσκόν. μολγός ist für βολγός geschrieben, wie in den Griech. Gramm.[2] § 180 angeführten Beispielen, und dieses βολγός 'Schlauch' entspricht got. *balgs*, air. *bolg* 'Sack'; lateinisch *bulga* war keltisch: *bulgas* Galli sacculos scorteos appellant, Paulus Fest. S. 35 Müll. = 25, 15 Thewrek. Wegen der Konsonantenverhältnisse kann βολγός = *balgs* nicht griechisch sein; es mag in die Mundart der Tarentiner aus dem benachbarten Messapischen eingedrungen sein, ist also illyrisch.

8. Makedonisch κλινότροχος.

In der Naturgeschichte des Plinius XVI 15 heisst es von den Arten des Ahorns: Graeci situ discernunt, campestre enim candidum esse nec crispum, quod *glinon* vocant u. s. w. Die Handschriften haben *alinono*, *alinon*, die Verbesserung *glinon* stammt aus Theophrasts Pflanzengeschichte III 11, 2 τὴν δὲ πεδεινὴν [σφένδαμνον] λευκήν τε καὶ μανοτέραν καὶ ἧττον οὔλην· καλοῦσι δ' αὐτὴν ἔνιοι γλεῖνον, οὐ σφένδαμνον. Den ursprünglichen Anlaut aber bietet der Anfang desselben Kapitels des Theophrast, wo gesagt wird: τῆς δὲ σφενδάμνου καθάπερ εἴπομεν δύο γένη ποιοῦσιν, οἱ δὲ τρία· ἓν μὲν δὴ τῷ κοινῷ προσαγορεύουσι σφένδαμνον, ἕτερον δέ ζυγίαν, τρίτον δὲ κλινότροχον ὡς οἱ περὶ Στάγειρα. Theophrast hat offenbar nicht gemerkt, dass dieses κλινο- und jenes γλεῖνος dasselbe Wort sind; und den neueren Kulturhistorikern (z. B. Schrader[2] 398) ist es entgangen, dass wir in dem Worte den Vertreter von asl. *klenъ*, an. *hlynr*, ahd. *līnboum*, nhd. *lehne*, *lenne* auf der Balkanhalbinsel besitzen[1]). κλινότροχος, was der Thesaurus ebenso geschmackvoll als verständlich mit 'lectirotaria' übersetzt, ist ein altmakedonisches Wort, das in seinem zweiten Teile wahrscheinlich volksetymologische Umgestaltung trägt. Das Altmakedonische ist für mich noch immer ein un-

1) Nachträglich sehe ich, dass der alte Nemnich in seinem Allgem. Polyglottenlexikon der Naturgeschichte I Sp. 26 in seiner Weise auf den Zusammenhang hingewiesen hat: 'wahrscheinlich ist dieses nordische Wort [die *lenne*] und das *klen* der slavischen Völker aus dem griech. *gleinos* entstanden'.

griechischer Dialekt, der sich, wie die Vertretung der idg. Medialaspiraten durch Medien allein schon zeigt, an das Thrakische und Illyrische anschliesst. γλεῖνος, d. i. γλῖνος, mag im Griechischen Fremdwort sein. In dem zweiten Teil des makedonischen Wortes mag ursprünglich eine Bezeichnung für 'Baum' gesteckt haben, vgl. ahd. *līnboum;* man kann vielleicht an eine gutturale Erweiterung von **deru-,* δορυ- denken, wie sie im air. Gen. *darach* vorliegt. Dass das Makedonische den Wortstamm besass, zeigt δάρυλλος· ἡ δρῦς, ὑπὸ Μακεδόνων Hes.

9. Der Stadtname *Sardes.*

Der Name der lydischen Hauptstadt, Σάρδεις, ist in neuester Zeit von Fr. Müller in der Wiener Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes I 344 f. besprochen worden, was eine kleine Kontroverse zwischen Nöldeke und Fr. Müller ebenda II 92 ff. hervorgerufen hat. Joannes Lydus, ein Byzantiner des 6. Jahrhunderts, hat die Mitteilung (de mensibus III 14): νέον σάρδιν τὸ νέον ἔτος ἔτι καὶ νῦν λέγεσθαι συνομολογεῖται· εἰσὶ δὲ οἵ φασι τῇ Λυδῶν ἀρχαίᾳ φωνῇ τὸν ἐνιαυτὸν καλεῖσθαι σάρδιν. Lagarde Gesammelte Abhandlungen 274. Mit diesem σάρδις hat Lagarde (vgl. seine Armenischen Studien No. 1601) ai. *śarad-,* av. *sareδa-,* pers. *sāl,* arm. *navasard* 'der erste Monat des armenischen Jahres' verglichen, Fr. Müller hat oss. *sard* 'Sommer' (*särde*) hinzugefügt; vgl. Hübschmann Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache S. 55. Was das arm. *navasard* anbetrifft, so stimme ich Hübschmann bei, der KZ. XXIII 403 es für ein Lehnwort hält, weil 'neu' im Armenischen *nor* heisst; es ist aus dem Persischen entlehnt, natürlich zu einer Zeit, als man statt سال *sāl,* noch **sard* sprach (Darmesteter Études iraniennes I 97)[1]. Das νέον σάρδιν des Byzantiners Lydus halte ich für nichts andres als das halb gräzisierte armenische resp. persische *navasard*; lydische Sprache hat es im 6. nachchristlichen Jahrhundert gewiss nicht mehr gegeben. Und für das Altlydische ein σάρδις = 'Jahr' zu erweisen, dafür reicht für mich die Autorität der unfassbaren ἔνιοι des Lydus auch nicht hin. σάρδις wird also

1) Ein arm. *sard* will Lagarde Arm. Stud. no. 300 auch in *ōsard* 'vecchia' erkennen.

aus der Reihe der als sicher bezeugten lydischen Worte zu streichen sein, unter welche es nach Lagarde Ges. Abh. 274 z. B. noch Pauli Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos S. 68 gestellt hat.

Wie dem aber auch sei, der Name der Stadt Sardes kann mit diesem iranischen (armenischen, lydischen) Worte nichts zu thun haben, denn 'Jahr' ist kein Namenwort für eine Ortsbezeichnung. Ahrens hat in einem verunglückten Aufsatze Orient und Occident II 33 Σάρδεις mit dem asiatischen Sandas-Herakles zu verbinden versucht, was wir auf sich beruhen lassen können. Auf die Benennung von einem Sonnengotte ist Sayce verfallen. Dieser hat im Journal of the Royal Asiatic Society N. S. XIV 472 in einer der Keilinschriften vom Van-See Z. 21 ein *śar-di-i-e* gelesen, worin er einen Sonnengott sehen will, und damit bringt er S. 487 sowohl den Stadtnamen als σάρδις 'Jahr' zusammen. Er fügt hinzu: 'The word is not Aryan, and it may therefore be regarded as derived from the language of the people who inhabitated the shores of Lake Van before the arrival of the Aryan Armenians'. Das ist sicher unrichtig; denn wenn ich auch nicht weiss, was der 'altarmenische' Sonnengott *śardiie* ist — wenn er überhaupt existiert hat —, so ist doch das Vorhandensein eines iranischen *sard-* nicht zu bezweifeln, das durch die indische Parallele als arisch erwiesen wird.

Fr. Müller nun deutet WZKM. I 344 *Sardes* als *Serail*: d. h. er erschliesst als altiranische Grundform für np. سرای ein av. **srāδa-* ap. **ϑrāda* 'Halle, Burg, Palast', das in dem lydischen Städtenamen vorliege, mit der Bedeutung 'Residenz', die das persische Wort auch im Türkischen hat. Die Richtigkeit jener Grundform zugegeben, kann ich nicht finden, dass 'der Stamm Σαρδι- zu *srāδa- ϑrāda-* sich ebenso verhält wie das oben besprochene σαρδι- 'Jahr' zu awestischem *sareδa-*.' Denn die Quantität des *a* und die Stellung der Liquida ist eine ganz verschiedene, und wir haben keine Veranlassung, zwischen der Sprache, welcher der Name *Sardes* entstammt, und dem Iranischen ein Verhältnis voraus zu setzen, wie zwischen lit. *gardas* und asl. *gradъ*. Th. Nöldeke hat in Schenkels Bibellexikon s. v. Lud (s. WZKM. II 92) auf die wichtige Thatsache hingewiesen, dass der Lydier Xanthos, ein Zeitgenosse Herodots, für Sardes auch den Namen *Xyaris*

kenne: Σάρδιν γὰρ αὐτὴν καὶ Ξυάριν ὁ Ξάνθος καλεῖ Joann. Lyd. de mens. III 14. Damit ist zu kombinieren, dass Lydien in den Inschriften des Darius *sparda* heisst, nach der Hauptstadt; man hat dies zwar bezweifelt (s. Spiegel Keilinschriften^2 242), aber die Stellung von *sparda* neben *yau[nā]* in Beh. I 15, und besonders die zwischen *katapatuka* und *yauna* NR. a 28 macht die Deutung als 'Lydien' für mich ganz sicher, dessen Nichterwähnung geradezu unbegreiflich wäre. Lesen wir nun statt Ξυάρις mit leichter Veränderung Ξυάρδις und erwägen wir, dass ξ zur Bezeichnung von dem Griechischen fremden Zischlauten gebraucht wurde [1]), so ist das Verhältnis von *xuardis* und *sparda* ohne weiteres klar: jenes, zu verstehen als *śuardi-* *śvardi-*, ist die einheimische, dieses die iranisierte Form des Städtenamens (iran. *sp* = nicht-iran. *śv* = idg. *k̂v*); Σάρδεις aber ist die gräzisierte Form. Wenn

1) Vgl. z. B. ἔξιν, ὅ ἐστιν ἐχῖνος phrygisch Steph. Byz. s. v. Ἀζανοί, wo ξ für einen tönenden Zischlaut (lit. *ežỹs*, asl. *ježь*) steht. ἄρξιφος· ἀετὸς παρὰ Πέρσαις Hes. zu av. *erezifya* (Lagardes Ges. Abh. 222 ἄρζιφος ist also unnötig). Πανύαξις neben -ασσις und -ατις Verf. Griech. Gr.^{2} 273 A. 2. Karisch Ἀρύαξις Βρύαξις Georg Meyer Bzzb. Btr. X 177. Vgl. auch den neuen Aufsatz De Lagardes 'Samech' Mitteilungen IV (1891) 370 ff. (schon F. Müller, K. Btr. II 491 über ξίφος, arab. سيف: 'so entspricht hier ξ dem *s*, wie das semitische Samech dem griechischen ξ im Alphabete'). Auch das ξ von ἀλώπηξ ist wahrscheinlich so zu beurteilen. Vermittelung des Wortes mit ai. *lopāśás* 'Schakal, Fuchs oder ein ähnliches Tier' auf dem Wege der Urverwandtschaft, wie sie zuletzt noch Kluge im Festgruss für Böhtlingk S. 60 versucht hat, scheint mir gänzlich ausgeschlossen. Andrerseits ist der Anschluss an armenisch *aλuēs* ganz evident. Mir ist ἀλώπηξ nur als Lehnwort aus einer kleinasiatischen Sprache begreiflich, vielleicht aus der Form, die dem arm. *aλuēs* > **aλopēs* zu grunde liegt. Das Verhältnis des armenischen Wortes zu den iranischen, die man bei De Lagarde Arm. Stud. S. 8, Jaba-Justi Dictionnaire kurde-français S. 213, Hübschmann Armenische Studien I 17, ders. Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache 54 zusammengestellt findet, ist lautlich noch nicht hinreichend aufgeklärt. -ξ, das ursprünglich = *ś* oder einem ähnlichen Laute war, fand an zahlreichen Tiernamen mit demselben Ausgange (Bloomfield Adaptation of Suffixes, Am. Journal of Phil. XII 17) Anlehnung und wurde wie diese flektiert; ἀλωπήκων steht im 5. Fragmente des Jambographen Ananios V. 5 Bergk. Das indische *lopāka-* 'Art Schakal' hält A. Weber Monatsberichte der Berliner Akademie 1871 S. 619 für griechisches Lehnwort, 'durch aesopische Fabeln vermittelt'.

der Name der Stadt *Sardes*, *śvardi-*, ein lydisches Wort ist, dann ist die Sprache der Lyder keine iranische gewesen. Ob eine indogermanische? Wer für den Namen eine idg. Etymologie sucht, kann an gr. κόρθυς 'Haufe' denken, Wz. *k̂verdh-*, eig. 'Erhebung', so dass also *śvardi-* 'Berg, Burg' bezeichnen würde. Doch das ist natürlich ganz unsicher.

10. *Aspendos.*

Es gibt vielleicht noch einen andern Städtenamen in Kleinasien, bei dem wir die einheimische und die iranisierte Form kennen. Ich meine das pamphylische *Aspendos*. Ἄσπενδος hat selbstverständlich mit gr. σπένδω nichts zu thun (Pape-Benseler I 160 'Freistadt, eig. nicht im Bunde mit den Hellenen'!), sondern gehört zu den zahlreichen Ortsnamen in Kleinasien, welche *-nd-* im Suffixe enthalten (vgl. Georg Meyer Bzzb. Btr. X 179). Der Anfang erinnert sofort an das iranische *aspa-* 'Pferd'. In einer Sprache, welche nicht iranisch ist, aber mit dem Arischen die an Stelle der *k̂*-Reihe getretenen Zischlaute theilt, wie das Slavolettische, Illyrische, Thrakische, Phrygische, Armenische, muss dieses Wort **eśvo-* gelautet haben. Nun zeigen die Silbermünzen von Aspendos die Aufschrift ΕΣΤΓΕΔΙΙΥΣ oder Abkürzungen davon: Friedländer Zeitschrift für Numismatik V 297 ff. Siegismund Curt. Stud. IX 94. Collitz GDI. I 365. Vielleicht liegt in diesem εστϝε- das postulierte *eśvo-* vor; freilich ist mir στ nicht sehr klar. Ist es ein T wie in den von mir Griech. Gr.[2] 273 A. 2 zusammengestellten Fällen, und dient σT, wie auch T allein, zur Bezeichnung eines dem griechischen σ nicht ganz adäquaten Zischlautes? Dann wäre *eśvendos* der einheimische Name, den die Perser in *aspendos* umgestaltet hätten.

Graz im August 1891.

Gustav Meyer.

Das sog. Präsens der Gewohnheit im Irischen.

Dass die mittel- und neuirischen Verbalformen auf *-ann* und *-enn -eann* den Namen eines 'Präsens der Gewohnheit' nicht verdienen, welchen nach dem Vorgange irischer Grammatiker auch kontinentale Gelehrte ihnen beigelegt haben, hat

R. Atkinson[1] überzeugend nachgewiesen. Im Mittelirischen vertreten die Formen einfach die sog. konjunkte III Sg. Präs. Ind., ohne Unterschied der Bedeutung; z. B. Fís Adamn. 18 (Ir. T. S. 182) liest die eine Handschrift *co-tocaib*, die andere *co-tócband* 'so dass er hebt'. Alt sind diese Bildungen nicht; sie fehlen nicht nur den altirischen Glossenhandschriften, sondern auch noch dem *Saltair na-Rann* (um 987 gedichtet) und der *Vita Tripartita S. Patricii.* Dagegen treten sie im *Lebor na h-Uidre* (um 1100) nicht ganz selten auf (s. Stokes K. Beitr. VI 469), scheinen also etwa um Beginn unseres Jahrtausends aufgekommen zu sein. Freilich über das ganze Gebiet der alten konjunkten Form erstrecken sie sich nicht; das mit Präpositionen zusammengesetzte Verb hat im allgemeinen einen andern Weg eingeschlagen, indem das Verbum compositum sich etwa seit dem 10. Jh. allmählich dem V. simplex anschliesst und die absoluten Endungen annimmt; vgl. *tocbaid* 'er hebt' Ir. T. 211, 28. Nur da, wo beide, das Simplex wie das Kompositum, seit alter Zeit nur konjunkte Flexion zeigen, nämlich nach den Negationen *ní nach nad*, der Fragepartikel *in*, dem Relativum in Verbindung mit Präpositionen hat die Neubildung auf *-nn* zunächst als Nebenform Eingang gefunden. Dass jene endungslose ältere Form gerne eine charakteristische Endung angenommen hat, ist begreiflich; aber woher sie dieselbe bezogen, ist noch nicht klargelegt worden.

Den Weg zur Erklärung scheint mir das Gedicht des Flann Manistrech († 1056) über den Tod der Könige Irlands zu weisen (LL 131[b]). Es beginnt mit den Versen: *Rig Themra dia-tesband tnú, ad-fessam an-aidedu* "Die Könige von Temair, denen Feuer (d. h. Leben) fehlt, — ihren Tod wollen wir berichten". Die Form *-tesband* (d. i. *tesbann*) gehört nicht zu den mittelirischen Neubildungen; es ist das altir. *tesban* 'fehlt', über dessen Entstehung ich KZ. XXXI 93 gehandelt habe. In diesem und den verwandten Verben haben wir, glaube ich, die Muster zu sehen für unsere Endung. Neben dem Indikativ mit *n* lag der Konjunktiv ohne *n*: *co-tesba ni-tesban(n)*, ebenso: *con-indarba ni-indarban(n)*, *co-torba ni-*

1) Proceedings of the R. Irish Academy 3rd Ser. Vol. I No. 3 p. 416 ff.

torban(n) etc. (s. KZ. XXXI 84 ff.). So war der Weg geöffnet, zum Konj. *co-tócba* den Ind. *ni-tócbann* (st. *ni-tócaib*), dann zu *co-cara ni-carann* und — bei palataler Konsonanz — zu *co-foichle ni-foichlenn* zu bilden u. s. w. Freilich haben die Musterverba das *n* in allen Personen, z. B. III Plur. *tesbanat -torbanat*; aber das Bedürfnis einer neuen Endung war bei den andern eben nur in der konjunkten III Sg. vorhanden, besonders weil dieselbe mehr und mehr mit der III Sg. des schwachen Präteritums (mittelir. *tócaib* 'er hob') zusammenfiel.

Noch nicht klar ist mir die Veranlassung zur Verdoppelung des *-n*. Rein graphisch kann sie nicht sein. Denn wenn auch doppeltes *-n* hinter unbetontem Vokal hier und da einfach geschrieben wird, so findet doch meines Wissens das umgekehrte in besseren mittelirischen Handschriften nicht statt; Wörter wie *ingen* 'Tochter', *buden* 'Schaar' werden nie mit *-nn* oder *-nd* geschrieben. Wir können die Verdoppelung des *n* — sie muss vor die Entwickelung der allgemeinen III Sg. auf *-nn* fallen — auch an anderen Verben als *-tesban(n)* beobachten; so an einem, das zwar nicht zu den ursprünglichen *n*-Verben, aber doch, wie *tesban*, zu der älteren Schicht der übergetretenen gehört. Das Verbum *to-ad-fiad-* 'zeigen' bildet gewöhnlich im Altirischen die III Sg. Praes. Ind. *tadbat*, Pass. *tadbadar*. Der *s*-Konjunktiv musste **tadbe*, später **tadba* (betont **ad-fé*) lauten; hier fand Zusammenfall mit den oben berührten *n*-Verben statt. Daher treffen wir schon in den Augustinus-Glossen (Ir. T. II 1 S. 151 Gl. 44) die analogische III Sg. Pass. *is-sain don-adbantar* mit *n*. Im *Saltair na-Rann* hat die III Sg. Präs. Akt. der *n*-Bildung dreifache Gestalt. In dem angehängten Gedichte CLX V. 8226 steht *tadban* (im Reime mit *talman*), die zu erwartende Form; im *Saltair* V. 97. 279. 423 *tadbain*[1]) (Reim immer: *talmain*) mit dem eindringenden *i* der III Sg.; aber V. 303 ist *ni-thadbann* geschrieben, das durch das Reimwort *anmann* gesichert wird. Also um Ende des 10. Jh. hatte die Verdoppelung des *-n* bei den *n*-Verben begonnen.

Die konjunkte Form auf *-ann -eann* hat in der irischen Sprache ungeheuren Erfolg gehabt. Bis um 1600 ist sie zur

1) V. 97 bietet die Hdschr. trotz des Reims *tadban*.

alleinherrschenden Bildung geworden, der nur wenige, daher unregelmässige Verba sich entziehen, und nach Atkinson scheint sie schon damals auch die II Sg. erobert zu haben. Seit dem 18. Jh. dringt sie weiter in die übrigen Personen des Präsens ein und, über ihr syntaktisches Gebiet hinausgreifend, macht sie der alten absoluten III Sg. auf *-aidh -idh* Konkurrenz.

Freiburg i. B. R. Thurneysen.

Lat. *strufertārius.*

Ein meines Wissens bis jetzt unbeachtet gebliebenes Dvandva-Kompositum ist das von Paul. Festi S. 417 ed. Thewrewk de Ponor überlieferte *strufertarios (dicebant, qui quaedam sacrificia ad arbores fulguritas faciebant, a ferto scilicet quodam sacrificii genere).* Diesem Kompositum liegen die beiden Worte *strues* (= Opfergebäck) und *fertum* (= Opferkuchen) zu grunde, die auch mehrmals verbunden vorkommen, wie die von Georges s. v. *strues* zitierten Stellen beweisen. Wir haben also zunächst ein Kompositum **struferta* (Neutrum Plur.) vorauszusetzen, das auf gleicher Linie steht mit *suovetaurilia*, wenn man davon absieht, dass das zuletzt zitierte Wort eine suffixale Weiterbildung angenommen hat. Die Bedeutung des Sekundärsuffixes *-ārio-* ist dieselbe wie in *sagittārius; strufertārii* bezeichnet also diejenigen, welche 'Opfergebäck und Opferkuchen darbringen', eigentlich zunächst 'haben'. Was die Gestaltung des ersten Gliedes *stru-* anlangt, wofür man **strui-* erwarten könnte, so kann hier dieselbe Unterdrückung des Vokals der nachtonigen Silbe vorliegen, wie diese für eine gewisse Periode des archaischen Latein an einer Reihe von anderen Beispielen nachgewiesen ist, vgl. meine Laut- und Formenlehre [2] 73. Oder es ist die Stammform *stru-* auf Analogiebildung nach dem Verhältnis von *stru-is* : *su-is* (vgl. das oben erwähnte *su-ovetaurilia* und die Ableitungen *su-illus, su-īnus*) zurückzuführen. Von diesen beiden Möglichkeiten hat die zweite meines Erachtens mehr Wahrscheinlichkeit für sich.

Innsbruck den 9. September 1891.

Fr. Stolz.

Über ein Gesetz der indogermanischen Wortstellung[1]).

I.

Albert Thumb hat vor vier Jahren in den Jahrbüchern für Philologie CXXXV 641—648 die Behauptung aufgestellt, die griechischen Pronominalakkusative μιν und νιν seien durch Verschmelzung von Partikeln mit dem alten Akkusativ des Pronominalstammes *i* entstanden. Insbesondere das ionische μιν beruhe auf der Verbindung von *im* mit einer Partikel *ma*, älter *sma*, die in thessalischem μα und altindischem *sma* belegt sei. Den Hauptbeweis für diese Deutung entnimmt Thumb der angeblichen Thatsache, dass die Stellung von μιν bei Homer wesentlich dieselbe sei wie die Stellung von *sma* im Rigveda. Es sei eben, auch nachdem der selbständige Gebrauch von *sma* als Partikel geschwunden sei und μιν durchaus die Geltung einer einheitlichen Pronominalform erlangt habe, doch an μιν die für *sma* gültig gewesene Stellungsregel haften geblieben, und es habe ein entsprechendes Stellungsgefühl dessen Anwendung begleitet. Und jedenfalls bei den Verfassern der homerischen Gedichte sei dieses Gefühl noch wirksam gewesen.

Nun beschränkt sich aber diese Ähnlichkeit der Stellung, wenn man das von Thumb beigebrachte Material nach den von ihm aufgestellten Gesichtspunkten unbefangen durchmustert, wesentlich darauf, dass μιν wie *sma* im ganzen selten (genau genommen noch viel seltener als *sma*) unmittelbar hinter Nomina und Adverbien nominalen Ursprungs steht. Und dieser allgemeinen farblosen Ähnlichkeit stehen wesentliche Abweichungen gegenüber. Zwar ist es ein seltsamer Irrtum Thumbs, wenn er zu dem zehnmaligen μή μιν Homers das

1) In den nachfolgenden Beispielsammlungen verdanke ich vieles den bekannten Hauptwerken über griechische Grammatik, sowie den Spezialwörterbüchern, ohne dass ich im einzelnen meine Gewährsmänner immer werde nennen können. Monros Grammar of the Homeric Dialect 2. Aufl., wo S. 335—338 über homerische Wortstellung Bemerkungen gegeben sind, die sich mit meinen Aufstellungen sehr nahe berühren, konnte ich nur flüchtig, Gehrings Index Homericus (Leipzig 1891) gar nicht mehr benützen.

nach seiner Hypothese diesem im Altindischen entsprechende *mā sma* daselbst nicht aufzutreiben weiss, da doch nicht nur Böhtlingk-Roth (s. v. *ma* 9) zahlreiche Beispiele aufführen, darunter eines aus dem Rigveda (10, 272, 24 *mā́ smāitādŕ̥g ápa gūhaḥ samaryé*), sondern es auch gerade über Bedeutung und Form der Präterita hinter *mā sma* eine bekannte Regel der Sanskritgrammatik gibt (Panini 3, 3, 176. 6, 4, 74. Vgl. Benfey Vollst. Gramm. § 808 I Bem. 4). Aber in andern Fällen ist die Divergenz zwischen μιν und *sma* thatsächlich. Nach Thumb findet sich μιν bei Homer ca. 60 mal, in 10 % aller Belege, hinter subordinierenden Partikeln; *sma* im Rigveda in solcher Weise nur selten und nur hinter *yathā*. Und während *sma* gern hinter Präpositionen steht, findet sich μιν nie hinter solchen.

Freilich will Thumb diese Abweichung daraus erklären, dass die homerische Sprache es nicht liebe zwischen Präposition und Substantiv noch eine Partikel einzuschieben. Ja er wagt sogar die kühne Behauptung, dass in Rücksicht hierauf diese Abweichung seine Theorie geradezu stütze. Ich gestehe offen, dass ich diese Erklärung nicht verstehe. Wo *sma* im Rigveda auf eine Präposition folgt, steht diese entweder als Verbalpräposition in tmesi (so wohl auch 1, 51, 12 *á smā rátham — tiṣṭhasi*, vgl. Grassmann Sp. 1598) oder, wenn überhaupt Fälle dieser zweiten Art belegt sind, in 'Anastrophe'. Wenn also μιν die Stellungsgewohnheit von *sma* teilt, so dürfen wir es nicht hinter den mit einem Kasus verbundenen Präpositionen suchen, und wenn es hier fehlt, dies nicht mit jener angeblichen homerischen Abneigung gegen Zwischenschiebung von Partikeln entschuldigen, sondern müssen es hinter selbständigen Präpositionen erwarten und in dem Umstand, dass es hier fehlt, eben einen Gegenbeweis gegen Thumbs Aufstellung erkennen.

Aber auch abgesehen von diesen und sonst etwa noch erwähnbaren Differenzen zwischen der Stellung des homerischen μιν und des vedischen *sma*, war Thumb meines Erachtens verpflichtet zu untersuchen, ob sich die Stellung von μιν im homerischen Satz nicht auch noch von einem andern Gesichtspunkt aus, als dem der Qualität des vorausgehenden Wortes, bestimmen lasse, und ob ähnliche Stellungsgewohnheiten wie bei μιν sich nicht auch bei andern (etwa bedeutungs-

verwandten oder formähnlichen) Wörtern finden, bei denen an Zusammenhang mit *sma* nicht gedacht werden kann.

Und da scheint mir nun bemerkenswert, dass von den neun 'vereinzelten' Fällen, wo μιν auf ein nominales Adverb folgt, fünf (E 181. Z 173. Λ 479. O 160. δ 500) es an zweiter Stelle des Satzes haben, und dass ferner alle von Thumb aufgeführten Beispiele für μιν hinter dem Verb, dem Demonstrativum und den Negationen eben dasselbe zeigen. Von solcher Stellungsregel aus wird es nun auch verständlich, warum μιν so gern auf Partikeln und namentlich auch in Abweichung von *sma* so gern auf subordinierende Partikeln folgt, und warum es ferner auf Pronomina wesentlich nur insofern unmittelbar folgt, als sie satzverknüpfend sind, also am Satzanfang stehen.

Oder um von anderm Standpunkt aus zu zählen, so bieten die Bücher N Π P, die mit ihren 2465 Versen über die Sprache der ältern Teile der Ilias genügend Aufschluss geben können, μιν in folgenden Stellungen: 21 mal als zweites Wort des Satzes, 28 mal als drittes oder viertes, aber in der Weise, dass es vom ersten Wort nur durch ein Enklitikum oder eine den Enklitika gleichstehende Partikel, wie δέ, γάρ, getrennt ist. Dazu kommt εἰ καί μιν N 58 und τούνεκα καί μιν N 432, wo καί eng zum ersten Satzwort gehört; ἐπεὶ οὔ μιν P 641, für welches die Neigung der Negationen im gleichen Satz stehende Enklitika auf sich folgen zu lassen in Betracht kommt (vgl. vorläufig οὔτις, οὔπω, οὔ ποτε, auch οὐκ ἄν). Endlich P 399 οὐδ' εἰ μάλα μιν χόλος ἵκοι. Wir haben also 49 Fälle, die unserer obigen Regel genau entsprechen; 3 Fälle, die besonderer Erklärung fähig sind, und nur 1 wirkliche Ausnahme. [Aus den andern Büchern verzeichnet Monro [2] 337 f. bloss noch Γ 368 οὐδ' ἔβαλόν μιν. Φ 576 εἴ περ γὰρ φθάμενός μιν ἢ οὐτάσῃ, wo er μιν streichen will. K 344 ἀλλ' ἐῶμέν μιν πρῶτα παρεξελθεῖν πεδίοιο.] Dies alles in Versen, also unter Bedingungen, die es erschweren an der gemeinüblichen Wortstellung festzuhalten. Besonders bemerkenswert ist die bekanntlich auch sonst häufige Phrase τῷ μιν ἐεισάμενος προσέφη oder προσεφώνεε für τῷ ἐεισάμενος προσέφη μιν, wo der Drang μιν an die zweite Stelle zu setzen deutlich genug wirksam ist. Ähnlich in der häufigen Wendung καί μιν φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προσηύδα, wo μιν zu προσηύδα gehört und nicht zu φωνήσας. Ferner beachte man Φ 347 χαίρει δέ μιν ὅστις ἐθείρῃ

"es freut sich, wer es (das Feld) bearbeitet". Hier ist das zum Nebensatz gehörige Pronomen in den Hauptsatz gezogen, ohne dass man doch von sogen. Prolepse sprechen kann, da das Verb des Hauptsatzes den Dativ verlangen würde. Einzig der Drang nach dem Satzanfang kann die Stellung des μιν erklären.

Für den nachhomerischen Gebrauch von μιν tritt Herodot als Hauptzeuge ein, bei dem mir ausser, auf alle Bücher sich erstreckender, sporadischer Lektüre das siebente Buch das nötige Material geliefert hat. Und da kann ich wenigstens sagen, dass die Mehrzahl der Beispiele μιν an zweiter oder so gut wie zweiter Stelle zeigt, darunter so eigentümliche Fälle, wie die folgenden: (ich zitiere hier und später nach Steins Ausgabe mit deutschem Kommentar, deren Zeilenzahlen in der Regel annähernd für alle Ausgaben passen) 1, 204, 7 πολλά τε γάρ μιν καὶ μεγάλα τὰ ἐπαείροντα καὶ ἐποτρύνοντα ἦν (μιν gehört zu den Partizipien). 1, 213, 3 ὥς μιν ὅ τε οἶνος ἀνῆκε καὶ ἔμαθε (μιν gehört blos zu ἀνῆκε). 2, 90, 7 ἀλλά μιν οἱ ἱρέες αὐτοὶ οἱ τοῦ Νείλου — θάπτουσι. 5, 46, 11 οἱ γάρ μιν Σελινούσιοι ἐπαναστάντες ἀπέκτειναν καταφυγόντα ἐπὶ Διὸς ἀγοραίου βωμόν. Vgl. Kallinos 1, 20 ὥσπερ γάρ μιν πύργον ἐν ὀφθαλμοῖσιν ὁρῶσιν, wobei ich hinzufügen möchte, dass die Elegiker bis auf Theognis und diesen eingerechnet μιν 12 mal an zweiter Stelle, nur einmal (Theognis 195) an dritter Stelle bieten.

Und dass nun dieses Drängen nach dem Satzanfang bei μιν nicht auf irgend welchen etymologischen Verhältnissen beruht, geht aus der ganz gleichartigen Behandlung des enklitischen Dativs οἱ 'ihm' hervor, der dem Akkusativ μιν 'ihn' in Bedeutung und Akzent ganz nahe steht, aber in der Lautform von ihm gänzlich abweicht. In den Büchern Ν Π Ρ der Ilias findet sich jenes οἱ 92 mal. Und zwar 34 mal an zweiter Stelle, 53 mal an dritter oder vierter, aber so, dass es vom ersten Wort des Satzes durch ein Wort oder zwei Wörter getrennt ist, das bezw. die auf die zweite Stelle im Satz noch grössern Anspruch haben, wie δέ, τε, κε. Anders geartet sind nur fünf Stellen. Π 251 νηῶν μέν οἱ und Ρ 273 τῷ καί οἱ, wo μέν bezw. καί eng zum ersten Satzwort gehören; Ρ 153 νῦν δ' οὔ οἱ und Ρ 410 δὴ τότε γ' οὔ οἱ, die dem Gesetz unterliegen, dass bei Nachbarschaft von Negation und Enklitikum die Negation vorangehen muss. Daraus wäre auch Ρ 71 εἰ

μή οἱ ἀγάσσατο Φοῖβος Ἀπόλλων zu erklären, wenn hier nicht die Untrennbarkeit von εἰ und μή schon einen genügenden Erklärungsgrund böte. Man darf also wohl sagen, dass die für μιν erschlossene Stellungsregel durchaus auch für οἱ gilt.

Diese Analogie zwischen μιν und οἱ setzt sich bei Herodot fort. Es findet sich bei ihm οἱ etwa doppelt so oft an zweiter oder so gut wie zweiter, als an anderweitiger Satzstelle. (Bei den ältern Elegikern scheint sich οἱ nur an zweiter Stelle zu finden.)

Besonders beachtenswert ist nun aber, dass diese Stellungsgewohnheit oft bei Homer und fast noch häufiger bei Herodot (vgl. Stein zu 1, 115, 8) dazu geführt hat, dem οἱ eine dem syntaktischen Zusammenhang widersprechende oder in andrer Hinsicht auffällige Stellung anzuweisen.

1) Entschieden dativisches οἱ steht von dem regierenden Worte weit ab und drängt sich mitten in eine am Satzanfang stehende sonstige Wortgruppe ein. Ρ 232 τὸ δέ οἱ κλέος ἔσσεται ὅσσον ἐμοί περ. γ 306 τῷ δέ οἱ ὀγδοάτῳ κακὸν ἤλυθε δῖος Ὀρέστης. — Herodot 1, 75, 10 Θαλῆς οἱ ὁ Μιλήσιος διεβίβασε. 1, 199, 14 ἤ τίς οἱ ξείνων ἀργύριον ἐμβαλὼν ἐς τὰ γούνατα μιχθῇ. (τὶς geht dem οἱ voran, weil es selbst ein Enklitikum ist). 2, 108, 4 τούς τέ οἱ λίθους (folgen 14 Worte) οὗτοι ἦσαν οἱ ἑλκύσαντες. 4, 45, 19 ὅστις οἱ ἦν ὁ θέμενος (scil. τοὔνομα). 5, 92, β 8 ἐκ δέ οἱ ταύτης τῆς γυναικὸς οὐδ' ἐξ ἄλλης παῖδες ἐγίνοντο. 6, 63, 2 ἐν δέ οἱ χρόνῳ ἐλάσσονι ἡ γυνὴ τίκτει τοῦτον. 7, 5, 14 οὗτος μέν οἱ ὁ λόγος ἦν τιμωρός.

2) Genetivisches oder halbgenetivisches οἱ ist von seinem nachfolgenden Substantiv durch andre Worte getrennt: Δ 219 τά οἵ ποτε πατρὶ φίλα φρονέων πόρε Χείρων. Μ 333 ὅστις οἱ ἀρὴν ἑτάροισιν ἀμύναι. Ρ 195 ἅ οἱ θεοὶ οὐρανίωνες πατρὶ φίλῳ ἔπορον. δ 767 θεὰ δέ οἱ ἔκλυεν ἀρῆς. δ 771 ὅ οἱ (Herwerden Revue de philologie II 195 ᾧ!) φόνος υἷι τέτυκται. Herodot 1, 34, 16 μή τί οἱ κρεμάμενον τῷ παιδὶ ἐμπέσῃ.

3) Genetivisches oder halbgenetivisches οἱ geht seinem Substantiv und dessen Attributen unmittelbar voraus, eine bei einem Enklitikum an und für sich unbegreifliche Stellung: Ι 244 μή οἱ ἀπειλὰς ἐκτελέσωσι θεοί. Ρ 324 ὅς οἱ παρὰ πατρὶ γέροντι κηρύσσων γήρασκε. — Herodot 3, 14, 14 δευτερά οἱ τὸν παῖδα ἔπεμπε. 3, 15, 12 τήν οἱ ὁ πατὴρ εἶχε ἀρχήν.

3, 55, 10 καί οἱ (καὶ οἷ?) τῷ πατρὶ ἔφη Σάμιον τοὔνομα τεθῆναι, ὅτι οἱ ὁ πατὴρ Ἀρχίης ἐν Σάμῳ ἀριστεύσας ἐτελεύτησε. — Allerdings findet sich diese Wortfolge bei Herodot auch so, dass οἱ dabei nicht an zweiter Stelle steht, z. B. 1, 60, 8 εἰ βούλοιτό οἱ τὴν θυγατέρα ἔχειν γυναῖκα. Aber ich glaube, die Sache liegt so: weil das an zweiter Stelle stehende οἱ so oft ein regierendes Substantiv hinter sich hatte, kam es auf, auch mitten im Satz οἱ dem regierenden Substantiv unmittelbar vorausgehen zu lassen.

4) Genetivisches oder halb genetivisches οἱ steht zwischen dem ersten und zweiten Glied des regierenden Ausdrucks, auch dies eine für ein Enklitikum an sich auffällige Stellung. a) Zwischen Präposition nebst folgender Partikel und Artikel: Herodot 1, 108, 9 ἐκ γάρ οἱ τῆς ὄψιος οἱ τῶν μάγων ὀνειροπόλοι ἐσήμαινον. b) Zwischen Artikel nebst folgender Partikel und Substantiv: Β 217 τὼ δέ οἱ ὤμω κυρτώ. Ν 616 τὼ δέ οἱ ὄσσε χαμαὶ πέσον. Ρ 695 = Ψ 396 τὼ δέ οἱ ὄσσε δακρυόφιν πλῆσθεν. Ähnlich Ξ 438, Ο 607, Τ 365 und mehrfach in der Odyssee. Ψ 392 αἱ δέ οἱ ἵπποι ἀμφὶς ὁδοῦ δραμέτην. Ψ 500 αἱ δέ οἱ ἵπποι ὑψόσ' ἀειρέσθην. — Herodot 1, 1, 19 τὸ δέ οἱ οὔνομα εἶναι — Ἰοῦν. 3, 3, 10 τῶν δέ οἱ παίδων τὸν πρεσβύτερον εἰπεῖν. 3, 48, 14 τόν τέ οἱ παῖδα ἐκ τῶν ἀπολλυμένων σώζειν. 3, 129, 5 ὁ γάρ οἱ ἀστράγαλος ἐξεχώρησε ἐκ τῶν ἄρθρων. 5, 95, 4 τὰ δέ οἱ ὅπλα ἔχουσι Ἀθηναῖοι. 6, 41, 7 τὴν δέ οἱ πέμπτην τῶν νεῶν κατεῖλον διώκοντες οἱ Φοίνικες. — Ebenso die ionischen Dichter: Archilochus 29, 2 Bgk. ἡ δέ οἱ κόμη ὤμους κατεσκίαζε καὶ μετάφρενα. 97, 1 ἡ δέ οἱ σάθη — ἐπλήμμυρεν. c) Zwischen Artikel und Substantiv: Herodot 1, 82, 41 τῶν οἱ συλλοχιτέων διεφθαρμένων. 3, 153, 4 τῶν οἱ σιτοφόρων ἡμιόνων μία ἔτεκε.

Parallelen hiezu liefern auch die nicht ionischen nachhomerischen Dichter, für die οἱ einen Bestandteil des traditionellen poetischen Sprachguts bildet. Ich bringe, was mir gerade vor die Augen gekommen ist. Zu 1) gehört Pindar Pyth. 2, 42 ἄνευ οἱ Χαρίτων τέκεν γόνον ὑπερφίαλον. Euphorion Anthol. Palat. 6, 278, 3 (= Meineke Analecta Alexandrina S. 164) ἀντὶ δέ οἱ πλοκαμῖδος ἑκηβόλε καλὸς ἐπείη ὠχαρνῆθεν ἀεὶ κισσὸς ἀεξομένῳ. — Zu 2) Theokrit 2, 138 ἐγὼ δέ οἱ ἁ ταχυπειθὴς χειρὸς ἐφαψαμένα (vgl. Meineke zu 7, 88). — Zu 1) oder zu 2) Sophokles Aias 907 ἐν γάρ οἱ χθονὶ πηκτὸν

τόδ' ἔγχος περιπετὲς κατηγορεῖ. — Zu 3) Europa 41 ἅτε οἱ αἵματος ἔσκεν. — Zu 4) Sophokles Trachin. 650 ἁ δέ οἱ φίλα δάμαρ τάλαιναν δυστάλαινα καρδίαν πάγκλαυτος αἰὲν ὤλλυτο.

Die Inschriften der οἱ anwendenden Dialekte sind unergiebig. Für die Doris liefern nur die epidaurischen reichere Ausbeute, und diese gehören bekanntlich in eine verhältnismässig späte Zeit. Ich zähle in No. 3339 und 3340 Collitz vierzehn οἱ an zweiter, acht οἱ an anderweitiger Stelle. Die wenigen nicht-dorischen Beispiele, die ich zur Hand habe, fügen sich sämtlich der Regel. Tegea 1222, 33 Coll. μή οἱ ἔστω ἴνδικον. Kypros 59, 3 Coll. ἀφ' ὧ ϝοι τὰς εὐχωλὰς ἐπέτυχε oder ἐπέδυκε (vgl. Meister Griech. Dial. II 148. Hoffmann I 67 f.). id. 60, 29 Coll. ἀνοσίja ϝοι γένοιτυ.

Nun könnte es aber jemand trotz alledem bemerkenswert finden, dass Thumb jene eigentümliche, angeblich an die Stellung von *sma* im Veda erinnernde Stellungsgewohnheit bei μιν hat aufdecken können, und könnte geneigt sein, doch noch dahinter irgend etwas von Bedeutung zu vermuten. Um darüber Klarheit zu schaffen, scheint es am richtigsten, die von Thumb für μιν gegebene Statistik am Gebrauch von οἱ in NΠP zu messen. Thumb 1[a]: "in 68% sämtlicher Fälle steht μιν hinter einer Partikel"; οἱ in 66 von 92 Fällen, also in 72% (33mal hinter δέ, wie δέ auch vor μιν am häufigsten vorkommt; daneben in absteigender Häufigkeit hinter ἄρα, ῥα, καί, γάρ, οὐδέ, τε, ἔνθα, ἀλλά, ἤ, μέν, πως, τάχα). — Thumb 1[b]: "in 10% steht μιν hinter einer subordinierenden Konjunktion"; οἱ viermal (hinter ὅ(τ)τι, ἐπεί, ὄφρα), also nur in 4%, eine Differenz, die um so weniger ins Gewicht fällt, als Thumb für diese Kategorie eine Abweichung des μιν von *sma* konstatieren muss, da *sma* solche Stellung nicht liebt. — Thumb 2: "μιν niemals unmittelbar hinter Präpositionen (im Gegensatz zu *sma*!)"; οἱ auch niemals. — Thumb 3: "οὔ μιν, μή μιν in 15 von 600 Beispielen", also in $2^1/_2$%"; οὔ οἱ, μή οἱ in 3 von 92 Beispielen, also in $3^1/_4$%. — Thumb 4: "μιν hinter Pronomina sehr häufig", wie es scheint ca. 100mal oder $16^2/_3$%; οἱ auch häufig, nämlich 17mal, also in $18^1/_2$%. — Thumb 5 und 6: "μιν hinter Verbum und nominalen Wörtern in 3%"; οἱ hinter αἰπύ N 317, αἵματι P 51, also in 2%.

Die Thumbschen Beobachtungen gelten also gerade so gut für οἱ wie für μιν. Οἱ findet sich hinter denselben Wör-

tern wie μιν und hinter diesen fast genau mit derselben Häufigkeit wie μιν. Wir haben es also bei dem, was Thumb für μιν nachweist, nicht mit irgend etwas für μιν Partikulärem zu thun, sondern mit einer, μιν und οἱ gemeinsamen Konsequenz des Stellungsgesetzes, das ihnen beiden die zweite Stellung im Satz anweist.

Wenn so der Herleitung des μιν aus *sm(a)-im* der Hauptstützpunkt entzogen ist, so wird dieselbe geradezu widerlegt durch das Fehlen jeder Wirkung des angeblich ehemals vorhandenen Anlautes *sm-*; man müsste doch bei Homer gelegentlich δέ μιν als Trochäus (oder Spondeus), ἀλλά μιν als Antibacchius (oder Molossus) erwarten; Thumb schweigt sich über diesen Punkt aus. Dazu kommt eine weitere Erwägung. Entweder ist die Zusammenrückung von *sma* und *im*, welche μιν ergeben haben soll, uralt. Dann ist das Vergessen der ursprünglichen Funktion von *sma* in der Anwendung von μιν begreiflich, aber man müsste entsprechend altindischem **smēm* griechisch *(c)μαιν erwarten. Oder die Zusammenrückung hat nicht lange vor Homer stattgefunden, in welchem Fall die Anwendung des spezifisch griechischen Elisionsgesetzes, also die Reihe μα ἰν — μ' ἰν — μιν, begreiflich wird: dann versteht man nicht den völligen Untergang der Funktion von (c)μα, die Behandlung von μιν ganz in Weise einer gewöhnlichen Pronominalform, zumal ja im Thessalischen in der Bedeutung 'aber' eine Partikel μα vorkommt, deren Gleichsetzung mit altind. *sma* allerdings bestreitbar ist.

Noch weniger glücklich scheint mir Thumbs Erklärung des dorischen νιν aus *nu-im*, da mir hier unüberwindliche lautliche Schwierigkeiten entgegenzustehen scheinen. Denn wenn er bemerkt: "dass auslautendes *u*, wie im Altindischen (z. B. *kó nv átra*) vor Vokal unter gewissen Bedingungen ehemals als Konsonant (*u̯*) gesprochen wurde, darf unbedenklich angenommen werden": und sich hierfür auf Fälle wie πρός aus *proti̯*, εἰν aus *eni̯*, ὑπείρ aus *hyperi̯* (= altind. *upary* neben *upari*), lesb. πέρρ- aus *peri̯-* beruft, in denen *i̯* für *i* in die Zeit der indogermanischen Urgemeinschaft hinaufreiche, so ist dabei übersehen, dass nicht alle auslautenden *-i*, *-u* auf gleiche Linie gestellt werden dürfen. Im Rigveda findet sich Übergang von *-i*, *-u* zu *-y*, *-v* in etwelcher Häufigkeit gerade nur bei der Wortklasse, bei der das Griechische

Reflexe solches Übergangs zeigt, nämlich bei den zweisilbigen Präpositionen, wie *abhi, prati, anu, pari, adhi*; sonst ausser dem jüngern X. Buch und den Vālakhilyas nur ganz sporadisch, bei Einsilblern nur in der Zusammensetzung *arguṣṭāḥ* 2, 28, 9, und dann in *ny alipsata* 1, 191, 3, also in einem anerkannt späten Liede (Oldenberg Rigveda S. I 438 Anm.). Und speziell *nu* (ähnlich wie *u*) entzieht sich solchem Sandhi durchaus, wird umgekehrt öfters lang und sogar mit Zerdehnung zweisilbig gemessen. Und selbst wenn wir auch trotz alle dem urgriechisches νϝιν, woraus dorisch νιν, hinter vokalischem Auslaut konstruieren könnten, so bliebe ein postkonsonantisches νιν doch unverständlich; eine Entwicklungsreihe ὅϲ νυ ἰν, ὅϲ νϝ ιν, ὅϲ νιν lässt sich gar nicht denken.

Wenn übrigens Thumb S. 646 andeutet, dass die Stellung von νιν im Satz keine speziellen Analogieen mit derjenigen von altind. *nu*, griech. νυ aufweise, und dies mit dem geringern Alter der νιν bietenden Sprachquellen (Pindars und der Tragiker) entschuldigt, so ist allerdings wahr, dass diese Autoren nicht bloss aus chronologischen Gründen, sondern auch wegen der grössern Künstlichkeit ihrer Wortstellung kein so reinliches Resultat für νιν liefern können, wie Homer und Herodot für μιν. Aber man wird doch fragen dürfen, ob nicht gewisse Tendenzen zu erkennen sind. Und da ist zu konstatieren, dass an 30 unter 47 äschyleischen Belegstellen νιν dem für μιν und οἱ eruierten Stellungsgesetz folgt, und zwar, was vielleicht beachtenswert ist, an 5 unter 7 in den Persern und den Septem, an 21 unter 32 in der Orestie, in 2 unter 5 im Prometheus. Etwas ungünstiger ist das Verhältnis bei Sophokles, wo von 81 Belegstellen 47 νιν an gesetzmässiger, 34 an ungesetzmässiger Stelle haben. Zu ersterer Klasse gehören die Fälle von Tmesis: Sophokles Antig. 432 ϲὺν δέ νιν θηρώμεθα. 601 κατ' αὖ νιν φοινία θεῶν τῶν νερτέρων ἀμᾷ κοπίϲ. Übrigens ist eine Empfindung dafür, welches die eigentliche Stellung von νιν sei, auch sonst lebendig. Vgl. Aristoph. Acharn. 775, besonders aber Eurip. Medea 1258 ἀλλά νιν, ὦ φάοϲ διογενέϲ, κατεῖργε. Helena 1519 τίϲ δέ νιν ναυκληρία ἐκ τῆϲδ' ἀπῆρε χθονόϲ. Iphig. Aul. 615 ὑμεῖϲ δὲ, νεάνιδέϲ, νιν ἀγκάλαιϲ ἔπι δέξαϲθε. Bacch. 30 ὧν νιν οὕνεκα κτανεῖν Ζῆν' ἐξεκαυχῶντ(ο). — Dazu Theokrit. 2, 103 ἐγὼ δέ νιν ὡϲ ἐνόηϲα. 6, 11 τὰ δέ νιν καλὰ κύματα φαίνει. Höchst bemer-

kenswert ist endlich die kürzlich von Selivanov in den athen. Mitteil. XVI 112 ff. herausgegebene alte rhodische Inschrift cᾶμα τόζ' Ἰδαμενεὺς ποίηcα ἵνα κλέος εἴη· Ζεὺς δέ νιν ὅςτις πημαίνοι, λειώλη θείη, wo das νιν syntaktisch zu πημαίνοι gehört, also mit dem oben S. 332 f. erwähnten μιν in Φ 347 χαίρει δέ μιν ὅςτις ἐθείρῃ aufs genaueste zusammenstimmt.

Diese wesentliche Übereinstimmung von νιν und μιν in der Stellung wirft Thumbs ganze Beweisführung nochmals um. Eines gebe ich ihm allerdings zu, dass μ-ιν, ν-ιν zu teilen und *ἰν der Akk. zu lat. *is*, und das sowohl die Annahme zugrunde liegender Reduplikativbildungen *ἰμιμ, *ινιν, als die Annahme in μιν, νιν enthaltener Stämme *mi-*, *ni-* verkehrt ist. Mir scheint es, bessere Belehrung vorbehalten, am einfachsten μ-, ν- aus dem Sandhi herzuleiten. Wenn es nebeneinander hiess αὐτίκα-μ-ιν (aus *-kṃm im*) und αὐτίκα μάν, ἄρα-μ-ιν und ἄρα μάν, ῥα-μ-ιν und ῥα μάν (falls man für den Auslaut von ἄρα, ῥα labiale Nasalis sonans annehmen darf), so konnte wohl auch ἀλλά μιν neben ἀλλὰ μάν sich einstellen und μιν allmählich weiterwuchern; ἀλλά μιν : αὐτίκα μιν = μηκέτι : οὐκέτι. In ähnlicher Weise kann das ν- von νιν auf auslautender dentaler Nasalis sonans beruhen. Vgl. Kuhns Zeitschr. XXVIII 119. 121. 125 über ἄττα aus ττα, οὕνεκα aus ἕνεκα und Verwandtes, sowie auch das prakritische Enklitikum *m-iva*, *mmiva* für sanskr. *iva*, dessen *m* natürlich aus dem Auslaut der Akkusative und der Neutra stammt (Lassen Institut. S. 370). Weiteres Tobler Kuhns Zeitschr. XXIII 423, G. Meyer Berliner philolog. Wochenschrift 1885 S. 943 f., Ziemer ibid. S. 1371, Schuchardt Litt. Blatt für rom. Philologie 1887 Sp. 181, Thielmann Archiv für lat. Lexikogr. VI 167 Anm.

II.

Die Vorliebe von μιν, νιν, οἱ für die zweite Stelle im Satz gehört nun aber in einen grösseren Zusammenhang hinein. Bereits 1877 hat Bergaigne Mémoires de la Société de Linguistique III 177. 178 darauf hingewiesen, dass die enklitischen Pronominalformen überhaupt "se placent de préférence après le premier mot de la proposition." Er führt als Belege an Α 73 ὅ cφιν εὔ φρονέων ἀγορήcατο καὶ μετέειπεν. Α 120 ὅ μοι γέρας ἔρχεται ἄλλῃ.

Diese Beobachtung bestätigt sich, sobald man anfängt

Beispiele zu sammeln. In den von mir zugrunde gelegten Büchern N Π P findet sich, um im Anschluss an μιν, νιν, οἱ mit dem Pronomen der dritten Person zu beginnen, ἑ viermal, allemal an zweiter oder möglichst nahe bei der zweiten Stelle (ich werde im folgenden diesen Unterschied nicht mehr berücksichtigen). σφι(ν) zwölfmal, und zwar elfmal regelmässig, regelwidrig nur P 736 ἐπὶ δὲ πτόλεμος τέτατό σφίν (beachte auch K 559 τὸν δέ σφιν ἄνακτ' ἀγαθὸς Διομήδης ἔκτανε, wo σφιν sich in die Gruppe τὸν δὲ ἄνακτα eingedrängt hat). σφισι(ν) sechsmal, immer regelmässig. σφεας in P 278 μάλα γάρ σφεας ὦκ' ἐλέλιξεν. σφωε P 531 εἰ μή σφω' Αἴαντε διέκριναν μεμαῶτε. Aus dem sonstigen homerischen Gebrauch sei das hyperthetische καί σφεας φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προσηύδα angeführt.

Ebenso in der zweiten Person: σεο, σευ findet sich fünfmal, allemal an zweiter Stelle (weitere Beispiele s. unten); τοι (bei dem ich aus naheliegenden Gründen die Fälle, wo es als Partikel gilt, mit einrechne, jedoch ohne ἤτοι, ἦτοι) findet sich 47 mal, und zwar 45 mal der Regel gemäss, nur zweimal anders: N 382 ἐπεὶ οὔ τοι ἐεδνωταὶ κακοί εἰμεν, und Π 443 ἀτὰρ οὔ τοι πάντες ἐπαινέομεν θεοὶ ἄλλοι. An beiden Stellen hat die schon früher besprochene Tendenz der Negationen die Enklitika an sich anzulehnen die Hauptregel durchkreuzt. — σε findet sich 21 mal, davon 19 mal nach der Regel, zweimal anders: Π 623 εἰ καὶ ἐγώ σε βάλοιμι, und P 171 ἦ τ' ἐφάμην σε.

Ebenso in der ersten Person: μευ findet sich N 626. P 29, an beiden Stellen zunächst dem Satzanfang; μοι findet sich mit Einrechnung von ὤμοι 32 mal, davon 27 mal der Regel gemäss, wozu als 28. Beleg wohl P 97 ἀλλὰ τί ἦ μοι ταῦτα φίλος διελέξατο θυμός gefügt werden darf. Abweichend sind Π 112 ἔσπετε νῦν μοι (ἔσπετέ νύν μοι? bei welcher Schreibung diese Stelle zu den regelmässigen Beispielen gehören würde). Π 238 ἠδ' ἔτι καὶ νῦν μοι τόδ' ἐπικρήηνον ἐέλδωρ. Π 523 ἀλλὰ σύ πέρ μοι ἄναξ τόδε καρτερὸν ἕλκος ἄκεσσαι. Π 55 αἰνὸν ἄχος τό μοί ἐστιν, Ausnahmen, die weder durch ihre Zahl noch durch ihre Beschaffenheit die Regel erschüttern können, während umgekehrt eine Stelle wie T 287 Πάτροκλέ μοι δειλῇ πλεῖστον κεχαρισμένε θυμῷ, wo der Anschluss von μοι an einen Vokativ schon den Alten auffiel, einen Beleg für die durchgreifende Gültigkeit der Regel liefert. Ähn-

lich auffällig ist μοι nach ἄλλ' ἄγε: α 169 ἀλλ' ἄγε μοι τόδε εἰπέ. — Endlich με findet sich 15 mal, immer nach der Regel. [Ausnahmen aus den andern Büchern bespricht Monro [2] 336 ff., z. T. mit Änderungsvorschlägen.]

Auch ausserhalb Homers lassen sich Spuren der alten Regel nachweisen. So bei den Elegikern bis Theognis (mit Einschluss desselben), die με 42 mal an zweiter, 4 mal an späterer; μοι 36 mal an zweiter, 5 mal an späterer; cε 27 mal an zweiter, 6 mal an späterer Stelle zeigen. So ferner auch in den von Homer weniger als die Elegiker abhängigen dialektischen Denkmälern. Denn wenn die Arkader ihr cφεῖc ziemlich frei gestellt zu haben scheinen, so stimmt um so besser der dorische Akkusativ τυ: Fragm. lyr. adesp. 43 A (poeta lyr. gr. ed. Bergk 3 [4], S. 701) καί τυ φίλιππον ἔθηκεν. Epicharm bei Athen. 4, 139 B ἐκάλεcε γάρ τύ τιc; Sophron bei Apollonius de pron. 68 B τί τυ ἐγὼν ποιέω; Aristoph. Acharn. 730 ἐπόθουν τυ ναί τὸν φίλιον ἅπερ ματέρα. Dazu der (von Ahrens II 255 nicht erwähnte) dorische Orakelspruch bei Stephanus Byz. 73, 14 M. (aus Ephorus) ποῖ τυ λαβὼν ⟨ἄξω⟩ καὶ ποῖ τυ καθίξω und die Mehrzahl der ungefähr dreissig theokriteischen Beispiele, darunter bemerkenswert 5, 74 μή τύ τιc ἠρώτη (= att. μήτιc cε εἰρώτα), wo μήτιc durch τυ entzwei gesprengt ist, und 1, 82 ἁ δέ τυ κώρα πάcαc ἀνὰ κράναc, πάντ' ἄλcεα ποccὶ φορεῖται ζατεῦc(α), wo das von Brunck aus dem best überlieferten aber unmetrischen τοι sicher hergestellte τυ als Akkusativ zu ζατεῦcα gehört, aber weit davon abstehend ἁ und κώρα von einander trennt. (Die einzige Stelle des Kallimachus epigr. 47 (46), 9 οὐδ' ὅcον ἀττάραγόν τυ δεδοίκαμεc, widerspricht der Regel.) Höchst beachtenswert ist endlich das einzige inschriftliche Beispiel, das ich zur Hand habe: Collitz 3339, 70 (Epidauros) αἴ τύ κα ὑγιῆ ποιήcω (= att. ἐάν cε ὑγιᾶ π.), wo τυ zwischen die sonst eng verbundenen Partikeln αἰ und κα getreten ist. Das einzige abweichende Beispiel der vor-alexandrinischen Zeit, Sophron bei Apollon. de pron. 75 A οὐχ ὁδεῖν τυ ἐπίκαζε, kann, solange die Lesung nicht sicher gestellt ist, nicht ins Gewicht fallen.

Ganz nahe zu Homer stellen sich ferner die äolischen Dichter. Ich zähle in deren Fragmenten, die ich nach Bergks Poetae lyrici, 4. Aufl., zitiere, 38 (oder je nach der Schreibung von Sappho fragm. 2, 7 und fragm. 100 — siehe gleich

nachher — 36) Belege der enklitischen Formen des Personalpronomens. 30 folgen der homerischen Regel, darunter sämtliche sicheren (12) Beispiele von με und sämtliche 10 Beispiele von μοι. Abweichend ist τοι dreimal (Sappho 2, 2. 8. 70, 1) und cε einmal (Sappho 104, 2). Bleiben drei Stellen mit bestrittner Lesung, deren handschriftliche Überlieferung ich zunächst hersetze: Sappho 2, 7 ὡς γάρ c' ἴδω βροχεώς με φωνὰς οὐδὲν ἔτ' εἴκει, Sappho 43 ὄτα πάννυχος ἄcφι κατάγρει, endlich Sappho 100 nach dem volleren Wortlaut bei Choirikios (Oeuvres de Charles Graux II 97) . . . cὲ τετίμηκεν ἐξόχως ἡ Ἀφροδίτη. An der ersten wird nun die von Ahrens vorgeschlagene, von Vahlen in seiner Ausgabe der Schrift περὶ ὕψους (Kap. 10, 2) gebilligte Lesung ὥc cε γὰρ ϝίδω, βροχέως με φώνας κτέ. nur um so wahrscheinlicher und Seidlers von Bergk und Hiller gebilligte Versetzung des cε hinter βροχέως und Streichung des με nur um so unwahrscheinlicher. Für die zweite Stelle kann ich nun noch bestimmter die KZ. XXVIII 141 geforderte Lesung ὄτά cφι πάννυχος κατάγρεις als notwendig bezeichnen. Und an der dritten Stelle ergiebt sich nun Weils von Hiller (Antholog. lyr. fragm. 97) rezipierte Schreibung τετίμακ' ἔξοχά c' Ἀφροδίτα als entschieden unwahrscheinlich.

So kommen wir durch Addition der 30 obigen Fälle, des cε und με bei Sappho 47 und des cφι für ἄcφι bei Sappho 43 auf 33 regelrechte Beispiele gegenüber 4 regelwidrigen und einem (Sappho 100), wo die Überlieferung uns im Stich lässt und wir nicht einmal wissen, ob wir es mit einem Enklitikum zu thun haben. Ganz ausser Rechnung fällt Alc. 68, wo manche nach Bekker πάμπαν δὲ τυφὼc ἔκ c' ἕλετο φρένας schreiben, aber hinter ἐκ vielmehr δ' überliefert ist; vgl. was Bergk gegen Bekkers Schreibung bemerkt.

An mancher jener 33 Stellen werden obendrein durch das enklitische Pronomen Wortgruppen durchschnitten: Artikel und Substantiv Sappho 2, 13 ἀ δέ μ' ἴδρὼς κακχέεται. 118, 3 Αἰθοπίᾳ με κόρᾳ Λατοῦc ἀνέθηκεν Ἀρίστα. Attribut und Substantiv Sappho 34, 1 cμίκρα μοι πάϊc ἔμμεν ἐφαίνεο κἄχαριc. Präposition und Verba Alcaeus 95 ἔκ μ' ἔλαcαc ἀλγέων. Vgl. auch Sappho 2, 5 τό μοι μάν und 2, 7 ὥc cε γάρ, wo μάν und γάρ auf die Stelle hinter τό, bezw. ὡc Anspruch gehabt hätten. Ebenfalls beachtenswert sind die Fälle, wo das Pronomen in sonst auffälliger Weise von den Wörtern abgetrennt

ist, zu denen es syntaktisch gehört: Sappho 1, 19 τίς c', ὦ Ψάπφ' ἀδικήει. 104, 1, τίῳ c', ὦ φίλε γάμβρε, κάλως ἐϊκάςδω. 88 τί με Πανδίονις ὤραννα χελίδων. An einen satzeinleitenden Vokativ ist μοι angelehnt Sappho 45 ἄγε δὴ, χέλυ δῖά, μοι φωνάεςςα γένοιο. Endlich verweise ich auf Sappho 6 ἤ ςε Κύπρος ἢ Πάφος ἢ Πάνορμος.

Allgemein üblich ohne Unterschied der Dialekte ist es, das archaische (Klein Die griechischen Vasen mit Meistersignaturen [2] S. 13) με in Weih- und Künstlerinschriften gleich hinter das erste Wort zu setzen. Es wird dienlich sein, die Beispiele vollständig zusammen zu stellen.

Ich beginne mit μ' ἀνέθηκε: Attika Corpus inscript. att. 4 [2], 373, 87 -ιτός μ' ἀνέθηκεν. 373, 90 Ὀνήςιμός μ' ἀνέθηκεν ἀπαρχὴν τἀθηναίᾳ ὁ Σμικύθου υἱός. 373, 120 [ὁ δεῖνα] μ' ἀνέθηκεν δεκάθην (sic!) Ἀθηναίᾳ. Inscript. graecae antiq. 1 (attisch oder euböisch) Σημωνίδης μ' ἀνέθηκεν. Vgl. 373, 100 [Στρόγ]γυλός μ' ἀνέθηκε, wo jedoch ein Dativ vorausgeht. Vielfach auch in Versen (obwohl hier natürlich Gegenbeispiele nicht fehlen: CIA. 1, 343. 374. 4 [2], 373, 81 u. s. w.): CIA. 1, 349 -θάνης μ' ἀνέθηκεν Ἀθηναία[ι πολιούχῳ]. 352 Ἰφιδίκη μ' ἀνέθηκεν, 4 [2] 373, 85 Ἀλκίμαχός μ' ἀ[νέθηκε]. 373, 99 Τίμαρχός μ' ἀνέθηκε Διὸς κρατερόφρονι κούρῃ. 373, 215 (Vgl. Studnitzka Jahrbuch des archäol. Instituts II (1887) 145) Νηςιάδης κεραμεύς με καὶ Ἀνδοκίδης ἀνέθηκεν. 373, 216 Παλλάδι μ' ἐγρεμάχᾳ Διονύςιο[ς τό]δ' ἄγαλμα ςτῆςε Κολοίου παῖς [εὐξά]μενος δεκάτην. 373, 218 ἀνέθηκε δέ μ' Εὐδίκου υἱός. Inschrift von der Akropolis ed. Foucart Bull. de Corresp. hellén. 13, 160 [Ἑρμό?]δωρός μ' ἀνέθηκεν Ἀφροδίτῃ δῶρον ἀπαρχήν. — Böotien: Inschrift nach Reinach behandelt von Kretschmer Hermes XXVI 123 ff. Τιμαςίφιλός μ' ἀνέθεικε τὠπόλλωνι τοῖ Πτωεῖι ὁ Πραόλλειος. — Korinth (von hier an scheide ich die poetischen und die prosaischen Inschriften nicht mehr): IGA. 20, 7 Σιμίων μ' ἀνέθηκε ΠοτειδάϝωνΙι ϝάνακτι]. 20, 8 -ων μ' ἀνέθηκε Ποτειδᾶνι ϝάν[ακτι]. 20, 9 (= 10 = 11) Φλέβων μ' ἀνέθηκε Ποτειδᾶ[νι]. 20, 42 Δόρκων μ' ἀνέθηκ[ε]. 20, 43 Ἴγρων μ' ἀν[έθηκε]. 20, 47 Κυλοίδας μ' ἀνέθηκε. 20, 48 Εὐρυμήδης μ' ἀνέθηκε. 20, 49 Λυςιάδας μ' [ἀνέθηκε]. 20, 83 μ' ἀνέθ[ηκε]. 20, 87 und 89 -ς μ' ἀνέθηκε. 20, 87[a] — με ἀνέθ(η)κε τῷ. 20, 94 — μ' ἀνέθηκε. 20, 102 [Π]έριλός μ' —. — Korkyra: IGA. 341 (= 3187 Collitz) Λόφιός μ' ἀνέθηκε.

— Hermione: Kaibel 926 [Παν]τακλῆς μ' ἀνέθηκεν. — Kyra bei Aegina: Inschrift ed. Jamot Bull. Corr. hellén. 13, 186 οἱ φρουροί μ' ἀ[νέθεσαν?] — Lakonien: IGA. 62ª (S. 174) Πλειστιάδας μ' ἀ[νέθηκε] Διοσκώροισιν ἄ[γαλμα]. — Naxos: IGA 407 Νικάνδρη μ' ἀνέθηκεν ἑκηβόλῳ ἰοχεαίρῃ. 408 Δειναγόρης μ' ἀνέθηκεν ἑκηβόλῳ Ἀπόλλωνι. In Delos gefundene Inschrift ed. Homolle Bull. Corresp. hellén. 12, 464 f. Εὐθυκαρτίδης μ' ἀνέθηκε ὁ Νάξιος ποιήσας. — Samos: IGA. 384 Χηραμύης μ' ἀνέθ(η)κεν τὴρῃ ἄγαλμα. Röhl ergänzt am Anfang [Ἐνθάδε] und bemerkt: "Primam vocem versus hexametri utrum is qui inscripsit an is qui descripsit titulum omiserit, nunc in medio relinquo". Sicher weder der eine noch der andere. Nicht der Urheber der Abschrift: Dümmler bemerkt mir, dass der von ihm gesehene Abklatsch keine Spur einer vor Χηραμύης einst vorhandenen Wortes aufweise. Aber auch nicht der Steinmetz: weder der Sinn noch, wie man nun besser als vor zehn Jahren weiss, das Metrum verlangen eine Ergänzung; und die Stellung des με schliesst ein solche aus. — Kalymna: Kaibel 778 Νικίας με ἀνέθηκεν Ἀπόλλωνι υἱὸς Θρασυμήδεος. — Kypros: Inschrift bei Hoffmann Die griech. Dialekte 1, 85 No. 163 [—] μ' ἀ(νέ)θηκαν τῷ Ἀπόλ(λ)ωνι. Kaibel 794 (1. Jahrhundert n. Ch.) [Κεκρο]πίδης μ' ἀνέθηκε. — Achäisch (Grossgriechenland): IGA. 543 Κυνίσκος με ἀνέθηκεν ὥρταμος ϝέργων δεκάταν. — Syrakus: Inscriptiones Graecae Siciliae ed. Kaibel 5 Ἀλκιάδης μ' [ἀνέθηκεν]. — Naukratis: Naukratis I by Flinders Petrie (die Inschriften von Gardner S. 60—63) No. 5 Παρμένωνμ (sic!) με ἀνέθηκε τὠπόλλωνι (sic!). 24 -ς με ἀ[νέθηκε]. 80 -ς μ' ἀνέθηκεν τὠπολλων[ι]. 114 -ων μ[ε ἀνέθηκε]. 137 -ς μ' ἀν[έθηκε]. 177 Πρώταρχός με [ἀνέθηκε τ]ὠπόλλωνι. 186 [Π]ρώταρχός με ἀνέθηκ[ε]. 202 [ὁ δεῖνα] με ἀνέθηκε. 218 Φάνης με ἀνέθηκε τὠπόλλων[ι τῷ Μι]λησίῳ ὁ Γλαύκου. 220 Χαριδίων με ἀνέθη[κε]. 223 [Πολύ]κεστός μ' ἀνέθηκε τ[ὠπόλλωνι]. 235 Σλημύης μ' ἀνέθηκε τὠπόλλωνι. 237 [Χ]αρ(ό)φης με ἀνέθηκε τἀπό[λλωνι τῷ Μ]ιλασίῳ. 255 -ης μ' ἀνέθηκε. 259 -ς μ' ἀ[νέθηκε]. 326 Να[ύπλι]ός με [ἀνέθηκε. 327 -δης μ' ἀνέθηκε τὠπόλλωνι. 446 -ς με ἀνέ[θηκεν]. id. vol. II (by Gardner) S. 62—69: No. 701 Σώστρατός μ' ἀνέθηκεν τῇφροδίτῃ. 709 -ος μ' ἀνέθηκε τῆ[ι Ἀφροδίτῃ] ἐπὶ τῇ —. 717 Καΐκός μ' [ἀνέ]θηκεν. 720 -ορος μ' ἀν[έθηκεν]. 722 Μυσός μ' ἀνέθηκεν Ὀνομακρίτου. 723 Ἄσος

μ' ἀνέθηκεν. 734 -ναξ μ' [ἀνέθηκεν]. 736 -ων με ἀν[έθηκεν]. 738 [ὁ δεῖνα] μ' ἀνέθηκεν Ἀφροδίτῃ (?). 742 -ηιλός μ' ἀνέθηκεν. 748 Ἑρμησιφάνης μ' ἀνέθηκεν τἠφροδίτῃ. 770 -μης με ἀν[έθηκε τ]ἠφροδίτῃ[ι]. 771 Χάρμ[η]ς με [ἀνέθηκεν]. 775 [Κ]λεόδημος με ἀ[νέ]θηκε τῇ Ἀ[φροδίτῃ]. 776—777 Χάρμης με ἀνέθηκε τἠφροδίτῃ (bezw. τῇ Ἀ.) εὐχωλήν. 778 Ροῖκός μ' ἀνέθηκε τ[ῇ Ἀφρ]οδίτῃ. 780 Φιλίς μ' ἀνέθηκε τ[ῇ Ἀφρ]οδί[τῃ]. 781 Θούτιμός με ἀνέθηκ[εν]. 785 [ὁ δεῖνα] μ' ἀν[έθηκε τῇ Ἀφρ]οδίτῃ. 794 Πολύερμός μ' ἀν[έθηκε] τῇ Ἀφροδίτῃ. 799 Ὠχίλος μ' ἀνέθηκε. 817 [ὁ δεῖνα] καὶ Χ[ρυς]όδωρός με ἀνέθ[ηκαν]. 819 [Λ]άκρι[τό]ς μ' ἀνέ[θη]κε οὐρμο[θ]έμ[ιος] τἠφροδί[τῃ]. 876 Ἑρμαγόρης μ' ἀνέθηκε ὁ Τ[ήιος] τὠπόλλωνι (Vers!). 877 Πύρ(ρ)ος με ἀνέθηκεν. [Metapont: 1643 Coll. ὅ τοι κεραμεύς μ' ἀνέθηκε.]

Von der Norm weichen ab (ausser einigen poetischen Inschriften, siehe oben S. 343) bloss Naukratis 1, 303 [ὁ δεῖνα ἀνέθηκέ] με und 307 [ὁ δεῖνα ἀνέθηκ]έ με, beide Inschriften, wie sich nun ergiebt, falsch ergänzt, und die zweizeilige Inschrift Naukratis 2, 750, wo die obere Linie [τῇ Ἀφροδί]τῃ, die untere Ἑρμαγαθῖνός μ' ἀνέθ[ηκεν] bietet. Gardner liest danach τῇ Ἀ. Ἑ. μ' ἀνέθηκεν. Aber Dümmler bemerkt mir, dass die obere Zeile, weil kürzer und den Raum nicht ausfüllend, nicht die erste Zeile sein könne, sondern offenbar den Schluss der untern längern Zeile bilde. Folglich muss, schon ganz abgesehen von unserer Stellungsregel, Ἑρμαγαθῖνός μ' ἀνέθ[ηκε] [τῇ Ἀφροδί]τῃ gelesen werden.

Ganz Analoges gilt für die mit Synonymis von ἀνέθηκε gebildeten Aufschriften: με κατέθηκε Kypros: Deecke 1 Κάς μι κατέθηκε τᾷ Παφίᾳ Ἀφροδίτᾳ. 2 αὐτάρ μι κατέ[θηκε] Ὀνασίθεμις. 3 αὐτάρ με [κατέθηκε Ὀνασί]θεμι[ς]. 15 αὐτάρ με κατέθηκε [Ἀ]κεστόθεμις. — Naukratis II No. 790 [ὁ δεῖνα μ]ε κάθθη[κε] ὁ Μυτιλήναιος. 840 Νέαρχός με κά[θθηκε το]ῖς Δ[ιοσκόροισι]. — μ' ἐπέθηκε Aegina: IGA. 362 Διότιμός μ' ἐπέθηκε. — με (κατ)έστασε Kypros: Deecke 71 κά μεν ἔστασαν [κα]σίγνητοι (Vers!). Hoffmann I 46 No. 67 Γιλ(λ)ίκα με κατέστασε ὁ Στασικρέτεος. — με ἔϝεξε Kypros: Hoffmann I 46 No. 66 [αὐ]τάρ με ἔϝεξε [Ὀνασί]θεμις. — μ' ἔδωκε Sikyon: IGA. 22 Ἐπαίνετός μ' ἔδωκεν Χαρόπῳ. Abweichend die böotische Inschrift IGA. 219 Χάρης ἔδωκεν Εὐπλοίωνί με. Wozu Röhl: "Versu trimetro dedicationem includere studuit Chares, sed male ei cessit." (Vgl. übrigens auch die Stel-

lung von coι in der attischen Inschrift IGA. 2 τηνδί coι Θούδημος δίδωcι.)

In poetischen Weihinschriften findet sich so gestelltes με bis in die Kaiserzeit: Kaibel 821 Βάκχῳ μ[ε] Βάκχον καὶ προcυμναίᾳ θεῷ cτάcαντο. 822, 9 Δᾳδοῦχος με Κόρης, Βαcιλᾶν, Διός, ἱερὰ cηκῶν Ἥρας κλεῖθρα φέρων βωμὸν ἔθηκε Ῥέῃ. 877[b] (S. XIX) ἄνθετο μέν μ' Ἐπίδαυρος. Vgl. 868 Ἀcκληπιοῦ με δμῶα πυρφόρο[ν θεοῦ oder ξένε] Πείcωνα λεύccειc. (Mit andrer Stellung von με Kaibel 809, 813, 843.)

Ganz ebenso die Künsterinschriften: μ' ἐποίηcε, μ' ἐποίει: CIA. 4 ² 373, 206 [Ε]ὐθυκλῆc μ' ἐποίηcεν. IGA. 492 (attische Inschrift von Sigeum) καί μ' ἐποίηcεν Αἴcωπος καὶ ἀδελφοί. CIA. 1, 466 Ἀριcτίων μ' ἐπόηcεν. 1, 469 (vgl. Löwy Inschriften griechischer Bildhauer S. 15) Ἀριcτίων Πάρι[όc μ' ἐπ]ό[ηc]ε (die Ergänzung sicher!). IGA. 378 (Thasos) Παρμένων με ἐ[ποίηcε]. IGA. 485 (Milet) Εὔδημόc με ἐποίειν. IGA. 557 (Elis?) Κοῖόc μ' ἀπόηcεν. IGA. 22 (= Klein Griechische Vasen mit Meistersignaturen S. 40) Ἐξηκίαc μ' ἐποίηcε. Klein S. 41 Ἐξηκίαc μ' ἐποίηcεν εὖ. S. 31 Θεόζοτόc μ' ἐπόηcε. S. 34 Ἐργότιμόc μ' ἐποίηcεν. S. 43, 45 (bis!), 48 Ἄμαcίc μ' ἐποίηcεν. S. 48 Χόλχοc μ' ἐποίηcεν. S. 66 -c μ' ἐποίηcεν. S. 71 Νικοcθένηc μ' ἐποίηcεν. S. 75 Ἀνακλῆc με ἐποίηcεν. S. 75 Νικοcθένηc με ἐποίηcεν. S. 76 Ἀρχεκλῆc μ' ἐποίηcεν. S. 77 Γλαυκίτηc μ' ἐποίηcεν. S. 84 (bis!) Τληνπόλεμόc μ' ἐποίηcεν. S. 85 Γάγεοc μ' ἐποίηcεν. S. 90 Πανφαῖόc μ' ἐποίηcεν. S. 213 Λυcίαc μ' ἐποίηcεν ἡμιχώνῃ. Dazu die metrische Aufschrift IGA. 536 [Γλαυκία]ι με Κάλων γε[νεᾷ Ϝ]αλεῖ[ο]c ἐποίει. Dagegen kommt Löwy No. 411 [Ἀρτέ]μων με ἐποίηcε durch die Behandlung der Inschrift bei Köhler CIA. 2, 1181 in Wegfall. — Der Regel widerspricht Klein S. 51 Χαριταῖοc ἐποίηcεν με. Hier hat wohl ⟨ἐ⟩μέ entweder ursprünglich dagestanden oder ist wenigstens beabsichtigt gewesen. (Vgl. über ἐμέ unten S. 351.)

μ' ἔγραψε, μ' ἔγραφε: IGA. 20, 102 (Korinth) -ων μ' [ἔγραψε] nach der Ergänzung von Blass No. 3119c Collitz. Kyprische Inschrift bei Hoffmann I 90 No. 189 -οικόc με γράφει Σελαμίνιοc. Klein S. 29 Τιμωνίδαc μ' ἔγραφε. S. 30 Χάρηc μ' ἔγραψε. S. 38 Νέαρχόc μ' ἔγραψεν καὶ ⟨ἐποίηcεν⟩. — Abweichend IGA. 474 (Kreta) -μων ἔγραφέ με. Doch lässt sich diese Ausnahme leicht durch die Schreibung ἔγραφ' ἐμέ beseitigen. Vergleiche die Inschrift bei Klein S. 40 κἀποίηc'

ἐμέ mit eben solcher Elision, wo ἐμέ durch andere Aufzeichnungen derselben Inschrift mit ἐπόηςε ἐμέ gesichert ist. [Vgl. in Betr. des inschriftlichen με noch die Nachträge.]

Zu den auf Steinen und Vasen überlieferten Inschriften mit με kommen einige z. T. recht alte von Pausanias aus Olympia beigebrachte hinzu. 5, 25, 13 = 8, 42, 10 (aus Thasos) υἱός μέν με Μίκωνος Ὀνάτας ἐξετέλεςςεν. 6, 10, 7 (5. Jahrhundert) Κλεοςθένης μ' ἀνέθηκεν ὁ Πόντιος ἐξ Ἐπιδάμνου. 6, 19, 6 (altattisch) Ζηνί μ' ἄγαλμ' ἀνέθηκαν. In dem Epigramm bei Paus. 5, 23, 7 Zeile 3 καὶ μετρεῖτ' Ἀρίςτων ἠδὲ Τελέςτας αὐτοκαςίγνητοι καλὰ Λάκωνες *ἔςαν verbessert F. Dümmler nach freundlicher Mitteilung καί με Κλειτορίοις Ἀρίςτων κτλ. — Hierher gehören auch die von Herodot 5, 59 und 5, 60 aus dem Ismenion beigebrachten Aufschriften Ἀμφιτρύων μ' ἀνέθηκεν *ἐὼν ἀπὸ Τηλεβοάων und Σκαῖος πυγμαχέων με ἑκηβόλῳ Ἀπόλλωνι νικήςας ἀνέθηκε, letztere die einzige regelwidrige in dieser Gruppe, zudem, weil metrisch, nicht schwer ins Gewicht fallend.

Auch die jüngern Epigrammatiker haben, wo sie das altertümliche με für ihre gedichteten Aufschriften anwandten, sich mit auffälliger Strenge an die Norm gehalten: Kallimachus Epigr. 23 (21 Wilamowitz), 1 ὅςτις ἐμὸν παρὰ ςῆμα φέρεις πόδα, Καλλιμάχου με ἴςθι Κυρηναίου παῖδά τε καὶ γενέτην. 36 (34 W.), 1 τίν με, λεοντάγχ' ὦνα ςυοκτόνε, φήγινον ὄζον θῆκε. 50 (49 W.), 1 τῆς Ἀγοράνακτος με λέγε, ξένε, κωμικὸν ὄντως ἀγκεῖςθαι νίκης μάρτυρα τοῦ Ῥοδίου Πάμφιλον. 56 (55), 1 τῷ με Κανωπίτῃ Καλλίςτιον εἴκοςι μύξαις πλούςιον ἡ Κριτίου λύχνον ἔθηκε θεῷ. Fragm. 95 (Laertius Diog. 1, 29) Θαλῆς με τῷ μεδεῦντι Νείλεω δήμου δίδωςι, τοῦτο δὶς λαβὼν ἀριςτεῖον. — Anthol. Pal. 6, 49 (Athen. 6, 232 B) καί μ' ἐπὶ Πατρόκλῳ θῆκεν πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς. 6, 178, 1 δέξαι μ' Ἡράκλεις Ἀρχεςτράτου ἱερὸν ὅπλον. — Abweichend, doch nur unbedeutend abweichend 6, 209 1 Βιθυνὶς Κυθέρη με τεῆς ἀνεθήκατο, Κύπρι, μορφῆς εἴδωλον λύγδινον εὐξαμένη. 6, 239, 1 ςμήνεος ἔκ με ταμὼν γλυκερὸν θέρος ἀντὶ νομαίων γηραιὸς Κλείτων ςπεῖςε μελιςςοπόνος. 6, 261, 1 χάλκεον ἀργυρέῳ με πανείκελον, Ἰνδικὸν ἔργον, ὄλπην — — πέμπεν γηθομένη ςὺν φρενὶ Κριναγόρης. Dagegen wird für 6, 138, 1 πρὶν μὲν Καλλιτέλης μ' ἱδρύςατο die Überlieferung des Palatinus durch das auf einem Stein zum Vorschein gekommene Original

CIA. 1, 381 = Kaibel 758 widerlegt, das kein μ' bietet. Hieraus ergiebt sich auch für 6, 140, 1 παιδὶ φιλοστεφάνῳ Σεμέλας ⟨μ'⟩ ἀνέθηκε das von Hecker ergänzte μ' als überflüssig.

Unsere Durchmusterung der Inschriften mit με ergiebt also, dass dasselbe bei poetischer Fassung mit Vorliebe, bei prosaischer so gut wie ausnahmslos an zweite Stelle gesetzt wurde. Denn wenn wir IGA. 474 ἔγραφ' ἐμέ abteilen, Naukratis 1, 303 und 307, wo bloss ΜΕ bezw. ΕΜΕ überliefert ist, als ganz unsicher bei Seite lassen, endlich Naukratis 2, 750 die vom Schreiber der Inschrift wirklich gemeinte Wortfolge wiederherstellen, so bleiben nur IGA. 219 Χάρης ἔδωκεν Εὐπλοίωνί με, was zwar nicht ein Vers ist, aber ein Vers sein will, und Klein S. 51 Χαριταῖος ἐποίησέν με übrig. Letzteres ist also die einzige wirkliche Ausnahme; um so näher liegt die Vermutung eines Fehlers.

Andrerseits erhält unsre Regel noch weitere Bestätigung. Erstens dadurch, dass auch sonst in archaischen Inschriften, in welchen das Denkmal oder der durch das Denkmal Geehrte spricht, με die zweite Stelle hat: IGA. 473 (Rhodus) Κοσμία ἠμί, ἄγε δέ με Κλιτομίας. 524 (Cumae) = Inscript. Siciliae ed. Kaibel 865 ὃς δ' ἄν με κλέψει, —. Zweitens (um dies einem spätern Abschnitt vorwegzunehmen) durch die analogen lateinischen Inschriften: *Manios med fefaked, Duenos med feced, Novios Plautios med Romai fecid.*

Besonders belehrend sind aber die paar Inschriften mit ἐμέ. Zweimal steht dieses ἐμέ auch an zweiter Stelle: IGA. 20, 8 (Korinth) Ἀπολλόδωρος ἐμὲ ἀνέθ[ηκε] und Gazette archéol. 1888 S. 168 Μεναΐδας ἐμ' ἐποί(ϝ)ησε Χάροπ[ι]. Aber sechsmal steht ἐμέ anders: Klein S. 39 Ἐξηκίας ἔγραψε κἀπόησε ἐμέ (Vers?) S. 40 Ἐξηκίας ἔγραψε κἀ(ι)ποίης' ἐμέ (Vers?). S. 51 Χαριταῖος ἐποίησεν ἔμ' εὖ. S. 82 Ἑρμογένης ἐποίησεν ἐμέ. S. 83 Ἑρμογένης ἐποίησεν ἐνέ (liess ἐμέ). S. 85 Σακωνίδης ἔγραψεν ἐμέ. Diese Stellen zeigen, dass die regelmässige Stellung von με hinter dem ersten Wort nicht zufällig und dass sie durch seine enklitische Natur bedingt ist. [Vgl. noch die Nachträge.]

III.

Wichtiger für diese Frage (wie überhaupt für jede über etymologische Spielereien hinausreichende Sprachforschung) sind natürlich die umfangreichern Texte der ionischen und

der attischen Litteratur, vor allem wieder Herodot. So wenig allerdings, als bei μιν und οἱ, hat er bei den übrigen enklitischen Pronomina die alte Regel festgehalten.

Im siebenten Buche des Herodot findet sich σφεων 13 mal, davon 6 mal an zweiter Stelle; σφι 70 mal, davon 46 mal an zweiter Stelle; σφεας 32 mal, davon 20 mal an zweiter Stelle; σφεα 1 mal, nicht an zweiter Stelle. Also von 116 Stellen, wo σφ-Formen vorliegen, folgen 72 der Regel, also ca. 62 %. Unvollständige Sammlungen aus den übrigen Büchern ergaben ein analoges Verhältnis.

Im Pronomen der zweiten Person haben wir in Herodot VII. σεο einmal, regelmässig; τοι (mit Ausschluss der Fälle, wo es deutlich Partikel ist) 45 mal, davon 18—20 mal an zweiter Stelle; σε 16 mal, davon 10 mal an zweiter Stelle. — Im Pronomen der ersten Person: μεο 3 mal, hiervon einmal regelmässig; μοι 37 mal, davon 24 mal an zweiter Stelle, wenn man 15, 6 ἔγνων δὲ ταῦτά μοι ποιητέα ἐόντα. 47, 8 φέρε τοῦτό μοι ἀτρεκέως εἰπέ. 103, 3 ἄγε εἰπέ μοι hierher stellen darf; με 6 mal, davon zweimal regelmässig. Also in der ersten und zweiten Person haben wir 58 mal regelmässige, 50 mal regelwidrige Stellung.

Es ergiebt sich aus dieser Statistik zwar mit völliger Klarheit, dass die alte Regel bei Herodot nicht mehr ohne weiters gilt, dass andere Stellungsregeln in Wirkung getreten sind. Aber zugleich auch, dass trotz und neben diesen neuern Regeln die alte Regel doch noch Kraft genug hat, um in mehr als der Hälfte der Fälle die Stellung des Pronomens zu bestimmen: freilich sind in dieser grössern Hälfte die Beispiele mit begriffen, wo für das Pronomen die zweite Stelle im Satz auch nach den jüngern Regeln das Natürliche war.

Bei den Attikern lassen Zählungen, die ich vorgenommen habe, auf ein noch weiteres Zurückgehen der alten Regel schliessen. Aber unverkennbare Spuren derselben finden sich in bestimmten Wendungen und Wortverbindungen auch noch bei ihnen, wie bei Herodot und überhaupt den nachhomerischen Autoren.

Jedem Leser der attischen Redner muss es auffallen, wie häufig der Aufforderungssatz, wodurch die Verlesung einer Urkunde oder das Herbeirufen von Zeugen veranlasst werden soll, mit καί μοι beginnt, ja man kann sagen, dass wenn er

überhaupt mit καί beginnt und μοι enthält, μοι sich ausnahmslos unmittelbar an καί anschliesst. Ich ordne die Beispiele nach der Chronologie der Redner, und die Wendungen nach der Zeit des ältesten Beispiels.

καί μοι κάλει mit folgendem Objekt Andoc. 1, 14. 1, 28. 1, 112. Lys. 13, 79. 17, 2. 17, 3. 17, 9. 19, 59, 31, 16. Isocrates 17, 12. 17, 16. 18, 8. 18, 54. Isaeus 6, 37. 7, 10. 8, 42. 10, 7. Demosth. 29, 12. 29, 18. 41, 6. 57, 12. 57, 38. 57, 39. 57, 46. [Demosth.] 44, 14. 44, 44. 58, 32. 58, 33. 59, 25. 59, 28. 59, 32. 59, 34. 59, 40. Aeschines 1, 100. Oder mit andrer Stellung des Objekts καί μοι μάρτυρας τούτων κάλει Antiphon 5, 56; καί μοι ἁπάντων τούτων τοὺς μάρτυρας κάλει Andoc. 1, 127; καί μοι τούτους κάλει πρῶτον Isäus 5, 11.

καί μοι λαβὲ καὶ ἀνάγνωθι mit folgendem Objekt Andoc. 1, 13. 1, 15.

καί μοι ἀνάγνωθι mit folgendem Objekt Andoc. 1, 34. 1, 76. 1, 82. 1, 85. 1, 86. 1, 87. 1, 96. Lysias 10, 14. 10, 15. 13, 35. 13, 50. 14, 8. Isokrates 15, 29. 17, 52. Isaeus 5, 2 bis. 5, 4. 6, 7. 6, 8. [Demosth.] 34, 10. 34, 11. 34, 20. 34, 39. 43, 16. 46, 26. 47, 17. 47, 20. 47, 40. 47, 44. 48, 30. 59, 52. Aeschines 3, 24. Oder mit andrer Stellung des Objekts καί μοι τὰς μαρτυρίας ἀνάγνωθι ταύτας (ταυτασί) Isaeus 2, 16. 2, 34; καί μοι τούτων ἀνάγνωθι τὴν μαρτυρίαν [Demosth.] 50, 42; καί μοι λαβὼν ἀνάγνωθι πρῶτον τὸν Σόλωνος νόμον Demosth. 57, 31. Ohne Objekt [Demosth.] 47, 24.

καί μοι ἀνάβητε μάρτυρες (oder τούτων μάρτυρες) Lysias 1, 29. 1, 42. 13, 64. 16, 14. 16, 17. 32, 27; contra Aeschinem Fr. 1 (Orat. att. ed. Sauppe 2, 172, 26) bei Athen. 13, 612 F. Isokrates 17, 37. 17, 41; καί μοι τούτων ἀνάβητε μάρτυρες Isokr. 17, 14; καί μοι ἀνάβητε δεῦρο Lysias 20, 29; καί μοι ἀνάβηθι Lysias 16, 13. Isokr. 17, 32.

καί μοι δεῦρ' ἴτε μάρτυρες Lysias 1, 10.

καί μοι λαβέ mit folgendem Objekt Lysias 9, 8. Isokr. 18, 19. 19, 14. Isaeus 6, 16. 6, 48. 8, 17. 12, 11. Lykurg 125. Demosth. 18, 222. 30, 10. 30, 32. 30, 34. 31, 4. 36, 4. 41, 24. 41, 28. 55, 14. 55, 35. 57, 19. 57, 25. [Demosth.] 34, 7. 34, 17. 44, 14. 48, 3. 58, 51. 59, 87. 59, 104. Aeschines 2, 65; καί μοι πάλιν λαβέ [Demosth.] 58, 49.

καί μοι ἀπόκριναι Lysias 13, 32.

καί μοι ἐπίλαβε τὸ ὕδωρ Lysias 23, 4. 23, 8. 23, 11. 23, 14. 23, 15.

καί μοι ἀναγίγνωσκε mit folgendem Objekt Demosth. 27, 8. [Demosth.] 35, 27.

καί μοι λέγε mit folgendem Objekt Demosth. 19, 130. 19, 154. 19, 276. 18, 53. 18, 83. 18, 105. 18, 163. 18, 218. 32, 13. 37, 17. 38, 3. 38, 14. [Demosth.] 34, 9. 56, 38. Aeschines 2, 91. 3, 27. 3, 32. 3, 39.

καί μοι φέρε τὸ ψήφισμα τὸ τότε γενόμενον Demosth. 18, 179.

Abweichend ist blos Aeschines 1, 50 καὶ τελευταίαν δέ μοι λαβὲ τὴν αὐτοῦ Μισγόλα μαρτυρίαν. Hier haben wir aber nicht blosses καί, sondern καὶ — δέ. Und vor diesem δέ, also hinter καί, war ein stark betontes Wort erforderlich, somit μοι unmöglich.

Aber auch ausserhalb dieser rednerischen Wendung ist καί μοι am Anfang von Sätzen in der ganzen nachhomerischen Litteratur merkwürdig häufig (vgl. Blass zu Demosth. 18, 199). Hier ein paar Beispiele; jedes Schriftwerk bietet solche. Archilochus Fragm. 22 Bgk. καί μ' οὔτ' ἰάμβων οὔτε τερπωλέων μέλει. 45 καί μοι σύμμαχος γουνουμένῳ ἵλαος γενεῦ. Sappho Fragm. 79 καί μοι —. Solon bei Aristoteles Ἀθηναίων πολιτ. 14, 3 Kenyon. γιγνώσκω, καί μοι φρενὸς ἔνδοθεν ἄλγεα κεῖται, πρεσβυτάτην ἐσορῶν γαῖαν Ἰαονίας. Theognis 258 καί μοι τοῦτ' ἀνιηρότατον. 1199 καί μοι κραδίην ἐπάταξε μέλαιναν. Sophokles Elektra 116 καί μοι τὸν ἐμὸν πέμψατ' ἀδελφόν. id. Λαρισσαῖοι Fragm. 349 Nauck καί μοι τρίτον ῥίπτοντι Δωτιεὺς ἀνὴρ ἀγχοῦ προσῆψεν Ἔλατος ἐν δισκήματι. Herodot 7, 9^{a} 7 καί μοι μέχρι Μακεδονίης ἐλάσαντι οὐδεὶς ἠντιώθη. 7, 152, 13 καί μοι τοῦτο τὸ ἔπος ἐχέτω ἐς πάντα λόγον. Euripides Medea 1222 καί μοι τὸ μὲν σὸν ἐκποδὼν ἔστω λόγου. Thucyd. 1, 137, 4 καί μοι εὐεργεσία ὀφείλεται. Aristoph. Ran. 755 καί μοι φράσον. Ekkles. 47 καί μοι δοκεῖ κατὰ σχολὴν παρὰ τἀνδρὸς ἐξελθεῖν μόνη. Plato Apologie 21 D καί μοι ταὐτὰ ταῦτα ἔδοξε. 25 A (= Gorg. 462 B) καί μοι ἀπόκριναι. 31 E καί μοι μὴ ἄχθεσθε λέγοντι τἀληθῆ. Phaedo 60 C καί μοι δοκεῖ (scil. Αἴσωπος) — μῦθον ἂν συνθεῖναι. 63 A καί μοι δοκεῖ Κέβης εἰς σὲ τείνειν τὸν λόγον. (97 D καί μοι φράσειν.) 98 C καί μοι ἔδοξεν (scil. Ἀναξαγόρας) ὁμοιότατον πεπονθέναι. Sympos. 173 B καί μοι ὡμολόγει.

189 B καί μοι ἔςτω ἄρρητα τὰ εἰρημένα. 218 C καί μοι φαίνῃ ὀκνεῖν. Gorgias 449 C καί μοι ἐπίδειξιν αὐτοῦ τούτου ποίηcαι. 482 A καί μοί ἐςτιν τῶν ἑτέρων παιδικῶν πολὺ ἧττον ἔμπληκτος. 485 B καί μοι δοκεῖ δουλοπρεπές τι εἶναι. 492 D = 494 B καί μοι λέγε. 499 C καί μοι ὥςπερ παιδὶ χρῇ. Charmides 157 B καί μοι πάνυ cφόδρα ἐνετέλλετο. Sophistes 216 B καί μοι δοκεῖ θεὸς μὲν ἀνὴρ οὐδαμῶς εἶναι. 233 D καί μοι πειρῶ προςέχων τὸν νοῦν εὖ μάλα ἀποκρίναςθαι, wo μοι vom regierenden Verbum durch πειρῶ getrennt ist. Leges 1, 642 C καί μοι νῦν ἥ τε φωνὴ προςφιλὴς ὑμῶν. Demosth. 18, 280 καί μοι δοκεῖς προελέςθαι. Philemon Fragm. 4, 4 Kock (2 S. 479) καί μοι λέγειν τοῦτ' ἔςτιν ἁρμοςτόν, Σόλων. Kallimachus Epigr. 41 (40 Wilamow.), 5 καί μοι τέκν' ἐγένοντο δύ' ἄρςενα. (Recht selten ist μοι an ein satzeinleitendes καί nicht angeschlossen: Plato Gorg. 485 C καὶ πρέπειν μοι δοκεῖ. 486 D καὶ οὐδέν μοι δεῖ ἄλλης βαςάνου. Demosth. 18, 246 καὶ ταῦτά μοι πάντα πεποίηται.) [καί μοι auch Eurip. Hippol. 377. 1373.]

Speziell gehören zusammen als Beispiele sogenannter Prodiorthose (Blass zu Demosth. 18, 199) Plato Apol. 20 E καί μοι, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, μὴ θορυβήςητε. Vgl. die oben angeführte Stelle 31 E. Gorgias 486 A καί μοι μηδὲν ἀχθεςθῇς. Demosth. 5, 15 καί μοι μὴ θορυβήςῃ μηδείς. 20, 102 καί μοι μηδὲν ὀργιςθῇς. Und diesen Stellen sind wieder ganz ähnlich, nur dass wir den Genetiv des Pronomens haben, Demosth. 18, 199 καί μου πρὸς Διὸς καὶ θεῶν μηδὲ εἷς τὴν ὑπερβολὴν θαυμάςῃ. 18, 256 καί μου πρὸς Διὸς μηδεμίαν ψυχρότητα καταγνῷ μηδείς.

Überhaupt ist die Neigung, das Pronomen an satzeinleitendes καί anzuschliessen, nicht auf μοι beschränkt. Gerade καί μου findet sich auch noch Theognis 1366 καί μου παῦρ' ἐπάκουςον ἔπη. Aristoph. Ran. 1006 καί μου τὰ ςπλάγχν' ἀγανακτεῖ. Plato Apol. 22 D καί μου ταύτῃ ςοφώτεροι ἦςαν. Republ. 1, 327 B καί μου ὄπιςθεν ὁ παῖς λαβόμενος τοῦ ἱματίου. Parmen. 126 A καί μου λαβόμενος τῆς χειρός.

Für καί με erinnere ich an die schon vorher aufgeführten Weih- und Künstlerinschriften, die es enthalten: IGA. 492. Kyprisch Deecke 1, 71. Pausan. 5, 23, 7. Anthol. Pal. 6, 49. Vgl. Kaibel 806 καί μ' ἔςτεψε πατὴρ (ε)ἰςαρίθμοις ἔπεςι. Jungkyprische Inschr. Deecke No. 30 καί με χθὼν ἥδε καλύπτει. Dazu kommt

noch (Solon bei Aristot. Ἀθην. πολ. S. 30, 1 Kenyon. κἀδόκουν ἕκαςτος αὐτῶν ὄλβον εὑρήςειν πολὺν καί με κωτίλλοντα λείως τραχὺν ἐκφανεῖν νόον.) Anakreon Fragm. 60 καί μ' ἐπίβωτον κατὰ γείτονας ποιήςεις. Hipponax Fragm. 64 καί με δεςπότεω βεβροῦ λαχόντα λίςςομαι ςε μὴ ῥαπίζεςθαι. Theognis 503 καί με βιᾶται οἶνος. 786 καί μ' ἐφίλευν προφρόνως πάντες ἐπερχόμενον. Sophokles Oed. Rex 72 καί μ' ἦμαρ ἤδη ξυμμετρούμενον χρόνῳ λυπεῖ τί πράςςει. (Herodot 3, 35, 7 φάναι Πέρςας τε λέγειν ἀληθέα καί με μὴ ςωφρονέειν). Eurip. Alkestis 641 καί μ' οὐ νομίζω παῖδα ςὸν πεφυκέναι. Andromache 334 τέθνηκα τῇ ςῇ θυγατρὶ καί μ' ἀπώλεςε. Med. 338 καί μ' ἀπάλλαξον πόνων. Helena (278 πόςιν ποθ' ἥξειν καί μ' ἀπαλλάξειν κακῶν.) 557 καί μ' ἑλὼν θέλει δοῦναι τυράννοις. Orestes 796 καί με πρὸς τύμβον πόρευςα πατρός. 869 καί μ' ἔφερβε ςὸς δόμος. Aristoph. [Eq. 862] Ran. (338 καί μ' ἀςφαλῶς πανήμερον παῖςαί τε καὶ χορεῦςαι.) [389 καί — με]. 916 καί με τοῦτ' ἔτερπεν. Plut. 353 καί μ' οὐκ ἀρέςκει. Demosth. 18, 59 καί με μηδεὶς ἀπαρτᾶν νομίςῃ τὸν λόγον τῆς γραφῆς.

Pronomen der II. Person: Theognis 241 καί ςε — νέοι ἄνδρες — ᾄςονται. 465 καί ςοι τὰ δίκαια φίλ' ἔςτω. 692 καί ςε Ποςειδάων χάρμα φίλοις ἀνάγοι. Herodot 7, 11, 4 καί τοι ταύτην τὴν ἀτιμίην προςτίθημι ἐόντι κακῷ καὶ ἀθύμῳ. Eurip. Medea 456 καί ς' ἐβουλόμην μένειν. Helena 1280 καί ς' οὐ κεναῖςι χερςὶ γῆς ἀποςτελῶ. 1387 καί ςε προςποιούμεθα (Nauck καὶ ςέ). Orestes 755 καί ς' ἀναγκαῖον θανεῖν. 1047 καί ς' ἀμείψαςθαι θέλω φιλότητι χειρῶν. Bacch. 1172 ὁρῶ καί ςε δέξομαι ςύγκωμον. Aristoph. Equites 300 καί ςε φαίνω τοῖς πρυτάνεςιν. Pax 396 καί ςε θυςίαιςιν ἱεραῖςι — ἀγαλοῦμεν. 403 καί ςοι φράςω τι πρᾶγμα. 418 καί ςοι (al. καὶ ςοὶ) τὰ μεγάλ' ἡμεῖς Παναθήναι' ἄξομεν. Plato Gorg. 482 D καί ςου κατεγέλα. 527 A καί ςε ἴςως τυπτήςει τις. Anthol. Pal. 6, 157, 3 καί ςοι ἐπιρρέξει Γόργος χιμάροιο νομαίης αἷμα. Vgl. das oben S. 344 angeführte Fragm. lyr. adesp. 43 A καί τυ φίλιππον ἔθηκεν.

Pronomen der III. Person: Archilochus Fragm. 27, 2 καί ςφεας ὄλλυ' ὥςπερ ὀλλύεις. 74, 8 καί ςφιν θαλάςςης ἠχέεντα κύματα φίλτερ' ἠπείρου γένηται. Mimnerm. Fragm. 15 καί μιν ἐπ' ἀνθρώπους βάξις ἔχει χαλεπή. Theognis 405 καί οἱ ἔθηκε δοκεῖν. 422 καί ςφιν πολλ' ἀμέλητα μέλει. 732 καί ςφιν τοῦτο γένοιτο φίλον. 1347 καί μιν ἔθηκεν δαίμονα.

Herodot 4, 119, 2 καί cφεων ἐcχίcθηcαν αἱ γνῶμαι. Eurip. Or. 1200 καί νιν δοκῶ. Bacch. 231 καί cφαc cιδηραῖc ἁρμόcαc ἐν ἄρκυcι παύcω — τῆcδε βακχείαc. Kallimach. Epigr. 14 (12 Wilamow.), 3 καί cφιν ἀνιηρὸν μὲν ἐρεῖc ἔποc, ἔμπα δὲ λέξειc.

Ein Beispiel für καί με und eines für καί cφεαc sei besonders herausgehoben: Plato Gorg. 506 B καί με ἐὰν ἐξελέγχῃc, οὐκ ἀπεχθήcομαί cοι. Herodot 6, 34, 12 καί cφεαc ὡc οὐδεὶc ἐκάλεε, ἐκτράπονται ἐπ' Ἀθηνέων. An beiden Stellen ist das Pronomen aus dem Nebensatz, in den es gehört, herausgenommen und an καί angehängt. — Übrigens findet sich καί mit folgendem enklitischem Pronomen auch bei Homer schon oft.

Auch noch andern regelmässig oder oft am Anfang des Satzes stehenden Partikeln ist diese Attraktionskraft eigen: so οὐ, μή, γάρ, εἰ, ἐάν. Auch ἀλλά ist hier zu nennen: Archiloch. 58, 3 ἀλλά μοί cμικρόc τιc εἴη. 85 ἀλλά μ' ὁ λυcιμελήc, ὦταῖρε, δάμναται πόθοc. Alcaeus 55, 2 θέλω τι Ϝείπην, ἀλλά με κωλύει αἴδωc. Theognis 941 ἀλλά μ' ἑταῖροc ἐκλείπει. 1155 ἀλλά μοι εἴη ζῆν ἀπὸ τῶν ὀλίγων. Eurip. Or. 1323 ἀλλά μοι φόβοc τιc εἰcελήλυθ(ε). Aristoph. Ran. 1338 (euripidisierend) ἀλλά μοι ἀμφίπολοι λύχνον ἅψατε. Häufig ist ἀλλά μοι bei Plato (Apol. 39 E, 41 D, Phaedo 63 E, 72 D. Sympos. 207 C, 213 A. Gorgias 453 A, 476 B, 517 B u. s. w.). ἀλλά cε Theognis 1287, 1333. Eurip. Med. 759, 1389 u. s. w.

Ferner finden wir, wie bei Homer und Sappho, das enklitische Pronomen mehrmals sogar an einen Vokativ angelehnt, wenn ein solcher erstes Wort des Satzes ist oder auf das erste Wort des Satzes folgt: Hipponax Fragm. 85, 1 Μοῦcά μοι Εὐρυμεδοντιάδεα — ἔννεφ' —. Vgl. Fragm. lyr. adesp. 30 A (Poetae lyr. ed. Bergk 3, 696) Μοῖcά μοι ἀμφὶ Σκάμανδρον ἐύρροον ἄρχομ' ἀείδειν. Sophokles Antig. 544 μήτοι καcιγνήτη μ' ἀτιμάcῃc. Eurip. Heraclid. 79 ὁδ' ὦ ξένοι με, cοὺc ἀτιμάζων θεούc, ἕλκει. Helena 670 ὁ Διόc, ὁ Διόc, ὦ πόcι με παῖc Ἑρμᾶc ἐπέλαcεν Νείλῳ. Bacch. 1120 οἴκτιρε δ' ὦ μῆτέρ με. Andromeda Fragm. 118 N. ἔαcον Ἀχοΐ με cὺν φίλαιcιν γόου κόρον λαβεῖν. Aristoph. Thesmoph. 1134 μέμνηcο Περcεῦ μ' ὡc καταλείπειc. Theokrit. 2, 95 εἶ' ἄγε Θεcτυλί μοι χαλεπᾶc νόcω εὑρέ τι μᾶχοc.

Verwandt damit ist die Anlehnung an einen vorausge-

schickten imperativischen Ausdruck, wie im homerischen ἀλλ' ἄγε μοι: Eurip. Bacch. 341 δεῦρό cου cτέψω κάρα. Iphig. Aul. 1436 παῦcαί με μὴ κάκιζε, wo με zu κάκιζε gehört. Plato Gorg. 464 B φέρε δή coι, ἐὰν δύνωμαι, caφέcτερον ἀποδείξω. 495 C ἴθι δή μοι, ἐπειδὴ —, διελοῦ τάδε. Ion 535 B ἔχε δή μοι τόδε εἰπέ. Ebenso die Anlehnung an βούλει, wenn eine 1. Sing. Konjunktivi folgt: Eurip. Kyklops 149 βούλει cε γεύcω. Plato Gorg. 516 C βούλει coι ὁμολογήcω. 521 D βούλει coι εἴπω. Aeschines 3, 163 βούλει cε θῶ φοβηθῆναι. — Im allgemeinen ähnlich sind Plato Euthydem. 297 C νεωcτί, μοι δοκεῖν, καταπεπλευκότι und Parmen. 137 B τί οὖν, εἰπεῖν, μοι ἀποκρινεῖται.

Öfters finden wir nun aber ein solches Pronomen der zweiten Stelle im Satz zu lieb von den Wörtern getrennt, zu denen es syntaktisch gehört. Theognis 559 λῷcτά cε μήτε λίην ἀφνεὸν κτεάτεccι γενέcθαι μήτε cέ γ' ἐc πολλὴν χρημοcύνην ἐλάcαι. Wieder anders Eurip. Iphig. Taur. 1004 οὐδέ μ' εἰ θανεῖν χρεών. Aristoph. Lysistr. 753 ἵνα μ' εἰ καταλάβοι ὁ τόκοc ἔτ' ἐν πόλει, τέκοιμι. Theokrit 2, 4 ὅc μοι δωδεκαταῖοc ἀφ' ὧ τάλαc οὐδέποθ' ἵκει. Vgl. oben S. 357 über καί με, καί cφεαc. — Bei Partizipien: Sophokles Antig. 450 οὐ γάρ τί μοι Ζεὺc ἦν ὁ κηρύξαc τάδε. Eurip. Iphig. Aul. 1459 τίc μ' εἶcιν ἄξων. Plato Gorg. 521 D πονηρόc τίc μ' ἔcται ὁ εἰcάγων. [Demosth.] 59, 1 πολλά με τὰ παρακαλοῦντα ἦν. (Vgl. auch Kock zu Aristoph. Av. 95). — Herodot 7, 235, 18 τάδε τοι προcδόκα ἔcεcθαι. — Sophokles Antig. 546 μή μοι θάνηc cὺ κοινά.

Leicht trennt das Pronomen vermöge derartiger Stellung eng zusammengehörige Wörter. So finden wir bei Alkman 26, 1 οὔ μ' ἔτι, παρθενικαὶ μελιγάρυεc ἱμερόφωνοι, γυῖα φέρειν δύναται und fragm. lyr. adesp. 5 (Poetae lyr. ed. Bergk 3, 690) οὔ μοι ἔτ' εὐκελάδων ὕμνων μέλει durch με, μοι die Partikel οὐκέτι zerrissen. Ähnlich Eurip. Orest. 803 εἴ cε μὴν δειναῖcιν ὄντα cυμφοραῖc ἐπαρκέcω. Plato Apol. 29 E ἐάν μοι μὴ δοκῇ. Phaedrus 236 E ἐάν μοι μὴ εἴπῃc, obwohl es sonst stets εἰ μή, ἐὰν μή in enger Verbindung heisst. Plato Gorgias 448 A οὐδείc μέ πω ἠρώτηκεν καινὸν οὐδέν. Auch Herodot 7, 153, 17 θωῦμά μοι ὦν καὶ τοῦτο γέγονεν gehört hierher, da sonst ὦν unmittelbar hinter dem ersten Satzwort zu stehen pflegt.

Ein attributiver Genetiv ist vom regierenden Wort getrennt

bei Ion, wenn er zu Beginn seiner Τριαγμοί (bei Harpokration s. v. Ἴων) sagt: ἀρχὴ δέ μοι τοῦ λόγου (Lobeck ἀρχὴ ἦδέ μοι). Ähnlich Eurip. Medea 281 τίνος μ' ἕκατι γῆς ἀποςτέλλεις. Helena 674 ἁ Δίος μ' ἄλοχος ὤλεςεν. 670 ὁ Διός, ὦ πόςι, με παῖς Ἑρμᾶς ἐπέλαςεν Νείλῳ. Thucyd. 1, 128, 7 εἰ οὖν τί ςε τούτων ἀρέςκει für τι τούτων ςε. Andoc. 1, 47 ὅςους μοι τῶν ςυγγόνων ἀπώλλυεν. Theokrit. 18, 19 Ζηνός τοι θυγάτηρ ὑπὸ τὰν μίαν ἵκετο χλαῖναν. [Allerdings auch ἐμέ so: Eurip. Heraklid. 687 οὐδεὶς ἔμ' ἐχθρῶν προςβλέπων ἀνέξεται.]

Ein attributives Adjektiv oder Pronomen oder eine Apposition ist durch ein enklitisches Pronomen von dem Satzteil, zu dem es oder sie gehört, abgetrennt: Herodot 3, 14, 34 δεςπότης ςε Καμβύςης, Ψαμμήνιτε, εἰρωτᾷ. 6, 111, 8 ἀπὸ ταύτης ςφι τῆς μάχης — κατεύχεται ὁ κῆρυξ Πλαταιεῦςι (durch Πλαταιεῦςι wird das weit abliegende ςφι wieder aufgenommen). 7, 16ᵅ 2 τά ςε καὶ ἀμφότερα περιήκοντα ἀνθρώπων κακῶν ὁμιλίαι ςφάλλουςιν, wo τά mit ἀμφότερα, ςε mit περιήκοντα zusammengehört. 9, 45, 16 ὀλίγων γάρ ςφι ἡμερέων λείπεται ςιτία. [Hippokrates] περὶ τέχνης S. 52, 18 Gomp. ὡὐτὸς δέ μοι λόγος καὶ ὑπὲρ τῶν ἄλλων. Eurip. Medea 1013 πολλή μ' ἀνάγκη. Helena 94 Αἴας μ' ἀδελφὸς ὤλες' ἐν Τροίᾳ θανών. 593 τοὐκεῖ με μέγεθος τῶν πόνων πείθει. 1281 φήμας δέ μοι ἐςθλὰς ἐνεγκών. 1643 διςςοὶ δέ ςε Διόςκοροι καλοῦςιν. Orestes 167 Ἑλένη ς' ἀδελφὴ ταῖςδε δωρεῖται χοαῖς. 482 φίλου μοι πατρός ἐςτιν ἔκγονος. 1626 Φοιβός μ' ὁ Λητοῦς παῖς ὅδ' ἐγγὺς ὢν καλῶ. Fragm. 911 χρύςεαι δή μοι πτέρυγες περὶ νώτῳ. Rhesos 401 τίς γάρ ςε κῆρυξ ἢ γερουςία Φρυγῶν — οὐκ ἐπέςκηψεν πόλει. Aristoph. Ran. 1332 (Euripides nachbildend) τίνα μοι δύςτανον ὄνειρον πέμπεις. Ekkles. 1113 αὐτή τέ μοι δέςποινα μακαριωτάτη. Plato Apol. 37 C πολλὴ μέντἄν με φιλοψυχία ἔχοι. 40 C μέγα μοι τεκμήριον τούτου γέγονεν. Phaedo 92 C οὗτος οὖν ςοι ὁ λόγος ἐκείνῳ πῶς ξυνᾴςεται. Gorg. 456 B μέγα δέ ςοι τεκμήριον ἐρῶ. 487 D ἱκανόν μοι τεκμήριόν ἐςτιν. 488 B τοῦτό μοι αὐτὸ ςαφῶς διόριςον. 493 D φέρε δή, ἄλλην ςοι εἰκόνα λέγω. 513 C ὅντινά μοι τρόπον δοκεῖς εὖ λέγειν. Phileb. 23 D τετάρτου μοι γένους αὖ προςδεῖν φαίνεται. Xenophon Hellen. 3, 1, 11 ὁ ἀνήρ ςοι ὁ ἐμὸς καὶ τἆλλα φίλος ἦν. Aeschin. 1, 116 δύο δέ μοι τῆς κατηγορίας εἴδη λέλειπται. Bion 9, 1 ἁ μεγάλα μοι Κύ-

πριc ἔθ' ὑπνώοντι παρέcτα. Leonidas Tarent. Anthol. Pal. 7, 660 Ξεῖνε, Συρηκόcιόc τοι ἀνὴρ τόδ' ἐφίεται Ὄρθων. Die zahlreichen Stellen, wo auf so eingeschobenes Pronomen zunächst das Verbum folgt, wie Eurip. Heraclid. 236 τριccαί μ' ἀναγκάζουcιν cυμφορᾶc ὁδοί. Plato Gorg. 463 B ταύτηc μοι δοκεῖ πολλὰ — μόρια εἶναι. Kallimach. Epigr. 1, 3 δοῖόc με καλεῖ γάμοc, will ich nicht alle aufführen, obwohl sie m. E. auch hierher gehören. In anderer Weise gehört hierher Plato Apol. 28 A ὅτι πολλή μοι ἀπέχθεια γέγονεν καὶ πρὸc πολλούc u. dergl.

Oder das Pronomen schliesst sich an den Artikel an. Selten unmittelbar: Theognis 575=862 οἵ με φίλοι προδιδοῦcιν. 813 οἵ με φίλοι προὔδωκαν. Theokrit 7, 43 τάν τοι, ἔφα, κορύναν δωρύττομαι. Meist folgt dem Artikel zunächst eine 'postpositive' Partikel: Herodot 1, 31, 10 οἱ δέ cφι βόεc οὐ παρεγένοντο. 1, 115, 8 οἱ γάρ με ἐκ τῆc κώμηc παῖδεc — ἐcτήcαντο βαcιλέα. 1, 207, 6 τὰ δέ μοι παθήματα τὰ ἐόντα ἀχάριτα μαθήματα γέγονε. 3, 63, 10 ὁ δέ μοι μάγοc ταῦτα ἐνετείλατο. Aristoph. Ekkles. 913 ἡ γάρ μοι μήτηρ βέβηκεν ἄλλῃ. Plato Phaedrus 236 D ὁ δέ μοι λόγοc ὅρκοc ἔcται. Sympos. 177 A ἡ μέν μοι ἀρχὴ τοῦ λόγου ἐcτὶ κατὰ τὴν Εὐριπίδου Μελανίππην. Theokrit 5, 125 τὰ δέ τοι cία καρπὸν ἐνείκαι. 1, 82 ἁ δέ τυ κώρα πάcαc ἀνὰ κράναc — φορεῖται φοιτεῦc(α). (Siehe oben S. 344).

Oder das Pronomen lehnt sich an eine Präposition und trennt sie dadurch von ihrem Kasus: Terpander Fragm. 2 ἀμφί μοι αὖτε ἄναχθ' ἑκαταβόλον ᾀδέτω ἁ φρήν. Hymn. auf Pan 1 ἀμφί μοι Ἑρμείαο φίλον γόνον ἔννεπε Μοῦcα. Rhesos 831 κατά με γᾶc ζῶντα πόρευcον. Auf die Präposition folgt zunächst noch eine Partikel Herodot 3, 69, 20 ἐν γάρ cε τῇ νυκτὶ ταύτῃ ἀναιρέομαι. Kallimach. Hymn. 1, 10 ἐν δέ cε Παρραcίῃ Ῥείη τέκεν. Epigr. 2, 1 ἐc δέ με δάκρυ ἤγαγεν.

Dazu der bekannte Fall, wo ein von wirklich gesetztem oder zu supplierendem Verbum des Bittens abhängiges cε zwischen πρόc und den davon 'regierten' Genetiv getreten ist: Eurip. Alc. 1098 μή, πρόc cε τοῦ cπείραντοc ἄντομαι Διόc. Ähnlich Soph. Phil. 468. Oed. Col. 250. 1333. Eurip. Hiket. 277. (Dagegen Eurip. Med. 853 μή, πρὸc γονάτων cε πάντωc πάντῃ c' ἱκετεύομεν). Das Verbum des Bittens ist zu ergänzen Soph. Trach. 436 μή, πρόc cε τοῦ κατ' ἄκρον Οἰταῖον νάπον

Διὸς καταστράπτοντος, ἐκκλέψῃς λόγον. Ebenso Eurip. Medea 324. Andromache 89. (Vgl. Iph. Taur. 1068.) In allen diesen Fällen nimmt σε die zweite Stelle hinter der nächst vorangehenden Interpunktion ein; Soph. Phil. 468 πρός νύν σε πατρός, Oed. Col. 1333 πρός νύν σε κρηνῶν und Eurip. Helena 1237 πρός νύν σε γονάτων τῶνδ(ε), wo das enklitische νυν noch vorgeschoben ist, bilden natürlich keine Ausnahme. Aus den ausserattischen Dichtern kommt hinzu Alkman Fr. 52 πρὸς δέ τε τῶν φίλων. Apollonius, dem wir dieses Fragment verdanken, scheint allerdings τε hier als orthotonisch zu betrachten, und ausschliesslich τυ als enklitische Akkusativform für das Dorische anzuerkennen. Aber enklitisches dorisches τε wird gesichert durch die Worte des Megarers Ar. Ach. 779 πάλιν τ' ἀποισῶ ναὶ τὸν Ἑρμᾶν οἴκαδις, wo man, weil man eben τὲ nicht anerkennen wollte, sich genötigt glaubte τυ mit unschönem Hiatus einzusetzen. Besonders aber ist Kallim. Fr. 114 = AP. 13, 10 zu vergleichen: ποτί τε Ζηνὸς (der Cod. Pal. ποτιτεζηνος) ἱκνεῦμαι λιμενοσκόπω; Bloomfield setzt unnötig das enklitische τυ. Immerhin fällt der von O. Schneider gegen ihn erhobene Vorwurf 'foede erravit' auf diesen selbst und die von ihm vorgezogene Vulgata-Schreibung ποτὶ τὲ Ζανὸς mit der sinnlosen Orthotonese und dem falschen Genetiv Ζανός zurück.

Ohne Bezugnahme auf die zwei letztgenannten Stellen hat kürzlich Christ Philologische Kleinigkeiten München 1891 S. 4 f. für Pindar Olymp. 1, 48 ὕδατος ὅτι τε πυρὶ ζέοισαν εἰς ἀκμὰν μαχαίρᾳ τάμον κατὰ μέλη die Meinung geäussert, dass das als Partikel wenig ansprechende τε als Akkusativ des Pronomens zu nehmen sei, wie denn schon längst Bergk dafür hat σε einsetzen wollen. Die Stellung von τε empfiehlt diese Auffassung.

Aber auch gegenüber der Verbindung der Präpositionen mit dem Verbum macht das alte Stellungsgesetz seinen Einfluss geltend (Krüger Dialektische Syntax 68, 48, 3). Man durchmustere die folgenden Beispiele nachhomerischer Tmesis: Alcäus Fr. 95 ἔκ μ' ἔλασας ἀλγέων. Anakreon 50, 1 ἀπό μοι θανεῖν γένοιτ(ο). Hipponax Fr. 31 ἀπό σ' ὀλέσειεν Ἄρτεμις, σὲ δὲ κὠπόλλων. Sophokles El. 1067 κατά μοι βόασον. Philoktet 817 ἀπό μ' ὀλεῖς. Oed. Col. 1689 κατά με φόνιος Ἀίδας ἕλοι. Eurip. Herakles 1053 διά μ' ὀλεῖτε. Hiket. 45 ἀνά

μοι τέκνα λῦcαι. 829 κατά με πέδον γᾶc ἕλοι. Hippolyt 1357 διά μ' ἔφθειραc. Bacch. 579 ἀνά μ' ἐκάλεcεν. Aristoph. Acharn. 295 κατά cε χώcομεν. Plut. 65 ἀπό c' ὀλῶ κακὸν κακῶc. Plato Phaedr. 237 A ξύμ μοι λαβέcθε τοῦ μύθου. Kallimach. Epigr. 1, 5 εἰ δ' ἄγε, cύμ μοι βούλευcον. — Mit vorangehender Partikel u. dgl.: Sophokles Philoktet 1177 ἀπὸ νύν με λείπετ' ἤδη. Eurip. Or. 1047 ἔκ τοί με τήξειc. Aristoph. Vesp. 437 ἔν τί cοι παγήcεται. 784 ἀνά τοί με πείθειc. Vgl. oben S. 338 die ähnlichen Stellen mit νιν. Wenn vereinzelt (Alcäus Fr. 68 schrieb Bekker irrig τύφωc ἔκ c' ἕλετο φρέναc) das Pronomen durch solche Tmesis nicht an die zweite Stelle gekommen sein sollte, wird uns das nicht stören.

IV.

Besondere Betrachtung verdienen μοι, τοι, (cφι), μεο — μευ — μου, cεο — cευ — cου, cφεων als attribute Genetive. Dass μοι, τοι, wie auch οἱ, die Genetivfunktion nicht erst nachträglich übernahmen, sondern entsprechend ihren indischen Korrelaten *mē*, *tē*, *sē* von Haus aus besassen und mit dem Lokativ nichts zu thun haben (vgl. Delbrück Altind. Syntax S. 205), betrachte ich als sicher; dass die Genetivfunktion sich im Griechischen nicht bloss bei Homer (siehe Brugmann Grundriss II 819. Verf. Berliner philol. Woch. 1890 Sp. 39) und den Ioniern erhalten hat, ergibt sich zumal aus der Bemerkung von Wilamowitz zu Eurip. Herakles 626 (cύ τ' ὦ γύναι μοι, cύλλογον ψυχῆc λαβέ): "Das Drama drückt in der Anrede das possessive Verhältnis bei Verwandtschaftswörtern durch den Dativ aus, θύγατέρ μοι, τέκνον μοι [Eurip. Ion 1399. Orestes 124. Iph. Aul. 613] γύναι μοι. Der Genetiv ist überhaupt nicht üblich: sein Eindringen, z. B. in der jüdisch-christlichen Litteratur, vielmehr ein Zeichen des Plebeiertums".

Die natürlichste Stellung für diese Genetive schiene uns die hinter ihren Substantiven. Bekanntlich findet sich nun zwar diese recht oft, wie z. B. gerade bei den von Wilamowitz besprochenen vokativischen Verbindungen, aber daneben als völlig gleichberechtigt die Stellung vor dem Substantiv und dessen Attributen mit Einschluss des Artikels. Der Ursprung dieser seltsamen Stellung wird klar, wenn wir die ältesten Beispiele derselben prüfen. Schon Homer hat diese Stellung A 273 καὶ μέν μευ βουλέων ξύνιεν. N 626 οἵ μευ

κουριδίην ἄλοχον καὶ κτήματα πολλὰ μάψ' οἴχεσθ' ἀνάγοντες. Ε 311 καί μευ κλέος ἦγον Ἀχαιοί. ι 20 καί μευ κλέος οὐρανὸν ἵκει. (ι 405 ἦ μή τίς σευ μῆλα βροτῶν ἀέκοντος ἐλαύνει). μ 379 οἵ μευ βοῦς ἔκτειναν. ο 467 οἵ μευ πατέρ' ἀμφεπένοντο. κ 231 καί σευ φίλα γούναθ' ἱκάνω. ω 381 τῷ κέ σφεων γούνατ' ἔλυσα hier überall so, dass sie durch unser Stellungsgesetz bewirkt ist. Die spätern haben sich dann gestattet diese Genetive weiter vom Satzanfang zu entfernen, aber die aus dem alten Stellungsgesetz folgende Voranstellung dann doch noch vielfach beibehalten. Nachwirkungen des ursprünglichen Zusammenhangs zwischen der Voranstellung und dem alten Stellungsgesetz zeigen sich aber mancherlei.

Erstens nehmen die vorangestellten Genetive eben doch häufig die zweite Stelle im Satz ein. Für μοι, τοι verweise ich auf Herodot 4, 29, 3 μαρτυρέει δέ μοι τῇ γνώμῃ καὶ Ὁμήρου ἔπος. 7, 27, 8 ὅς τοι τὸν πατέρα δωρήσατο. Sophokles Trachin. 1233 ἥ μοι μητρὶ μὲν θανεῖν μόνη μεταίτιος. Für die eigentlichen Genetivformen auf folgende, die Zahl der Belege natürlich bei weitem nicht erschöpfende Beispiele: Hipponax Fragm. 76 λαιμᾷ δέ σευ τὸ χεῖλος. 83 λάβετέ μευ θαἰμάτια. Herodot 4, 80, 11 ἔχεις δέ μευ τὸν ἀδελφεόν. 7, 51, 3 σὺ δέ μευ συμβουλίην ἔνδεξαι. Eurip. Medea 1233 ὥς σου συμφορὰς οἰκτίρομεν. Helena 277 ἥ μου τὰς τύχας ὤχει μόνη. Hiket. 1162 ἔθιγέ μου φρενῶν. Orestes 297 σύ μου τὸ δεινὸν καὶ διαφθαρὲν φρενῶν ἴσχναινε. Aristoph. Eq. 289 κυνοκοπήσω σου τὸ νῶτον. 709 ἀπονυχιῶ σου τἀν πρυτανείῳ σιτία. Pax 1212 ἀπώλεσάς μου τὴν τέχνην καὶ τὸν βίον. Aves 139 καλῶς γέ μου τὸν υἱόν ὦ Στιλβωνίδη οὐκ ἔκυσας. Lysistr. 409 ὀρχουμένης μου τῆς γυναικὸς ἑσπέρας ἡ βάλανος ἐκπέπτωκεν. Ranae 1006 καί μου τὰ σπλάγχν' ἀγανακτεῖ. Plato Apol. 18 D διττούς μου τοὺς κατηγόρους γεγονέναι. 20 A εἰ μέν σου τὼ υἱέε πώλω ἢ μόσχω ἐγενέσθην. Phaedo 89 B καταψήσας οὖν μου τὴν κεφαλήν. Alcaeus com. Fragm. 29 Kock ἐβίασέ μου τὴν γυναῖκα. Aeschines 3, 16 ἀφομοιοῖ γάρ μου τὴν φύσιν τοῖς Σειρῆσιν. Theokrit 2, 55 τί μευ μέλαν ἐκ χροὸς αἷμα — πέπωκας. 2, 69 u. s. w. φράζεό μευ τὸν ἔρωθ' ὅθεν ἵκετο. 5, 4 τόν μευ τὰν σύριγγα πρόαν κλέψαντα Κομάταν. 5, 19 οὔ τευ τὰν σύριγγα λαθὼν ἔκλεψε Κομάτας. 6, 36 καλὰ δέ μευ ἁ μία κώρα. 15, 31 τί μευ τὸ χιτώνιον ἄρδεις. 15, 69

δίχα μευ τὸ θερίστριον ἤδη ἔσχισται. 22, 10 οἱ δέ σφεων κατὰ πρύμναν ἀείραντες μέγα κῦμα.

Noch entschiedener ist der Einfluss unseres Stellungsgesetzes in den ohnehin auffälligen Beispielen anzuerkennen, wo der vorausgehende pronominale Genetiv vom regierenden Substantivum durch andre Worte getrennt ist. Dies zeigt sich an dem τοι Theokrits 7, 87 ὥς τοι ἐγὼν ἐνόμευον ἀν' ὤρεα τὰς καλὰς αἶγας φωνᾶς εἰσαΐων, wo Meinekes Bemerkungen zu vergleichen sind. Ferner steht bei Homer an den in diese Klasse gehörigen Stellen der Genetiv regelmässig an zweiter Stelle: E 811 ἀλλά σευ ἢ κάματος πολυᾶϊξ γυῖα δέδυκεν ἤ νύ σέ που δέος ἴσχει, wo die Stellung des Pronomens besonders bemerkenswert ist. I 355 μόγις δέ μευ ἔκφυγεν ὁρμήν. Z 95 = P 173 νῦν δέ σευ ὠνοσάμην πάγχυ φρένας. Γ 185 χαίρω σευ Λαερτιάδη τὸν μῦθον ἀκούσας. K 311 θεὰ δέ μευ ἔκλυεν αὐδῆς. K 485 οἵ μευ φθινύθουσι φίλον κῆρ. (Nur π 92 ἦ μάλα μευ καταδάπτετ' ἀκούοντος φίλον ἦτορ, wo μευ erst an dritter Stelle steht, bildet eine, übrigens nicht sehr schwer wiegende Ausnahme.) — Und wenn nicht regelmässig, so doch überaus häufig nimmt auch bei den Spätern ein so von seinem Substantiv abgetrennter pronominaler Genetiv die zweite Stelle ein: Theognis 969 πρίν σου κατὰ πάντα δαῆναι ἤθεα. Herodot 4, 119, 2 καί σφεων ἐσχίσθησαν αἱ γνῶμαι. Eurip. Helena 898 μή μου κατείπῃς σῷ κασιγνήτῳ πόσιν. Bacch. 341 δεῦρό σου στέψω κάρα. 615 οὐδέ σου συνῆψε χεῖρα. Fragm. 687, 1 ἐμπλήσθητί μου πιὼν κελαινὸν αἷμα. 930 οἴμοι, δράκων μου γίγνεται τὸ ἥμισυ. Aristoph. Eq. 708 ἐξαρπάσομαί σου τοῖς ὄνυξι τἄντερα. Pax 1068 εἴθε σου εἶναι ὤφελεν, ὦ λαζών, οὑτωσὶ θερμὸς ὁ πλευμών. Ran. 573 οἷς μου κατέφαγες τὰ φορτία. Plato Phaedo 117 B ἕως ἄν σου βάρος ἐν τοῖς σκέλεσι γένηται. Republ. 1, 327 B καί μου ὄπισθεν λαβόμενος ὁ παῖς τοῦ ἱματίου. Parmen. 126 A καί μου λαβόμενος τῆς χειρός. Demosth. 18, 199 καί μου μηδὲ εἰς τὴν ὑπερβολὴν θαυμάσῃ. Theokrit 2, 82 ὥς μευ περὶ θυμὸς ἰάφθη. Bion 6, 1 εἴ μευ καλὰ πέλει τὰ μελύδρια [Menand. fr. 498].

Ganz Gleichartiges haben wir bei dem genetivischen οἱ getroffen (s. oben S. 337 f.). Und wie nun dieses auch mitten in der regierenden Wortgruppe, d. h. hinter deren erstem Wort, Stellung nehmen kann, so auch die von uns hier zu besprechenden Formen. Und zwar a) im Anschluss an eine Partikel

Hipponax Fr. 62 οἱ δέ μευ πάντες ὀδόντες ἐντὸς ἐν γνάθοις κεκινέαται. Anakreon fr. 81 αἱ δέ μευ φρένες ἐκκεκωφέαται. Herodot 3, 102, 19 αἱ γάρ σφι κάμηλοι ἵππων οὐκ ἑσσονές εἰσιν. 4, 202, 3 τῶν δέ σφι γυναικῶν τοὺς μαζοὺς ἀποταμοῦσα. 9, 50, 7 οἵ τέ σφεων ὀπέωνες — ἀπεκεκλῄατο. Aristoph. Eq. 787 τουτό γέ τοί σου τοὔργον ἀληθῶς γενναῖον καὶ φιλόδημον. Theokrit 4, 1 ταὶ δέ μοι αἶγες βόσκονται κατ' ὄρος. (Vgl. auch die bereits oben S. 359. 360 angeführten Stellen mit μοι Eurip. Or. 482, Aristoph. Ekkles. 913. 1113). Ebenso unmittelbar hinter Artikel oder Präposition Herodot 7, 38, 12 σὺ δέ, ὦ βασιλεῦ, ἐμὲ ἐς τόδε ἡλικίης ἥκοντα οἰκτίρας, τῶν μοι παίδων παράλυσον ἕνα τῆς στρατιῆς. Ganz ebenso kyprisch (Deecke Nr. 26) ὅ μοι πόσις Ὀνασίτιμος 'mein Gatte ist Onasitimos', was Hoffmann Die griechischen Dialekte I 323 als 'sehr eigentümlich' bezeichnet, während Meister Die griechischen Dialekte II 139. 140, sich sogar genötigt glaubt, ein neues Wort ὁμοίποσις 'Mitgatte' zu konstruieren[1]). — Dazu aus den attischen Dichtern Eurip. Medea 144 διά μου κεφαλᾶς φλὸξ οὐρανία βαίη. Hippolyt 1351 διά μου κεφαλᾶς ᾄσσους' ὀδύναι. Heraclid. 799 εἷς μου λόγος σοι πάντα σημανεῖ τάδε. Aristoph. Lysistrate 416 ὦ σκυτοτόμε, τῆς μου γυναικὸς τοὺς πόδας. Vgl. Theokrit 5, 2 τό μευ νάκος ἐχθὲς ἔκλεψεν. Ausser am Satzanfang findet sich μου u. s. w. jedenfalls höchst selten so eingeschoben, und für die Stellen, wo es geschieht, wie z. B. Aristoph. Ran. 485 δείσασα γὰρ εἰς τὴν κάτω μου κοιλίαν καθείρπυσεν, dürfen wir voraussetzen, dass die am Satzanfang aufgekommene Einschiebung im Satzinnern nachgeahmt wurde.

Die Stellung der barytonetischen, also ursprünglich enklitischen Pluralformen ἥμων, ἧμιν u. s. w. will ich angesichts der Schwierigkeit sie an den einzelnen Stellen von den echtorthotonischen zu unterscheiden, hier nicht untersuchen (man beachte immerhin IGA. 486 (Milet) [Ἑρ]μησιάναξ ἥμεας ἀνέθηκεν [ὁ . . .], ganz wie sonst μ' ἀνέθηκεν und 482ᵃ 5 (Elephan-

1) Auf Wunsch des Herrn Dr. Meister bemerke ich, dass er auf Grund von Wilamowitz' Anmerkung zu Eurip. Herakles V. 626 (siehe oben S. 362) schon längst zur richtigen Auffassung dieser Worte gelangt war und vorgehabt hatte seine frühere Erklärung öffentlich zurückzunehmen.

tine ἔγραφε δ᾽ ἄμε Ἄρχων Ἀμοιβίχου); wohl aber möchte ich daran erinnern, dass nach den Nachweisen Krügers, dessen ordnendem Scharfsinn wir ja überhaupt die feineren Gesetze für die Stellung dieser Genetive verdanken, αὐτοῦ, αὐτῆς, αὐτῶν in anaphorischer Bedeutung den gleichen Stellungsregeln wie μου unterliegt. Zwar gilt dies nicht für Homer, bei dem sich die anaphorische Bedeutung und die Tonlosigkeit von αὐτοῦ erst anzubahnen beginnt, und der es daher auch an Stellen, wo wir es mit *eius* wiedergeben, weit vom Satzanfang stellt, wie z. B. B 347 ἄνυσις δ᾽ οὐκ ἔσσεται αὐτῶν. P 546 δὴ γὰρ νόος ἐτράπετ᾽ αὐτοῦ. (η 263 dagegen liegt in der gleichen Wendung ein Nachdruck auf αὐτῆς). μ 130 γόνος δ᾽ οὐ γίγνεται αὐτῶν, was einen sehr wertvollen indirekten Beweis für unsere Stellungsregel liefert. Wohl aber ist bei den Attikern αὐτοῦ, αὐτῆς, αὐτῶν gerade so gern dem regierenden Substantiv vorangestellt wie μου, und dann gerade wie μου häufig dem Satzanfang nahe, z. B. Thycyd. 1, 138, 1 ἐθαύμασέ τε αὐτοῦ τὴν διάνοιαν. 4, 109, 11 καὶ αὐτῶν τὴν χώραν ἐμμείνας τῷ στρατῷ ἐδῄου. Plato Gorg. 448 E ἐγκωμιάζεις μὲν αὐτοῦ τὴν τέχνην. Und ebenso findet sich αὐτοῦ wie μου seinem Substantiv so vorangestellt, dass es durch ein oder mehrere Wörter davon getrennt ist, und auch da, wie μου, gern an zweiter Stelle z. B. Eurip. Heraclid. 12 ἐπεὶ γὰρ αὐτῶν γῆς ἀπηλλάχθη πατήρ. Wer endlich die von Stein zu 6, 30, 7 aufgeführten herodoteischen Stellen durchmustert, an denen αὐτοῦ zwischen Artikel und Substantiv steht, wird an diesen allen (und ebenso auch 1, 146, 10. 1, 177, 3. 2, 149, 19. 7, 129, 3) αὐτοῦ an zweiter Stelle finden, wobei ich 7, 156, 11 Μεγαρέας τε τοὺς ἐν Σικελίῃ, ὡς — προσεχώρησαν, τοὺς μὲν αὐτῶν παχέας — πολιήτας ἐποίησε mitrechne. Also ganz wie bei eingeschobnem μοι, μου. Die Attiker sind hier freier: Isokr. 18, 52 γνώσεσθε τὴν ἄλλην αὐτοῦ πονηρίαν. Xenoph. Anab. 6, 2, 14 ὅπως — αὐτοὶ καὶ οἱ αὐτῶν στρατιῶται ἐκπλεύσειαν. Vielleicht kommt für das αὐτοῦ bei Isokrates wie für das μου Aristoph. Ran. 485 (oben S. 365) in Betracht, dass der Genetiv sich nicht an den Artikel, sondern an ein Attribut anlehnt.

V.

Bergaigne nimmt an, das in Abschnitt II—IV erörterte Stellungsgesetz der enklitischen Personalpronomina sei bei den

anaphorischen Pronomina entstanden; diese habe man gern dem vorausgehenden Satze möglichst nahe gerückt, um dadurch die Verbindung mit diesem besser zu markieren. Von den anaphorischen Pronomina sei dann die Stellungsregel auch auf die Pronomina der ersten und zweiten Person übergegangen, und durch diese ihre Stellung nach dem ersten Wort des Satzes und ihre Anlehnung an dasselbe seien die betr. Pronomina enklitisch geworden (Mémoires de la Société de Linguistique III 177. 178).

Diese Annahme hat wenig für sich. Denn gerade was bei οἱ, σφιν nach Bergaigne die Stellung nächst dem Satzanfang begünstigte, die Beziehung auf den vorausgehenden Satz, fehlt ja bei μοι, τοι. Dagegen wird die von Bergaigne verworfene Möglichkeit, dass "le langage s'est habitué à les construire après le premier mot, parce qu'ils étaient privés d'accent", als Thatsache durch den Umstand erwiesen, dass auch ausserhalb des persönlichen Pronomens die Enklitika dieser Stellungsregel unterworfen werden. Schon Kühner Griechische Grammatik I[2] 268 Anm. 8 bemerkt, "bei der freien Wortstellung der griechischen Sprache darf man sich nicht wundern, wenn die Encliticae sich oftmals nicht an das Wort anschliessen, zu dem sie gehören, sondern an ein anderes, zu dem sie nicht gehören". In welcher Richtung diese Abweichungen liegen, lässt Kühner unerörtert. Aber sämtliche Beispiele, die er a. a. O. folgen lässt, erledigen sich aus unserm Stellungsgesetz.

Unter den deklinabeln Enklitika kommt bloss noch das indefinite Pronomen in betracht. Sehr evident tritt bei diesem die Stellungsregel nicht zu Tage. Denn wenn man etwa darauf Gewicht legen wollte, dass die altertümlichen Formen του, τῳ auf den attischen Inschriften ausser CIA. 4, 61[a] 15 — ἔχοντός του, nur im unmittelbaren Anschluss an εἰ, ἐάν vorkommen (vgl. die Belege bei Meisterhans Grammatik der attischen Inschriften[2] S. 123 Anm. 1106), so genügt es auf Thucydides zu verweisen, der diese Formen an ganz beliebigen Stellen des Satzes bietet. Doch ist bei Homer die Neigung τὶς an den Anfang zu rücken unverkennbar. Man beachte, ausser ὅστις nebst Zubehör, εἴ τις, μή τις, besonders folgende Stellen: mit Losreissung zum gehörigen Nomen E 897 εἰ δέ τευ ἐξ ἄλλου γε θεῶν. Θ 515 ἵνα τις στυγέῃσι καὶ ἄλλος. N 464

εἴ πέρ τί cε κῆδος ἱκάνει (zugleich vor dem enklitischen cε!). Ψ 331 ἤ τευ cῆμα βροτοῖο πάλαι κατατεθνηῶτος. γ 348 (— ὥς ὑμεῖς παρ' ἐμεῖο θοὴν ἐπὶ νῆα κίοιτε) ὥς τέ τευ ἢ παρὰ πάμπαν ἀνείμονος ἠὲ πενιχροῦ. η 195 μηδέ τι μεccηγύc γε κακὸν καὶ πῆμα πάθηcιν. Mit Voranstellung von τιc vor ein sonst zur zweiten Stelle berechtigtes Wort (vgl. N 464) Π 37 καί τινά τοι παρ Ζηνὸc ἐπέφραδε πότνια μήτηρ. λ 218 ὅτε τίc κε θάνηcι (vgl. Hesiod Ἔργα 280 εἰ γάρ τίc κ' ἐθέλῃ. Peppmüller Berliner philolog. Wochenschrift 1890 Sp. 559). Hierher gehört das nicht seltene ὥc τίc τε statt ὥcτε τιc wie z. B. Ρ 657 βῆ δ' ἰέναι ὥc τίc τε λέων ἀπὸ μεccαύλοιο.

Beispiele der ersten Kategorie lassen sich auch aus der Folgezeit beibringen (Kühner Gramm. II 572 Anm. 6): Theognis 833 οὐδέ τιc ἡμῖν αἴτιοc ἀθανάτων. 957 εἴ τι παθὼν ἀπ' ἐμεῦ ἀγαθὸν μέγα μὴ χάριν οἶδαc. 1192 ἀλλά τί μοι ζῶντι γένοιτ' ἀγαθόν. 1265 οὐδέ τιc ἀντ' ἀγαθῶν ἐcτι χάριc παρὰ cοί. Aeschyl. Fragm. 241 οὔπω τιc Ἀκταίων' ἄθηροc ἡμέρα — ἔπεμψεν ἐc δόμουc. Herodot 2, 23, 3 οὐ γάρ τινα ἔγωγε οἶδα ποταμὸν Ὠκεανὸν ἐόντα. 7, 235, 9 αἰεί τι προcδοκῶν ἀπ' αὐτῆc τοιοῦτο ἔcεcθαι. Eurip. Medea 283 μή μοί τι δράcῃc παῖδ' ἀνήκεcτον κακόν. Elektra 26 μή τῳ λαθραίωc τέκνα γενναίῳ τέκοι. Helena 477 ἔcτι γάρ τιc ἐν δόμοιc τύχη. Thucyd. 1, 10, 1 εἴ τι τῶν τότε πόλιcμα. Aristoph. Pax 834 καί τίc ἐcτιν ἀcτήρ. Ran. 170 καὶ γάρ τιν' ἐκφέρουcι τουτονὶ νεκρόν. Plato Phaedo 95 B μή τιc ἡμῖν βαcκανία περιτρέψῃ τὸν λόγον. 101 A μή τίc cοι ἐναντίοc λόγοc ἀπαντήcῃ. Sympos. 174 E καί τι ἔφη αὐτόθι γελοῖον παθεῖν. 218 E καί τίc ἐcτ' ἐν ἐμοὶ δύναμιc. Gorg. 493 A ἤδη του ἔγωγε καὶ ἤκουcα τῶν cοφῶν. Xenophon Hellen. 4, 1, 11 ὅταν τι τοῖc φίλοιc ἀγαθὸν εὑρίcκω. 4, 8, 33 εἴ τί που λαμβάνοι Ἀθηναίων πλοῖον. Demosth. 18, 18 ἀλλά τιc ἦν ἄκριτοc καὶ παρὰ τούτοιc καὶ παρὰ τοῖc ἄλλοιc ἔριc. 18, 65 ἦν ἄν τιc κατὰ τῶν ἐναντιωθέντων οἷc ἔπραττεν ἐκεῖνοc, μέμψιc καὶ κατηγορία. Menander Fragm. 572 Kock ὅταν τι πράττῃc ὅcιον. Fragm. lyr. adesp. 58 Bgk. (3[4], 706) ἀλλά τιc ἄμμι δαίμων. Dazu Plato Leges 3, 683 B εἰ γοῦν, ὦ ξένε, τιc ἡμῖν ὑπόcχοιτο θεόc, wo zugleich auch noch die Anlehnung von τὶc an den Vokativ Beachtung verdient, vgl. das oben S. 343 über Πάτροκλέ μοι bemerkte. Aus Nachahmung derartiger Stellen ist dann die Wortfolge von Stellen wie Thucyd. 1, 106, 1

καὶ αὐτῶν μέρος — ἐcέπεcεν ἔc του χωρίον ἰδιώτου zu erklären, wo mitten im Satze stehendes τὶc von dem später nachfolgenden Satzteil durch andere Wörter getrennt ist.

Und wie das homerische, drängt auch das nachhomerische τὶc andere Wörter von der ihnen zukommenden zweiten Stelle weg. Aus der attischen Litteratur gehört bloss etwa die Tmesis Aristoph. Vesp. 437 ἔν τί coι παγήcεται und Stellen wie Plato Gorg. 520 E ὅντιν' ἄν τις τρόπον ὡc βέλτιcτοc εἴη hierher. Aber die Wortfolge τίc κε hinter dem Einleitungswort eines Konjunktivsatzes, welche die epische Sprache (abgesehen vom gemeinüblichen ὅcτιc κε) nur in Einem homerischen und Einem hesiodischen Beispiel kennt, ist im Dorischen (natürlich mit κα statt κε) geradezu die Regel. (Vgl. Ahrens Dial. II 383). So im gortynischen Gesetz: 9, 43 αἴ τιc κα. 7, 13 αἴ τινά κα. 3, 29 (ebenso 6, 23. 6, 43. 9, 13) καἴ τί κ'. 8, 17 καί μέν τίc κ'. 3, 9 ὅτι δέ τίc κα. Abweichend 5, 13 = 17 = 22 αἰ δέ κα μή τιc und 4, 14 ᾧ δέ κα μή τιc ᾖ cτέγα, wo μή das Indefinitivum attrahiert hat, sowie ὀπῶ κά τιλ λῆ 10, 33. — Auf jüngern kretischen Inschriften CIG. 3048 (= Cauer [2] 123), 33 εἰ δέ τινέc κα τῶν ὁρμιωμένων (ebenso 3049, 9. 3058, 13). 3048, 38 εἴ τίc κα ἄγῃ (ebenso 3049, 14. 3058, 16). — Auf den Tafeln von Heraklea 1, 105 καὶ αἴ τινί κα ἄλλῳ. 1, 117 καὶ αἴ τινάc κα ἄλλουc. 1, 119 αἰ δέ τινά κα γήρᾳ — ἐκπέτωντι. 1, 127 καὶ εἴ τινέc κα μὴ πεφυτεύκωντι. 1, 128 αἰ δέ τίc κα ἐπιβῇ. 1, 151 αἰ δέ τιc κα τῶν καρπιζομένων ἀποθάνει. 1, 173 αἴ τινά κα γήρᾳ — ἐκπέτωντι. — Auf der Inschrift v. Orchomenos Dittenberger Syll. 178, 10 καὶ εἴ τίc κα μὴ ἐμμένῃ. — Auf der Inschrift von Mykene Collitz 3316, 8 αἰ δέ τί κα πένηται. — Auf den korkyräischen Inschriften Coll. 3206, 25 εἰ δέ τί κ' ἀδύνατον γένοιτο. 3206, 103 εἰ δέ τί κα — μὴ ὀρθῶc ἀπολογίξωνται. 3206, 114 εἴ τινόc κα ἄλλου δοκῇ. Dazu vielleicht Theokrit 2, 159 αἰ δέ τί κά με — λυπῇ. (Siehe unten S. 372).

Angesichts so konstanten Gebrauchs, dem ich, abgesehen von den gortynischen Ausnahmen, wo teils μή im Spiele ist, teils nicht εἰ vorhergeht, nur Epicharm S. 217 Lor. (Athen. 6, 236 A) Z. 5 καἴ κά τιc ἀντίον ⟨τι⟩ λῇ τήνῳ λέγειν und S. 281 Lor. (Athen. 2, 70 F) αἴ κά τιc ἐκτρίψαc καλῶc παρατιθῇ νιν als Gegenbeispiele entgegenstellen kann, scheint es mir klar, dass auf der korkyräischen Inschrift 3213 Collitz (= CIG.

1850), 3 das überlieferte αἴ κα πάσχη nicht mit Boeckh in αἴ κά ⟨τι⟩ πάσχη zu verbessern ist, sondern vielmehr in αἴ ⟨τί⟩ κα πάσχη. Übrigens ist diese Stellungsgewohnheit nicht bloss dorisch: Tafel von Idalion, Z. 29 ὄπι σίς κε τὰς Ϝρήτας τάσδε λύση. — Vgl. ferner Sophron bei Athen. 3, 110 D ἄρτον γάρ τις τυρῶντα τοῖς παιδίοις ἴαλε, mit Trennung von ἄρτον τυρῶντα.

Endlich kann man die Frage aufwerfen, ob nicht die von Herodot an den Prosaisten geläufige Zwischenschiebung von τὶς zwischen den Artikel nebst eventuellem Attribut und das Substantiv des zugehörigen Genetivus partitivus (z. B. τῶν τινα Λυδῶν, ἐς τῶν ἐκείνων τι χωρίων, τῶν ἄλλων τινὰς Ἑλλήνων) in Sätzen aufgekommen sei, wo τις dadurch an zweite Stelle kam.

Die vom Indefinitum abgeleiteten Adverbia befolgen bei Homer unser Gesetz ziemlich streng. In Ν Π Ρ findet sich που 14 mal, immer an zweiter Stelle, darunter beachtenswert Ν 293 μή πού τις ὑπερφιάλως νεμεσήσῃ mit Trennung von μή und τις und Ν 225 ἀλλά που. — ποθι zweimal, Ν 630 ἀλλά ποθι, Ν 309 ἐπὶ οὔ ποθι ἔλπομαι, wo noch οὐ vorhergeht. — πως neunmal, siebenmal an zweiter Stelle, dazu ἀλλ' οὔ πως Ν 729. Ρ 354 — ποτε viermal, zweimal an zweiter Stelle, daneben Ν 776 ἄλλοτε δή ποτε μᾶλλον ἐρωῆσαι πολέμοιο μέλλω. Π 236 ἠμὲν δή ποτ' ἐμὸν ἔπος ἔκλυες εὐξαμένοιο. — πῃ nur einmal (Π 110), korrekt. — πω fünfmal korrekt, dazu Ρ 190 θέων δ' ἐκίχανεν ἑταίρους ὦκα μάλ', οὔ πω τῆλε, ποσὶ κραιπνοῖσι μεταςπών. Ρ 377 δύο δ' οὔ πω φῶτε πεπύσθην. [Ausnahmen aus den andern Büchern verzeichnet Monro [2] S. 336 ff.]

Die nachhomerische Zeit verfährt bei diesen Partikeln recht frei. Reste des Alten liegen ausser in ἦπου, δήπου, vor in Stellen wie Theokrit 18, 1 ἔν ποκ' ἄρα Σπάρτᾳ —. Antipater Anthol. Pal. 6, 219, 1 ἔκ ποτέ τις φρικτοῖο θεᾶς σεσοβημένος οἴστρῳ. (Nach solchen Mustern dann Pind. Pyth. 2, 33 ὅτι τε μεγαλοκευθέεσιν ἔν ποτε θαλάμοις. Leonidas Anthol. Pal. 9, 9 Ἴξαλος εὐπώγων αἰγὸς πόσις ἔν ποθ' ἀλωῇ). Vgl. auch Plato Phaedo 73 D ἄλλη που ἐπιστήμη ἀνθρώπου καὶ λύρας. 101 B ὁ αὐτὸς γάρ που φόβος.

Viel ergebnisreicher ist die Betrachtung sonstiger enklitischer Partikeln. Zwar wenn τε und ῥα stets an zweiter Stelle stehen (B 310 βωμοῦ ὑπαΐξας πρός ῥα πλατάνιστον ὄρου-

cεν ist das Partizip einem Nebensatz gleichwertig), könnte man dies aus ihrer Funktion die Sätze zu verbinden erklären. Andererseits entzieht sich γε jeder durchgreifenden Stellungsregel, weil es an das Wort gebannt ist, auf dessen Begriff das Hauptgewicht der Bejahung fällt; höchstens könnte man darauf hinweisen, dass bei Thucydides mehrmals ein zu einem Partizip gehöriges γε nicht an dieses, sondern an ein früheres Wort angeschlossen ist (Stahl zu Thucyd. 2, 38, 1): 2, 38, 1 ἀγῶcι μέν γε καὶ θυcίαιc διετηcίοιc νομίζοντεc. 4, 65, 4 οὕτω τῇ γε παρούcῃ εὐτυχίᾳ χρώμενοι. 4, 86, 2 πίcτειc γε διδοὺc τὰc μεγίcταc. Vgl. Demosth. 18, 226 ὥc γ' ἐμοὶ δοκεῖ statt ὥc ἔμοιγε δοκεῖ. — Ähnliches wie für γε, gilt für περ.

Aber Eine konstant enklitische Partikel kann doch genannt werden, die, obwohl durchaus nicht der Satzverbindung dienend, doch ganz unverkennbar Vorliebe für die zweite Stelle hat, nämlich κε (κεν, κα). Schon G. Hermann De particula ἄν (Opuscula IV) S. 7 deutet dies mit den Worten an: "κεν, quae quod enclitica est ab incipienda oratione arcetur, etiam ante ea verba, ad quorum sententiam pertinet, poni potest, dummodo aliqua vox in eadem constructione verborum praecesserit", und bringt als Beispiel H 125 ἦ κε μέγ' οἰμώξειε γέρων ἱππηλάτα Πηλεύc. Doch denkt Hermann nicht daran, geradewegs der Partikel die zweite Stelle im Satz zu vindizieren. Und selbst der neueste Gesamtdarsteller des homerischen Gebrauchs von κε, E. Eberhard in Ebelings Lexikon, behandelt dessen Stellung zwar auf fast sieben eng gedruckten Spalten, aber ohne prinzipiell über Hermann hinauszukommen, so sehr das von ihm selbst zusammengebrachte Material ihn hätte auf die richtige Bahn bringen müssen. So wenn er im Anschluss an Schnorr hervorhebt, dass κε dem Verb nur dann folge, wenn dieses an der Spitze des Satzes stehe, und dem Partizip nur ψ 47 ἰδοῦcά κε θυμὸν ἰάνθηc, oder dass sich die und die Verbindung von κε mit einem vorausgehenden Wort nur "in introitu versus" finde.

Allgemein anerkannt ist vorerst, dass in allen griechischen Mundarten, die κε oder eine Nebenform desselben überhaupt besitzen, die Partikel dem einleitenden Pronomen oder Fügewort konjunktivischer Nebensätze ausnahmslos unmittelbar folgt, es sei denn, dass sich sonstige Enklitika oder Quasi-Enklitika, wie τε, δέ, γάρ, μέν, vereinzelt auch τιc (siehe oben

S. 369), τὺ (siehe oben S. 344) und τοὶ (Theognis 633 ὅ τοί κ' ἐπὶ τὸν νόον ἔλθῃ) dazwischen drängen: ὅς κε, εἰς ὅ κε, εἴ κε, αἴ κε, ἐπείκε, ὅτε κε (dor. ὅκκα), ἕως κε, ὄφρα κε, ὥς κε, ὅ(π)πως κε oder ὃς δέ κε, εἰ δέ κε u. dergl. (Doch Epicharm S. 225 Lor. [Athen. 6, 236 A] Z. 10 αἴκα δ' ἐντύχω τοῖς περιπόλοις und Theokrit 1, 5 αἴκα δ' αἶγα λάβῃ τῆνος γέρας neben 1, 10 αἰ δέ κ' ἀρέσκῃ u. s. w.). Undenkbar scheint mir die von Ahrens für Theokrit 1, 159 vorgeschlagene, von Meineke und Hiller akzeptierte Schreibung αἰ δ' ἔτι κά με — λυπῇ, so dass αἰ von κα durch ἔτι getrennt wäre. Der Zusammenhang hindert nicht das grammatisch einzig zulässige αἰ δέ τί κά με einzusetzen und diese Stelle den oben S. 369 aufgeführten mit τίς zwischen αἰ und κα einzureihen. (Gottfried Hermann εἰ δ' ἔτι καί με — λυπεῖ, was weniger anspricht.)

Ganz Entsprechendes zeigen nun aber die andern Satzarten. Auch die Hauptsätze und interrogativen Nebensätze mit konjunktivischem Verb haben bei Homer κε ausnahmslos an zweiter Stelle, so in Ν Π Ρ an folgenden Stellen: Π 129 ἐγὼ δέ κε λαὸν ἀγείρω. Ν 742 (ἐπιφρασσαίμεθα βουλήν) ἤ κεν ἐνὶ νήεσσι πολυκλήισι πέσωμεν — ἤ κεν ἔπειτα παρ νηῶν ἔλθωμεν. Ρ 506 ἤ κ' αὐτὸς ἐνὶ πρώτοισιν ἁλώῃ. Ebenso die Futursätze: Ρ 241 ὥς κε τάχα Τρώων κορέει κύνας ἠδ' οἰωνούς. Ρ 557 εἴ κ' Ἀχιλῆος ἀγαυοῦ πιστὸν ἑταῖρον τείχει ὕπο Τρώων ταχέες κύνες ἑλκήσουσιν. Ρ 515 τὰ δέ κεν Διὶ πάντα μελήσει. (So auch sonst, und zwar auch auf die Gefahr hin Zusammengehöriges zu trennen: Γ 138 τῷ δέ κε νικήσαντι φίλη κεκλήσῃ ἄκοιτις). Nicht anders ist der Gebrauch beim Optativ und beim Präteritum. In Ν Π Ρ haben wir κε 28 mal an zweiter oder so gut wie zweiter Stelle optativischer Sätze (mit Einschluss von Ν 127 ἃς οὔτ' ἄν κεν Ἄρης ὀνόσαιτο μετελθὼν οὔτε κ' Ἀθηναίη und von Ρ 629 ὢ πόποι, ἤδη μέν κε — γνοίη) und 7 mal an zweiter Stelle präteritaler Sätze. Diesen 35 Beispielen, worunter ἀλλά κεν Ν 290 [und dreimal in der Odyssee] und καί κεν Ν 377. Ρ 613 [und sonst noch oft, s. Ebeling II 733] (vgl. καί μοι), ferner Ν 321 ἀνδρὶ δέ κ' οὐκ εἴξειε μέγας Τελαμώνιος Αἴας mit seiner Voranstellung von κε vor die Negation besonders bemerkenswert sind, steht nur Ein Gegenbeispiel gegenüber: Ρ 260 τῶν δ' ἄλλων τίς κεν ᾗσι φρεσὶν οὐνόματ' εἴποι, wo die Entfernung des fragenden τίς von der ihm zukommenden Stelle am Satzanfang auch für κε,

das dem τίς nicht vorangehen durfte, eine Verschiebung nach sich gezogen hat.

Halten wir bei Homer weitere Umschau, so können wir namentlich konstatieren, dass die für die konjunktivischen Nebensätze anerkannte Regel, dass sich κε an das satzeinleitende Wort unmittelbar anschliessen soll, gerade so auch für die optativischen und indikativischen gilt, und ὅς κε, οἷος κε, ὅθεν κε, ὅτε κε, εἰς ὅ κε, ἕως κε, ὄφρα κε, ὥς κε, εἴ κε, αἴ κε bei ihnen gerade so eng zusammenhängen, wie bei den konjunktivischen. Der Ausnahmen für diese wie für die sonstigen κε-Sätze sind verschwindend wenige: Ψ 592 εἰ καί νύ κεν οἴκοθεν ἄλλο μεῖζον ἐπαιτήσειας, wo eben εἰ καί eine ähnliche Einheit bildet wie εἴπερ; vgl. N 58 εἰ καί μιν. Sodann, wiederum wie bei μιν, mehrere Beispiele mit οὐ: Ξ 91 μῦθον ὃν οὔ κεν ἀνήρ γε διὰ στόμα πάμπαν ἄγοιτο. α 236 ἐπεὶ οὔ κε θανόντι περ ὧδ' ἀκαχοίμην. δ 64 ἐπεὶ οὔ κε κακοὶ τοιούσδε τέκοιεν. θ 280 τά γ' οὔ κέ τις οὐδὲ ἴδοιτο, und vielleicht noch einige andere. Dann A 256 ἄλλοι τε Τρῶες μέγα κεν κεχαροίατο θυμῷ. Eine viel seltsamere Ausnahme wäre, zumal da εἴ κε sonst immer zusammenbleibt, E 273 = Θ 196 εἰ τούτω κε λάβοιμεν, ἀροίμεθά κεν κλέος ἐσθλόν. Aber schon zahlreiche Herausgeber, zuletzt auch Nauck, haben hier das sinngemässe γε eingesetzt. Um so auffälliger ist Naucks Schreibung γ 319 ὅθεν οὐκ ἔλποιτό κε θυμῷ ἐλθέμεν gegenüber dem γε aller Handschriften.

Auf den inschriftlichen Denkmälern der Dialekte, welche κε, κα anwenden, kommt diese Partikel ausserhalb der bereits besprochenen konjunktivischen Nebensätze nur selten vor, was durch den Inhalt der meisten derselben bedingt ist. Aeolisch haben wir ein paar mal ὥς κε c. optat., kyprisch das sehr bemerkenswerte τάς κε ζᾶς τάσδε — ἕξο(ν)σι αἰϝεί, also κε an zweiter Stelle zwischen Artikel und Substantiv bei futurischem Verbum (Tafel von Idalion Z. 30; vgl. Hoffmann Griech. Dialekte I 70. 73, der gegenüber dem früher gelesenen γε das Richtige erkannt hat), argivisch (Collitz 3277, 8) ἆι κα δικάσσαιεν, korkyräisch (Collitz 3206, 84) ἀφ' οὗ κ' ἀρχ(ὰ) γένοιτο, epidaurisch in der grossen Heilungsinschrift (3339 Collitz) auf Z. 60 αἴ κα ὑγιῆ νιν ποιῆσαι, aber Z. 84 τοῦτον γὰρ οὐδέ κα ὁ ἐν Ἐπιδαύρωι Ἀσκλαπιὸς ὑγιῆ ποιῆσαι δύναιτο, sowie bei Isyllos (3342 Collitz) neben (Z. 26) οὕτω τοί κ' ἀμῶν περιφεί-

δοιτ' εὐρύοπα Ζεύς im Vers, Z. 35 f. in Prosa ἦ λώιον οἵ κα εἴη ἀγγράφοντι τὸν παιᾶνα. Ἐμάντευσε λώιόν οἵ κα εἶμεν ἀγγράφοντι.

Ein bischen reicher an Beispielen für κα sind bloss die dodonäischen und die eleischen Inschriften. Und nun beachte man, dass sämtliche mit τίνι θεῶν θύοντες und Ähnlichem anfangenden und auf ein optativisches Verb ausgehenden Befragungen des dodonäischen Orakels, wenn sie κα haben, dieses unmittelbar hinter τίνι setzen und mit demselben also τίνι von dem nächst zugehörigen Genetiv trennen, ein deutlicher Beweis für den Drang von κα nach der zweiten Stelle: Collitz 1562, 1563, 1566, 1582[a], 1582[b], z. B. (1563) τίνι κα θεῶν [ἢ] ἡρώων θύοντες καὶ εὐχ[ό]μ(ενοι) ὁμονοοῖεν ἐ[π]ὶ τὠγαθόν. — Ähnlich 1572[a] τί κα θύσας —.

Wenn Blass in der Inschrift 3184 Coll. (= 1564 Coll.) τίνας θεῶν ἱλασκόμενος λώιον καὶ ἄμεινον πράσσοι, die Partikel κα, die allerdings hinter τίνας sicher nicht gestanden hat, an einem Zeilenende hinter λώιον einschieben will, weil sie unerlässlich sei, so übersieht er, dass die dodonäischen Inschriften den Optativ ohne κα mehrmals potenzial verwenden, z. B. 1562 B τίνι θεῶν θύουσα λώιον καὶ ἄμεινον πράσσοι καὶ τᾶς νόσου παύσαιτο. 1583, 2 ἦ μὴ ν[α](υ)κλαρῆ(ν) λώιογ καὶ ἄμεινομ πράσσοιμι. 1587[a] τίνα θεῶν ἢ ἡρώων τιμᾶντι λώιον καὶ ἄμεινον εἴη. — Ausserhalb jener festen mit τίς beginnenden Formel ist allerdings auf diesen Inschriften die Stellung von κα eine freie: 1568, 1 ἦ τυγχάνοιμί κα. 1573 — βέλτιόμ μοί κ' εἴη.

Bei den eleischen Inschriften müssen zunächst 1151, 12. 1154, 7. 1157, 4. 1158, 2 ausser Rechnung fallen, weil hier κα zwar überliefert, aber seine Stellung im Satz nicht erkennbar ist; ebenso alle Beispiele mit ergänztem κα, ausser 1151, 19, wo die Stelle des zu ergänzenden κα wenigstens negativ festgestellt werden kann. Es bleiben so 28 Beispiele: 21 bieten κα an zweiter oder so gut wie zweiter Stelle, wobei ich 1149, 9 ἐν τῆπιάροι κ' ἐνέχοιτο und 1152, 7 ἐν ταῖ ζεκαμναίαι κ' ἐνέχοιτο mit einrechne; diesen 21 stehen bloss 7 Gegenbeispiele gegenüber. Das Gewicht dieser Zahlen wird verstärkt durch die Beschaffenheit folgender Stellen: 1154, 1 τοὶ ζέ κα θεοκόλοι. 1154, 3 πεντακατίας κα δαρχμάς. 1156, 2 ἀ δέ κα ϝράτρα. 1156, 3 τῶν δέ κα γραφέων. 1158, 1 ὁ δέ κα ξένος,

an welchen allen κα den Artikel oder ein Attribut von seinem Substantiv trennt. Dazu kommt 1157, 7 τῶν ζὲ προςτιζίων οὐζέ κα μί' εἴη, wo κα zwar nicht an zweiter Stelle steht, aber die Tmesis doch ein Drängen der Partikel nach dem Satzanfang verrät.

Für die nachhomerischen Dichter darf man trotz der Spärlichkeit der Belege Geltung der Regel bis an den Schluss des sechsten Jahrhunderts behaupten. Die Fragmente der vorpindarischen Meliker, wie die der Elegiker vor Theognis bieten κε, κα nur an zweiter Stelle (siehe bes. auch Xenophanes 2, 10 ταῦτά χ' ἅπαντα λάχοι). Sappho Fragm. 66 ὁ δ' Ἄρευς φαῖςί κεν Ἄφαιςτον ἄγην ist schlecht überliefert, und Alcaeus 83 schreibt zwar Bergk: αἴ κ' εἴπῃς, τὰ θέλεις, ⟨αὐτὸς⟩ ἀκούςαις ⟨κε⟩, τά κ' οὐ θέλοις. Aber weder αὐτός noch κε ist überliefert. Man wird jetzt andre Wege der Besserung versuchen müssen. Dann freilich die theognideische Spruchsammlung, Pindar und Epicharm gehn von der alten Norm ab: Theognis (neben Stellen wie 900 μέγα κεν πῆμα βροτοῖςιν ἐπῆν) 645, 653, 747, 765; Pindar öfters; Epicharm (gegenüber normalem Gebrauch S. 223, Busiris Fragm. 1; S. 264, Fragm. 33, 1 und S. 267 Vs. 12) S. 257, Fragm. 7, 1. S. 267, Vs. 9. S. 268, Vs. 16. S. 269, Vs. 11. S. 274, Fragm. 53; Vs. 167 Mullach: wobei man die Frage nach der Echtheit der einzelnen Stellen wohl auf sich beruhen lassen kann.

Von den noch übrigen enklitischen Partikeln θην, νυ, τοι steht θήν bei Homer immer an zweiter Stelle (natürlich mit Einrechnung von Φ 568 καὶ γάρ θην und Θ 448 οὐ μέν θην); ebenso Aeschylus Prom. 928 cύ θην ἃ χρῄζεις, ταῦτ' ἐπιγλωςςᾷ Διός; ebenso bei Theokrit in den ererbten Verbindungen τύ θην 1, 97. 7, 83 (vgl. Aeschylus a. a. O.) und καὶ γάρ θην 6, 34 (vgl. Φ 568), daneben noch in αἶνός θην 14, 43 und πείρᾳ θην 15, 62. Zweimal (2, 114. 5, 111) hat Theokrit die Regel verletzt. Vor ihm schon Epicharm Ἐλπίς S. 226 Lor., Vs. 2 καίτοι νῦν γά θην εὔωνον αἰνεῖ cῖτον.

νυ, νυν stehen bei Homer so gut wie immer an zweiter Stelle, zu schliessen aus der Bemerkung bei Ebeling s. v.: "particula ut est enclitica, ita ad vocem gravissimam quamque se applicat." Τ 95 καὶ γὰρ δή νύ ποτε Ζεὺς ἄςατο rechne ich nicht als Ausnahme. Umgekehrt fällt stark ins Gewicht,

erstens dass νυ andern Enklitika, wie μοι, τοι, οἱ, cε, τις, τι, ποτε, που (doch K 105 ὅcα πού νυν ἐέλπεται), περ, κεν regelmässig vorangeht, und nur δέ vor sich hat; dazu νὺ γάρ N 257 neben γάρ νυ O 239. γὰρ δή νυ T 95. Zweitens trennt es öfters enge Verbindungen oder hilft solche trennen: Attribut und Substantiv Θ 104 ἠπεδανὸc δέ νύ τοι θεράπων. T 169 θαρcαλέον νύ τοι ἦτορ ἐνὶ φρεcίν. Ω 205 = 521 cιδήρειόν νύ τοι ἦτορ. Artikel und Substantiv A 382 οἱ δέ νυ λαοὶ θνῆcκον. X 405 ἡ δέ νυ μήτηρ τίλλε κόμην. Präposition und Substantiv I 116 ἀντί νυ πολλῶν λαῶν ἐcτὶν ἀνήρ. Gegen die Regel verstösst, so viel ich sehe, nur α 217 ὡc δὴ ἔγωγ' ὄφελον μάκαρόc νύ τευ ἔμμεναι υἱὸc ἀνέροc.

Für den nachhomerischen Gebrauch verweise ich auf φέρε νυν, ἄγε νυν (Aristoph. Pax 1056), μή νυν, ferner auf das zumal bei Herodot so oft an zweiter Stelle zu lesende μέν νυν, sowie endlich auf Sophokles Philokt. 468 πρόc νύν cε πατρὸc πρόc τε μητρόc — ἱκέτηc ἱκνοῦμαι. Oed. Col. 1333 πρόc νύν cε κρηνῶν καὶ θεῶν ὁμογνίων αἰτῶ πιθέcθαι. Eurip. Helena 137 πρόc νύν cε γονάτων τῶνδ(ε). Ferner auf Sophokles Phil. 1177 ἀπό νύν με λείπετ' ἤδη. Eurip. Hiket. 56 μετά νυν δόc. Vgl. auch Lobeck zum Aias Vs. 1332. — Im Kyprischen ist die Stellung von νυ freier: Tafel von Idal. 6 ἢ δυϝάνοι νυ. 16 ἢ δώκοι νυ. Ebenso im Böotischen: Collitz 488, 88 κὴ τὴ ούπεραμερίη ἄκουρύ νυ ἔνθω (= καὶ αἱ ὑπερημέριαι ἄκυροι ἔcτων). — Ob übrigens in kypr. ὄνυ "hic", τόνυ "hunc", arkad. τάνυ "hanc" die Partikel νυ enthalten sei, scheint mir höchst zweifelhaft. Eher das υ von οὗτοc; vgl. ark. τωνί, ταννί.

Endlich noch ein Wort über τοι, soweit es reine Partikel geworden ist, für das die Stellung nach unserer Regel allgemein anerkannt ist; vgl. καίτοι, μέντοι. Darnach 1) Tmesis: Eurip. Herakles 1105 ἔκ τοι πέπληγμαι. Orestes 1047 ἔκ τοί με τήξειc. Aristoph. Vesp. 784 ἀνά τοί με πείθειc. 2) Aristoph. Ekkles. 976 διά τοι cὲ πόνουc ἔχω. Ferner mit γάρ τοι Theognis 287 ἐν γάρ τοι πόλει ὧδε κακοψόγῳ ἁνδάνει οὐδέν. Plato Phaedo 60 C περὶ γάρ τοι τῶν ποιημάτων. 108 D περὶ γάρ τοι γῆc πολλὰ ἀκήκοα. 3) Sophokles Fragm. 855, 1 ὦ παῖδεc, ἥ τοι Κύπριc οὐ Κύπριc μόνον. Eurip. Fragm. 222 N.[2] τήν τοι Δίκην λέγουcι παῖδ' εἶναι Χρόνου. Aristoph. Pax 511 οἵ τοι γεωργοὶ τοὔργον ἐξέλκουcι. Plato Sympos.

219 A ἦ τοι τῆς διανοίας ὄψις. Ferner mit γάρ τοι Eurip. Helena 93 τὸ γάρ τοι πρᾶγμα συμφορὰν ἔχει. Plato Apol. 29 A τὸ γάρ τοι θάνατον δεδιέναι. 4) Theognis 95 τοιοῦτός τοι ἑταῖρος (Bergk ἑταίρῳ) ἀνὴρ φίλος. 605 πολλῷ τοι πλέονας λιμοῦ κόρος ὤλεσεν ἤδη ἄνδρας. 837 διςςαί τοι πόσιος κῆρες δειλοῖσι βροτοῖσιν. 965 πολλοί τοι κίβδηλοι — κρύπτους(ι). 1027 ῥηιδίη τοι πρῆξις ἐν ἀνθρώποις κακότητος. 1030 δειλῶν τοι κραδίη γίγνεται ὀξυτέρη. Aeschyl. Agam. 363 Δία τοι ξένιον μέγαν αἰδοῦμαι. Eur. Or. 1167. Plato Sympos. 218 E ἀμήχανόν τοι κάλλος u. s. w.

Attisch τοιγάρτοι ist auch ein Zeichen für den Drang der Partikel nach vorn. Bei Homer kommt τοιγάρτοι noch nicht vor. Dafür haben wir noch mehrfach τοιγὰρ ἐγώ τοι — καταλέξω (oder ein anderes Futurum), wo eigentlich hinter τοιγάρ leicht zu interpungieren ist: "weil es so (τοί = Instrumental τώ + ι?) ist, —". Nachhomerisch wurde dann τοι — und ebenso οὖν — unmittelbar an τοιγάρ angeschlossen; τοιγάρτοι: τοιγάρ — τοι = latein. *utrumne* : *utrum* — *ne* (siehe unten).

VI.

Dicht neben die Enklitika stellt sich eine Gruppe von Wörtern, die Krüger passend postpositive Partikeln nennt, weil sie gerade so wenig wie die Enklitika fähig sind an der Spitze eines Satzes zu stehen: ἄν, ἄρ, ἄρα, αὖ, γάρ, δέ, δῆτα, μέν, μήν, οὖν, τοίνυν. Woher diese Ähnlichkeit mit den Enklitika herrührt, habe ich hier nicht zu untersuchen. Doch scheinen verschiedene Momente in Betracht zu kommen: eine dieser Partikeln, nämlich αὖ, könnte ursprünglich wirklich enklitisch gewesen sein, da sie dem altindischen Enklitikum *u* etymologisch entspricht, was ich gegenüber Kretschmer KZ. XXXI 364 festhalte. Sodann setzt sich τοίνυν aus zwei Enklitika τοι νυν zusammen. Das Ursprüngliche war jedenfalls z. B. αὐτός τοί νυν. Seit wann man αὐτὸς τοίνυν sprach, lässt sich nicht mehr ermitteln. Bei andern lässt sich denken, dass sie erst allmählich postpositiv geworden seien, gerade wie im Lateinischen *enim* und nach dessen Vorbild später *namque* (*itaque* nach *igitur*). So wird man ἄν kaum von der lateinischen und gotischen Fragepartikel *an* trennen können, und die ist in beiden Sprachen präpositiv. Man wird wohl sagen dürfen, dass im Griechischen die Partikel durch den Einfluss

von κε, mit dem sie bedeutungsgleich geworden war, von der ersten Stelle im Satz weggelenkt und postpositiv geworden sei. Vor unsern Augen vollzieht sich eine derartige Wendung bei δή, das bei Homer und bei den seiner Sprache folgenden Dichtern den Satz einleiten kann, aber schon bei Homer entschieden postpositiv zu werden beginnt und dies in der Prosa ausschliesslich ist.

Nun liegt aber bei beiden Arten von postpositiven Partikeln, sowohl bei den von Haus aus enklitischen wie αὖ, als bei den unter den Einfluss eines Enklitikums getretenen wie ἄν, die Frage nahe, ob sie an der speziellen Stellungsregel der Enklitika, wie sie sich bei unserer Betrachtung herausgestellt hat, Anteil nehmen. Für diejenigen unter ihnen, die der Satzverknüpfung dienen, überhaupt für alle ausser ἄν, ist wohl anerkannt, dass sie dies thun, und bekannt, dass sie gerade so wie die eigentlichen Enklitika vermöge der Stellungsregel oft Tmesis und Ähnliches bewirken z. B. Sophokles Antig. 601 κατ' αὖ νιν φοινία θεῶν τῶν νερτέρων ἀμᾷ κοπίς. Eurip. Herakles 1085 ἀν' αὖ βακχεύσει Καδμείων πόλιν. Häufig tritt οὖν zwischen Präposition und Kasus, zwischen Artikel und Substantiv. Ganz regelmässig thut dies δέ, bei dem überhaupt die Regel am schärfsten ist, da es vor allen Enklitika und Enklitoiden den Vortritt hat und nur äusserst selten an dritter Stelle steht. Bei den andern erleidet die Regel gewisse Einschränkungen: ἄρα folgt etwa einmal erst dem Verb z. B. E 748 Ἥρη δὲ μάστιγι θοῶς ἐπεμαίετ' ἄρ' ἵππους. Herodot 4, 45, 21 πρότερον δὲ ἦν ἄρα ἀνώνυμος. Οὖν wird gern von der mit einem Verb verbundenen Präposition attrahiert und tritt dann zwischen sie und das Verbum: so überaus oft bei Herodot und Hippokrates; Hipponax (?) Fragm. 61 ἑσπέρης καθεύδοντα ἀπ' οὖν ἔδυσε; Epicharm S. 225 Lor. (Athen. 6, 236 A) V. 76: τήνῳ κυδάζομαί τε κἀπ' ὦν ἠχθόμαν. Melanippides bei Ath. 10, 429 C τάχα δὴ τάχα τοὶ μὲν ἀπ' ὦν ὄλοντο. Sehr frei ist die Stellung von δή.

Eine Sonderstellung nimmt ἄν ein. Gottfried Hermann lehrt Opusc. 4, 7 "ἄν cum non sit enclitica et tamen initio poni nequeat, apertum est poni eam debere post eorum aliquod vocabulorum, ad quorum sententiam constituendam pertinet", und stellt ἄν in scharfen Gegensatz zu κε. Schon bei Homer trete der Unterschied der Stellung an den beiden Beispielen

ἤ κε μέγ' οἰμώξειε, wo κε unmittelbar auf ἤ folge, und ἤ σ' ἄν τισαίμην, wo sich ἄν erst an das zweite Wort, σε, anschliesse, deutlich hervor. Dieser Unterschied zwischen ἄν und κεν muss uns überraschen. Wenn die Annahme richtig ist, dass ἄν durch den Einfluss von κε postpositiv geworden ist, so können wir für ἄν keine andre Stellung als die von κεν erwarten.

Ist aber der von Hermann behauptete Gegensatz wirklich vorhanden? Jedenfalls nicht in einer umfänglichen Kategorie von Sätzen, den Nebensätzen mit konjunktivischem Verbum. Denn hier ist unmittelbarer Anschluss an das satzeinleitende Wort bei ἄν ebenso unbedingte Regel wie bei κε(ν). Hierbei gilt ὅστις als Worteinheit; ebenso ὁποῖός τις: Plato Phaedo 81 E ὁποῖ' ἄττ' ἂν καὶ μεμελετηκυῖαι τύχωσι. Xenophon Poroi 1, 1 ὁποῖοί τινες ἂν οἱ προστάται ὦσι. Ferner gehen gewisse Partikeln, die selbst an den Satzanfang drängen, nämlich γάρ, γε, δέ, μέν, -περ, τε dem ἄν regelmässig voran, vereinzelt auch δή z. B. Plato Phaedo 114 B οἳ δὲ δὴ ἂν δόξωσι διαφερόντως προκεκρίσθαι, μέντοι z. B. Xenophon Cyrop. 2, 1, 9 οἵ γε μέντ' ἂν αὐτῶν φεύγωσι, οὖν z. B. Aristoph. Ran. 1420 ὁπότερος οὖν ἂν τῇ πόλει παραινέσειν μέλλει τι χρηστόν, (wiewohl Herodot an einigen Stellen dem ἄν auch vor μέν und δέ den Vortritt lässt 1, 138, 5 ὃς ἂν δὲ τῶν ἀστῶν λέπρην — ἔχῃ. 3, 72, 25 ὃς ἂν μέν νυν τῶν πυλωρῶν ἑκὼν παρίῃ. 7, 8δ3 ὃς ἂν δὲ ἔχων ἥκῃ. 7, 8δ3 ὃς ἂν δὲ ἔχων ἥκῃ). Aber vor allen andern Wörtern hat ἄν den Vortritt. Die nicht entschuldbare Ausnahme Antiphon 5, 38 καθ' ὧν μηνύῃ ἄν τις hat Mätzner längst aus dem Oxoniensis, welcher καθ' ὧν ἂν μηνύῃ τις schreibt, berichtigt. Um so unbegreiflicher ist noch in der zweiten Ausgabe der Fragm. Trag. von Nauck unter Euripides Fragm. 1029 den Versen zu begegnen ἀρετὴ δ' ὅσῳπερ μᾶλλον ἂν χρῆσθαι θέλῃς, τοσῷδε μείζων γίγνεται καθ' ἡμέραν. Für das fehlerhafte μᾶλλον ἄν vermutet Dümmler ἂν πλέον. Oder ist θέλῃς in θέλοις zu ändern? — Sicherer scheint mir die Heilung einer dritten Stelle mit falsch gestelltem ἄν: Aristoph. Ran. 259 ὁπόσον ἡ φάρυγξ ἂν ἡμῶν χανδάνῃ. Es ist einfach umzustellen ἡ φάρυγξ ὁπόσον ἂν ἡμῶν, wodurch die Responsion mit Vers 264 οὐδέποτε· κεκράξομαι γάρ nicht schlechter wird. Ganz eng ist der Anschluss von ἄν an das Fügewort geworden in ion. ἤν,

att. ἄν, woraus durch nochmaligen Vortritt von εἰ das gewöhnliche ἐάν entstanden ist, in ὅταν, ἐπειδάν, ἐπάν = ion. ἐπήν, wo dann die Möglichkeit auch nur eine Partikel dem ἄν vorzuschieben wegfällt.

Aber auch in den andern Satzarten ist ursprünglich zwischen den Stellungsgewohnheiten von ἄν und denen von κε(ν) kein wesentlicher Unterschied zu bemerken. In Hauptsätzen wie in indikativischen und optativischen Nebensätzen finden wir bei Homer auf ἄν die Stellungsregel der Enklitika angewandt. Nur in wenigen Fällen entfernt sich ἄν etwas weiter von der Regel. Erstens hinter οὐ: Α 301 τῶν οὐκ ἄν τι φέροις. Β 488 πληθὺν δ' οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι οὐδ' ὀνομήνω. Γ 66 ἑκὼν δ' οὐκ ἄν τις ἕλοιτο. Ο 40 τὸ μὲν οὐκ ἂν ἐγώ ποτε μὰψ ὀμόσαιμι. Ρ 489 ἐπεὶ οὐκ ἂν ἐφορμηθέντε γε νῶϊ τλαῖεν ἐναντίβιον στάντες μαχέσασθαι Ἄρηι. Nun haben wir schon früher wiederholt beobachtet, dass die Negationen gern die Enklitika hinter sich nehmen. Und wenn bei κε diese Erscheinung weniger zu Tage tritt als bei ἄν, so darf an Ficks Bemerkung erinnert werden, dass das überhaupt im überlieferten Text auffallend häufige οὐκ ἄν mehrfach an die Stelle von οὔ κεν getreten scheine. (Doch siehe hiergegen Monro A Grammar of the Homeric Dialect 2. Ausg. S. 330). Dazu kommen noch drei weitere Stellen, eine mit καὶ ἄν: Ε 362 = 457 ὃς νῦν γε καὶ ἂν Διὶ πατρὶ μάχοιτο, während Ξ 244 f. ἄλλον μέν κεν ἔγωγε θεῶν αἰειγενετάων ῥεῖα κατευνήσαιμι καὶ ἂν ποταμοῖο ῥέεθρα Ὠκεανοῦ das καὶ ἄν als neuer Satzanfang betrachtet werden kann. Eine mit τάχ' ἄν: Α 205 ᾗς ὑπεροπλίῃσι τάχ' ἄν ποτε θυμὸν ὀλέσσῃ. (Vgl. τάχ' ἄν am Satzanfang β 76 τάχ' ἄν ποτε καὶ τίσις εἴη.) Endlich eine mit τότ' ἄν (vgl. τότ' ἄν am Satzanfang Σ 397, Ω 213, ι 211): Χ 108 ἐμοὶ δὲ τότ' ἂν πολὺ κέρδιον εἴη. Diese paar Stellen genügen doch gewiss nicht, um Hermanns scharfe Trennung von ἄν und κε(ν) zu rechtfertigen. Sein eigenes Beispiel ἦ σ' ἂν τισαίμην gegenüber ἦ κε μέγ' οἰμώξειε besagt nichts, da σ(ε) enklitisch ist. Und aus εἴ περ ἄν gegenüber Η 387 αἴ κέ περ ὔμμι φίλον καὶ ἡδὺ γένοιτο lassen sich natürlich ebenfalls keine Folgerungen ziehen. Vergleiche überdies die freilich bestrittenen Verbindungen ὄφρ' ἂν μέν κεν, οὔτ' ἄν κεν.

Die nachhomerische Litteratur hat ἄν streng nach der alten Regel in den konjunktivischen Nebensätzen. Schwan-

kender ist der Gebrauch bei Nebensätzen mit anderm Modus. Doch haftet auch hier ἄν in gewissen Fällen fest am Einleitungswort. Besonders in betracht kommen die Verbindungen ὡς ἄν, ὅπως ἄν, ὥσπερ ἄν.

Am klarsten ist der Sachverhalt bei den mit ὡς und ὅπως beginnenden, den Optativ oder Indikativ mit ἄν enthaltenden Final- und Konsekutivsätzen, dank den Sammlungen, die für die erstern Weber angelegt und publiziert hat (Weber Die Entwicklungsgeschichte der Absichtsätze [Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache herausgegeben von M. Schanz II] 1 und 2). In solchen Sätzen haben wir ὡς ἄν in unmittelbarer Folge nicht bloss bei Homer (z. B. ρ 562 ὡς ἂν πύρνα κατὰ μνηστῆρας ἀγείροι) sondern auch Archiloch. Fragm. 30 ὡς ἂν καὶ γέρων ἠράσσατο und Fragm. 101 ὡς ἄν σε θωΐῃ λάβοι. Pindar Olymp. 7, 42 ὡς ἂν θεᾷ πρῶτοι κτίσαιεν βωμόν. Sophokles bei Aristoph. Aves 1338 ὡς ἂν ποταθείην. Herodot 1, 152, 4 ὡς ἂν πυνθανόμενοι πλεῖστοι συνέλθοιεν Σπαρτιητέων. Ebenso 5, 37, 9. 7, 176, 20. 8, 7, 2. 9, 22, 18. 9, 51, 14. [Andocides] 4, 23 ὡς ἂν μάλιστα τὸν υἱὸν ἐχθρὸν ἑαυτῷ καὶ τῇ πόλει ποιήσειε. Plato Phaedo 82 E ὡς ἂν μάλιστα αὐτὸς ὁ δεδεμένος ξυλλήπτωρ εἴη τοῦ δεδέσθαι. Sympos. 187 D τοῖς μὲν κοσμίοις τῶν ἀνθρώπων, καὶ ὡς ἂν κοσμιώτεροι γίγνοιντο οἱ μή πω ὄντες, δεῖ χαρίζεσθαι. 190 C δοκῶ μοι — ἔχειν μηχανήν, ὡς ἂν εἶεν ἄνθρωποι καὶ παύσαιντο τῆς ἀκολασίας. Demosth. 6, 37 ὡς δ' ἂν ἐξετασθείη μάλιστ' ἀκριβῶς, μὴ γένοιτο, wo das ὡς ἄν doch wohl konsekutiv zu nehmen ist. Sehr häufig bei Xenophon, dem einzigen attischen Prosaisten, der häufig ὡς mit ἄν und dem Optativ in rein finalem Sinne verbindet. Von den siebzehn bei Weber S. 83 ff. aufgeführten Belegstellen haben vierzehn ἄν unmittelbar hinter ὡς, nur drei davon getrennt, final Cyrop. 5, 1, 18 ὡς μηδενὸς ἂν δέοιτο. 7, 5, 37 ὡς ὅτι ἥκιστα ἂν ἐπιφθόνοις σπάνιος τε καὶ σεμνὸς φανείη, konsekutiv Sympos. 9, 3 ὡς πᾶς ἂν ἔγνω, ὅτι ἀσμένη ἤκουσε: die ersten und einzigen Fälle, wo die den Zusammenschluss von ὡς und ἄν verlangende Tradition durchbrochen ist. Allerdings kommen nach der handschriftlichen Überlieferung noch zwei euripideische Verse hinzu: Iphig. Taur. 1024 ὡς δὴ σκότος λαβόντες ἐκσωθεῖμεν ἄν und Iphig. Aul. 171 Ἀχαιῶν στρατιὰν ὡς ἴδοιμ' ἄν. Aber der erstere Vers ist seit Markland den Kritikern verdächtig, und im

zweiten schreibt man jetzt allgemein ὡς ἐςιδοίμαν [Pl. Gorg. 453 C οὕτω προΐῃ, ὡς μάλιςτ' ἂν — ποιοίη ist ὡς relativ.]

Noch fester ist die Verbindung ὅπως ἄν in solchen Sätzen: Aeschylus Agam. 362 ὅπως ἄν — μήτε πρὸ καιροῦ μήθ' ὑπὲρ ἄςτρων βέλος ἠλίθιον cκήψειεν. Herodot 1, 75, 16 ὅκως ἂν τὸ cτρατόπεδον ἱδρυμένον κατὰ νώτου λάβοι. Ebenso 1, 91, 7. 1, 110, 16. 2, 126, 7. 3, 44, 5. 5, 98, 20. 8, 13, 9. — Thucydides 7, 65, 1 ὅπως ἂν ἀπολιςθάνοι καὶ μὴ ἔχοι ἀντιλαβὴν ἡ χείρ. Aristoph. Ekkles. 881 ὅπως ἂν περιλάβοιμ' αὐτῶν τινα. Plato Lysis 207 E ὅπως ἂν εὐδαιμονοίηc. Sehr häufig bei Xenophon, zwölfmal (ungerechnet ὅπως "wie" nach Verben des Beratens und Überlegens) nach den Nachweisen von Weber 2, S. 83 ff., überall so, dass ἄν dem ὅπως unmittelbar folgt; eigentümlich Sympos. 7, 2 cκοπῶ, ὅπως ἂν ὁ μὲν παῖc ὅδε ὁ cὸc καὶ ἡ παῖc ἥδε ὡς ῥᾷςτα διάγοιεν, ἡμεῖc δ' ἂν μάλιςτα (ἂν) εὐφραινοίμεθα. Corpus Inscr. Att. 2, 300, 20 (295/4 a. Ch.) ὅπως ἂν ὁ δῆμο[c ἀπαλλαγείη τ]οῦ πολέμου, wo der von Herwerden und Weber 2 S. 3 empfohlene Konjunktiv ἀπαλλαγῇ für die Lücke, deren Umfang durch die cτοιχηδὸν-Schreibung feststeht, zu kurz ist. — Nach allem dem kann kein Zweifel sein, dass Hermann und Velsen Aristoph. Ekkles. 916 mit Unrecht ὅπως cαυτῆc ⟨ἂν⟩ κατόναι(ο) schreiben wollen, und dass, wenn hier überhaupt ἄν einzusetzen ist, es seine Stelle unmittelbar hinter ὅπως haben muss.

Den Finalsätzen mit ὡς, ὅπως ganz nahe stehn die mit denselben Partikeln oder auch mit πῶς eingeleiteten indirekten Fragesätze mit Optativ und ἄν. a) ὡς ἄν ist unmittelbar verbunden Plato Republ. 5, 473 A ἐὰν οἷοί τε γενώμεθα εὑρεῖν, ὡς ἂν ἐγγύτατα τῶν εἰρημένων πόλις οἰκήςειεν. Xenophon. Oeconom. 19, 18 διδάςκει, ὡς ἂν κάλλιςτά τις αὐτῇ χρῷτο. Demosth. 4, 13 τἆλλ' ὡς ἄν μοι βέλτιςτα καὶ τάχιςτα δοκεῖ παραςκευαςθῆναι, καὶ δὴ πειράςομαι λέγειν. [20, 87] Abweichend ist, so viel ich sehe, nur der zweite Teil des demosthenischen Beispiels 6, 3 ὡς μὲν ἂν εἴποιτε καὶ — cυνεῖτε, ἄμεινον Φιλίππου παρεςκεύαςθε, ὡς δὲ κωλύςαιτ' ἂν ἐκεῖνον —, παντελῶς ἀργῶς ἔχετε. [Demosth.] 10, 45 siehe unten. b) ὅπως ἄν ist unmittelbar verbunden [Hippokrates] περὶ τέχνης c. 2 pag. 42, 20 Gomp. οὐκ οἶδ' ὅπως ἄν τις αὐτὰ νομίςειε μὴ ἐόντα. Auch häufig bei Xenophon: Anab. 2, 5, 7 τὸν γὰρ θεῶν πόλεμον οὐκ οἶδα —, ὅπως ἂν εἰς ἐχυρὸν χωρίον ἀποςταίη. Ebenso Anab.

3, 2, 27. 4, 3, 14. 5, 7, 20. Hellenika 2, 3, 13. 3, 2, 1. 7, 1, 27. 7, 1, 33. Cyropädie 1, 4, 13. 2, 1, 4. — Gegenbeispiele habe ich keine zur Hand. (Vgl. aber Eurip. Hel. 146 f. ὡς τύχω μαντευμάτων, ὅπῃ νεὼς στείλαιμ' ἂν οὔριον πτερόν.) c) πῶς ἄν unmittelbar verbunden z. B. Xenophon Anab. 1, 7, 2 συνεβουλεύετο, πῶς ἂν τὴν μάχην ποιοῖτο. Demosth. 19, 14 εἰ — ἐσκόπει —, πῶς ἂν ἄριστ' ἐναντιωθείη τῇ εἰρήνῃ. Auch hier habe ich keine Gegenbeispiele.

Aber auch das relativische ὡς, ὥσπερ 'wie' zeigt die Eigentümlichkeit ἄν fest an sich zu fesseln; zwar haben wir, um mit ὡς zu beginnen, bei Sophokles Oed. Col. 1678 ὡς μάλιστ' ἂν ἐν πόθῳ λάβοις, bei Plato Phaedo 59 A ὡς εἰκὸς δόξειεν ἂν εἶναι παρόντι πένθει. 118 B ὡς ἡμεῖς φαῖμεν ἄν. Sympos. 190 A ὡς ἀπὸ τούτων ἄν τις εἰκάσειεν. Phileb. 15 C ὡς γοῦν ἐγὼ φαίην ἄν. Leges 4, 712 C ὥς γ' ἡμεῖς ἂν οἰηθεῖμεν und öfters; bei Xenoph. Anab. 1, 5, 8 θᾶττον ἢ ὥς τις ἂν ᾤετο, bei Pseudo-Demosth. 10, 45 ὡς μὲν οὖν εἴποι τις ἄν, — ταῦτ' ἴσως ἐστίν· (der Rest des Satzes: ὡς δὲ καὶ γένοιτ' ἄν, νόμῳ διορθώσασθαι δεῖ, enthält fragendes ὡς). Aber diesen Beispielen gegenüber haben wir nicht bloss bei Plato Phaedrus 231 A ἑκόντες, ὡς ἂν ἄριστα περὶ τῶν οἰκείων βουλεύσαιντο, πρὸς τὴν δύναμιν τὴν αὑτῶν εὖ ποιοῦσιν, [Apol. 34 C]; bei Demosth. 27, 7 ὡς ἂν συντομώτατ' εἴποι τις. 39, 22 στέρξας ὡς ἂν υἱόν τις στέρξαι. 45, 18 οὐδὲ μεμαρτύρηκεν ἁπλῶς, ὡς ἄν τις τἀληθῆ μαρτυρήσειε. Proöm. 2, 3 (Bβ bei Blass) τὸ — μὴ πάνθ' ὡς ἂν ἡμεῖς βουλοίμεθ' ἔχειν —, οὐδέν ἐστι θαυμαστόν, sondern vor allem kommt in betracht der elliptische Gebrauch von ὡς ἄν, der nur zu begreifen ist, wenn enge Verbindung von ὡς ἄν im Sprachbewusstsein festsass. Eigentlich ist bei solchem Gebrauch das Verb des Hauptsatzes in optativischer Form wiederholt zu denken, wie es an den angeführten Stellen Demosth. 39, 22 und 45, 18 wirklich wiederholt ist.

Es steht dieses ὡς ἄν a) vor εἰ Plato Protag. 344 B ὡς ἂν εἰ λέγοι; vgl. das ὡσανεί der nachklassischen Gräzität; b) vor Partizipien; α) mit neuem Subjekt: Xenophon Cyrop. 1, 3, 8 καὶ τὸν Κῦρον ἐρέσθαι προπετῶς, ὡς ἂν παῖς μηδέπω ὑποπτήσσων. Memorab. 3, 8, 1 ἀπεκρίνατο, οὐχ ὥσπερ οἱ φυλαττόμενοι —, ἀλλ' ὡς ἂν πεπεισμένοι μάλιστα πράττειν τὰ δέοντα. Demosth. 4, 6 ἔχει τὰ μέν, ὡς ἂν ἑλών τις πολέμῳ. 24, 79 οὐδὲ ταῦθ' ἁπλῶς — φανήσεται γεγραφώς, ἀλλ' ὡς

ἂν μάλιστά τις ὑμᾶς ἐξαπατῆσαι καὶ παρακρούσασθαι βουλόμενος. [Demosth.] 34, 22 συγγραφὰς ἐποιήσαντο —, ὡς ἂν οἱ μάλιστα ἀπιστοῦντες. Häufiger β) ohne ausdrückliche Nennung des eigentlich gedachten unbestimmten Subjekts ("wie einer thäte in der und der Verfassung"), wobei dann ὡς ἄν der Bedeutung von ἅτε sehr nahe kommt und das Partizip sich nach dem Kasus desjenigen Wortes im Hauptsatz richtet, dessen Begriff als Träger der partizipialen Bestimmung vorschwebt. So schon Solon Fragm. 36, 10 Bgk. (nun bestätigt durch Aristot. Ἀθην. πολιτεία S. 31, 10 Kenyon) γλῶσσαν οὐκέτ' Ἀττικὴν ἱέντας, ὡς ἂν πολλαχοῦ πλανωμένους. Lysias 1, 12 ἡ γυνὴ οὐκ ἤθελεν ἀπιέναι, ὡς ἂν ἀσμένη με ἑορακυῖα. Xenophon Memorab. 3, 6, 4 διεσιώπησεν, ὡς ἂν τότε σκοπῶν, ὁπόθεν ἄρχοιτο. Demosth. 21, 14 κρότον τοιοῦτον ὡς ἂν ἐπαινοῦντές τε καὶ συνησθέντες ἐποιήσατε. 19, 256 θρυλοῦντος ἀεί, τὸ μὲν πρῶτον ὡς ἂν εἰς κοινὴν γνώμην ἀποφαινομένου. 54, 7 διαλεχθείς τι πρὸς αὐτὸν οὕτως ὡς ἂν μεθύων. [Demosth.] 59, 24 συνεδείπνει ἐναντίον πολλῶν Νέαιρα, ὡς ἂν ἑταίρα οὖσα. Aristot. Ἀθην. πολιτ. 19, 12 Keny. σημεῖον δ' ἐ⟨πι⟩φέρουσι τό τε ὄνομα τοῦ τέλους, ὡς ἂν ἀπὸ τοῦ πράγματος κείμενον. Anthol. Palat. 6, 259, 6 ἔπτη δ' ὡς ἂν ἔχων τοὺς πόδας ἡμετέρους. c) Sonst: Aeschylus Suppl. 718 ἄγαν καλῶς κλύουσά γ' ὡς ἂν οὐ φίλη. Thucyd. 1, 33, 1 ὡς ἂν μάλιστα, μετὰ ἀειμνήστου μαρτυρίου τὴν χάριν καταθήσεσθε. 6, 57, 3 ἀπερισκέπτως προσπεσόντες καὶ ὡς ἂν μάλιστα δι' ὀργῆς. Xenophon. Cyrop. 5, 4, 29 δῶρα πολλὰ — φέρων καὶ ἄγων, ὡς ἂν ἐξ οἴκου μεγάλου. Memorab. 2, 6, 38 εἴ σοι πείσαιμι — (ἐπιτρέπειν) τὴν πόλιν ψευδόμενος, ὡς ἂν στρατηγικῷ τε καὶ δικαστικῷ καὶ πολιτικῷ. Demosth. 1, 21 οὐδ' ὡς ἂν καλλιστ' αὐτῷ τὰ παρόντ' ἔχει. 18, 291 οὐχ ὡς ἂν εὔνους καὶ δίκαιος πολίτης ἔσχε τὴν γνώμην. 23, 154 ἀφυλάκτων ὄντων, ὡς ἂν πρὸς φίλον τῶν ἐν τῇ χώρᾳ. Corpus Inscr. Att. 2, 243 (vor 301 a. Chr.), 34 ὑπὲρ τῶν ἱππέων τῶν αἰχμαλώτων ὡς ἂν ὑπὲρ πολιτῶν.

Noch schlagender vielleicht ist der Gebrauch von ὥσπερ. Zwar sagt Sophokles Fragm. 787 ὥσπερ σελήνης ὄψις εὐφρόνας δύο στῆναι δύναιτ' ἄν und Demosthenes 4, 39 τὸν αὐτὸν τρόπον, ὥσπερ τῶν στρατευμάτων ἀξιώσειέ τις ἂν τὸν στρατηγὸν ἡγεῖσθαι. Aber dafür lesen wir bei Antiphon 6, 11 ὥσπερ ἂν ἥδιστα καὶ ἐπιτηδειότατα ἀμφοτέροις ἐγίγνετο, ἐγὼ μὲν ἐκέλευον u. s. w., bei Plato Phaedo 87 B δοκεῖ ὁμοίως λέγεσθαι

ταῦτα, ὥςπερ ἄν τις περὶ ἀνθρώπου — λέγοι τοῦτον τὸν λόγον. Phaedrus 268 D ἀλλ' ὥςπερ ἂν μουςικὸς ἐντυχὼν ἀνδρὶ — οὐκ ἀγρίως εἴποι ἄν mit beachtenswertem doppeltem ἄν, bei Xenophon Hellen. 3, 1, 14 ἐκείνῳ δὲ πιςτευούςης, ὥςπερ ἂν γυνὴ γαμβρὸν ἀςπάζοιτο. Besonders aber, wenn dem Vergleichungssatz ein kondizionaler eingefügt ist, herrscht durchaus die Wortfolge ὥςπερ ἂν εἰ —: Plato Apologie 17 D ὥςπερ οὖν ἄν, εἴ τῷ ὄντι ξένος ἐτύγχανον ὤν, ξυνεγιγνώςκετε δήπου ἄν μοι. Gorgias 447 D ὥςπερ ἄν, εἰ ἐτύγχανεν ὢν ὑποδημάτων δημιουργός, ἀποκρίναιτο ἂν δήπου coι. 451 A ὥςπερ ἄν, εἴ τίς με ἔροιτο —, εἴποιμ' ἄν. 453 C ὥςπερ ἄν, εἰ ἐτύγχανον —, ἆρ' οὐκ ἂν δικαίως cε ἠρόμην; Protag. 311 B ὥςπερ ἄν, εἰ ἐπενόεις — ἀργύριον τελεῖν —, εἴ τίς cε ἤρετο —, τί ἂν ἀπεκρίνω. 318 B ὥςπερ ἄν, εἰ — Ἱπποκράτης ὅδε ἐπιθυμήςειε — καὶ — ἀκούςειεν —, εἰ αὐτὸν ἐπανέροιτο —, εἴποι ἂν αὐτῷ. 327 E ὥςπερ ἄν, εἰ ζητοίης, τίς διδάςκαλος τοῦ ἑλληνίζειν, οὐδ' ἂν εἷς φανείη, und öfters. Demosth. 20, 143 ὥςπερ ἄν, εἴ τις — τάττοι, οὐκ ἂν αὐτός γ' ἀδικεῖν παρεςκευάςθαι δόξαι.

Auch hier tritt der enge Anschluss von ἄν besonders daran zu Tage, dass ὥςπερ ἄν überaus oft elliptisch ohne (optativisches oder präteritales) Verbum steht, entweder indem eine Form des Verbums εἰμί zu ergänzen ist, wie Demosth. 9, 30 ὥςπερ ἄν, εἰ υἱὸς — διῴκει τι μὴ καλῶς ἢ ὀρθῶς, αὐτὸ μὲν τοῦτ' ἄξιον μέμψεως, oder das Verbum des übergeordneten Satzes: Andoc. 1, 57 χρὴ ἀνθρωπίνως περὶ τῶν πραγμάτων ἐκλογίζεςθαι, ὥςπερ ἂν αὐτὸν ὄντα ἐν τῇ ςυμφορᾷ (= ὥςπερ ἄν τις αὐτὸς ὢν — ἐκλογίζοιτο). Isäus 6, 64 τοῦτ' αὐτὸ ἐπιδεικνύτω, ὥςπερ ἂν ὑμῶν ἕκαςτος. Demosth. 18, 298 οὐδὲ — ὁμοίως ὑμῖν, ὥςπερ ἂν τρυτάνη ῥέπων ἐπὶ τὸ λῆμμα ςυμβεβούλευκα (V. C. ὥςπερ ἂν εἰ, Blass bloss ὥςπερ). 19, 226 ὥςπερ ἂν παρεςτηκότος αὐτοῦ. 21, 117 χρώμενος ὥςπερ ἂν ἄλλος τις αὐτῷ τὰ πρὸ τούτου. 21, 225 δεῖ τοίνυν τούτοις βοηθεῖν, ὥςπερ ἂν αὐτῷ τις ἀδικουμένῳ. 29, 30 ὥςπερ ἄν τις ςυκοφαντεῖν ἐπιχειρῶν. (S. Blass nach A; die meisten ὥςπερ ἂν εἴ τις, mit welcher Lesart die Stelle unten einzufügen wäre.) 39, 10 πλὴν εἰ ςημεῖον ὥςπερ ἂν ἄλλῳ τινί, τῷ χαλκίῳ προςέςται. 45, 35 ὥςπερ ἂν δοῦλος δεςπότῃ διδούς. 49, 27 ὥςπερ ἂν ἄλλος τις ἀποτυχών.

Zumal findet sich dieses bei folgendem εἰ c. optativo

oder praeterito: Isocrates 4, 69 ὥςπερ ἂν εἰ ("wie wenn") πρὸς ἅπαντας ἀνθρώπους ἐπολέμηςαν. 18, 59 ὥςπερ ἂν εἴ τῳ Φρυνώνδας πανουργίαν ὀνειδίςειεν. Vgl. 10, 10. 15, 2. 15, 14. 15, 298. Ebenso Plato Protag. 341 C ὥςπερ ἂν εἰ ἤκουεν. Kratyl. 395 E ὥςπερ ἂν εἴ τις ὀνομάςειε καὶ εἴποι. Vgl. Krat. 430 A. Gorg. 479 A. Phaedo 98 C, 109 C. Sympos. 199 D, 204 E. Republik 7, 529 D u. s. w. Ebenso Xenophon Cyrop. 1, 3, 2 ἠςπάζετο αὐτόν, ὥςπερ ἂν εἴ τις — ἀςπάζοιτο. Ebenso Demosthenes 6, 8 ὥςπερ ἂν εἰ πολεμοῦντες τύχοιτε. 18, 194 ὥςπερ ἂν εἴ τις ναύκληρον αἰτιῷτο (vgl. § 243) und andere Redner. [Demosth.] 35, 28 ὥςπερ ἂν εἴ τις εἰς Αἴγιναν ἢ εἰς Μέγαρα ὁρμίςαιτο. — Daran knüpft sich wieder ὥςπερ ἂν εἰ (meist geschrieben ὡςπερανεί) im Sinne von *quasi* 'wie', vgl. ὡςεί, ὡςπερεί, ohne Verbum finitum gebraucht z. B. Plato Gorgias 479 A ὡςπερανεὶ παῖς. Isokrates 4, 148. Xenophon Sympos. 9, 4. Demosth. 18, 214. Über ὡςπερανεί, καθαπερανεί bei Aristoteles belehrt der Bonitzsche Index S. 41.

Auch die Relativsätze geben zu Bemerkungen Anlass. Erstens folgt in der Verbindung οὐκ ἔςτιν ὅςτις (oder auch in fragender Form ἔςτιν ὅςτις . . . . ;), wo der Hauptsatz erst durch den Nebensatz seinen Inhalt erhält und also der Zusammenschluss beider Sätze ein besonders enger ist, das ἄν regelmässig unmittelbar auf das Relativum: Soph. Antig. 912 οὐκ ἔςτ' ἀδελφός, ὅςτις ἂν βλάςτοι ποτέ. Eurip. El. 903 οὐκ ἔςτιν οὐδεὶς ὅςτις ἂν μέμψαιτό ςε. [Heracl. 972]. Pl. Phaedo 78 A οὐκ ἔςτιν εἰς ὅ τι ἂν ἀναγκαιότερον ἀναλίςκοιτε χρήματα. 89 D οὐκ ἔςτιν, ὅτι ἄν τις μεῖζον — πάθοι. Phaedrus 243 B τουτωνὶ οὐκ ἔςτιν, ἅττ' ἂν ἐμοὶ εἶπες ἡδίω. Demosth. 24, 138 οἶμαι γὰρ τοιοῦτον οὐδὲν εἶναι, ὅτου ἂν ἀπέςχετο. 24, 157 ἔςτιν, ὅςτις ἂν — ἐψήφιςεν; 19, 309 ἔςτιν, ὅςτις ἂν — ὑπέμεινεν; 18, 43 οὐ γὰρ ἦν, ὅ τι ἂν ἐποιεῖτε. 45, 33 ἔςτιν οὖν, ὅςτις ἂν τοῦ ξύλου καὶ τοῦ χωρίου — τοςαύτην ὑπέμεινε φέρειν μίςθωςιν; ἔςτι δ' ὅςτις ἂν — ἐπέτρεψεν; vgl. auch [Demosth.] 13, 22 οὐκ ἔςτ' οὐδείς, ὅςτις ἂν εἴποι. Fast gleichwertig mit οὐκ ἔςτιν ὅςτις sind solche Wendungen, wie die bei Sophokles Oed. Col. 252 vorliegende οὐ γὰρ ἴδοις ἂν ἀθρῶν βροτῶν ὅςτις ἂν εἰ θεὸς ἄγοι ἐκφυγεῖν δύναιτο oder die bei Plato Phaedo 107 A οὐκ οἶδα εἰς ὅντιν' ἄν τις ἄλλον καιρὸν ἀναβάλλοιτο und bei Xenophon Anab. 3, 1, 40 οὐκ οἶδα ὅ τι ἄν τις χρήςαιτο αὐτῷ. Und ebenso eng wie in allen diesen

Beispielen ist der Zusammenschluss von Haupt- und Nebensatz, wenn ὅςτις durch οὕτω angekündigt ist: Isokrates 9, 35 οὐδεὶς γάρ ἐςτιν οὕτω ῥᾴθυμος ὅςτις ἂν δέξαιτο.

Die Verbindung von ὅςτις und ἄν kann in solchen Sätzen allerdings unterbrochen werden, erstens durch ποτε, was ganz natürlich ist: Plato Phaedo 79 A τῶν δὲ κατὰ ταῦτα ἐχόντων οὐκ ἔςτιν ὅτῳ ποτ' ἂν ἄλλῳ ἐπιλάβοιο. Zweitens durch οὐκ: Isokr. 8, 52 ὧν οὐκ ἔςτιν, ὅςτις οὐκ ἄν τις καταφρονήςειεν. Plato Gorgias 456 C οὐ γάρ ἐςτιν, περὶ ὅτου οὐκ ἂν πιθανώτερον εἴποι ὁ ῥητορικός. [491 E.] Symposion 179 A οὐδεὶς οὕτω κακός, ὅντινα οὐκ ἂν αὐτὸς ὁ Ἔρως ἔνθεον ποιήςειεν. Xenophon Cyrop. 7, 5, 61 οὐδεὶς γάρ, ὅςτις οὐκ ἂν ἀξιώςειεν. (Vgl. Lykurg 69 τίς οὕτως — φθονερός ἐςτιν —, ὃς οὐκ ἂν εὔξαιτο —;) Man beachte, dass von den Beispielen mit unmittelbar verbundenem ὅςτις ἄν keines im Relativsatze die Negation enthält, sodass also die Zwischenschiebung von οὐκ als Regel gelten kann. Sie ist auch gar nicht verwunderlich; man vergleiche, was oben S. 335, 336, 343 über die Voranstellung von οὐκ vor Enklitika und S. 380 über homerisches οὐκ ἄν zu bemerken war. Eigentümlich ist Demosth. 18, 206: Hier geben S und L, also die beste Textquelle: οὐκ ἔςθ' ὅςτις ἂν οὐκ ἂν εἰκότως ἐπιτιμήςειέ μοι. Wenn die Überlieferung richtig ist, so beruht die Ausdrucksweise auf einer Kontamination, auf dem Bedürfnis der üblichen Verbindung ὅςτις ἄν und der üblichen Verbindung (ὅςτις) οὐκ ἄν gleichmässig gerecht zu werden. In unmittelbarer Folge finden sich ἂν οὐκ ἄν auch Sophokles Oed. Rex 446. Elektra 439. Oed. Col. 1366. Fragm. inc. 673. Eurip. Heraklid. 74. Aristoph. Lysistr. 361 und ἂν οὐδ' ἄν Sophokles Elektra 97 (noch öfter, und selbst bei Aristoteles noch, ἂν — οὐκ ἄν oder οὐδεὶς ἄν durch mehrere Wörter getrennt). Da immerhin dem vierten Jahrhundert ἂν οὐκ ἄν fremd und die Wiederholung von ἄν überhaupt nur nach längerem Zwischenraum eigen zu sein scheint, haben vielleicht die Herausgeber recht, die mit den übrigen Handschriften das erste der beiden ἄν streichen und einfach ὅςτις οὐκ ἄν schreiben.

Durch andere Wörter als ποτε oder οὐ werden ὅςτις und ἄν in solchen Sätzen bei den guten Attikern nicht getrennt. Freilich Xenophon hat Anabasis 2, 3, 23 οὔτ' ἔςτιν ὅτου ἕνεκα βουλοίμεθα ἂν τὴν βαςιλέως χώραν κακῶς ποιεῖν. 5, 77 ἔςτιν

οὖν ὅςτις τοῦτο ἂν δύναιτο ὑμᾶς ἐξαπατῆςαι. Ihm folgt auffälliger Weise Lykurg 39 τίς δ' ἦν οὕτω ἢ μιςόδημος τότε ἢ μιςαθήναιος, ὅςτις ἐδυνήθη ἄν. Ist auch hierauf die Bemerkung von Blass, attische Beredsamkeit 3, 2, 103 anwendbar: "was (bei L.) als unklassisch oder sprachwidrig auffällt, muss auf Rechnung der anerkannt schlechten Überlieferung gesetzt werden?" Aber bei Demosthenes 18, 43 ist in dem Texte von Blass οὐ γὰρ ἦν ὅ τι ἄλλ' ἂν ἐποιεῖτε das ἄλλο blosse Konjektur des Herausgebers. [Doch Eurip. Med. 1339 οὐκ ἔςτιν, ἥτις τοῦτ' ἂν Ἑλληνὶς γυνὴ ἔτλη. Lies ἥτις ἂν τόδ'?]

Weniger sicher war die Tradition in den Sätzen, wo eines der zu ὅςτις gehörigen relativen Adjektiva oder Adverbia in solchen Sätzen stand, oder wo zwar ὅςτις selbst sich an einen negativen Satz anschloss, aber zu dessen Ergänzung nicht unbedingt notwendig und daher nicht so eng mit ihm verbunden war. Zwar haben wir aus erster Kategorie Eurip. Kyklops 469 ἔςτ' οὖν ὅπως ἂν ὡςπερεὶ ςπονδῆς θεοῦ κἀγὼ λαβοίμην —; (nicht negativer Fragesatz!) Aristoph. Aves 627 οὐκ ἔςτιν ὅπως ἂν ἐγώ ποθ' ἑκὼν τῆς ςῆς γνώμης ἔτ' ἀφείμην. Lysias 8, 7 οὐδὲν αὐτὸς ἐξηῦρον, ὁπόθεν ἂν εἰκότως ὑπερείδετε τὴν ἐμὴν ὁμιλίαν. Plato Sympos. 178 E οὐκ ἔςτιν, ὅπως ἂν ἄμεινον οἰκήςειαν τὴν ἑαυτῶν. 223 A οὐκ ἔςθ' ὅπως ἂν ἐνθάδε μείναιμι. Xenophon Hellen. 6, 1, 9 οὐκ εἶναι ἔθνος, ὁποίῳ ἂν ἀξιώςειαν ὑπήκοοι εἶναι Θετταλοί. Demosth. 24, 64 ἔςτιν οὖν ὅπως ἂν ἐναντιώτερά τις δύο θείη. (Obwohl der Revisor des Codex S oben an τις ein zweites ἄν eingezeichnet hat, ist doch die von Weil und nach ihm von Blass vorgenommene Streichung des bloss im Augustanus fehlenden ἄν hinter ὅπως und Versetzung desselben hinter ἐναντιώτερα unzulässig.) 18, 165 ἔςτιν οὖν ὅπως ἂν μᾶλλον ἄνθρωποι πάνθ' ὑπὲρ Φιλίππου πράττοντες ἐξελεγχθεῖεν. (Vgl. auch οὐκ οἶδ', ὅπως ἄν — oben S. 382.) Zu diesen Beispielen würde nicht in Widerspruch stehen Herodot 8, 119, 9 οὐκ ἔχω ὅκως οὐκ ἂν ἴςον πλῆθος τοῖς Πέρςηςι ἐξέβαλε, und wohl auch nicht Xenophon Anab. 5, 7, 7 τοῦτ' οὖν ἔςτιν ὅπως τις ἂν ὑμᾶς ἐξαπατήςαι; aber wirklich in Widerspruch stehn Sophokles Antigone 1156 οὐκ ἔςθ' ὁποῖον ςτάντ' ἂν ἀνθρώπου βίον οὔτ' αἰνέςαιμ' ἂν οὔτε μεμψαίμην ποτέ. Aristoph. Nubes 1181 οὐ γὰρ ἔςθ' ὅπως μί' ἡμέρα γένοιτ' ἂν ἡμέραι δύο. Vesp. 212 κοὐκ ἔςθ' ὅπως — ἂν — — λάθοι. Pax 306 οὐ γὰρ ἔςθ' ὅπως

ἀπειπεῖν ἂν δοκῶ μοι τήμερον. [Pl. Apol. 40 C.] Demosth. 15, 18 οὐ γὰρ ἔcθ' ὅπως — εὖνοι γένοιντ' ἄν. 19, 308 ἔcτιν οὖν, ὅπως ταῦτ' ἄν, ἐκεῖνα προειρηκώς, — ἐτόλμηcεν εἰπεῖν (geringere Handschriften: ὅπως ἂν ταῦτ'). — Ähnlich lesen wir zwar Eurip. Alkestis 80 ἀλλ' οὐδὲ φίλων πέλας οὐδείς, ὅcτις ἂν εἴποι. Plato Phaedo 57 B οὔτε τις ξένος ἀφῖκται —, ὅcτις ἂν ἡμῖν cαφές τι ἀγγεῖλαι οἷός τ' ἦν περὶ τούτων, aber andrerseits Sophokles Oed. Rex 117 οὐδ' ἄγγελός τις οὐδὲ cυμπράκτωρ ὁδοῦ κατεῖδ' ὅτου τις ἐκμαθὼν ἐχρήcατ' ἄν.

Eine zweite Gruppe hier in betracht kommender Relativsätze sind die mit ὅπερ eingeleiteten, bei denen ja das -περ begrifflich scharfe Unterordnung unter den Hauptsatz andeutet, also nach dem bei ὅcτις Beobachteten unmittelbaren Anschluss von ἄν an das Relativum fordern würde. Nun gilt zwar dieser Anschluss bei vollen ὅcπερ-Sätzen nicht immer, sondern bloss in der Mehrzahl der Beispiele: Herodot 8, 136, 16 κατήλπιζε εὐπετέως τῆς θαλάccης κρατήcειν, τάπερ ἂν καὶ ἦν. [Hippokrates] περὶ τέχνης Kap. 5 S. 46, 12 Gomperz τοιαῦτα θεραπεύcαντες ἑωυτούς, ὁποῖά περ ἂν ἐθεραπεύθηcαν. Thucydides 2, 94, 1 ἐνόμιζον — ὅcον οὐκ ἐcπλεῖν αὐτούς· ὅπερ ἄν, εἰ ἐβουλήθηcαν μὴ κατοκνῆcαι, ῥᾳδίως ἂν ἐγένετο. Isokrates 8, 133 ἐὰν cυμβούλους ποιώμεθα τοιούτους —, οἵους περ ἂν περὶ τῶν ἰδίων ἡμῖν εἶναι βουληθεῖμεν. 15, 23 χρὴ τοιούτους εἶναι κριτάς —, οἵων περ ἂν αὐτοὶ τυγχάνειν ἀξιώcειαν. 17, 21 ἀξιῶν τὴν αὐτὴν Παcίωνι — γίγνεcθαι ζημίαν, ἧcπερ ἂν αὐτὸς ἐτύγχανεν. Plato Kriton 52 D πράττεις ἅπερ ἂν δοῦλος φαυλότατος πράξειεν. Sympos. 217 B ᾤμην διαλέξεcθαι αὐτόν μοι, ἅπερ ἂν ἐραcτὴς παιδικοῖς διαλεχθείη. Xenophon Anab. 5, 4, 34 ἐποίουν ἅπερ ἂν ἄνθρωποι ἐν ἐρημίᾳ ποιήcειαν. Aber mit Trennung des ἄν von ὅcπερ Thucyd. 1, 33, 3 τὸν δὲ πόλεμον, δι' ὅνπερ χρήcιμοι ἂν εἶμεν, εἴ τις ὑμῶν μὴ οἴεται ἔcεcθαι. Demosth. 6, 30 Φίλιππος δ' ἅπερ εὔξαιcθ' ἂν ὑμεῖς, — πράξει. 19, 328 ὑμεῖς δ', ἅπερ εὔξαιcθ' ἄν, ἐλπίcαντες —.

Deutlich indessen tritt das Bewusstsein von der engen Zusammengehörigkeit von ἄν mit ὅcπερ bei Ellipse des Verbums zu Tage, wobei die Ellipse des konjunktivischen Verbums z. B. Eurip. Medea 1153 φίλους νομίζους' οὕcπερ ἂν πόcις cέθεν. Isokrates 3, 60 φιλεῖν οἴεcθε δεῖν καὶ τιμᾶν, οὕcπερ ἂν καὶ ὁ βαcιλεύς. Demosth. 18, 280 τὸ τοὺς αὐτοὺς μιcεῖν καὶ φιλεῖν, οὕcπερ ἂν ἡ πατρίς. CIA. 2, 589, 26 (um

300 a. Ch.) τελεῖν δὲ αὐτὸν τὰ αὐτὰ τέλη ἐν τῷ δήμῳ ἅπερ ἂγ καὶ Πειραιεῖς verglichen werden kann. Als Beispiele mögen dienen Isokrates 4, 86 τοσαύτην ποιησάμενοι σπουδήν, ὅσην περ ἂν τῆς αὑτῶν χώρας πορθουμένης. 5, 90 νικῆσαι — τοσοῦτον, ὅσον περ ἂν εἰ ταῖς γυναιξὶν αὐτῶν συνέβαλον. 10, 49 τοσοῦτον ἐφρόνησαν, ὅσον περ ἄν, εἰ πάντων ἡμῶν ἐκράτησαν. 14, 37 ἅπερ ἂν εἰς τοὺς πολεμιωτάτους, ἐξαμαρτεῖν ἐτόλμησαν. 15, 28 εἰς τὸν αὐτὸν καθέστηκα κίνδυνον, εἰς ὅνπερ ἄν, εἰ πάντας ἐτύγχανον ἠδικηκώς. Plato Republ. 2, 368 C δοκεῖ μοι — τοιαύτην ποιήσασθαι ζήτησιν αὐτοῦ, οἵαν περ ἄν, εἰ προσέταξέ τις. Xenophon Anab. 5, 4, 34 μόνοι τε ὄντες ὅμοια ἔπραττον, ἅπερ ἂν μετ᾽ ἄλλων ὄντες. Demosth. 53, 12 ἀπεκρινάμην αὐτῷ, ἅπερ ἂν νέος ἄνθρωπος.

Unter den mit blossem ὅς eingeleiteten Relativsätzen sind die mit assimiliertem Pronomen am meisten als dem Hauptsatz eng verbunden gekennzeichnet. Dem entspricht, dass die meisten mir zur Hand liegenden Beispiele ἄν hinter ὅς haben: Plato Sympos. 218 A ἐγὼ δεδηγμένος τὸ ἀλγεινότατον ὧν ἄν τις δηχθείη. Isäus 5, 31 ἐμμενεῖν οἷς ἂν οὗτοι γνοῖεν. 5, 33 ἐμμενεῖν οἷς ἂν αὐτοὶ γνοῖεν. Demosth. 18, 16 πρὸς ἅπασιν τοῖς ἄλλοις, οἷς ἂν εἰπεῖν τις ὑπὲρ Κτησιφῶντος ἔχοι. Doch ist die Zahl der Beispiele zu klein, um darauf eine Regel zu gründen, und Dem. 20, 136 μηδὲν ὧν ἰδίᾳ φυλάξαισθ᾽ ἂν widerspricht.

Ganz bunt und regellos scheint der Gebrauch bei den übrigen Relativsätzen. Doch glaube ich sagen zu können, dass die gewöhnlichen Relativsätze ἄν wohl beinahe eben so oft unmittelbar hinter dem Pronomen, als an einer spätern Stelle des Satzes haben. Eine natürliche Folge dieses Schwankens ist die nicht seltene Doppelsetzung von ἄν in Relativsätzen, z. B. Thucyd. 2, 48, 3 ἀφ᾽ ὧν ἄν τις σκοπῶν, εἴ ποτε καὶ αὖθις ἐπιπέσοι, μάλιστ᾽ ἂν ἔχοι τι προειδὼς μὴ ἀγνοεῖν. Demosth. 14, 27 ὅσα γὰρ ἂν νῦν πορίσαιτ᾽ ἄν. [Demosth.] 59, 70 οὓς ἄν τις δεόμενος — εἴποι ἄν. Vgl. das unten zu besprechende doppelte ἄν im Hauptsatz. Daher ist auch an einer Stelle, wie Demosth. Proöm. 1, 3 ἃ δεῖ καὶ δι᾽ ὧν παυσαίμεθ᾽ αἰσχύνην ὀφλισκάνοντες, wo sicher ein ἄν ausgefallen ist, von unserm Standpunkt der Betrachtung aus schlechterdings nicht auszumachen, ob δι᾽ ὧν ⟨ἂν⟩ παυσαίμεθ᾽ oder δι᾽ ὧν παυσαίμεθ᾽ ⟨ἄν⟩ (so die Herausgeber seit Bekker) zu

schreiben sei. Wo dagegen das Relativpronomen in der Weise des Latein an Stelle von οὗτος bloss dazu dient eine zweite Hauptaussage an eine erste anzuknüpfen, wo wir also keinen Relativsatz, sondern einen Hauptsatz haben, steht ἄν nie hinter dem Pronomen; vgl. Andocides 1, 67 ἐν οἷς ἐγὼ — δικαίως ἂν ὑπὸ πάντων ἐλεηθείην. Lysias 2, 34 ὃ τίς ἰδὼν οὐκ ἂν ἐφοβήθη; Demosth. 18, 49 ἐξ ὧν σαφέστατ' ἄν τις ἴδοι.

Dem entspricht, dass in allen übrigen Nebensätzen, die etwa ἄν c. optat. oder praeterito enthalten, das ἄν zumeist an einer spätern Stelle des Satzes steht, da ja in allen solchen Fällen der Nebensatz nicht als Nebensatz, sondern als Vertreter eines Hauptsatzes den betr. Modus hat. So bei ὡς 'dass' z. B. Plato Sympos. 214 D ὡς ἐγὼ οὐδ' ἂν ἕνα ἄλλον ἐπαινέσαιμι (doch Thucyd. 5, 9, 3 ὡς ἂν ἐπεξέλθοι τις), ὥστε 'so dass' z. B. Plato Sympos. 197 A ὥστε καὶ οὗτος Ἔρωτος ἂν εἴη μαθητής, ὅτι 'dass, weil' z. B. Plato Phaedo 93 C δῆλον ὅτι τοιαῦτ' ἄττ' ἂν λέγοι. Sympos. 193 C ὅτι οὕτως ἂν ἡμῶν τὸ γένος εὔδαιμον γένοιτο. Demosth. 18, 79 ὅτι τῶν ἀδικημάτων ἂν ἐμέμνητο τῶν αὑτοῦ u. s. w. u. s. w. Ebenso bei ἐπεί 'denn' z. B. Plato Kratyl. 410 A ἐπεὶ ἔχοι γ' ἄν τις εἰπεῖν περὶ αὐτῶν. Demosth. 18, 49 ἐπεὶ διά γ' ὑμᾶς πάλαι ἂν ἀπωλώλειτε. Bei den Zeitpartikeln giebt die Überlieferung zu Zweifeln Anlass: ὅταν c. opt. ist überliefert Aeschyl. Pers. 450, ἕως ἄν c. opt. Isokrat. 17, 15 und Plato Phaedo 101 D. (Sophokles Trach. 687 wird es seit Elmsley nicht mehr geschrieben). Sicher steht Demosth. 4, 31 ἡνίκ' ἂν ἡμεῖς μὴ δυναίμεθ' ἐκεῖσ' ἀφικέσθαι. — Xenophon Hellen. 2, 3, 48 πρὶν ἂν μετέχοιεν. ibid. πρὶν ἂν — καταστήσειαν. 2, 4, 18 πρὶν ἂν ἢ πέσοι τις ἢ τρωθείη wird ἄν gestrichen.

Von der Konjunktion ausnahmslos getrennt ist ἄν in optativischen εἰ-Sätzen: εἰ 'ob' z. B. Plato Sympos. 210 B οὐκ οἶδ' εἰ οἷός τ' ἂν εἴης, εἰ 'wenn' z. B. Eurip. Helena 825 εἰ πῶς ἂν ἀναπείσαιμεν ἱκετεύοντέ νιν. Demosth. 4, 18 οὐδ' εἰ μὴ ποιήσαιτ' ἂν ἤδη. 20, 62 οὐκοῦν αἰσχρόν, εἰ μέλλοντες μὲν εὖ πάσχειν συκοφάντην ἂν τὸν ταῦτα λέγονθ' ἡγοῖσθε, ἐπὶ τῷ δ' ἀφελέσθαι — ἀκούσεσθε. 19, 172 ἐξώλης ἀπολοίμην —, εἰ προσλαβών γ' ἂν ἀργύριον — ἐπρέσβευσα. Hier überall ist der durch ἄν angegebene hypothetische Charakter des Satzes nicht durch εἰ bedingt; vgl. die Erklärer zu den einzelnen Stellen.

Besonders bezeichnend sind aber die Fälle, wo nach Ausdrücken des Befürchtens und Erwartens μή mit dem Optativ und ἄν steht: Sophokles Trachin. 631 δέδοικα γάρ, μὴ πρῴ λέγοις ἂν τὸν πόθον. Thucyd. 2, 93, 3 οὔτε προσδοκία οὐδεμία ἦν, μὴ ἄν ποτε οἱ πολέμιοι ἐξαπιναίως οὕτως ἐπιπλεύσειαν. Xenophon Anab. 6, 1, 28 ἐκεῖνο ἐννοῶ, μὴ λίαν ἂν ταχὺ σωφρονισθείην. Poroi 4, 41 φοβοῦνται, μὴ ματαία ἂν γένοιτο αὕτη ἡ παρασκευή. Hier ist es ausser allem Zweifel, dass der Optativ mit ἄν auf einer Beeinflussung des μή-Satzes durch den Hauptsatz beruht, und da hat unter vier Beispielen nur eines ἄν unmittelbar hinter μή.

Und hieraus wird es nun auch klar, warum die Stellung des ἄν in Konjunktivsätzen so ganz fest, in den andern Nebensätzen schwankend ist. In der klassischen Gräzität kommt ἄν cum conj. nur in Nebensätzen vor; was hätte also dieses ἄν aus seiner traditionellen Stellung bringen sollen? Dagegen ἄν c. indic. und c. opt. ist nicht bloss häufiger in den Haupt- als in den Nebensätzen, sondern auch in den letztern vielfach geradezu aus den Hauptsätzen übertragen. Notwendig mussten sich die Stellungsgewohnheiten, die ἄν im Hauptsatz hat, auf die betr. Nebensätze übertragen.

VII.

Wie verhält es sich nun aber mit dieser freien Stellung von ἄν im Hauptsatz? Es ist unbestreitbar, dass in diesem das ἄν sehr weit vom Anfang entfernt stehen kann. Eine Grenze nach hinten bildet bloss das letzte im betr. Satz stehende und durch ἄν irgendwie qualifizierte Verbum finitum oder infinitum, wobei ich besonders darauf hinweise, dass Partizipien, die mit hypothetischen Nebensätzen gleichwertig sind, gern ἄν hinter sich haben (vgl. z. B. Aristoph. Ranae 96 γόνιμον δὲ ποιητὴν ἂν οὐχ εὕροις ἔτι ζητῶν ἄν). Auf dieses Verbum darf ἄν nur in der Weise folgen, dass es sich ihm unmittelbar anschliesst. Doch finden sich Stellen, wo γ' oder ein einsilbiges Enklitikon oder sonst ein Monosyllabon zwischen dem Verbum und ἄν steht: γ': Plato Kratyl. 410 A ἐπεὶ ἔχοι γ' ἄν τις εἰπεῖν περὶ αὐτῶν. — τις: [Eur. Or. 694.] Demosth. 18, 282 τί δὲ μεῖζον ἔχοι τις ἂν εἰπεῖν. 18, 316 οὐ μὲν οὖν εἴποι τις ἂν ἡλίκας. — ποτ': Eurip. Helena 912 f. κεῖνος δὲ πῶς τὰ ζῶντα τοῖς θανοῦσιν ἀπο-

δοίη ποτ' ἄν. — οὐ: Sophokles Aias 1330 ἦ γὰρ εἴην οὐκ ἂν εὖ φρονῶν. — τάχ': Oed. Rex 1115 f. τῇ δ' ἐπιστήμῃ σύ μου προὔχοις τάχ' ἄν που. — τάδ': Eurip. Helena 97 τίς σωφρονῶν τλαίη τάδ' ἄν. — ταῦτ': Solon Fragm. 36, 1 συμμαρτυροίη ταῦτ' ἂν ἐν δίκῃ. — μεντ': Aristoph. Ran. 743 ᾤμωξε μέντ' ἄν. Plato Phaedo 76 B βουλοίμην μέντ' ἄν. Apol. 30 D. Doch lassen die drei letzten Stellen (Solon, Ar. Ran. 743, Pl. Phaedo 76 B) auch noch eine andere Erklärung zu. Wenn nämlich das Verbum am Anfang des Satzes steht, scheint jene obige Regel überhaupt nicht zu gelten: Sophokles Oed. Col. 125 προσέβα γὰρ οὐκ ἂν ἀστιβὲς ἄλσος ἐς. Eurip. Hiketiden 944 ὄλοιντ' ἰδοῦσαι τοῦσδ' ἄν. Demosth. 20, 61 μάθοιτε δὲ τοῦτο μάλιστ' ἄν. Übrigens versteht es sich von selbst, dass wenn ein Satz mehrere ἄν enthält, die Regel für das letzte ἄν gilt. Sophokles Oed. Rex 1438 ἔδρασ' ἂν (εὖ τόδ' ἴσθ') ἄν. Elektra 697 δύναιτ' ἂν οὐδ' ἂν ἰσχύων φυγεῖν. Aristoph. Nubes 977 ἠλείψατο δ' ἂν τοὐμφαλοῦ οὐδεὶς παῖς ὑπένερθεν τότ' ἄν ist die Entfernung des zweiten ἄν vom Verbum aus der Anfangsstellung des Verbums zu erklären. — Sonach haben die Herausgeber von Aristoph. Rittern Recht gehabt, wenn sie Vs. 707 das überlieferte ἐπὶ τῷ φάγοις ἥδιστ' ἄν in ἐπὶ τῷ φαγὼν ἥδοιτ' (oder ἥδοι') ἄν ändern; dagegen Aristophanes Ran. 949 f. οὐδὲν παρῆκ' ἂν ἀργόν, ἀλλ' ἔλεγεν ἡ γυνή τέ μοι χὠ δοῦλος οὐδὲν ἧττον χὠ δεσπότης χἠ παρθένος χἠ γραῦς ἄν bildet nur eine scheinbare Ausnahme, da bei jedem der aneinandergereihten Nominative ἔλεγεν hinzuzudenken ist. Vgl. Soph. Phil. 292 πρὸς τοὖτ' ἄν. [Eurip. Or. 941 κοὐ φθάνοι θνῄσκων τις ἄν.]

Aus dieser Regel lässt sich aber schon erkennen, was für Tendenzen dazu geführt haben, das ἄν des selbständigen Satzes in nachhomerischer Zeit von der Stelle wegzuziehen, die es in homerischer Zeit noch einnahm. Das Verb, dessen Modalität durch ἄν bestimmt wird, zog es an sich, daneben die Negationen, die Adverbia, besonders die superlativischen, überhaupt derjenige Satzteil, für den der durch ἄν angezeigte hypothetische Charakter des Satzes am meisten in betracht kam, gerade wie die enklitischen Pronomina ihrer traditionellen Stellung dadurch verlustig gingen, dass das Bedürfnis immer stärker wurde, ihnen den Platz zu geben, den ihre Funktion im Satze zu fordern schien. Wie aber bei den en-

klitischen Pronomina, so hat auch bei ἄν die Tradition immer einen gewissen Einfluss bewahrt.

Erstens lässt sich auch bei ἄν die Neigung für Anlehnung an satzbeginnende Wörter nachweisen. So unbestreitbar an τίς und die zugehörigen Formen, besonders πῶς (Vgl. Jebb zu Sophokles Oed. Col. 1100, der auf Aeschyl. Agam. 1402 τίς ἂν ἐν τάχει μὴ περιώδυνος μὴ δεμνιοτήρης μόλοι verweist. Vgl. Θ 77. Ω 367. θ 208. κ 573). Ferner ist hiefür die Beobachtung Werfers Acta philologorum Monacensium I 246 ff., zu verwerten, dass sich ἄν "paene innumeris locis" an γάρ anschliesse. Die Fülle der Beispiele verbietet eine Wiederholung und Ergänzung von Werfers Beispielsammlung an dieser Stelle. Ich will nur bemerken, erstens, dass zwar aus allen Litteraturgattungen Gegenbeispiele beigebracht werden können, aber doch γὰρ ἄν unendlich häufiger ist als γὰρ — ἄν, und zweitens, dass infolge der Setzung von ἄν gleich hinter γάρ sehr oft das Bedürfnis empfunden wird, in einem spätern Teil des Satzes ἄν nochmals einzufügen: Sophokles Oed. Rex 772 τῷ γὰρ ἂν καὶ μείζονι λέξαιμ' ἂν ἢ σοί. 862 οὐδὲν γὰρ ἂν πράξαιμ' ἄν. Fragm. 513 Nauck [2], 6 κἀμοὶ γὰρ ἂν πατήρ γε δακρύων χάριν ἀνῆκτ' ἂν εἰς φῶς. Fragm. 833 ἀλλ' οὐ γὰρ ἂν τὰ θεῖα κρυπτόντων θεῶν μάθοις ἄν. Eurip. Hiket. 855 μόλις γὰρ ἄν τις αὐτὰ τἀναγκαῖ' ὁρᾶν δύναιτ' ἂν ἑστὼς πολεμίοις ἐναντίος. Helena 948 τὴν Τροίαν γὰρ ἂν δειλοὶ γενόμενοι πλεῖστον αἰσχύνοιμεν ἄν. 1011 καὶ γὰρ ἂν κεῖνος βλέπων ἀπέδωκεν ἄν σοι τήνδ' ἔχειν. 1298 εὐμενέστερον γὰρ ἂν τῷ φιλτάτῳ μοι Μενέλεῳ τὰ πρόσφορα δρῴης ἄν. Aristoph. Vesp. 927 οὐ γὰρ ἄν ποτε τρέφειν δύναιτ' ἂν μία λόχμη κλέπτα δύο. Pax 321 οὐ γὰρ ἂν χαίροντες ἡμεῖς τήμερον παυσαίμεθ' ἄν. Lysistr. 252 ἄλλως γὰρ ἂν ἄμαχοι γυναῖκες καὶ μιαραὶ κεκλήμεθ' ἄν. Thesmoph. 196 καὶ γὰρ ἂν μαινοίμεθ' ἄν. Plato Apol. 35 D σαφῶς γὰρ ἄν, εἰ πείθοιμι ὑμᾶς —, θεοὺς ἂν διδάσκοιμι. 40 D ἐγὼ γὰρ ἂν οἶμαι, εἰ — δέοι —, οἶμαι ἂν — τὸν μέγαν βασιλέα εὐαριθμήτους ἂν εὑρεῖν. (Vgl. Demosth. 14, 27 ὅσα γὰρ ἂν νῦν πορίσαιτ' ἄν). Aristot. de caelo 227[b] 24 οὔτε γὰρ ἂν αἱ τῆς σελήνης ἐκλείψεις τοιαύτας ἂν εἶχον τὰς ἀποτομάς. De gener. et corr. 337[b] 7 μέλλων γὰρ ἂν βαδίζειν τις οὐκ ἂν βαδίσειεν. De part. anim. 654[a] 18 οὕτως γὰρ ἂν ἔχον χρησιμώτατον ἂν εἴη. (vgl. Vahlen Zur Poetik 1460[b] 7) u. s. w.

Sodann ist darauf hinzuweisen, dass die Verbindungen κἄν aus καὶ ἄν 'auch wohl' und τάχ' ἄν, in denen ἄν mit seinem Vorworte bis zur völligen Verblassung seiner eigenen Bedeutung verschmolzen ist, in der Mehrzahl der Fälle am Satzanfang stehen. Doch dürfen wir hierauf kein Gewicht legen, da gerade καὶ ἄν und τάχ' ἄν sich schon bei Homer im Innern von Sätzen finden und überhaupt kein Grund vorhanden ist, den engen Anschluss von ἄν an καί und τάχα aus den Fällen herzuleiten, wo καί und τάχα den Satz beginnen. (καί 'und' hat ἄν unmittelbar hinter sich Herodot 4, 118, 21 καὶ ἂν ἐδήλου).

Zweitens findet man ἂν vereinzelt wie die Enklitika hinter einem Vokativ: Aristoph. Pax 137 ἀλλ' ὦ μέλ' ἄν μοι σιτίων διπλῶν ἔδει.

Drittens verdrängt es öfters οὖν, seltener τε, δέ von ihrem Platze: Herodot 7, 150, 8 οὕτω ἂν ὦν εἶμεν. [Eur. Med. 504.] Ar. Lysistr. 191 τίς ἂν οὖν γένοιτ' ἂν ὅρκος. [Lysias] 20, 15 πῶς ἂν οὖν οὐκ ἂν δεινὰ πάσχοιμεν. Plato Phaedo 64 A πῶς ἂν οὖν δὴ τοῦθ' οὕτως ἔχοι —, ἐγὼ πειράσομαι φράσαι. Sympos. 202 D πῶς ἂν οὖν θεὸς εἴη ὅ γε τῶν καλῶν καὶ ἀγαθῶν ἄμοιρος, und öfters. Xen. Anab. 2, 5, 20 πῶς ἂν οὖν ἔχοντες τοσούτους πόρους — ἔπειτα ἐκ τούτων πάντων τοῦτον ἂν τὸν τρόπον ἐξελοίμεθα —; 5, 7, 8 πῶς ἂν οὖν ἐγὼ ἢ βιασαίμην ὑμᾶς — ἢ ἐξαπατήσας ἄγοιμι. 5, 7, 9 πῶς ἂν οὖν ἀνὴρ μᾶλλον δοίη δίκην. Respubl. Lacedaem. 5, 9 οὐκ ἂν οὖν ῥᾳδίως γέ τις εὕροι Σπαρτιατῶν ὑγιεινοτέρους. Demosth. 25, 33 τίς ἂν οὖν εὖ φρονῶν αὐτὸν ἂν ᾖ τὰ τῆς πατρίδος συμφέροντα ταύτῃ συνάψειε. [Demosth.] 46, 13 πῶς ἂν οὖν μὴ εἰδὼς ὁ πατὴρ αὐτὸν Ἀθηναῖον ἐσόμενον ἔδωκεν ἂν τὴν ἑαυτοῦ γυναῖκα. Aeschines 1, 17 ἴσως ἂν οὖν τις θαυμάσειεν. 3, 219 πῶς ἂν οὖν ἐγὼ προεδεικνύμην Ἀλεξάνδρῳ. Dass in der Mehrzahl der Beispiele das dem οὖν vorausgeschickte ἄν sich an τίς oder πῶς anlehnt, passt zu dem oben S. 394 bemerkten. (Dass ἄν dem οὖν häufiger noch folgt, soll nicht geleugnet werden.) — Einem τε geht ἄν voraus Thucyd. 2, 63, 3 τάχιστ' ἄν τε πόλιν οἱ τοιοῦτοι ἀπολέσειαν, einem δέ Thucyd. 6, 2, 4 τάχ' ἂν δὲ καὶ ἄλλως ἐσπλεύσαντες und vielleicht 6, 10, 4 ταχ' ἂν δ' ἴσως (die Mehrzahl der Handschr. und die Ausgaben τάχα δ' ἂν ἴσως). Doch ist bei den beiden letzten Stellen der Zu-

sammenschluss mit τάχα für ἄν von wesentlicherer Bedeutung, als die Stellung an sich.

Viertens lässt sich ἄν gern durch einen Zwischensatz von den Hauptbestandteilen des Satzes, zu dem es gehört, trennen: Aristoph. Ran. 1222 οὐδ' ἄν, μὰ τὴν Δήμητρα, φροντίσαιμί γε. Plato Phaedo 102 A σὺ δ' — οἶμαι, ἄν, ὡς ἐγὼ λέγω, ποιοίης. Sympos. 202 D τί οὖν ἄν, ἔφη, εἴη ὁ Ἔρως. 202 B καὶ πῶς ἄν, ἔφη, ὦ Σώκρατες, ὁμολογοῖτο. Republ. 1, 333 A πρός γε ὑποδημάτων ἄν, οἶμαι, φαίης κτῆσιν. 4, 438 A ἴσως γὰρ ἄν, ἔφη, δοκοίη τι λέγειν ὁ ταῦτα λέγων. Leges 2, 658 A τί ἄν, εἰ — (folgen sieben Zeilen), τί ποτ' ἂν ἡγούμεθα ἐκ ταύτης τῆς προρρήσεως ξυμβαίνειν. Xenophon Hellen. 6, 1, 9 οἶμαι ἄν, αὐτῶν εἰ καλῶς τις ἐπιμελοῖτο, οὐκ εἶναι ἔθνος. Cyrop. 2, 1, 5 ἐγὼ ἄν, εἰ ἔχοιμι, ὡς τάχιστα ὅπλα ἐποιούμην τοῖς Πέρσαις. Demosth. 18, 195 τί ἄν, εἴ που τῆς χώρας τοῦτο πάθος συνέβη, προσδοκῆσαι χρῆν.

Dass man dann gern nach dem Zwischensatz ἄν wiederholte, ist verständlich: Sophokles Antig. 69 οὔτ' ἄν, εἰ θέλοις ἔτι πράσσειν, ἐμοῦ γ' ἂν ἡδέως πράσσοις μέτα. 466 ἀλλ' ἄν, εἰ τὸν ἐξ ἐμῆς μητρὸς θανόντ' ἄθαπτον ἠνσχόμην νέκυν, κείνοις ἂν ἤλγουν. Oed. Rex 1438 ἔδρασ' ἄν, εὖ τόδ' ἴσθ', ἄν, εἰ μὴ — ἔχρῃζον. Elektra 333 ὥστ' ἄν, εἰ σθένος λάβοιμι, δηλώσαιμ' ἄν. 439 ἀρχὴν δ' ἄν, εἰ μὴ τλημονεστάτη γυνὴ πασῶν ἔβλαστε, — χοὰς οὐκ ἄν ποθ' ὃν γ' ἔκτεινε, τῷδ' ἐπέστεφε. Thucyd. 1, 136, 5 ἐκεῖνον δ' ἄν, εἰ ἐκδοίη αὐτόν —, σωτηρίας ἂν τῆς ψυχῆς ἀποστερῆσαι. Aristoph. Lysistr. 572 κἄν, ὑμῖν εἴ τις ἐνῆν νοῦς, ἐκ τῶν ἐρίων τῶν ἡμετέρων ἐπολιτεύεσθ' ἂν ἅπαντα. Ranae 585 κἄν, εἴ με τύπτοις, οὐκ ἂν ἀντείποιμί σοι. Plato Protag. 318 C κἄν, εἰ Ὀρθαγόρᾳ τῷ Θηβαίῳ συγγενόμενος — ἐπανέροιτο αὐτόν —, εἴποι ἄν. Leges 8, 841 C τάχα δ' ἄν, εἰ θεὸς ἐθέλοι, κἂν δυοῖν θάτερα βιασαίμεθα περὶ ἐρωτικῶν. Demosth. 4, 1 ἐπισχὼν ἄν, ἕως —, εἰ —, ἡσυχίαν ἂν ἦγον. 21, 115 ἆρ' ἄν, εἴ γ' εἶχε —, ταῦτ' ἂν εἴασεν. 37, 16 οὐδ' ἄν, εἴ τι γένοιτ', ᾠήθην ἂν δίκην μοι λαχεῖν ποτε τοῦτον. [Demosth.] 47, 66 καίτοι πῶς ἄν, εἰ μὴ πεπορισμένον τε ἦν —, εὐθὺς ἂν ἀπέλαβον. Aeschines 1, 122 οἶμαι δ' ἄν, εἰ —, ταῖς ὑμετέραις μαρτυρίαις ῥᾳδίως ἂν ἀπολύσασθαι τοὺς τοῦ κατηγόρου λόγους. [Hen. Anabasis 7, 7, 38.]

Das Umgekehrte, wenn man will, aber doch etwas aus derselben Stellungsregel entspringendes liegt vor, wenn ein

syntaktisch zu einem Zwischensatz oder zu einem abhängigen Satz gehöriges ἄν hinter das erste Wort des übergeordneten Satzes gezogen wird: Plato Kriton 52 D ἄλλο τι οὖν, ἂν φαῖεν, ἢ ξυνθήκας τὰς πρὸς ἡμᾶς αὐτοὺς — παραβαίνεις. Phaedo 87 A τί οὖν, ἂν φαίη ὁ λόγος, ἔτι ἀπιστεῖς. Hippias major 299 A μανθάνω, ἂν ἴσως φαίη, καὶ ἐγώ. Demosth. 1, 14 τί οὖν, ἄν τις εἴποι, ταῦτα λέγεις. 1, 19 τί οὖν, ἄν τις εἴποι, σὺ γράφεις ταῦτ' εἶναι στρατιωτικά. Proöm. 35, 4 τί οὖν, ἄν τις εἴποι, σὺ παραινεῖς; [Demosth.] 45, 55 ὅτι νὴ Δί', ἂν εἴποι, τοῦτον εἰσπεποίηκα υἱόν. — Vgl. auch Demosth. 11, 44 οὐκ ἂν οἶδ' ὅ τι πλέον εὕροι τούτου. Plato Timäus 26 B ἐγὼ γάρ, ἃ μὲν χθὲς ἤκουσα, οὐκ ἂν οἶδ' εἰ δυναίμην ἅπαντα ἐν μνήμῃ πάλιν λαβεῖν. Ähnliches οὐκ ἂν οἶδ' ὅ τι im Satzinnern Demosth. 45, 7. Auf dergleichen Wendungen basiert dann wohl wiederum das euripideische οὐκ (bezw. οὐ γὰρ) οἶδ' ἂν εἰ πείσαιμι Medea 941. Alcestis 48. Eigentümlich Thucyd. 5, 9, 3 καὶ οὐκ ἂν ἐλπίσαντες ὡς ἂν ἐπεξέλθοι τις, wo das erste ἄν nur als Antizipation aus dem Nebensatz erklärt werden kann.

Sechstens sprengt ἄν, gerade wie die Enklitika, öfters am Satzanfang stehende Wortgruppen auseinander. Dahin könnte man οὐδ' ἂν εἷς stellen: Sophokles Oed. Rex 281 οὐδ' ἂν εἷς δύναιτ' ἀνήρ. Oed. Col. 1656 οὐδ' ἂν εἷς θνητῶν φράσειε. Plato Prot. 328 A οὐδ' ἂν εἷς φανείη. Alcib. 122 D οὐδ' ἂν εἷς ἀμφισβητήσειε. Demosth. 19, 312 οὐδ' ἂν εἷς εὖ οἶδ' ὅτι φήσειεν. 18, 69 οὐδ' ἂν εἷς ταῦτα φήσειεν. 18, 94 οὐδ' ἂν εἷς εἰπεῖν ἔχοι. Aristot. Ἀθην. πολ. 21, 2 K. οὐδ' ἂν εἷς εἴποι. Doch findet sich diese Tmesis wenigstens ebenso häufig im Satzinnern: Lys. 19, 60. 24, 24. Isokr. 15, 223. 21, 20. Plato Sympos. 192 E, 214 D, 216 E. Gorg. 512 E. 519 C. Demosth. 14, 1. 20, 136. 18, 68. 18, 128. Lykurg 49. 57, und scheint somit wesentlich auf der Attraktionskraft des οὐδέ zu beruhen.

Einen bessern Beweis bildet das zweimalige γ' ἂν οὖν statt γοῦν ἄν bei Thucydides: 1, 76, 4 ἄλλους γ' ἂν οὖν οἰόμεθα τὰ ἡμέτερα λαβόντας δεῖξαι ἄν und 1, 77, 6 ὑμεῖς γ' ἂν οὖν, εἰ — ἄρξαιτε, τάχ' ἂν μεταβάλοιτε, sowie folgende Fälle, wo ἄν mitten in eine Wortgruppe eingedrungen ist: Solon fragm. 37, 4 πολλῶν ἂν ἀνδρῶν ἥδ' ἐχηρώθη πόλις. Aeschyl. Pers. 632 μόνος ἂν θνητῶν πέρας εἴποι. 706 ἀνθρώπεια δ' ἄν τοι πήματ' ἂν τύχοι βροτοῖς. Sophokles Aias 155 κατὰ δ' ἄν τις

ἐμοῦ τοιαῦτα λέγων οὐκ ἂν πείθοι. Oed. Rex 175 ἄλλον δ' ἂν ἄλλῳ προςίδοις. 502 σοφίᾳ δ' ἂν σοφίαν παραμείψειεν ἀνήρ. Elektra 1103 τίς οὖν ἂν ὑμῶν τοῖς ἔσω φράσειεν ἄν. Oed. Col. 1100 τίς ἂν θεῶν σοι τόνδ' ἄριστον ἄνδρ' ἰδεῖν δοίη. Herodot 1, 56, 5 ἐφρόντιζε ἱστορέων, τοὺς ἂν Ἑλλήνων δυνατωτάτους ἐόντας προσκτήσαιτο φίλους. 1, 67, 7 ἐπειρώτεον, τίνα ἂν θεῶν ἱλασάμενοι κατύπερθε τῷ πολέμῳ Τεγεητέων γενοίατο. 1, 196, 22 τὸ δὲ ἂν χρυσίον ἐγίνετο ἀπὸ τῶν εὐειδέων παρθένων. 7, 48, 8 στρατοῦ ἂν ἄλλου τις τὴν ταχίστην ἄγερσιν ποιέοιτο. 7, 135, 12 ἕκαστος ἂν ὑμῶν ἄρχοι γῆς Ἑλλάδος. 7, 139, 9 κατά γε ἂν τὴν ἤπειρον τοιάδε ἐγίνετο. [Hippokrates] περὶ τέχνης c. 3 (s. 44, 8 Gomperz) ἐν ἄλλοισιν ἂν λόγοισιν σαφέστερον διδαχθείη. (Vgl. auch c. 2, s. 42, 19 G. ἐπεὶ τῶν γε μὴ ἐόντων τίνα ἄν τις οὐσίην θεησάμενος ἀπαγγείλειεν ὡς ἔστιν). Thucyd. 1, 10 πολλὴν ἂν οἶμαι ἀπιστίαν τῆς δυνάμεως — τοῖς ἔπειτα πρὸς τὸ κλέος αὐτῶν εἶναι. 1, 36, 3 βραχυτάτῳ δ' ἂν κεφαλαίῳ τῷδ' ἂν μὴ προέσθαι ἡμᾶς μάθοιτε. 5, 22, 2 πρὸς γὰρ ἂν τοὺς Ἀθηναίους, εἰ ἐξῆν χωρεῖν. Aristoph. Thesmoph. 768 τίν' οὖν ἂν ἄγγελον πέμψαιμ' ἐπ' αὐτόν. Isokrates 5, 35 σκεπτέον, τί ἂν ἀγαθὸν αὐτὰς ἐργασάμενος φανείης ἄξια — πεποιηκώς. Plato Apologie 25 B πολλὴ γὰρ ἄν τις εὐδαιμονία εἴη περὶ τοὺς νέους. Phaedo 70 A πολλὴ ἂν ἐλπὶς εἴη καὶ καλή. 70 D 106 D ἄλλου ἄν του δέοι λόγου 107 C οὐδεμία ἂν εἴη ἄλλη ἀποφυγή. Xenophon Anab. 3, 1, 6 ἐλθὼν δ' ὁ Ξενοφῶν ἐπήρετο τὸν Ἀπόλλω, τίνι ἂν θεῶν θύων καὶ εὐχόμενος κάλλιστα καὶ ἄριστα ἔλθοι τὴν ὁδόν, ἣν ἐπινοεῖ, καὶ καλῶς πράξας σωθείη, was sofort an das τίνι κα θεῶν u. s. w. der dodonäischen Orakeltäfelchen (siehe oben S. 374) erinnert. Vgl. auch das Orakel bei [Demosth.] 43, 66 ἐπερωτᾷ ὁ δῆμος, ὅ τι ἂν δρῶσιν — εἴη, und Herodot 1, 67, 7 oben. — Anab. 3, 2, 29 λαβόντες δὲ τοὺς ἄρχοντας, ἀναρχίᾳ ἂν καὶ ἀταξίᾳ ἐνόμιζον ἡμᾶς ἀπολέσθαι. Poroi 3, 14 πολλὴ ἂν καὶ ἀπὸ τούτων πρόσοδος γίγνοιτο. 4, 1 πάμπολλα ἂν νομίζω χρήματα — προσιέναι. Demosth. 1, 1 ἀντὶ πολλῶν ἄν, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, χρημάτων ὑμᾶς ἑλέσθαι νομίζω. 4, 12 πλησίον μὲν ὄντες, ἅπασιν ἂν τοῖς πράγμασιν τεταραγμένοις ἐπιστάντες ὅπως βούλεσθε διοικήσαισθε. 19, 48 τί ἂν ποιῶν ὑμῖν χαρίσαιτο. 18, 22 τί ἂν εἰπών σέ τις ὀρθῶς προσείποι; (18, 81 ὅτι πολλὰ μὲν ἂν χρήματα ἔδωκε Φιλιστίδης). 18, 293 μείζων ἂν δοθείη δωρειά. 29, 1 θαυμασίως ἂν ὡς εὐλαβούμην. 39,

24 καίτοι, τίς ἂν ὑμῶν οἴεται τὴν μητέρα πέμψαι; epist. 3, 37 τί ἂν εἰπὼν μήθ' ἁμαρτεῖν δοκοίην μήτε ψευσαίμην. [Demosth.] 35, 26 τί ἄν τις ἄλλο ὄνομ' ἔχοι θέσθαι τῷ τοιούτῳ. — Dazu kommen die zahlreichen Stellen nach Art von Demosth. 21, 50 οὐκ ἂν οἴεσθε δημοσίᾳ πάντας ὑμᾶς προξένους αὐτῶν ποιήσασθαι.

Unter diesen Beispielen, deren Zahl sich übrigens ohne grosse Mühe verdoppeln liesse, finden sich, wie unter den vorhergehenden Kategorien, mehrere, wo die spätere Hälfte des Satzes ein zweites ἄν enthält, mit dem das erste ἄν wieder aufgenommen wird. Ich füge einen besonders instruktiven Fall hinzu. Zu Demosth. 1, 1 (s. oben) findet sich in proöm. 3 eine parallele Fassung, worin der zweite Teil des Satzes stark erweitert ist, statt χρημάτων ὑμᾶς ἑλέσθαι νομίζω: χρημάτων τὸ μέλλον συνοίσειν περὶ ὧν νῦν τυγχάνετε σκοποῦντες οἶμαι πάντας ὑμᾶς ἑλέσθαι, und hier ist nun der erweiterten Fassung des Satzes wegen hinter πάντας das ἄν wiederholt. (Ganz irrig ist es, wenn Blass im Proöm deswegen das erste ἄν hinter πολλῶν gegen die bessere Überlieferung streicht). Ich glaube wir dürfen sagen, dass in allen Fällen, wo ἄν mehrfach gesetzt ist, dies einen Kompromiss darstellt zwischen dem traditionellen Drang ἄν nah beim Satzanfang zu haben und dem in der klassischen Sprache aufgekommenen Bedürfnis die Partikel dem Verb und andern Satzteilen (siehe oben S. 393) anzunähern: wodurch sich auch erklärt, warum doppeltes ἄν konjunktivischen Sätzen fremd ist. So sind für uns überhaupt alle Sätze mit mehrern ἄν, deren erstes die zweite Stelle inne hat, von Wert, nicht bloss die bereits angeführten. Ich lasse die mir unter die Hand gekommenen Beispiele folgen, natürlich mit Ausschluss von οὔτ' ἄν — οὔτ' ἄν, das nicht hierher gehört.

Aeschyl. Agam. 340 οὔ τἂν ἑλόντες αὖθις ἀνθαλοῖεν ἄν. 1048 ἐντὸς δ' ἂν οὖσα μορσίμων ἀγρευμάτων πείθοι' ἄν. Choeph. 349 λιπὼν ἂν εὔκλειαν ἐν δόμοισιν — πολύχωστον ἂν εἶχες τάφον. Hiket. 227 πῶς δ' ἂν γαμῶν ἄκουσαν ἄκοντος πάρα ἁγνὸς γένοιτ' ἄν. Sophokles Aias 537 τί δῆτ' ἂν ὡς ἐκ τῶνδ' ἂν ὠφελοῖμί σε. 1058 ἡμεῖς μὲν ἂν τήνδ' ἣν ὅδ' εἴληχεν τύχην θανόντες ἂν προὐκείμεθ' αἰσχίστῳ μόρῳ. 1078 ἀλλ' ἄνδρα χρὴ — δοκεῖν, πεσεῖν ἂν κἂν ἀπὸ σμικροῦ κακοῦ. Oed. Rex 139 τάχ' ἂν κἄμ' ἂν τοιαύτῃ χειρὶ τιμωρεῖν θέλοι. 446

cυθείc τ' ἂν οὐκ ἂν ἀλγύνοιc πλέον. 602 οὔτ' ἂν μετ' ἄλλου δρῶντοc ἂν τλαίην ποτέ. 1053 ἦδ' ἂν τάδ' οὐχ ἥκιcτ' ἂν Ἰοκάcτη λέγοι. Elektra 697 δύναιτ' ἂν οὐδ' ἂν ἰcχύων φυγεῖν. 1216 τίc οὖν ἂν ἀξίαν γε coῦ πεφηνότοc μεταβάλοιτ' ἂν ὧδε cιγὰν λόγων. Philoktet 222 ποίαc ἂν ὑμᾶc πατρίδοc (oder πόλεοc) ἢ γένουc ποτὲ τύχοιμ' ἂν εἰπών; (so Dindorf und Heimreich für das handschriftliche ποίαc πάτραc ἂν ὑμᾶc ἢ γένουc ποτέ, wo der durch die Stellung von ὑμᾶc bewirkte metrische Fehler von andern weniger glücklich gebessert wird). Oed. Col. 391 τίc δ' ἂν τοιοῦδ' ὑπ' ἀνδρὸc εὖ πράξειεν ἄν. 780 ἆρ' ἂν ματαίου τῆcδ' ἂν ἡδονῆc τύχοιc. 977 πῶc ἂν τό γ' ἆκον πρᾶγμ' ἂν εἰκότωc ψέγοιc. 1366 ἦ τἂν οὐκ ἂν ἦ. Phaedra fr. 622, 1 N. οὐ γάρ ποτ' ἂν γένοιτ' ἂν ἀcφαλὴc πόλιc. Fragm. inc. 673 πῶc ἂν οὐκ ἂν ἐν δίκῃ θάνοιμ' ἄν (mit drei ἄν!)

Herodot 2, 26, 9 ὁ ἥλιοc ἂν ἀπελαυνόμενοc ἐκ μέcου τοῦ οὐρανοῦ — ᾔιε ἂν τὰ ἄνω τῆc Εὐρώπηc. 2, 26, 11 διεξιόντα δ' ἄν μιν διὰ πάcηc Εὐρώπηc ἔλπομαι ποιέειν ἂν τὸν Ἴcτρον. 3, 35, 17 οὐδ' ἂν αὐτὸν ἔγωγε δοκέω τὸν θεὸν οὕτω ἂν καλῶc βαλεῖν. 7, 187, 5 οὐδ' ἂν τούτων ὑπὸ πλήθεοc οὐδεὶc ἂν εἴποι πλῆθοc. Eurip. Alk. 72 πόλλ' ἂν cὺ λέξαc οὐδὲν ἂν πλέον λάβοιc. id. 96 πῶc ἂν ἔρημον τάφον Ἄδμητοc κεδνῆc ἂν ἔπραξε γυναικόc. Androm. 934 οὐκ ἂν ἔν γ' ἐμοῖc δόμοιc βλέπουc' ἂν αὐγὰc τἄμ' ἐκαρποῦτ' ἂν λέχη. Hekabe 742 ἄλγοc ἂν προcθείμεθ' ἄν. Helena 76 τῷδ' ἂν εὐcτόχῳ πτερῷ ἀπόλαυcιν εἰκοῦc ἔθανεc ἂν Διὸc κόρηc. Heraclid. 721 φθάνοιc δ' ἂν οὐκ ἂν τοῖcδε cὸν κρύπτων δέμαc. (Vgl. hiezu Elmsley). Hiketiden 417 ἄλλοc τε πῶc ἂν μὴ διορθεύων λόγουc ὀρθῶc δύναιτ' ἂν δῆμοc εὐθύνειν πόλιν. (606 τίν' ἂν λόγον, τάλαινα, τίν' ἂν τῶνδ' αἰτία λάβοιμι). 853 οὐκ ἂν δυναίμην οὔτ' ἐρωτῆcαι τάδε οὔτ' ἂν πιθέcθαι. Hippolyt. 480 ἦ τἄρ' ἂν ὀψέ γ' ἄνδρεc ἐξεύροιεν ἄν. Iphig. Taur. 1020 ἆρ' ἂν τύραννον διολέcαι δυναίμεθ' ἄν. Medea 616 οὔτ' ἂν ξένοιcι τοῖcι coῖc χρηcαίμεθ' ἄν. Troades 456 οὐκέτ' ἂν φθάνοιc ἂν αὔραν ἱcτίοιc καραδοκῶν. 1244 ἀφανεῖc ἂν ὄντεc οὐκ ἂν ὑμνηθεῖμεν ἄν. Meleagros fragm. 527 Nauck[2] μόνον δ' ἂν (Nauck: malim ἕν) ἀντὶ χρημάτων οὐκ ἂν λάβοιc.

Thucyd. 2, 41, 1 λέγω — καὶ καθ' ἕκαcτον, δοκεῖν ἄν μοι τὸν αὐτὸν ἄνδρα παρ' ἡμῶν ἐπὶ πλεῖcτ' ἂν εἴδη καὶ μετὰ χαρίτων μάλιcτ' εὐτραπέλωc τὸ cῶμα αὔταρκεc παρέχεcθαι. (Vgl.

Stahl zu d. Stelle). 4, 114, 4 οὐδ' ἂν cφῶν πειραcομένουc — αὐτοὺc δακεῖν ἧccον, ἀλλὰ πολλῷ μᾶλλον — εὔνουc ἂν cφίcι γενέcθαι. 6, 10, 4 τάχ' ἂν δ' ἴcωc, εἰ — λάβοιεν —, καὶ πάνυ ἂν ξυνεπίθοιντο. 6, 11, 2 Σικελιῶται δ' ἄν μοι δοκοῦcιν, ὥc γε νῦν ἔχουcιν, καὶ ἔτι ἂν ἧccον δεινοὶ ἡμῖν γενέcθαι. 6, 18, 2 βραχὺ ἄν τι προcκτώμενοι αὐτῇ περὶ αὐτῆc ἂν ταύτηc μᾶλλον κινδυνεύοιμεν. 8, 46, 2 γενομένηc δ' ἂν — ἀρχῆc ἀπορεῖν ἂν αὐτόν. Hippokrates περὶ ἀρχαίηc ἰητρικῆc 1, 572 Littré οὔτε ἂν αὐτῷ τῷ λέγοντι οὔτε τοῖc ἀκούουcι δῆλα ἂν εἴη. Aristoph. Acharn. 218 οὐδ' ἂν ἐλαφρῶc ἂν ἀπεπλίξατο. 308 πώc δέ γ' ἂν καλῶc λέγοιc ἄν. Nubes 977 ἠλείψατο δ' ἂν τοὐμφαλοῦ οὐδεὶc παῖc ὑπένερθεν τότ' ἄν. 1383 μαμμᾶν δ' ἂν αἰτήcαντοc ἧκόν coι φέρων ἂν ἄρτον. Pax 68 πῶc ἄν ποτ' ἀφικοίμην ἂν εὐθὺ τοῦ Διόc. 646 ἡ δ' Ἑλλὰc ἂν ἐξερημωθεῖc' ἂν ὑμᾶc ἔλαθε. 1223 οὐκ ἂν πριαίμην οὐδ' ἂν ἰcχάδοc μιᾶc. Aves 829 καὶ πῶc ἂν ἔτι γένοιτ' ἂν εὔτακτοc πόλιc. Lysistr. 113 ἐγὼ δέ τἂν κἄν (scil. ἐθέλοιμι), εἴ με χρείη — ἐκπιεῖν. 115 ἐγὼ δέ γ' ἂν κἂν ὥcπερ εἰ ψῆτταν δοκῶ δοῦναι ἂν ἐμαυτῆc παρταμοῦcα θἤμιcυ. 147 μᾶλλον ἂν διὰ τουτογὶ γένοιτ' ἂν εἰρήνη. 361 φωνὴν ἂν οὐκ ἂν εἶχον. Ranae 34 ἦ τἄν cε κωκύειν ἂν ἐκέλευον μακρά. 581 οὐκ ἂν γενοίμην Ἡρακλῆc ἄν. Ekkles. 118 οὐκ ἂν φθάνοιc τὸ γένειον ἂν περιδουμένη.

Plato Sympos. [Apol. 41 A.] 176 C ἴcωc ἂν ἐγὼ περὶ τοῦ μεθύcκεcθαι — τἀληθῆ λέγων ἧττον ἂν εἴην ἀηδήc. Phaedrus 232 C εἰκότωc ἂν (Schanz konj. δή) τοὺc ἐρῶνταc μᾶλλον ἂν φοβοῖο. 257 C ταχ' οὖν ἂν ὑπὸ φιλοτιμίαc ἐπίcχοι ἡμῖν ἂν τοῦ γράφειν. Republ. 7, 526 C οὐκ ἂν ῥαδίωc οὐδὲ πολλὰ ἂν εὕροιc ὡc τοῦτο. Menexenus 236 D κἂν ὀλίγου, εἴ με κελεύοιc ἀποδύντα ὀρχήcαcθαι, χαριcαίμην ἄν. Sophist. 233 A πῶc οὖν ἄν ποτέ τιc — δύναιτ' ἂν ὑγιέc τι λέγων ἀντειπεῖν. 233 B cχολῇ ποτ' ἂν αὐτοῖc τιc χρήματα διδοὺc ἤθελεν ἂν — μαθητὴc γίγνεcθαι. [Legg. 5, 742 C]. Xen. Cyrop 1, 3, 11 cτὰc ἂν ὥcπερ οὗτοc ἐπὶ τῇ εἰcόδῳ — λέγοιμ' ἄν. Xen. Anab. 1, 3, 6 ὑμῶν δ' ἔρημοc ὤν, οὐκ ἂν ἱκανὸc οἶμαι εἶναι οὔτ' ἂν φίλον ὠφελῆcαι οὔτ' ἂν ἐχθρὸν ἀλέξαcθαι. 4, 6, 13 δοκοῦμεν δ' ἄν μοι ταύτῃ προcποιούμενοι προcβαλεῖν ἐρημωτέρῳ ἂν τῷ ὄρει χρῆcθαι. 5, 6, 32 διαcπαcθέντεc δ' ἂν καὶ κατὰ μικρὰ γενομένηc τῆc δυνάμεωc οὔτ' ἂν τροφὴν δύναιcθε λαμβάνειν οὔτε χαίροντεc ἂν ἀπαλλάξαιτε. Oecon. 4, 5 ὧδ' ἂν — ἐπιcκοποῦντεc — ἴcωc ἂν

καταμάθοιμεν. II S. 283. Epikrates (fragm. com. ed. Kock) fr. 2/3, V. 17 εἶδες δ' ἂν αὐτῆς Φαρνάβαζον θᾶττον ἄν. (Demosth. 18, 240 τί ἂν οἴεσθ' εἰ — ἀπῆλθον —, τί ποιεῖν ἂν ἢ τί λέγειν τοὺς ἀσεβεῖς ἀνθρώπους τουτουσί gehört, da die Wiederholung des ἄν durch die Wiederaufnahme des fragenden τί bewirkt ist, nicht hierher.) 27, 56 οὐκ ἂν ἡγεῖσθ' αὐτὸν κἂν ἐπιδραμεῖν. Aristot. poet. 25, 1460ᵇ 7 ὧδ' ἂν θεωροῦσιν γένοιτ' ἂν φανερόν und öfters; vgl. Vahlen zu d. Stelle und Wiener Sitzungsber. LVI 408. 438.

Wenn meine Beispielsammlung in ihrer Unvollständigkeit nicht gar zu ungleichmässig ist, ergibt sich starke Abnahme dieser Art von Doppelsetzung von ἄν im vierten Jahrhundert. Zumal die rednerische Prosa zeigt nur ganz spärliche Beispiele; bekanntlich hat Lysias ἄν gar nie doppelt gesetzt. Ich zweifle nicht, dass diese Abnahme auf fortschreitendes Erlöschen derjenigen Tradition zurückzuführen ist, welche ἄν an zweiter Stelle des Satzes forderte.

Nun findet sich Doppelsetzung des ἄν auch so, dass das erste ἄν nicht die zweite Stelle im Satz einnimmt, sondern eine spätere. Dies ist ganz natürlich, da ja die verschiedensten Satzteile ἄν gern hinter sich hatten, und folglich, sobald ein Satz breiter angelegt war, sich verschiedene mit einander kollidierende Ansprüche auf die Partikel geltend machen mussten. Die hieraus sich ergebenden Kombinationen zu betrachten und für eine jede die betr. Beispiele beizubringen, liegt ausserhalb unserer Aufgabe, die nur die Erforschung der Reste des alten Stellungsgesetzes in sich schliesst, so interessant und so wichtig für die Würdigung der jüngern Sprache es auch wäre, die in dieser herrschend gewordnen Tendenzen im Einzelnen klar zu legen.

VIII.

Das Stellungsgesetz, dessen Geltung im Griechischen auf den vorausgehenden Seiten besprochen worden ist, ist für einzelne der asiatischen Schwestersprachen längst anerkannt.

Für die Altindische Prosa lehrt Delbrück Syntakt. Forschungen III 47: "Enklitische Wörter rücken möglichst nah an den Anfang des Satzes". Wesentlich stimmt dazu die Bemerkung, die Bartholomae Ar. Forschungen II 3 für den Rigveda giebt: "Auch bei oberflächlicher Betrachtung drängt

sich die Wahrnehmung auf, dass im RV. die enklitischen Formen der Personalpronomina, sowie gewisse Partikeln, in den meisten Fällen die zweite Stelle innerhalb des Verses oder des Vers-Abschnitts einnehmen". Vgl. denselben Ar. Forschungen III 30 Anm. über *sīm, smă*, sowie die harte Tmesis RV. 5, 2, 7 *śunaś cic chēpam niditaṃ sahasrād yūpād amuñcaḥ*.

Entsprechende Beobachtungen hat derselbe Gelehrte an den Gathas des Avesta gemacht (Ar. Forschungen II 3—31). Er stellt dort S. 11 f. für diese die Regel auf: "Enklitische Pronomina und Partikeln lehnen sich an den ersten Hochton im Versglied an", und ist dabei zur Anerkennung von Ausnahmen bloss bei *cīṭ* genötigt, das eben oft einzelne Satzteile hervorzuheben hat und dann an die betr. Satzteile geheftet ist. Auch dies lässt sich zu der Delbrückschen Regel leicht in Beziehung setzen.

Ganz genau bewährt sich aber diese, wie es scheint, in der mittelindischen Prosa (vgl. z. B. Jacobi Māhārāṣṭrī-Erzählungen S. 8 Z. 18 *jena se parikkhemi balavisesaṃ*, wo *se* syntaktisch zu *balavisesaṃ* gehört) und sicher im Altpersischen, dessen Keilschriftdenkmäler sich durch ihre feierlich-korrekte Sprechweise und ihre genaue Unterscheidung der Enklitika in der Schrift für derartige Beobachtungen besonders eignen. Ich gebe das Material nach Spiegels zweiter Ausgabe vollständig, mit Ausnahme der Stellen, wo das Enklitikum ergänzt ist. Ausnahmslos an zweiter Stelle finden sich zunächst

maiy: hinter den geschlechtigen Nominativen *Auramazdā* Bh. 1, 25. 55. 87. 94. 2, 24. 40. 60. 68. 3, 6, 17. 37. 44. 60. 65. 86. 4, 60. NR[a] 50. *dahyāuš* Bh. 4, 39 *hauv* Bh. 2, 79. 3, 11; sodann hinter dem neutralen *tya* (ausser Bh. 4, 65, über das der Lücke wegen nichts bestimmtes gesagt werden kann), Xerxes A 24. 30. C[a] 13 (zweimal), C[b] 22 (zweimal). D 19. E[a] 19; endlich hinter *utā* Bh. 4, 74. 78. Xerxes D 15 (dazu NR[a] 52, Xerxes D 18. E[a] 18. A 29, obwohl *utā* an diesen Stellen nicht Sätze, sondern nur Satzglieder verbindet).

taiy: hinter den geschlechtigen Nominativen *Auramazdā* Bh. 4, 58. 78. *hauv* NR[a] 57, [wo allerdings nach Thumbs Deutung KZ. XXXII 132 ff. *taiy* an fünfter Stelle stände!]

hinter dem Neutrum *ava* Bh. **4**, 76. 79, hinter *ada* NR[a] 43. 45, hinter *utā* Bh. **4**, 58. 75. 79.

šaiy hinter *hauv* Darius H 3. *tyaiy* (Nom. Pl.) Bh. **1**, 57. **2**, 77. **3**, 48. 51. 73. *avaþā* **3**, 14. *utā* **2**, 74. 89. **5**, 11. *pasāva* **2**, 88.

Also *maiy, taiy, šaiy* folgen der Regel an im ganzen 56 Stellen im Anschluss an die verschiedensten Wörter, und ohne dass eine einzige Stelle widerspricht. Besonderer Beachtung wert sind Bh. **1**, 57 *utā tyaišaiy fratamā martiyā anušiyā āhantā*, gegenüber dem *uta martiyā tyaišaiy fratamā* u. s. w. der übrigen Stellen mit *tyaišaiy*, ferner Bh. **4**, 74 = **4**, 78, *utāmaiy, yāvā taumā ahatiy, parikarāha-diš*, wo *maiy* vor dem Zwischensatz, das Verbum erst dahinter kommt; vorzüglich aber Xerxes D 15 *utamaiy tya pitā akunauš* = καί μοι ἅττα ὁ πατὴρ ἐποίησεν, wo das in den Relativsatz gehörige *maiy* dem Anschluss an *utā* zu liebe vor das Relativpronomen gestellt ist.

Ganz ähnliche Resultate ergeben sich bei den übrigen personalen Enklitika: beim enklitischen *mām*, das an der einzigen Belegstelle (Bh. **1**, 52) auf satzeinleitendes *mātya* folgt; bei *šim*: hinter den Nominativen *āpi* Bh. **1**, 95. *kāra* **1**, 50. *adam* **1**, 52, sowie *haruva* **2**, 75. 90; hinter dem Akkusativ *šatram* **1**, 59; hinter den Partikeln *avadā* **1**, 59. **3**, 79. **5**, 14. *nai* **4**, 49. *pasāva* **2**, 90; bei *šiš* hinter *avadā* **3**, 52; bei *šām* hinter den Nominativen *adam* NR[a] 18; *hya* Bh. **2**, 13; dem Akkusativ *avam* Bh. **2**, 20. 83., dem Neutrum *tya* Bh. **1**, 19. NR[a] 20. 36; hinter den Partikeln *avathā* **2**, 27. 37. 42. 62. 83. 98. **3**, 8. 19. 40. 47. 56. 63. 68. 84, und *uta* **3**, 56.

Diesen 35 Stellen, die damit zu den obigen 56 hinzukommen, stehen allerdings 3 abweichende gegenüber: Bh. **1**, 14 *vašnā Auramazdāha adamšām xšāyaþiya āham;* **4**, 6 *vašn[ā Aurama]zdāha adamšām ajanam;* NR[a] 35 *vašnā Auramazdāha adamšim gāþvā niyašādayam;* immerhin schliesst sich an allen drei das Enklitikon unmittelbar an das Subjekt *adam* an. Und mehr als ausgeglichen werden diese Ausnahmen durch solche Stellen wie Bh. **2**, 75 = **2**, 90 *haruvašim kāra avaina* ("universus eum populus videbat") wo das Pronomen zwischen Attribut und Substantiv getreten ist, oder wie Bh. **3**, 56 *utāšām 1 martiyam maþištam akunauš*, wo *šām* syn-

taktisch zu *mapištam* gehört ("und er machte einen Menschen zum Obersten derselben").

Sieht man von *hacāma* 'von mir' und *haca avadaša* 'von da aus' ab, so bleiben noch -*c i y* (= altind. *cit*) und *d i m*, *d i š*. Letztere folgen der Regel hinter dem Nominativ *drauga* Bh. 4, 34, dem neutralen *tya* Bh. 1, 65, der Partikel *naiy* 4, 73. 78, *pasāva* Bh. 4, 35. NR[a] 33, der Verbalform *visanāha* Bh. 4, 77. Kaum als Ausnahme kann 4, 74 gelten: *utāmaiy*, *yāvā taumā ahatiy*, *parikarāhadiš* (Spiegel: "sondern sie mir, so lange deine Familie dauert, bewahrst"): denn wenn sich hier *diš* auch nicht an das erste Wort des Satzes schlechthin anschliesst, so doch an das erste auf den Zwischensatz folgende Wort. So widerspricht nur NR[a] 42 *[yath]ā xšnās[āhad i š]* "damit du sie kennst", und da mag man billig fragen, ob nicht die Ergänzung falsch sei.

Dagegen *c i y* emanzipiert sich von der Regel. Zwar steht es Bh. 1, 53 hinter *kaš*, S. 23 hinter *hauv* und Xerxes D 20. C[a] 14.[b] 24 an zweiter, aber Bh. 1, 46 hinter *kaš*, 1, 53 hinter *ciš*, 1, 63. 67. 69 hinter *paruvam*, 4, 46 und Xerxes D 13 hinter *aniyaš* an dritter Stelle oder noch weiter hinten im Satz. Es steht eben hinter dem Wort, das der Hervorhebung bedarf; vgl. die Stellung von *cit* im Avesta (oben S. 403).

So die indoiranischen Sprachen. Aber auch ausserhalb derselben bieten sich belehrende Parallelen dar. Dass vorerst den germanischen Sprachen unser Stellungsgesetz nicht fremd ist, zeigt schon die Behandlung der schwachbetonten Personalpronomina im Neuhochdeutschen. Zumal, wenn *sich* im Nebensatz und dann in weiter Entfernung vom Verbum steht, kommt uns das Gesetz zum Bewusstsein, freilich als eine unbequeme Fessel, deren wir uns in schriftlicher Darstellung gern dadurch entledigen, dass wir das Pronomen zum Verbum ziehen. Wir glauben hierdurch deutlicher zu sein, empfinden aber solche Stellung doch als unschön. Und oft entschlüpft uns in mündlicher Rede doppeltes *sich*, eines am traditionellen Platze zu Anfang, und eines beim Verbum: ganz analog dem doppelten ἄν der Griechen. — Auch bei den andern persönlichen Pronomina kann man solche Tendenz beobachten.

Doch wage ich auf diesem Gebiet eingehendere Erörterungen nicht, und möchte nur noch an die von Kluge KZ.

XXVI 80 in ihrer Bedeutung hervorgehobenen gotischen Tmesen *ga-u-laubeis*, *ga-u-ƕa-sēƕi*, *us-nu-gibiþ* und die Fälle erinnern, wo *u(h)* und ähnliche Partikeln im Gotischen Präposition und Kasus trennen. Mit Recht erkennt Kluge in diesem Drang der Enklitika sich unmittelbar an das erste Wort anzuschliessen, einen alten Rest aus der Vorzeit. Das lehrreichste Beispiel ist unstreitig *ga-u-ƕa-sēƕi* mit seinem Einschub des Indefinitums *ƕa* = τὶ.

IX.

Indem ich dahingestellt lasse, ob das Pronomen infixum des Keltischen (Zeuss Grammatica celtica S. 327 ff.) nicht von hier aus Licht empfange, wende ich mich sogleich zum Latein, und konstatiere hier zum voraus, dass die Latinisten alter Schule schon längst lehren, dass zumal in klassischer Prosa die Stelle unmittelbar hinter dem ersten Wort des Satzes mit Tonschwäche verbunden sei, und die dorthin gestellten Wörter entweder von Haus aus enklitisch seien oder es durch eben diese Stellung werden (Reisig Vorlesungen über latein. Sprachwissenschaft S. 818; Madvig zu Cic. de finibus I 43; Seyffert-Müller zu Cic. Laelius[2] S. 49. 64; Schmalz Latein. Syntax[2] S. 557 u. s. w.) Für die Einzeluntersuchung ist es nun allerdings unbequem, dass die Überlieferung anders als im Griechischen keine äussern Kennzeichen zur Unterscheidung orthotonischer und enklitischer Formen liefert. Trotzdem können wir ziemlich sicher gehen. Denn gesetzt z. B. es zeige ein Casus obliquus eines persönlichen Pronomens, auf dem nach Ausweis des Zusammenhangs keinerlei Nachdruck liegt, genau dieselben Stellungseigentümlichkeiten, die wir bei μοι und seinen Genossen gefunden haben, so muss in einem solchen Fall sowohl die enklitische Betonung des betr. Pronomens als die Gültigkeit des fürs Griechische aufgestellten Stellungsgesetzes auch fürs Latein m. E. als erwiesen gelten. Und solche Fälle finden sich genug.

Erstens eigentliche Tmesis zwischen Präposition und Verbum (vgl. fürs Griechische oben S. 361): *sub vos placo*, *ob vos sacro* (Festus 190[b] 2. 309[a] 30). Zweitens Zertrennung anderer, sonst zur Einheit verwachsener Wortverbindungen durch ein der zweiten Stelle zustrebendes schwach betontes Pronomen: a) mit *per* verbundener Adjektive: Cicero de orat.

(1, 214 *in quo per mihi mirum visum est*). 2, 271 *nam sicut, quod apud Catonem ist —, per mihi scitum videtur —: sic profecto se res habet.* ad Quintum fr. 1, 7 (9), 2 *per mihi benigne respondit.* ad Att. 1, 4, 3 *quod ad me de Hermathena scribis, per mihi gratum est.* 1, 20, 7 *per mihi, per, inquam, gratum feceris.* Dass Lael. 16 *pergratum mihi feceris, spero item Scaevolae* steht und nicht *per mihi gratum*, wie Orelli verlangte, dient zur Bestätigung unserer Regel, da *mihi* wegen des Gegensatzes zu *Scaevolae* stark betont gewesen sein muss (Seyffert-Müller zu d. St. S. 95 [2]). Die weitern Fälle, in denen *per* Tmesis erleidet, werden im Verlauf zur Erwähnung kommen, ausser de or. 1, 205 *ista sunt pergrata perque iucunda* und ad. Att. 10, 1, 1 *per enim magni aestimo,* in welch beiden Beispielen übrigens eine, die zweite Stelle verlangende, Partikel die Trennung bewirkt hat.

b) Des Pronomens *qui-cunque* (Neue [3] 2, 489), nebst Zubehör (dessen Tmesis in Fällen wie Cicero pro Sest. 68 *quod iudicium cunque subierat.* De divin. 2, 7 *qua re cunque.* Lucrez 4, 867 *quae loca cunque.* 6, 85 *qua de causa cunque.* 6, 867 *quae semina cunque.* Horaz Oden 1, 6, 3 *quam rem cunque* und in den von Neue aus Gellius und Appuleius angeführten Stellen; ferner in Cicero de legibus 2, 46 *quod ad cunque legis genus* besondrer Art ist). Cicero de orat. 3, 60 *quam se cunque in partem dedisset.* Tuscul. 2, 15 *quo ea me cunque ducet.* De divin. 2, 149 *quo te cunque verteris.* Verg. Aen. 1, 610 *quae me cunque vocant terrae.* 8, 74 *quo te cunque lacus miserantem incommoda nostra fonte tenet.* 12, 61 *qui te cunque manent isto certamine casus.* Horaz Oden 1, 7, 25 *quo nos cunque feret melior Fortuna parente.* 1, 27, 14 *quae te cunque domat Venus.* (Ovid. trist. 2, 78 *delicias legit qui tibi cunque meas.*) Martial 2, 61, 6 *nomen quod tibi cunque datur.* Darnach Terenz Andria 263 *quae meo quomque animo lubitum est facere.* Ausser an diesen Stellen und den unten wegen andrer Enklitika anzuführenden kommt Tmesis von *quicunque* nur Lucrez 6, 1002. Horaz 1, 9, 14. 1, 16, 2. Sat. 2, 5, 51 vor, wo ganz beliebige Wörter dazwischen getreten sind. (Vgl. Horaz Sat. 1, 9, 33 *garrulus hunc quando consumet cunque.*) Wir dürfen ruhig hierin poetische Freiheiten erkennen.

c) Des Adverbs *quomodo.* Plautus Cistell 1, 1, 47 *ne-*

cesse est, quo tu me *modo voles esse, ita esse mater.* Cicero pro Rosc. Am. 89 *quo* te *modo iactaris.* in Pisonem 89 *quo* te *modo ad tuam intemperantiam innovasti.* pro Scauro 50 *quo* te *nunc modo appellem.* Vgl. pro Rab. Post. 19 *quonam* se *modo defendet.* pro Scauro 50 *quocunque igitur* te *modo —.* Weiteres unten; Trennung durch volltonige Wörter scheint sich nicht zu finden. Denn Cicero de lege agr. 1, 25 *quo uno modo* ist besondrer Art.

Drittens ist die Trennung von Präposition und regiertem Kasus in der bekannten Bittformel zu nennen: Plautus Bacch. 905 *per* te *ere obsecro deos immortales.* Menaechmi 990 *per ego* vobis *deos atque homines dico.* Terenz Andria 538 *per* te *deos oro et nostram amicitiam, Chremes.* 834 *per ego* te *deos oro.* Tibull 3, 11 (= 4, 5,) 7 *per* te *dulcissima furta perque tuos oculos per geniumque rogo.* Livius 23, 9, 2 *per ego* te, *inquit, fili, quaecunque iura iungunt liberos parentibus, precor quaesoque.* Curtius 5, 8, 16 *per ego* vos *decora maiorum — oro et obtestor.* Lucan 10, 370 *per* te *quod fecimus una perdidimusque nefas — ades* (das Verbum des Bittens ist hier, wie im folgenden Beispiel, weggelassen). Silius 1, 658 *per* vos *culta diu Rutulae primordia gentis —, conservate pios.* Das *per,* woran sich das Pronomen *te, vos, vobis* anhängt, steht also immer am Anfang des Satzes.

Viertens seien die paar Beispiele von Trennung minder enger Wortgruppen angeführt, die von den vorgenannten Latinisten als Belege für Ciceros Neigung das tonlose Pronomina hinter dem ersten Wort einzuschieben beigebracht werden: (de orat. 3, 209 *his autem de rebus sol* me *ille admonuit.*) Brutus 12 *populus* se *Romanus erexit.* orator 52 *sentiebam, non* te *id sciscitari.* de offic. 1, 151 *in agros* se *possessionesque contulit.* (Laelius 15 *idque eo* mihi *magis est cordi.* 87 *ut aliquis* nos *deus ex hac hominum frequentia tolleret.*)

Fünftens sind einige Fälle zu nennen, wo ein zwei Gliedern des Satzes gemeinsames Pronomen ins erste eingeschoben wird (Müller zum Laelius XX 72). Cic. epist 4, 7, 2 *sed idem etiam illa vidi, neque te consilium civilis belli ita gerendi nec copias Cn. Pompei — probare.* Laelius 37 *nec se comitem illius furoris, sed ducem praebuit.* Sallust or. Philippi 16 *neque* te *provinciae neque leges neque di penates*

civem patiuntur. (Ebenso, aber ohne Einfluss des Stellungsgesetzes Caesar bell. civ. 1, 85, 11 *quae omnia et se tulisse patienter et esse laturum*, wozu jedoch Paul: "*se* omittendum esse verborum consecutio docet".)

Anderes geben die bisherigen Forschungen über die Stellung des Pronomens bei den Komikern an die Hand. (Vgl. Kämpf De pronominum personalium usu et conlocatione apud poëtas scenicos Romanorum: Berliner Studien für klass. Philologie u. Archäologie III 2. 1886). Aus Kämpf hebe ich namentlich die Beobachtung hervor (S. 31. 36), dass sich die Personalpronomina in der grossen Mehrzahl der Fälle an Fragewörter und an satzeinleitende Konjunktionen unmittelbar anschliessen; (vgl. z. B. bei Joseph Bach in Studemunds Studien auf d. Gebiete des archaischen Lateins II 243 die Zusammenstellung der Fälle mit *quid tibi* und folgendem den Akkusativ regierenden Substantivum verbale auf *-tio*), ebenso (S. 40) an die Affirmativpartikeln, wie *hercle, pol, edepol* u. s. w., die, worauf später die Rede kommen wird, entweder die erste oder die zweite Stelle im Satz einnehmen. Sehr beachtenswert ist auch die an eine Beobachtung Kellerhoffs geknüpfte Bemerkung Kämpfs, dass in den überaus zahlreichen Fällen, wo die Negation an der Spitze des Verses steht, sich ein allfällig vorhandenes Pronomen personale daran anlehnt.

Am lehrreichsten ist aber der Nachweis, den Langen Rhein. Museum XII (1857) 426 ff. betreffend die Beteuerungs-, Wunsch- und Verwünschungsformeln mit *di*, *di deaeque* oder einem einzelnen Gottesnamen als Subjekt und konjunktivischem (oder futurischem) Verbum als Prädikat gegeben hat. (Vgl. auch Kellerhoff in Studemunds Studien II 77 f.). Wo *di, di deaeque*, oder der betr. Gottesname am Satzanfang steht, folgen die vom Verb regierten pronominalen Akkusative und Dative *me, te, tibi*, ebenso die in diesen Wendungen seltener vorkommenden *vos, vobis, (istum), istunc, istam, istunc, istaec, illum* dem Subjekt unmittelbar. Wo das Subjekt mehrgliedrig ist, findet sich das Pronomen zwar vereinzelt erst nach der ganzen Subjektgruppe: Plautus Casina 275 *Hercules dique istam perdant*. Vgl. Epidicus 192 *di hercle omnes me adiuvant, augent, amant*, wo Langen (und nach ihm Götz) *di me hercle omnes* ändert. Mostell. 192 *di deaeque omnes me pessumis exemplis interficiant*. (Ritschl

me omnes). Öfter ist das Pronomen nach dem ersten Gliede eingeschoben: Aulul. 658 *Iuppiter te dique perdant.* (Dasselbe Captivi 868. Curculio 317. Rudens 1112). Captivi 919 *Diespiter te dique, Ergasile, perdant.* Pseudolus 271 *di te deaeque ament.* Mostell. 463 *di te deaeque omnes faxint cum istoc omine.* 684 *di te deaeque omnes funditus perdant, senex.* Ebenso bei attributiver Gruppe: Menaechmi 596 *di illum omnes perdant.* Terenz Phormio 519 *di tibi omnes id quod es dignus duint.* Eine Mittelstellung nimmt Plautus Persa 292 ein: *di deaeque me omnes perdant;* ebenso Mostell. 192 nach Ritschls Schreibung, siehe oben.

Schon dies ist beachtenswert; von besondrer Bedeutung ist aber, dass wenn an der Spitze des Satzes ein *ita, itaque, ut, utinam, hercle, qui, at* steht, darauf nicht etwa zuerst *di* oder der Göttername und dann erst das Pronomen folgt, sondern in diesem Fall das Pronomen dem nominalen Subjekt vorangeht. Wo *at* und *ita* verbunden sind, steht das Pronomen dahinter Curculio 574 *at ita me machaera et clypeus bene iuvent.* Miles glor. 501 *at ita me di deaeque omnes ament*; dagegen zwischen beiden Partikeln Poenulus 1258 *at me ita dei servent,* wo ich dem Metrum lieber mit der Schreibung *med,* als mit der von den Neuern vorgezogenen Umstellung *at ita me* aufhelfen würde. Auch hinter andern Anfangswörtern, als den angeführten Partikeln, geht das Pronomen dem Subjekt *di* voraus: Pseudolus 430 *si te di ament.* 936 *tantum tibi boni di immortales duint.* Mostell. 655 *malum quod* (= κακόν τι) *isti di deaeque omnes duint* u. s. w. An der widerstrebenden Stelle Plautus Casina 609 *quin hercle di te perdant* will Langen, dem sich Kellerhoff a. a. O. und Schöll in seiner Ausgabe anschliessen, *quin hercle te di perdant* umstellen, während Seyffert mittelst der Interpunktion *quin hercle "di te perdant"* dem Schaden abzuhelfen sucht.

Die Beobachtung von Langen bewährt sich auch an der klassischen Latinität. Insofern wenigstens als die Beteuerungsformeln mit *ita, sic* auch hier das *me, te, mihi* fast ausnahmslos unmittelbar hinter *ita, sic* haben. Mit *ita*: Cicero divinatio in Caec. 41 *ita mihi deos velim propitios.* Verrina 5, 35 *ita mihi meam voluntatem — vestra populique Romani existimatio comprobet.* 5, 37 *ita mihi omnis deos propitios velim.* Epistulae 5, 21, 1 *nam tecum esse, ita mihi com-*

moda omnia quae opto contingant, ut vehementer velim. ad Atticum 1, 16, 1 *saepe, ita me di iuvent, te — desideravi.* 16, 15, 3 [Octavianus] *iurat "ita sibi parentis honores consequi liceat".* Catull 61, 196 *at marite, ita me iuvent caelites, nihilo minus pulcer es.* 66, 18 *non (ita me divi) vera gemunt (iuerint).* 97, 1 *non, ita me di ament, quicquam referre putavi.* Diese Stellung bleibt auch, wenn dem *ita* noch eine Partikel vorgeschoben wird: Cicero in Catil. 4, 11 *nam ita mihi salva republica vobiscum perfrui liceat, ut —.* epist. 10, 12, 1 *tamen ita te victorem complectar —, ut —.* (Plancus ad Ciceronem epist. 10, 9, 2 *ita ab imminentibus malis respublica me adiuvante liberetur* und Petron. 74 *ita genium meum propitium habeam* kommen natürlich nicht in betracht.

Mit *sic*: Catull. 17, 5 *sic tibi bonus ex tua pons libidine fiat.* Virgil Ecl. 10, 4 *sic tibi, cum fluctus supterlabere Sicanos, Doris amara suam non intermisceat undam.* Horaz Oden 1, 3, 1 *sic te diva potens Cypri — regat.* Tibull 2, 5, 121 *sic tibi sint intonsi Phoebe capilli.* Properz 1, 18, 11 *sic mihi te referas levis.* 3, 6, 2 *sic tibi sint dominae Lygdame dempta iuga.* Ovid. Heroid. 4, 169 *sic tibi secretis agilis dea saltibus adsit.* 4, 173 *sic tibi dent nymphae.* Metamorph. 14, 763 *sic tibi nec vernum nascentia frigus adurat poma.* Corpus inscr. lat. 4, 2776 *presta mi sinceru(m): sic te amet que custodit ortu(m) Venus.* Vgl. Martial 7, 93, 8 *perpetuo liceat sic tibi ponte frui,* wo das Pronomen zwar nicht an zweiter Stelle, aber doch unmittelbar hinter *sic* steht. Bei einem Ablativus absolutus (Horaz Oden 1, 28, 25 *sic — Venusinae plectantur silvae te sospite*) und beim Possessivum (Petron. 75 *rogo, sic peculium tuum fruniscaris;* doch Virgil Ecl. 9, 30 *sic tua Cyrneas fugiant examina taxos*) haben wir kein Recht Geltung der Regel zu erwarten. Auch Ovid Trist. 5, 2, 51 f. *(sic habites terras et te desideret aether) sic ad pacta tibi sidera tardus eas* kann nicht als Verletzung der Regel gelten. Dagegen ist auffällig Tibull 1, 4, 1 *sic umbrosa tibi contingant tecta Priape.* Petron 61 *sic felicem me videas.*

Aus Ausdrücken wie die eben besprochnen sind *mehercule, mediusfidius, mecastor* bekanntlich verkürzt. Daraus scheint sich mir auch ihre Stellung zu erklären. In der grossen Mehrzahl der Beispiele stehn sie an zweiter Stelle des

Satzes. So die beiden ersten ausnahmslos in Ciceros Reden. Vgl. für *mehercule* auch Terenz Eunuch. 416. Cicero de or. 2, 7. Epist. 2, 11, 4. ad Atticum 10, 13, 1. 16, 15, 3. Caesar bei Cic. ad Att. 9, 7 c 1. Caelius bei Cic. epist. 8, 2, 1. Plancus ibid. 10, 11, 3. Plin. Epist. 6, 30; für *mediusfidius* auch Cicero epist. 5, 21, 1. Tuscul. 1, 74 *(ne ille m e d i u s f i d i u s vir sapiens).* Sallust Catil. 35, 2. Livius 5, 6, 1. 22, 59, 17. Seneca suas 6, 5. Plin. epist. 4, 3, 5. Besonders beweiskräftig ist die nicht seltene Einschiebung der zu einer ganzen Periode gehörigen Beteuerungspartikel hinter die einleitende Partikel des Vordersatzes: *si mehercule* Cicero pro Caecina 64. Catil. 2, 16. pro Scauro fragm. 10 Müller. Sallust Catil. 52, 35. *quanto mehercule* Sallust Histor. oratio Philippi 17. *si mediusfidius* Cicero pro Sulla 83. pro Plancio 9. Livius 5, 6, 1. 22, 59, 17. Die Stellen wo eine dieser beiden Partikeln an einer spätern Stelle des Satzes steht, sind bedeutend weniger zahlreich (*mehercule*: Terenz Eunuch. 67. Catull 38, 2. Phaedrus 3, 5, 4. Plin. epist. 4, 1, 1. — *mediusfidius*: Cato bei Gellius 10, 14, 3. Cicero ad Atticum 8, 15 A 2. Quintil. 5, 12, 17). Bemerkenswert sind Cicero Att. 4, 4 b 2 *m e d i u s f i d i u s, ne tu emisti locum praeclarum,* und 5, 16, 3 *m e h e r c u l e etiam adventu nostro reviviscunt* —, durch die ganz eigentümliche Voranstellung der Partikel. — Was das vorklassische *mecastor* betrifft, so entsprechen Plautus Aulul. 67 *noenum m e c a s t o r quid ego ero dicam meo — queo comminisci* und auch Men. 734 *ne istuc m e c a s t o r iam patrem accersam meum* der Regel, Aulul. 172 *novi hominem haud malum m e c a s t o r* widerspricht ihr.

Von der Stellungsregel für das vokativische *hercule* und dessen Genossen (siehe unten) unterscheidet sich die für *mehercule* und Genossen darin, dass, von den isolierten Stellen Cicero Att. 4, 4 b 2. 5, 16, 3 abgesehen, die mit *me-* gebildeten von der ersten Stelle im Satz ausgeschlossen sind. Hiernach wird man ihre Neigung für die zweite Stelle nicht mit der bei *hercule* beobachtbaren zusammenstellen, sondern aus der enklitischen Natur des *me* herleiten.

X.

Gehn wir zu andern Formen über! Wenn der Vokativ *mī* wirklich dem μοι in griechischem τέκνον μοι u. dergl. (s.

oben S. 362 gleichzusetzen ist, wie Brugmann Grundriss II 819 annimmt, so ist jedenfalls dem Wort in dieser Verwendung die Enklisis schon in vorhistorischer Zeit abhanden gekommen, da es sich bereits bei Plautus im Satzanfang findet. Es wäre nicht undenkbar, dass die Voranstellung von *mi* vor das Substantivum, zu dem es gehört, in solchen Sätzen aufgekommen wäre, wo der Vokativ nicht an erster Stelle stand, ihm also *mi*, um an die ihm zukommende zweite Stelle im Satz zu gelangen, dem Vokativ vorangestellt werden musste.

Sicherer als dies ist, dass die obliquen Kasus von *is*, gerade wie att. αὐτοῦ und das enklitische *asmāi* des Altindischen, der Weise von *me, te* folgen. Und so lesen wir z. B. Cicero Lael. 10 *quam id recte fecerim*, wie Brutus 12 *populus se Romanus erexit* (s. oben S. 408). Ja auch bei den demonstrativeren Pronomina *iste, ille* haben wir enklitische Stellung in den S. 409 ff. besprochenen Wunsch- und Verwünschungssätzen.

Weiterhin ist es vielleicht einem oder andern Leser aufgefallen, dass in den Beispielen wo ein *me, te* seiner Stellung wegen eine Wortgruppe zerreisst, demselben mehrfach ein *ego* vorhergeht: Plautus Men. 990 *per ego vobis deos — dico.* Terenz Andr. 834 *per ego te deos oro.* Ähnlich Livius 23, 9, 2. Curtius 5, 8, 16. Ferner Plautus Cistell. 1, 1, 47 *quo tu me modo voles esse.* Auch der Nominativ von *is, ea, id*: Cicero Tusc. 2, 15 *quo ea me cunque duxit.* Man wird nicht bestreiten können, dass in solchen Fällen *ego, tu, ea* eben auch enklitisch sind, und wird sich an die Enklisis von deutschem *er, sie, es* im Nebensatz, und bei Inversion und Frage, auch im Hauptsatz erinnern. Dann sind auch Stellen wie Cicero de orat. 2, 97 *quantulum id cunque est*; de nat. deorum 2, 76 *quale id cunque est,* weiterhin pro Cluent. 66 *quonam igitur haec modo gesta sunt*, Sallust Cat. 52, 10 *cuius haec cunque modi videntur*, Terenz Ad. 36 *ne aut ille alserit aut ceciderit*, pro Deiot. 15 *quonam ille modo cum regno distractus esset*, auf diese Weise zu erklären. Übrigens ist auch das aufs Verb unmittelbar folgende *ego, tu*, wie im Griechischen ἐγώ in gleicher Stellung, gewiss als wesentlich enklitisch zu fassen.

Bei den Indefinita hält das Latein noch strenger an der alten Regel fest als das Griechische und erkennt man

dieselbe auch schon längst an, allerdings nicht mit ganz richtiger Formulierung. Nehmen wir den Sprachgebrauch der alten Inschriften, der Kommentarien Caesars und der Reden Ciceros nach dem Index zu CIL. I und den Lexica von Meusel und Merguet zusammen, so ergiebt sich, dass sich *quis*, *quid* in der unendlichen Mehrzahl der Belege an satzeinleitende Wörter wie *ē-*, *nē* nebst *dum nē*, *num*, das Relativum *qui* nebst seinen Formen, *quo, cum, quamvis, neque* anschliesst. Natürlich hat *-ve* (in *neve*, *sive* u. sonst) vor ihm den Vortritt, seltener — bei Caesar nur einmal — haben ihn pronominale Enklitika: CIL. I 206, 71 *neve eorum quod saeptum clausumve habeto.* ibid. 94 und 104 *dum eorum quid faciet.* Vgl. 205 II 15. 41 *qui ita quid confessus erit.* Cicero Verrina 5, 168 *quod eum quis ignoret.* Caesar bell. civ. 3, 32, 3 *qui horum quid acerbissime crudelissimeque fecerat, is et vir et civis optimus habebatur.* Im eigentlichen Satzinnern findet sich in den genannten Texten das Indefinitum im ganzen nur hinter *alius* und *ali-*, wobei zu beachten ist, dass es *si quis alius, ne quis alius*, nicht *si alius quis, ne alius quis* zu heissen pflegt. Daneben finden wir in Ciceros Reden *quis, quid* in Relativsätzen vom Relativum stets (an 7—8 Stellen) durch ein oder zwei andre Wörter getrennt. Eine auffällige Ausnahme ausserdem bildet CIL. I 206, 70 *nei quis in ieis locis inve ieis porticibus quid inaedificatum immolitumve habeto.*

Ganz dasselbe gilt für die zugehörigen indefiniten Adverbia, besonders *quando*, und gilt andrerseits für die Indefinita überhaupt, so viel ich sehe, in den sonstigen archaischen und klassischen Texten. Freilich muss man sich, um das zu erkennen, gelegentlich von den modernen Herausgebern emanzipieren. Hat doch z. B. Götz in Plautus Mercator 774 ganz fröhlich das enklitische *quid* mitten in einen Satz und zugleich an den Anfang des Verses gestellt (s. dessen Ausgabe sowie Acta societ. phil. Lips. VI 244), obgleich die Überlieferung das korrekte *si quid* bietet! Vereinzelte Ausnahmen lassen sich natürlich auftreiben, doch ist z. B. Plaut. Epid. 210 *tum captivorum quid ducunt secum* das *quid* wohl exclamativ zu fassen, also orthotoniert.

Angesichts solcher Strenge der Stellungsregel kann weder die Anastrophe Cicero Lael. 83 *si quos inter societas aut est aut fuit* (vgl. Seyffert z. d. St.), noch die häufige,

an die oben S. 367, 368 zusammengestellten Beispiele des Griechischen erinnernde Abtrennung des attributiven Indefinitums von seinem Nomen befremden z. B. Caesar bell. gall. 6, 22, 3 *ne qua oriatur pecuniae cupiditas.* bell. civ. 1, 21, 1 *ne qua aut largitionibus aut animi confirmatione aut falsis nuntiis commutatio fieret voluntatis* u. s. w. u. s. w. Daran, dass im Oskischen und Umbrischen *pis, pid; pis, pir* meist in unmittelbarem Anschluss an *svaì, svae; sve, so* 'wenn' überliefert sind, sei nur im Vorbeigehn erinnert.

Dass *quisque* als auf enklitischem *quis* beruhend ein Enklitikum ist und dass es zwar häufiger als *quis* im Satzinnern steht, aber in der Regel doch nur hinter Superlativen, Ordinalien, *unus* und *suus*, sonst hinter dem ersten Satzwort, ist bekannt. In den Inschriften von CIL. I zeigt sich die Stellungsregel in voller Deutlichkeit: *quisque* hinter *primus* 198, 46. 64. 67, hinter *suus* 206, 92 = 102, sonst im Wortinnern nur 206, 22 *quamque viam h. l. quemque tueri oportebit;* in allen übrigen Beispielen an zweiter Stelle, öfters freilich so, dass auf das Relativum zuerst das Substantiv, zu dem dasselbe als Attribut gehört, und dann erst *quisque* folgt, z. B. 206, 63 *quo die quisque triumphabit*, id. 147 *quot annos quisque eorum habet*, id. 26 *qua in parte urbis quisque eorum curet*, ebenso bei folgendem Genetiv z. B. 200, 71 *quantum agri loci quoiusque in populi leiberi — datus adsignatusve est.* Aber auch in diesen Beispielen ist die Voranstellung von *quisque* vor die Wörter, zu denen es selbst im Attributivverhältnis steht: *quisque eorum* (so auch sonst noch öfter), *quoiusque in populi leiberi*, nur aus unserm Stellungsgesetz begreiflich. Und insbesondere sind die Beispiele gar nicht selten, wo *quisque* der Anfangsstellung zu lieb eine attributiv verbundene Wortgruppe spaltet: 199, 39 *quem quisque eorum agrum posidebit;* 202 I 33. 37. 41. II 5 *quam in quisque decuriam — lectus erit*; 202 II 27 *qua in quisque decuria est.* Die beiden letzten Beispiele zeigen, dass in Wortfolgen nach der Art von *quam in decuriam* die Präposition als zum Relativum gehörig empfunden wurde. Ähnlich zerreisst *quisque* auch etwa die Verbindung zwischen regierendem Substantiv und Genetiv, so *quantum viae* in 206, 39 *quantum quoiusque ante aedificium viae — erit*, 204, 2, 23 *quod quibusque in rebus — iouris — fuit.* So die alten In-

schriften. Die übrige ältere Litteratur gibt ähnliches, darunter die beachtenswerte Tmesis *quod quoique quomque inciderit in mentem* (Terenz Heaut. 484). Allerdings ist *quisque* allmählich auch orthotonischer Verwendung und der Stellung am Satzanfang fähig geworden. Noch viel mehr ist dies bei *uterque* der Fall, dessen ursprüngliche Enklisis selbstverständlich ist und auch in Stellen wie Plaut. Menaechmi 186 *in eo uterque proelio potabimus* noch hervortritt. Andrerseits ist *ubique* um so länger dem Ursprünglichen treu geblieben; Cicero in seinen Reden und ebenso Caesar haben es nicht nur immer in seiner eigentlichen Bedeutung "an jedem einzelnen Ort" verwendet, (— "überall" wird von beiden mit *omnibus locis* gegeben —), sondern es auch immer an ein Relativum (Caesar de bello civ. 2, 20, 8 an interrogatives *quid*) angelehnt.

Dass der andere Indefinitstamm des Latein, der mit *u*-beginnende, überhaupt denselben Stellungsregeln wie der gutturale unterlag, zeigt, abgesehen von der unverkennbaren Neigung, die *ullus, unquam, usquam* für die zweite Stelle haben, Festus 162[b] 22.

XI.

Unter den Partikeln des Latein finden sich einige von jeher und immer an die zweite Stelle gefesselte: *que, autem, ne;* einige, die zwischen erster und zweiter Stelle teils von Anfang an schwanken teils durch den wechselnden Gebrauch hin und her geschoben werden, wie die Beteuerungspartikeln, wie ferner *enim, igitur;* endlich einige, bei denen Schwanken und Freiheit noch grösser ist: so *tandem.* Alle diese Partikeln bewirken gelegentlich die beim Pronomen nachgewiesenen Tmesen; so z. B. *enim* die von *cunque*: Ovid ex Ponto 4, 13, 6 *qualis enim cunque est*; *igitur* und *tandem* die von *quomodo* und Genossen, auch von *jusjurandum*: Cicero pro Cluentio 66 *quonam igitur haec modo gesta sunt.* pro Scauro 50 *quocunque igitur te modo.* de officiis 3, 104 *jus igitur jurandum.* Verrina 3, 80 *quo tandem modo.* Besonders tmetisch ist *que,* insofern es nicht bloss in Fällen wie die oben genannten in solcher Weise wirkt (z. B. Cicero pro Caelio 54 *jurisque jurandi*), sondern auch Präposition und Verbum (Festus 309[a] 30 *transque dato, endoque plo-*

rato; Plautus Trinummus 833 *dis que tulissent*) und Präposition und Kasus trennt, letzteres zumal in der Bedeutung 'wenn': altlateinisch *abs que me esset, abs que te foret, abs que una hac foret, abs que eo esset* (Trinummus 832 mit freierer Wortfolge *abs que foret te*). Es ist kein Ruhm für die Latinisten, dass sie, nachdem von Schömann und Brugmann längst das Richtige gesagt ist, noch immer *absque* als gewöhnliche Präposition ansehen mögen. Denn gesetzt auch, dass bei Cicero ad Atticum 1, 19, 1 wirklich *absque argumento ac sententia* "ohne — Inhalt" zu lesen sei, was mir Wölfflin nicht bewiesen zu haben scheint, gesetzt also, dass die Bedeutung 'ohne' nicht auf einem Irrtum der Archaisten des zweiten Jahrhunderts beruhe, sondern schon der Umgangssprache der ciceronischen Zeit eigen gewesen sei, so konnte ja in der Zeit zwischen Terenz und Cicero die Phrase *absque me esset* zunächst das Verb verlieren, so dass blosses *absque me* als hypothetisches "ohne mich = wenn ich nicht gewesen wäre" gebraucht wurde: vergleiche Gellius 2, 21, 20 *a b s q u e te uno forsitan lingua Graeca longe anteisset, sed tu* — "ohne dich d. h. wenn du nicht gewesen wärest", und Fronto 85, 24 N. *a b s q u e te, satis superque et aetatis et laboris* und infolge der Weglassung des Verbums sich dann weiter die hypothetische Bedeutung verflüchtigen, *absque me* die Bedeutung "ohne mich" im Sinne von "indem ich nicht (dabei) bin" annehmen. Ganz ähnliche Entwicklungen lassen sich bei den Konzessivpartikeln nachweisen. (Vgl. über *absque* im allgemeinen Praun in Wölfflins Archiv für latein. Lexikogr. VI 197—212).

Als ganz sichere Stützen unseres Stellungsgesetzes können indessen nur die Partikeln gelten, die nicht der Satzverbindung, sondern bloss der Qualifizierung des Satzes oder Satztheiles dienen, zu dem sie speziell gehören. Erstens *q u i d e m*, das sich von indoiran. *cid* formell nur durch den Zusatz von *-em*, in der Funktion nur unwesentlich unterscheidet. Wie dieses kann es nicht hinter unbetonten Wörtern, besonders ursprünglich nicht hinter dem Verbum stehen (vgl., was *cid* betrifft, Bartholomae in Bezzenbergers Beitr. XIII 73), und nimmt wie *cid* je nach seiner Funktion entweder hinter dem ersten Wort des Satzes (beachte z. B. Cic. Lael. 37 *Tiberium q u i d e m Gracchum*) oder aber hinter demjenigen be-

tonten Wort seine Stellung, dessen Begriff etwa eines Gegensatzes wegen) hervorgehoben werden soll. Besonders klar zeigt sich dieser Wechsel der Stellung bei der archaischen Zusammenordnung mit den Beteuerungspartikeln, namentlich mit *hercle.* Unzähligemal findet sich *quidem hercle* u. s. w. hinter dem ersten Wort des Satzes, oft aber auch *hercle — quidem.* Nach Kellerhoff in Studemunds Studien a. d. G. d. archaischen Lateins II 64 f. sind die Beispiele letzterer Stellung teils durch metrische Lizenz zu entschuldigen, teils unerklärbar. Aber ohne Ausnahme zeigen sie *quidem* hinter einem betonten Personale, Demonstrativum, *si* oder *nunc*: in allen diesen Fällen ist *quidem* durch das auf *hercle* und dergl. folgende Orthotonumenon angezogen worden. (Auch Plaut. Bach. 1194 *tam pol id quidem,* welche Stelle bei Kellerhoff fehlt.)

An *quidem* sei *quŏque* angeschlossen, das ich gleich altind. *kva ca* setzen und ihm also als ursprüngliche Bedeutung '*jederorts, jedenfalls*' geben zu müssen glaube. Ein Wort mit der Bedeutung *jedenfalls* war geeignet das Miteingeschlossensein eines Begriffs in eine Aussage auszudrücken; die archaische Verbindung von *quoque* mit *etiam* wird so auch ganz verständlich. Es liegt in der Funktion des Wortes, dass es, wie γε und z. T. *quidem,* trotz seiner Enklise an beliebigen Stellen des Satzes stehen kann, wo eben das Wort steht, dessen Begriff als hinzugefügt zu bezeichnen ist. Aber wie γε gelegentlich etwa (s. oben S. 371) der allgemeinen Gewohnheit der Enklitika folgend sich von seinem Wort weg zum Satzanfang entfernt, so auch *quoque*: Varro de lingua lat. 5, 56 *ab hoc quoque quattuor partes urbis tribus dictae* (statt *quattuor quoque*). 5, 69 *quae ideo quoque videtur ab Latinis Iuno Lucina dicta* (st. *Iuno quoque*) [vgl. A. Spengel zu der St.]. 5, 181 *ab eo quoque, quibus —, tribuni aerarii dicti* (st. *ab eo [ii] quoque quibus —*). 5, 182 *aes quoque stipem dicebant* (st. *stipem quoque*). 8, 84 *hinc quoque illa nomina —* (st. *illa nomina quoque*). Ebenso Properz 2, 34, 85 *haec quoque perfecto ludebat Iasone Varro* (st. *Varro quoque*). 2, 34, 87 *haec quoque lascivi cantarunt scripta Catulli* (st. *lasciri Catulli quoque*).

Bedeutsam scheint ferner die Stellung der Fragepartikel *ne,* die ihrer Bedeutung wegen doch nicht mehr Anspruch hatte dicht beim Satzanfang zu stehen, als im Latein selbst

die Negation oder als im Deutschen z. B. *etwa* oder *vielleicht*. Nur die Enklisis erklärt die übrigens längst anerkannte Regel, das *ne* unmittelbar hinter das erste Wort des Satzes gehöre, von welcher Natur immer dasselbe auch sei. Es ist nicht meine Aufgabe, im Anschluss an Hand Tursellinus 4, 75 ff. und Kämpf De pronominum personalium usu et collocatione S. 42—46 (vgl. zu letzterm die Rezension von Abraham Berliner philologische Wochenschrift 1886, 227, welcher für Sätze wie Plautus Mostell. 362 *sed ego sumne infelix?* Epidicus 503 *sed tu novistin fidicinam Acropolistidem!* Interpunktion hinter dem Pronomen verlangt) das gesamte Material zu durchgehen und die wirklichen und scheinbaren Ausnahmen zu besprechen. Es genüge darauf hinzuweisen, dass noch die klassische und spätere Sprache diese Regel kennt und darauf das seit Catull zu belegende *utrumne* statt *utrum — ne* zurückzuführen ist. Wie im nachhomerischen Griechischen τοιγάρ, weil man sich gewöhnt hatte darin nicht mehr einen selbständigen Satz, sondern das erste Wort eines Satzes zu erblicken, das bei Homer noch davon getrennte τοι an sich zog (s. oben S. 377), so *utrum* aus gleichartigem Grunde das *-ne*.

Eine gewisse Abschwächung der alten Regel ist nur darin zu erkennen, dass, wenn eine aus Vordersatz und Nachsatz bestehende Periode durch *ne* als interrogativ zu bezeichnen war, die klassische Sprache *ne* erst im Nachsatz anzubringen pflegt, während in solchem Fall die alte Sprache *-ne* gleich an das Fügewort des Vordersatzes anknüpfte. Mit letzterm hängt der häufige Gebrauch zusammen, in einem Relativsatz *ne* an das Relativum anzuhängen und dann mit solchem Relativsatz ohne Beifügung eines Hauptsatzes zu fragen, ob die im vorausgehenden Satz gegebene Aussage für den im Relativsatz beschriebenen Begriff gelte. Auch andere Nebensätze finden sich so verwendet. (Vgl. zu dem allem Brix zum Trinummus 360. Lorentz zum Miles 965, zur Mostellaria 738.)

Von da aus wird m. E. eine bisher falsch erklärte Partikel verständlich. Ribbeck Beiträge zur Lehre v. d. latein. Partikeln (1869) S. 14 f. leitet unter dem Beifall von Schmalz Lateinische Grammatik (Iwan Müllers Handbuch der klass. Altertumswiss. II) ² 526 *sin* "wenn aber" aus einer Verbindung von *si* mit der Negation *ne* her. Die dieser Herkunft entsprechende Bedeutung "wenn nicht" zeige sich noch an

Stellen wie Cic. Att. 16, 13[b] 2 *si pares aeque inter se, quiescendum; sin, latius manabit, et quidem ad nos, deinde communiter.* Zu *sin* habe man dann auch noch oft "tautologisch oder hinüberleitend" *aliter, secus, minus* hinzugefügt; auch, wenn der durch solches *sin* "wenn nicht" angedeutete andere Fall bestimmter zu formulieren war, dies in der Form einfacher Parataxis gethan. So sei *sin* schliesslich eine gewöhnliche adversative Konjunktion geworden.

Gegen diese Erklärung können mehrere Einwendungen erhoben werden. Ich will die Möglichkeit, dass es ein *sin* "wenn nicht" geben konnte, nicht bestreiten, da *quin* zeigt, dass die Negation *ne* enklitisch werden und ihren Vokal verlieren konnte. (Jedenfalls gehört *sine* nicht hierher, sondern ist = indog. *sn̥né*, d. h. alter Lokativ von *senu-*, und der Hauptsache nach mit ἄνευ gleichzusetzen, mit welchem got. *inu*, ahd. *āno* nichts zu thun haben, da diese altindischen *anu*, *ānu* = indog. *enu*, *ēnu* entsprechen. Die hiefür anzunehmende Bedeutungsentwickelung "*entlang, längs*" — "*praeter*" — "*ohne*" ist durchaus natürlich.) Aber dass *sin* ursprünglich diese Bedeutung "wenn nicht" wirklich gehabt habe, dafür fehlt es völlig an Belegen. Denn diejenigen Beispiele, die Ribbeck teils beibringt, teils im Auge hat, in diesem Sinne zu verwenden, ist von vorn herein schon darum bedenklich, weil man nicht versteht wie die zu Plautus Zeit bereits verflüchtigte negative Bedeutung in ciceronischer Zeit wieder so lebendig sein konnte. Und sieht man die Beispiele selbst an, so ergiebt sich, dass sie das nicht beweisen, was sie beweisen sollen. Cicero Epist. 12, 6, 2 *qui si conservatus erit, vicimus; sin —, quod di omen avertant, omnis omnium cursus est ad vos.* 14, 3, 5 *si perficitis quod agitis, me ad vos venire oportet; sin autem —. Sed nihil opus est reliqua scribere.* ad Att. 10, 7, 2 *si vir esse volet, praeclare* συνοδία. *Sin autem, erimus nos, qui solemus.* 13, 22, 4 *atque utinam tu quoque eodem die! sin quod —, multa enim utique postridie.* 16, 13[b]2 s. oben. — Priap. 31 *donec proterva nil mei manu carpes, licebit ipsa sis pudicior Vesta. Sin, haec mei te ventris arma laxabunt.* Dazu käme nach einer Konjektur Vahlens Tibull 1, 4, 15 *sin* (Codd. *sed*), *ne te capiant, primo si forte negabit, taedia;* doch wird diese Schreibung wohl kaum allgemein rezipiert werden. (Schmalz spricht auch

von Belegen im alten Latein, doch finde ich nirgends solche nachgewiesen.) An allen diesen Stellen liegt einfach eine Aposiopese vor, wie solche dem Priapeen- und dem Briefstil ziemt. Besonders die beiden ersten Stellen mit ihrem *quod di omen avertant* und *sed nihil opus est reliqua scribere* schliessen jeden Zweifel aus.

Mit dem Wegfall dieser Stellen ist aber der Ribbeckschen Hypothese dasjenige entzogen, was sie besonders empfahl, die Anknüpfung an einen thatsächlichen Sprachgebrauch. Nun könnte die Hypothese freilich trotzdem richtig sein, *sin* in der, hinter der litterarischen Überlieferung zurückliegenden Zeit zuerst "wenn nicht" bedeutet und sich dann zu der historisch allein bezeugten Bedeutung "wenn aber" entwickelt haben. Aber auch diese Entwicklung ist nicht so leicht konstruierbar. Ribbeck äusserst sich nur sehr kurz über diesen Punkt. Wenn ich ihn recht verstehe, so meint er, ein Satz wie z. B. Plautus Trin. 309 *[si animus hominem pepulit, actumst, animo servit, non sibi.] sin ipse animum pepulit, vivit* sei ursprünglich so gemeint gewesen, dass man hinter *sin* "wenn nicht" "wenn dies nicht der Fall ist" interpungiert hätte und darauf asyndetisch die genauere Bezeichnung des gegenteiligen Falles hätte folgen lassen: *ipse animum pepulit* "[im Falle dass] er selbst seinen Neigungen die Richtung gegeben hat", schliesslich die Apodosis *vivit*. Mir schiene ein Asyndeton, wie das hier zwischen *sin* und dem folgenden statuierte, undenkbar: *sed* (oder eine Wiederholung des *si*) wäre doch wohl unerlässlich. Wohl gibt es ein Asyndeton adversativum, aber nur in der Weise, dass der Gegensatz dabei auf andere Weise fühlbar gemacht wird, durch parallele Gestaltung der beiden Glieder oder durch Voranstellung des Wortes, das den Gegensatz hauptsächlich trägt im zweiten Gliede.

Ich glaube, es bietet sich ein viel einfacherer Weg. Brix giebt zum Trinummus 360 unter den Beispielen des an das Fügewort des Vordersatzes angeschlossenen *ne* am Schluss folgende Stelle des Mercator 142 f.: Acanthio: *At ego maledicentiorem quam te novi neminem.* Charinus: *Sin saluti quod tibi esse censeo, id consuadeo?* Acanthio: *apage istiusmodi salutem, cum cruciatu quae advenit.* Brix umschreibt die Worte des Charinus mit *tum ne maledicentem me dicis, si tibi id consuadeo.* Offenbar ganz gemäss der Weise plau-

tinischen Konversationsstils, wo Fragesätze, die als solche durch *-ne* bezeichnet sind, ausserordentlich oft für Einwendungen dienen z. B. Bacchides 1189 *egon ubi filius corrumpatur meus, ibi potem?* 1192 *egon quom haec cum illo accubet, inspectem?* Trin. 378 *egone indotatam te uxorem ut patiar?* Bacch. 194 *at scin quam iracundus siem?* Besonders häufig sind in dieser Weise die *ne*-Sätze gebraucht, wo der Fragesatz elliptisch nur aus einem Nebensatz mit *ne* besteht, also gerade die *ne*-Sätze, zu denen obiges Beispiel gehört. Amphitr. 297 Sosia: *paulisper mane, dum edormiscat unum somnum.* Amph.: *quaene vigilans somniat?* "aber dann träumt sie ja mit offenen Augen." Curculio 704 f. Cappadox: *dum quidem hercle ita iudices, ne quisquam a me argentum auferat.* Therapontigonus: *quodne promisti?* "aber du hast es ja versprochen". Rudens 1019 *quemne ego excepi in mari?* "aber ich habe ihn ja im Meere aufgefangen". 1231 *quodne ego inveni in mari?* "aber ich habe es ja im Meere gefunden." Terenz Phormio 923 Demipho: *illud mihi argentum rursum iube rescribi Phormio.* Phormio: *quodne ego discripsi porro illis, quibus debui?* "aber ich habe es ja meinen Gläubigern gutgeschrieben."

Ein zweite Stelle, wo *sin* so steht, ist Persa 227: Paegnium: *ne me attrecta subigitatrix.* Sophoclidisca: *s i n te amo?* Paegnium: *male operam locas.*

Die meisten Plautusleser werden freilich an beiden Stellen das *sin* einfach mit "wenn aber" übersetzen und darin das gewöhnliche *sin* erkennen. Weit entfernt dies tadeln zu wollen, erkenne ich darin gerade einen Beweis dafür, dass das gewöhnliche *sin* mit dem *sin* jener plautinischen Stellen identisch ist. Wir können nicht bloss andern, sondern auch uns selbst einen Einwurf in der Form eines Fragesatzes machen. In solcher Weise steht einwendendes *quine, quemne* Catull 64, 180 *an patris auxilium sperem? quemne ipsa reliqui —?* "aber den habe ich ja verlassen". 182 f. *coniugis an fido consoler memet amore? quine fugit lentos incurvans gurgite remos?* "aber der flieht ja" (s. oben die Übersetzung von *quine* in den Beispielen aus Plautus und Terenz). Und wie an den beiden plautinischen *sin*-Stellen auf die vom zweiten Sprecher als Einwendung gebrachte Möglichkeit der erste Sprecher zur Beseitigung der Einwendung als asyndetisch an-

gefügte Apodosis dasjenige giebt, was in dem betr. Fall eintreten würde: *apage istiusmodi salutem* "dann fort mit solchem Heil", und *male operam locas* "nun dann verschwendest du deine Mühe" —, so kann man auch eine selbstgemachte Einwendung selbst mit derartiger Apodosis erledigen.

Demgemäss würde an der oben nach der Ribbeckschen Hypothese analysierten Plautusstelle der ursprüngliche Gebrauch von *sin* hergestellt durch die Interpunktion: *sin ipse animum pepulit? vivit.* "Wie aber, wenn er selbst seinen Neigungen die Richtung gegeben hat? Nun dann lebt er." Dass im Verlauf die eigentlich für Einwendungen aufgekommene Satzform überhaupt für Setzung eines entgegengesetzten Falls verwendet, und dass im Zusammenhang damit der *sin*-Fragesatz schlechtweg als Vordersatz, der ursprüngliche Antwortsatz schlechtweg als Nachsatz empfunden wurde, ist eine ganz natürliche Entwicklung.

Wenn Lucian Müller Lucil. 29, Fr. 87, V. 107 (vgl. zu Nonius 290,.4) richtig schreibt *ad non sunt similes neque dant. quid? sin* (codd. *sint*, ed. princ. Non. *si*) *dare vellent? acciperesne? doce*, so tritt hiermit zu den zwei loci didascalici des Plautus ein dritter. Denn auch hier dient *sin* einem Einwand, mit dem Unterschied, dass derselbe durch *quid* angekündigt ist, und dass ein die Frage näher präzisierender *ne*-Satz folgt. Nach Lucian Müller ist es ein Einwand, den einer sich selbst macht. — Das *quodsin ulla* (Lucil 4 Fr. 22 Vs. 38) desselben Gelehrten st. *quodsi nulla* mit unerklärbarem *-sin* wird durch richtige Schreibung der folgenden Zeile überflüssig.

Den Beschluss mögen die Beteuerungs- und Verwunderungspartikeln, *hercle, pol, edepol, ecastor, eccere* bilden, die die Eigentümlichkeit haben, bald die erste bald die zweite Stelle im Satz einzunehmen, weiter hinten aber nicht stehen zu können, ausser wenn ihnen andre Enklitika, wie *quidem, autem* (Aulul. 560), *obsecro, quaeso, credo*, oder *ego, tu, ille* hinter *ne*, oder *tu* hinter *et, at, vel*, kraft eignen Anspruchs auf diese Stelle den Platz versperren. Wie stark der Drang nach der zweiten Stelle auch bei dieser Wortklasse ist, zeigt sich an manchem. So daran, dass während die Verbindung *pol ego* bald am Satzanfang steht, bald ihr noch ein anderes Wort vorangeht und also *ego* gleich gern an dritter wie an zweiter Stelle des Satzes steht, das umgekehrte *ego pol* nur

am Satzanfang vorkommt (Kellerhoff in Studemunds Studien a. d. G. d. arch. Latein II 62), *pol* also die dritte Stelle scheut. So daran, dass die Beteuerungspartikeln, wenn sie sich auf eine ganze Periode beziehen, dem ersten Wort des Vordersatzes angefügt werden; *si hercle, si quidem hercle, ni hercle, postquam hercle, si ecastor, si pol, si quidem pol* sind ganz gewöhnlich, während die Setzung von *hercle* erst im Nachsatz zwar nicht unerhört (siehe Mil. Glor. 309, Persa 627), aber selten ist. (Vgl. Brix zum Trinumm. 457, Lorentz zum Miles 156. 1239, zur Mostell. 229, Kellerhoff Studien II 72 f.) Genau die gleiche Erscheinung haben wir beim fragenden *-ne* getroffen. Aber während bei *-ne* diese Stellung auf die alte Sprache beschränkt ist, lebt sie bei *hercle, (hercules)* in der klassischen Sprache fort (Müller zum Laelius § 78 [2] S. 477, der auf Wichert Latein. Stilistik S. 43, 239, 269 verweist. Weissenborn zu Livius 5, 4, 10 u. s. w.), wie denn die klassische Sprache überhaupt die traditionelle Stellung der Partikel *hercle*, der einzigen, die eben in die klassische Sprache fortlebt, festhält, immerhin so, dass die Setzung derselben an die Spitze des Satzes ausser Gebrauch kommt. Die Kaiserzeit gestattet sich dann freilich grössere Willkür: Quintil. 1, 2, 4. Tacitus Dial. 1. Histor. 1, 84. Plin. Epist. 6, 19, 6. Gell. 7, 2, 1 u. s. w.

Ferner veranlassen auch diese Partikeln, wie die früher besprochenen Enklitika, öfters Tmesis. Dahin gehört neben Miles Glor. 31 *ne hercle operae pretium quidem* (gegenüber Bacchides 1027 *ne unum quidem hercle*) und Mostell. 18 *cis hercle paucas tempestates* und *non edepol scio* gegenüber *nescio* besonders die Spaltung der Zusammensetzungen mit *per*: Plautus Casina 370 *per pol saepe peccas.* Terenz Andria 416 *per ecastor scitus puer est natus Pamphilo.* Hecyra 1 *per pol quam paucos.* Gellius 2, 6, 1 *per hercle rem mirandam Aristoteles — dicit,* und die Spaltung von *quicunque*: Plautus Persa 210 *quoi pol quomque occasio est.*

Also *hercle* und Genossen haben entweder die erste oder die zweite Stelle im Satz inne: sie werden, wenn sie nicht stark betont am Anfang stehen, nach Art der Enklitika behandelt. Wer nun bedenkt, dass diese Partikeln eigentlich Vokative sind (vgl. Catull 1, 7 *doctis Juppiter et laboriosis*), wird sich sofort jener eigentümlichen Regel der Sanskritgram-

matiker und Überlieferer der akzentuierten Vedentexte erinnern, dass der Vokativ, wenn am Satzanfang stehend, orthotoniert, wenn im Satzinnern stehend, enklitisch sei. (Vgl. die Erklärung, die Delbrück Syntakt. Forsch. V 34 f. dafür gibt.) Es kommt hinzu, dass, wenigstens in den klassischen Sprachen, auch der wirkliche Vokativ unverkennbare Neigung für die zweite Stelle im Satz zeigt.

Nun macht freilich gerade der Umstand Schwierigkeit, dass was bei den vokativischen Partikeln Gesetz ist, sich beim wirklichen Vokativ nur als Neigung zeigt. Kaum darf man wohl annehmen, dass solche Neigung Abschwächung eines ältern strengern Gesetzes war. Viel wahrscheinlicher ist das Umgekehrte, dass bei der durch *hercle* repräsentierten Kategorie von Vokativen die Neigung zur Regel geworden war, und dass sich die Anrufung eines Gottes zum Zweck der Beteuerung früh in strengerer Konventionalität bewegte, als sonstige Anrufungen von Göttern und gar als Anreden an Menschen. (Das Griechische verfährt in der Stellung des entsprechenden Ἡράκλεις und ähnlicher Anrufungen, soweit der Gebrauch der Komiker und der Redner ein Urteil gestattet, mit grosser Freiheit.) Daraus folgt aber weiter, wenn wir anders bei den Vokativen innern Zusammenhang zwischen Stellung und Betonung annehmen dürfen, dass die altindische Enklisis von Hause aus nur Neigung, nicht unbedingtes Gesetz war, und dass gelegentlich auch der nicht am Satz- oder Versanfang stehende Vokativ orthotoniert sein konnte, was dann dem Altindischen vermöge seines Generalisierungstriebs verloren ging.

Es entgeht mir nicht, dass die Neigung des Vokativs für die zweite Stelle auch ohne Hinzunahme der alten Enklisis erklärt werden könnte. Um so wertvoller ist mir, dass von ganz anderm Standpunkt der Betrachtung aus Schmalz Lateinische Syntax[2] S. 557 für den an zweiter Stelle stehenden Vokativ des Latein schwachen Ton behauptet.

XII.

Unsere neuhochdeutsche Regel (vgl. Erdmann Grundzüge der deutschen Syntax S. 181 ff., besonders 195), dass dem Verbum im Hauptsatz die zweite, im Nebensatz die letzte Stelle zu geben sei (beides mit bestimmten, in besondern Verhält-

nissen begründeten Ausnahmen) hat bekanntlich der Hauptsache nach schon in der althochdeutschen Prosa und Poesie gegolten. (Vgl. ausser den Nachweisen Erdmanns besonders Tomanetz Die Relativsätze bei den ahd. Übersetzern des 8. und 9. Jahrhunderts, S. 54 ff., sowie denselben im Anzeiger für deutsches Altertum XVI (1890) 381.) Ja diese Stellungsregel kann in Rücksicht auf die deutlichen Spuren, die sich von ihr nicht bloss im Altsächsischen, sondern auch im Angelsächsischen, und weiterhin auch im Nordischen zeigen, wohl als gemein germanisch angesetzt werden. Trotzdem sind alle Forscher, die sich eingehender mit diesem germanischen Stellungsgesetz beschäftigt haben, so viel ich sehe, darin einig, die sich hier äussernde Scheidung der beiden Satzarten für unursprünglich zu erklären. Bergaigne (Mémoires Soc. de Linguistique III 139 f.), Behaghel (Germania XXIII 284) und Ries (Die Stellung von Subjekt und Prädikatsverbum im Heliand, Quellen und Forschungen XLI [1880] S. 88 ff.) behaupten, dass die Endstellung des Verbums, wie sie im Nebensatz vorliegt, ursprünglich allen Sätzen eigen gewesen und in den Hauptsätzen nur allmählich durch eine später aufgekommene entgegengesetzt wirkende Regel verdrängt worden sei. Über das Wie und die Möglichkeit einer solchen Verdrängung haben sich aber die genannten Forscher teils nicht ausgesprochen, teils haben sie dafür Gründe beigebracht, die mit Scharfsinn ausgedacht aber alles eher als überzeugend sind: wie wenn z. B. Ries behauptet, der natürliche Trieb, das Wichtigere vor dem weniger Wichtigen zum Ausdruck zu bringen, habe darum nur im Hauptsatz und nicht auch im Nebensatz zur Annäherung des Verbums an den Anfang führen müssen, weil das Verb für den Hauptsatz einen höhern Wert habe, als für den Nebensatz!

Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt Tomanetz (a.a.O. S. 82 ff.): er glaubt, erst durch eine allmähliche Verschiebung sei das Verb im Nebensatz ans Ende gerückt; ursprünglich habe es auch hier wie im Hauptsatz die zweite Stelle inne gehabt. So sehr sich auch Tomanetz' Ausführungen vor denen von Ries durch Einfachheit und Klarheit auszeichnen, vermag er doch nicht ohne die m. E. völlig unzulässige Annahme durchzukommen, dass ein Streben Haupt- und Nebensatz zu differenzieren wirksam gewesen sei.

Altindisch, Latein und Litauisch stellen das Verbum regelmässig ans Ende des Satzes. Man glaubt hierin eine Gewohnheit der Grundsprache erkennen zu können. Und gewiss wird für den Nebensatz durch das hier hinzukommende Zeugnis des Germanischen die Endstellung des Verbums als indogermanisch gesichert. Beim Hauptsatz fehlt diese Übereinstimmung und, wenn sonstige Erwägungen nicht den Entscheid geben, ist es zum mindesten ebenso gut denkbar, dass im Altindischen, Lateinischen und Litauischen etwas bloss für den Nebensatz Gültiges auf den Hauptsatz ausgedehnt worden sei, als dass das Germanische nachträglich eine Unterscheidung der beiden Satzarten eingeführt habe. Nun ist es aber ganz unwahrscheinlich, dass die Grundsprache das Verbum im Hauptsatz und im Nebensatz verschieden betont, aber doch in beiden Satzarten gleich gestellt hätte. Und weiterhin müssen wir auf Grund des früher Vorgetragenen erwarten, dass in der Grundsprache das Verbum des Hauptsatzes, weil und insofern es enklitisch war, unmittelbar hinter das erste Wort des Satzes gestellt worden sei. Mit andern Worten: das deutsche Stellungsgesetz hat schon in der Grundsprache gegolten. Dabei muss man sich gegenwärtig halten, dass nicht bloss die Sätze, die wir als Nebensätze ansehen, sondern alle als hypotaktisch empfundenen im Altindischen und somit, wie wir wohl annehmen dürfen, in der Grundsprache betontes Verbum hatten, also unter allen Umständen die Endstellung des Verbums sehr häufig vorkommen musste.

Ich will nicht verschweigen, dass die aufgestellte These einer Einschränkung fähig wäre. Für das Gesetz über die Stellung der Enklitika haben wir aus den verschiedenen Sprachen (etwa von den Vokativen abgesehen) nur solche Belege beibringen können, in denen das Enklitikum den Umfang von zwei Silben nicht überschritt. Man könnte also sagen, dass das Gesetz nur für ein- und zweisilbige Enklitika galt, mehr als zweisilbige dagegen an der dem betr. Satzteil sonst zukommenden Stellung festhielten, oder wenigstens, wenn man sich vorsichtiger ausdrücken will, dass von irgend einem bestimmten Umfang an ein Enklitikum nicht an das Stellungsgesetz der Enklitika gebunden war. Dies auf das Verbum angewandt, würde zu der Annahme führen, dass die ein- und zweisilbigen Verbalformen, oder überhaupt die kürzern Verbal-

formen bis zu einem gewissen Umfang, im Hauptsatz an die zweite Stelle rückten, dass dagegen die andern Verbalformen auch im Hauptsatz die im Nebensatz herrschende Endstellung besassen. Es wäre dann weiter anzunehmen, dass das Germanische die für die kürzern Verbalformen gültige Regel generalisiert hätte. Und jedenfalls wäre dann die Praxis der das Verb überhaupt an das Ende stellenden Sprachen noch leichter verständlich.

Man wird nicht verlangen, dass ich über die Berechtigung dieser eventuellen Einschränkung meiner These ein abschliessendes Urteil abgebe. Wohl aber wird man erwarten, dass ich ein wenig weitere Umschau halte und frage, ob denn das verbale Stellungsgesetz der Grundsprache ausserhalb des Germanischen gar keine Spuren hinterlassen habe. Das Fehlen aller Anklänge an ein solches Gesetz könnte leicht Zweifel an der Richtigkeit der hier gegebenen Ausführungen rege machen.

Nun, da muss allerdings gesagt werden, dass ausser den bereits erwähnten, die Endstellung durchführenden Sprachen nicht bloss das Keltische, sondern, was bei einer derartigen Untersuchung weit schwerer ins Gewicht fällt, auch das Griechische der germanischen Weise fern steht. Man sollte erwarten, dass das Griechische, wie und weil es beim Verbum den Hauptsatz-Akzent durchgeführt hat, so auch die Hauptsatz-Stellung durchführen werde. Aber das ist bekanntlich nicht der Fall. Die Stellung des Verbums ist im Ganzen eine sehr freie.

Solchem Sachverhalt gegenüber ist es zunächst willkommen, dass gerade zwei die Endstellung bevorzugende Sprachen in einem bestimmten Fall die germanische Hauptsatzstellung aufweisen. Für das Litauische lehrt Kurschat Grammatik § 1637, dass, wenn das Prädikat aus Kopula und Nomen bestehe, gegen die allgemeine Regel nicht das Nomen vorausgehe, sondern die Kopula unmittelbar auf das Subjekt folge. Ganz ähnliches findet sich beim Verbum *esse* im Latein. Seyffert zu Ciceros Laelius 70 (S. 441 [2]) hat ausgeführt, dass *esse* sich gern an das erste Wort des Satzes anlehne, sowohl wenn dasselbe ein interrogativ oder relativ fungierenden Interrogativpronomen, als wenn es ein Demonstrativum sei oder sonst einer Wortklasse angehörte. Der Beispiele seien

'unzählig' viele. Aus dem Laelius führt er unter anderm an: § 56 *qui sint in amicitia* (Interrog.). 17 *quae est in me facultas* (Relat.). 2 *quanta esset hominum admiratio.* 53 *quam fuerint inopes amicorum.* 83 *eorum est habendus.* 5 *tum est Cato locutus.* 17 *nihil est enim.* 48 *ferream esse quandam.* 102 *omnis est e vita sublata iucunditas.*

Zu dieser Beobachtung stimmt eine weitere Erscheinung: in einem Satz, der sowohl *est, sunt* als *enim, igitur, autem* enthält, werden namentlich bei Cicero überaus oft nicht diese Partikeln trotz ihres sonst anerkannten Anspruchs auf die zweite Stelle, sondern *est, sunt* an das erste Wort des Satzes angelehnt und *enim, igitur, autem* auf die dritte Stelle zurückgedrängt. Das Richtige darüber hat Madvig gesagt zu Cicero de finibus 1, 43: ea est huius positus *(sapientia est enim)* ratio, ut elata voce in primo vocabulo, quo gravissima notio contineatur, obscuretur enclitica; in altero positu *[sapientia enim est]* vox minus in primum vocabulum incidit. — Hanc regulam contrariam prorsus Goerenzii aliorumque praeceptis, qui naturam encliticae vocis ignorantes, adseverationem aliquam in *est* secundo loco posito inesse putarunt adhibito optimorum codicum testimonio — et recta interpretatione stabilitum iri puto. (Vgl. Müller zum Laelius[2] S. 411.)

Zur weitern Bestätigung könnte man auf Stellen wie Plaut. Bacch. 274 *etiamne est quid porro* verweisen, wo die Stellung von *quid* enklitische Stellung von *est* voraussetzt. Besonders finden sich aber bei *esse* ähnliche Tmesen, wie bei den früher besprochnen Enklitika: solche von *per-* bei Cicero epistul. 3, 5, 3 (51 a. Ch.) *tunc mihi ille dixit: quod classe tu velles decedere, per fore accommodatum tibi, si ad illam maritimam partem provinciae navibus accessissem* und bei Gellius 2, 18, 1 *Phaedo Elidensis ex cohorte illa Socratica fuit Socratique et Platoni per fuit familiaris,* wo die fehlerhafte Anwendung solcher Tmesis mitten im Satzinnern den Archaisten verrät. Tmesis von *qui — cunque*: Terenz Andria 63 *cum quibus erat quomque una, eis se dedere.* Cicero de finibus 4, 69 *quod erit cunque visum, ages.* Dazu bei einer Form von *fieri*: Plautus Bacchides 252 *istius hominis ubi fit quomque mentio.*

Wenn das Latein nur bei ein, zwei Verben, wo sich die Tradition ursprünglicher Enklisis lebendig erhalten hatte, An-

lehnung an das erste Satzwort kennt (und bei diesem dann natürlich in allen Satzarten), so zeigt sich im Griechischen ein solcher Rest alter Stellungsgewohnheit bei einer ganzen Anzahl von Verben, aber nur in einer bestimmten Satzform. Auf altgriechischen Inschriften finden sich oft Sätze, wo auf das Subjekt, obwohl eine appositionelle Bestimmung dazu gehört, doch zuerst das Verbum und dann erst die appositionelle Bestimmung folgt, diese also in auffälliger Weise von dem Wort, zu dem sie gehört, durch das Verbum abgetrennt ist. Dass statt eines Subjektsnominativs auch etwa ein andrer Kasus, der an der Spitze des Satzes steht, in solcher Weise von seiner Apposition getrennt wird, und dass gelegentlich ein με dem Verbum noch vorgeschoben wird, macht keinen Unterschied. Boeckh zu CIG. 25 hat zuerst die Altertümlichkeit dieser Art von Wortstellung, Wilhelm Schulze in seiner Rezension von Meisters griech. Dialekten, Berliner philolog. Wochenschrift 1890, S. 1472 (S. 26 f. des Separatabdrucks) die sprachgeschichtliche Bedeutung derselben betont. Es wird nicht undienlich sein, hier die Beispiele zusammenzustellen.

Am häufigsten findet sich diese Stellung in Weih- und Künstlerinschriften. Mit ἀνέθηκε: CIA. 1, 357 Ἀλκίβιος ἀνέθηκεν κιθαρῳδὸς νησιώτης. 1, 376 Ἐπιχαρῖνος [ἀνέ]θηκεν ὁ Ὀ —. 1, 388 Στρόνβ[ιχος ἀνέθηκε] Στρονβί[χου oder — χίδου Εὐωνυμεύς] (fast sichere Ergänzung!). 1, 399 Μηχανίω[ν] ἀνέθηκεν ὁ γραμμα[τεύς]. 1, 400 [Πυ]θογέν[εια] ἀνέθηκε[ν Ἀγ]υρρίου ἐγ [Λ]ακιαδῶ[ν]. 1, 415 Αἰσχύλος ἀνέθη[κε] Πυθέου Παιανιεύ[ς]. 4 [1], 373 f. Σίμων ἀ[νέθηκε] ὁ κναφεὺς [ἔργων] δεκάτην. 4 [2], 373, 90 Ὀνήσιμός μ' ἀνέθηκεν ἀπαρχὴν Ἀθηναίᾳ ὁ Σμικύθου υἱός. 4 [2], 373, 198 [ἡ δεῖνα ἀνέθηκεν] Εὐμηλίδου γυνὴ Σφηττόθεν. 4 [2], 373, 12 Ξενοκλέης ἀνέθηκεν Σωσίνεω. 4 [2], 373, 223 Χναϊάδης ἀνέθηκεν ὁ Παλ(λ)ηνεύς. 4 [2], 373, 224 [Σ]μῖκρος ἀνέθ[ηκε —] ὁ σκυλοδεψ[ός]. 4 [2], 373, 226 [ὁ δεῖνα ἀνέθηκε]ν Κηφισιεύς. Inschrift von der Akropolis Νέαρχος ἀν[έθηκε Νεάρχου υἱ]ὸς ἔργων ἀπαρχήν. So nach Kabbadias Studnitzka, Jahrbuch II (1887), S. 135 ff.; Robert: Νέαρχος ἀν[έθηκε ὁ κεραμε]ύς —. CIA. 2, 1648 (augusteische Zeit!) Μετρότιμος ἀνέθηκεν Ὀῆθεν. — Inscript. graecae antiq. 48 Ἀριστομένης ἀ[ν]έθ[ηκ]ε Ἀλεξία τᾷ Δάματρι τᾷ Χθονίᾳ Ἑρμιονεύς. 96 (Tegea) [ὁ δεῖνα ἀνέ]θηκε(ν) Ϝαστυόχω. 486 (Milet) [Ἑρ]μησιάναξ ἥμεας ἀνέθηκεν [ὁ —] — ίδεω τὠπόλλωνι. 512 [a] (Gela) Παντάρης μ'

ἀνέθηκε Μενεκράτιος. 543 (achäisch) Κυνίσκος με ἀνέθηκε ὤρταμος ϝέργων δεκάταν. — Delphische Inschrift in westgriech. Alphabet, Bull. Corr. Hellén. 6, 445 τοὶ Χαροπίνου παῖδες ἀνέθεσαν τοῦ Παρίου. Naxische Inschrift von Delos ed. Homolle ibid. 12, 464 f., 12, 464 f. Εὐ(θ)υκαρτίδης μ' ἀνέθηκε ὁ Νάξιος ποιήσας. — Inschriften von Naukratis I No. 218 Φάνης με ἀνέθηκε τὠπόλλων[ι τῷ Μι]λησίῳ ὁ Γλαύκου. II No. 722 Μυσός μ' ἀνέθηκεν Ὀνομακρίτου. 767 [ὁ δεῖνα ἀνέθηκεν Ἀφροδ]ίτῃ ὁ Φ[ιλά]μμ[ωνος]. 780 Φίλις μ' ἀνέθηκε οὑπικά[ρτε]ος τῇ Ἀφροδί[τῃ]. 784 Ἑρμοφάνης ἀνέθ[ηκεν] ὁ Ναυσιτέ[λευς]. 819 [Λ]άκρι[τό]ς μ' ἀνέ[θη]κε οὑρμο[θ]έμ[ιος] τἠφροδί[τῃ]. — Böotische Inschrift ed. Kretschmer Hermes XXVI 123 ff. Τιμασίφιλος μ' ἀνέθηκε τὠπόλλωνι τοῖ Πτωιεῖι ὁ Πραόλλειος.

Auch in Versen: CIA. 1, 398 Διογέν[ης] ἀνέθηκεν Αἰσχύλ(λ)ου ὑὸς Κεφ[α]λῆος. IGA. 95 Πραξιτέλης ἀνέθηκε Συρακόσιος τόδ' ἄγαλμα. Inschrift von Naukratis II No. 876 Ἑρμαγόρης μ' ἀνέθηκε ὁ Τ[ήιος] τὠπόλλωνι. Pausanias 6, 10, 7 (5. Jahrhundert) Κλεοσθένης μ' ἀνέθηκεν ὁ Πόντιος ἐξ Ἐπιδάμνου. Epigramm von Erythrae Kaibel No. 769 (4. Jahrhundert) [—] -θέρσης ἀνέθηκεν Ἀθηναίῃ πολιούχῳ παῖς Ζωΐλου. Von Kalymna Kaibel No. 778 (id.?) Νικίας με ἀνέθηκε Ἀπόλλωνι υἱὸς Θρασυμήδεος. Vgl. auch CIA. 1, 403 [τόνδε Πυρῆς] ἀνέθηκε Πολυμνήστου φίλο[ς υἱός]. IGA. 98 (Arkadisch) Τέλλων τόνδ' ἀνέθηκε Δαήμονος ἀγλαὸς υἱός.

Mit lesbischem κάθθηκε: Inschriften von Naukratis II No. 788 [ὁ δεῖνα κάθ]θηκε τᾷ Ἀφροδίτᾳ ὁ Μυτιλήναιος. 789 und 790 [ὁ δεῖνά με] κάθθηκε ὁ Μυτ[ιλήναιος]. Vgl. 807 [Ἀφροδί]τᾳ ὁ Μ—. 814 [Ἀφροδ]ίτᾳ ὁ Κε—.

Mit ἐποίησε, ἐποίει: CIA. 1, 335 Πύρρος ἐποίησεν Ἀθηναῖος. 1, 362 (vgl. Studnitzka Jahrbuch II [1887], S. 144) [Ε]ὐφρόνιος [ἐποίησεν ὁ] κεραμεύς (die Ergänzung wohl sicher!). 1, 483 Καλλωνίδης ἐποίει ὁ Δεινίου. 4, 477^{b} [ὁ δεῖνα ἐποίησεν oder ἐποίει Π]άριος. 4^{2}, 373, 81 Κάλων ἐποίησεν Αἰ[γινήτης]. 4^{2}, 373, 95 [Ἄ]ρχερμος ἐποίησεν ὁ Χῖ[ος]. 4^{2}, 373, 220 Λεώβιος ἐποίησεν Πυρετιάδης (oder Πυρρητιάδης). IGA. 42 (Argos) Ἄτωτος ἐποίϝηέ Ἀργεῖος κ'Ἀργειάδας Ἀγελάδα τ'Ἀργείου. 44 (id.) Πολύκλειτος ἐποίει Ἀργεῖος. 44^{a} (id.) — [ἐ]πο[ί]ϝηέ Ἀργεῖος. 47 (id.) Κρησίλας ἐποίησε Κυδωνιάτ[ας]. 165 Ὑπατόδωρος Ἀρισστο[γείτων] ἐποησάταν Θηβαίω. 348 Παιώνιος ἐποίησε Μενδαῖος. 498 Μίκων ἐποίησεν Ἀθηναῖος. Loewy Inschriften

griechischer Bildhauer No. 44[a] -ων ἐπόηcε Θηβαῖοc. 57 Ξ[ε]νο-[— ἐποίη]cεν Ἐλευ[θερέυc?] No. 58. -ου [ἐ]πόηcεν [Σικ]ελιώτηc. 96 Κλέων ἐπόηcε Σικυώνιοc. 103 [Δαίδαλοc ἐπ]οίηcε Πατροκλέ[ουc]. 135[d] (S. 388) [Σπ]ουδίαc ἐποίηcε Ἀθηναῖοc. 277 Τιμόδαμοc Τ[ιμοδάμου ε]ποίηcε Ἀμπρα[κιώτηc]. 297 (Apotheose Homers) Ἀρχέλαοc Ἀπολλωνίου ἐποίηcε Πριηνεύc. 404 Νίκανδροc ε[ποίηcεν] Ἄνδ[ριοc]. Klein Griechische Vasen mit Meistersignaturen S. 72 Εὔχειροc ἐποίηcεν οὐργοτίμου υἱΰc (zweimal). S. 73 Ἐργοτέληc ἐποίηcεν ὁ Νεάρχου. S. 202 Ξενόφαντοc ἐποίηcεν Ἀθην[αῖοc]. S. 202, 1 und 2 Τειcίαc ἐποίηcεν Ἀθηναῖοc. S. 213 Κρίτων ἐποίηcεν Λε(ι)ποῦc ὕc d. i. υἱύc, nach der Lesung von Studnitzka Jahrbuch II 1887 S. 144. Pausanias 6, 9, 1 τὸν δὲ ἀνδριάντα οἱ Πτολίχοc ἐποίηcεν Αἰγινήτηc, was auf eine Originalinschrift Πτόλιχοc ἐποίηcεν Αἰγινήτηc schliessen lässt (vgl. Boeckh zu CIG. 25).

Auch in Versen: CIA. 4[2], 373, 105 Θηβάδηc ἐ[πόηcε —]-νου παῖc τόδ' ἄγαλμα. Inschrift von der Akropolis ed. Studnitzka Jahrbuch II 1887 S. 135 ff. Ἀντήνωρ ἐπ[όηcεν ']ο Εὐμάρουc τ[όδ' ἄγαλμα] IGA. 410 Ἀλξήνωρ ἐποίηcεν ὁ Νάξιοc, ἀλλ' ἐcίδεcθε. Auch 349 Εὔφρων ἐξεποίηc' οὐκ ἀδαὴc Πάριοc.

Mit ἔγραφεν, ἔγραψεν, γράφει IGA. 482[c] Τήλεφοc μ' ἔγραφε ὁ Ἰαλύcιοc. Klein Griechische Vasen mit Meistersignaturen. S. 29 Τιμωνίδα[c μ'] ἔγραψε Βία. S. 196, 7 Εὐθυμίδηc ἔγραψεν ὁ Πολ(λ)ίου (zweimal). Ebenso ist 194, 2 (nach der Abbildung in Gerhards Vasenbildern 188) und ebenso 195 zu lesen, beides nach Dümmler. Kyprische Inschrift No. 147[h] bei Meister Griechische Dialekte II 148 -οικόc με γράφει Σελαμίνιοc.

Mit verschiedenen Synonymis obiger Verba: IGA. 48 (Argos) [Δ]ωρόθεοc ἐϝ[ε]ργάcατο Ἀργεῖοc. 555[a] (Opus?) Πρίκων ἔ[π]α[ξα Κο]λώτα. Kyprische Inschrift No. 73 Deecke Γιλίκα ἀμὲ κατέcταcε ὁ Σταcικρέτεοc.

Mit εἰμί: IGA. 387 (Samos) [Π]όμπιόc εἰμι τοῦ Δημοκρίνεοc. 492 (Sigeum) ionischer Text: Φανοδίκου εἰμὶ τοὐρμοκράτεοc τοῦ Προκοννηcίου; attischer Text: Φ. εἰμὶ τοῦ Ἑρμοκράτουc τοῦ Π. 522 (Sizilien) Λονγηναῖόc εἰμι δημόcιοc. 528 (Cumae) Δημοχάριδόc εἰμι τοῦ —. 551 (Antipolis) Τέρπων εἰμὶ θεᾶc θεράπων cεμνηc Ἀφροδίτηc. Rhodische Inschrift bei Kirchhoff Studien zur Gesch. des griech. Alph.[4] S. 49 Φιλτοῦc ἠμι τᾶc καλᾶc ἁ κύλιξ ἁ ποικίλα. Kyprische Inschr. 1 Deecke Πρα-

τοτίμω ἠμὶ τᾶς Παφίας τῶ ἱερῆϝος. 16 D. τᾶς θεῶ ἠμι τᾶς Παφίας (ebenso 65. 66 Hoffm.). 23 D. Τιμοκύπρας ἠμὶ Τιμοδάμω. 78 H. Στασαγόρου ἠμὶ τῶ Στασάνδρω. 79 H. Τιμάνδρω ἠμὶ τῶ Ὀνασαγόρου. 88 H. Πνυτίλλας ἠμὶ τᾶς Πνυταγόραυ παιδός. 121 H. Διϝειθέμιτός ἠμι τῶ βασιλῆϝος.

Daran schliesst sich IGA. 543 τᾶς Ἥρας ἱαρός εἰμι τᾶς ἐν πεδίῳ, wo ein Adjektiv verbunden mit εἶναι die Stelle des Verbums vertritt, und daran wieder die Beispiele, wo ein Adjektiv ohne εἶναι das Prädikat bildet: Klein Die griechischen Vasen mit Lieblingsinschriften S. 44 Λέαγρος καλὸς ὁ παῖς. S. 68 Παντοξένα καλὰ Κοριν(θ)ί[α], wie das von Klein gegebene aber nicht erklärte KOPINOI wohl zu lesen ist. S. 81 Γλαύκων καλὸς Λεάγρου. S. 82 Δρόμιππος καλὸς Δρομοκλείδου, Δίφιλος καλὸς Μελανώπου. S. 83 Λίχας καλὸς Σάμιος, Ἀλκιμ[ή]δης καλὸς Αἰσχυλίδου. S. 85 Ἀλκίμαχος καλὸς Ἐπιχάρους.

Ausserhalb der bisher aufgeführten Kategorien liegen CIA. 4², 337ᵃ Κλεισθένης ἐχορήγει Αὐτοκράτους. IGA. 110, 9 (Elis) ἐν τῆπιάροι κ' ἐνέχοιτο τοῖ 'νταῦτ' ἐγρα(μ)μένοι. CIG. 7806 Ἀκαμαντὶς ἐνίκα φυλή.

Unter den aufgeführten Beispielen von ἀνέθηκε und κάθθηκε enthalten dreizehn ausser Subjekt, Verbum und Apposition auch noch einen Dativ, drei (CIA. 4¹, 373 f. IGA. 95. 543) einen substantivischen Akkusativ, 4², 373, 90 beides. Während nun der blosse Akkusativ überall auf die Apposition folgt (vgl. auch CIA. 4², 373, 105 Θηβάδης ἐ[πόησε —]νου παῖς τόδ' ἄγαλμα, sowie die Inschrift des Antenor), findet sich der Dativ nur viermal (IGA. 486. Naukratis II 780. 819. 876) hinter der Apposition, achtmal (Naukratis I 218. II 767. 788. 807. 814. Hermes 26, 123. Kaibel 769. 778) davor; endlich in IGA. 48 folgt auf das Verbum zunächst der Genetiv des Vaternamens, dann der Dativ des Götternamens samt Epitheton und dann erst das zum Subjekt gehörige nominativische Ethnikon. In CIA. 4², 373, 90 sind Akkusativ und Dativ zusammen zwischen Verbum und Apposition eingeschoben. — Diese Voranstellung der zum Verb gehörigen Kasus vor die Apposition ist leicht verständlich; das Verb attrahiert seine Bestimmungen.

Aus diesem Typus erklärt sich die seltsame Wortfolge in CIA. 4², 373, 82, ergänzt von Studnitzka Jahrbuch II 1887 S. 143: Κρίτων Ἀθηναίᾳ ὁ Σκύθου ἀν[έθηκε καὶ ἐ]ποίη[σε] oder [ἐ]ποίει. Der Verfasser der Inschrift hatte zunächst die kon-

ventionelle Wortfolge Κρίτων ἀνέθηκεν Ἀθηναίᾳ ὁ Σκύθου vor Augen und liess hiernach, als er durch die Beifügung von καὶ ἐποιήcε genötigt war, ἀνέθηκε hinter die Apposition zu rücken, doch den Dativ Ἀθηναίᾳ vor der Apposition stehen.

Loewy Inschriften griechischer Bildhauer S. XV glaubt erweisen zu können, dass diese Wortstellung über die ersten Jahrzehnte des vierten Jahrhunderts hinaus nicht üblich gewesen sei (vgl. auch CIA. 2, 1621—1648 und die von Köhler zu No. 1621 verzeichneten Künstlerinschriften). Die paar spätern Beispiele darf man füglich als Archaismen betrachten, zumal zwei derselben (Loewy 277. 297, s. oben S. 431) durch Voranstellung des Genetivs des Vaternamens vor das Verbum von der ursprünglichen Weise abgehen. Ausnahmslose Herrschaft dieser Stellungsgewohnheit kann man auch für frühere Zeit nicht behaupten (Hoffmann Griech. Dialekte I 324), und namentlich weisen die attischen Weihinschriften zahlreiche Gegenbeispiele auf. Aber sehr mächtig und zu gewissen Zeiten und in gewissen Gegenden entschieden vorherrschend war diese Gewohnheit doch, um so berechtigter ist Schulze's Auffassung derselben als eines indogermanischen Erbteils.

Das Altindische liefert augenfällige Parallelen. (Delbrück Syntaktische Forschungen III 51 ff. V 23 f.). Häufig sind in der Brahmanasprache Sätze, die mit *sa* oder *sa ha* "dieser eben" beginnen, darauf gleich das Verbum, meist *uvāca*, folgen lassen, und dann erst die nähere Bezeichnung der vorher mittelst des Pronomens angekündigten Person beifügen z. B. *sá hovāca gárgyaḥ, sá āikṣata prajāpatiḥ.* Ähnlich Çat. Br. 3, 1, 3, 4 *tá u hāitá ūcur devā́ ādityā́ḥ.* Manchmal ist auch das Subjekt stärker belastet; manchmal, unter dem Einfluss der Gewohnheit den Satz mit dem Verbum zu schliessen, die Apposition zwar vom Pronomen getrennt, aber doch dem Verbum vorangeschickt.

Weiterhin findet sich nun auch in denselben indischen Texten auffälliges Setzen des Verbums an zweite Stelle, wenn der Satz mit *íti ha, tád u ha, tád u sma, ápi ha* beginnt. Es handelt sich dabei meist um die Verba *uvāca, āha:* der Name des Sprechers folgt dann erst nach dem Verbum. Also ganz die Weise deutscher Sätze mit Inversion.

Jacob Wackernagel.

Nachträge

zu Abschnitt II S. 346—351 (betr. die Inschriften mit με, ἐμέ).

Zu S. 346. 351: IGA. 351 (lokrisch) [Π]εριφόνα̣ [ἀνέθη]κέ με (oder -κ' ἐμέ?) Ξενάγατος muss wegen des Zustandes der Inschrift ausser Betracht fallen; vgl. Röhl z. d. St.

Zu S. 349: CIA. 4^2, 373, 103 Οὑνπορίωνος Φίλων με ἐποίησεν. — Inschrift von Metapont Collitz 1643 Νικόμαχός μ' ἐπόει. — Vaseninschrift Klein S. 65 No. 48 nach Six Gazette archéol. 1888, 193 Νικοσθένης εμ (Six: μ' ἐ-)ποίησεν.

Zu S. 351: ἐμέ noch zweimal an zweiter Stelle in der alten Vaseninschrift bei Pottier Gazette archéol. 1888, 168: ἐκεράμευσεν ἐμεὶ Οἰκωφέλης und Οἰκωφ(έ)λης ἔμ' ἔγραψεν (geschrieben εγραεφσεν). Vgl. auch ibid. 1888, 180: -πόλον ἐμέ.

Verzeichnis der kritisch behandelten Stellen.

J. W.

Got. *fairguni*.

Ohne auf die bisher gegebnen etymologischen Erklärungen des got. *fairguni* 'Berg' näher einzugehn (sie sind von H. Webster Z. Gutturalfrage i. Got. 54 erwähnt; unerwähnt ist die von Leo Meyer [Got. Spr. 72] vorgeschlagene, aber lautlich unmögliche Zusammenstellung mit aind. *párvata-s* 'Berg' geblieben), will ich eine andere Etymologie befürworten, die zur Voraussetzung hat, dass aisl. *Fjǫrgyn*, *Fjǫrgynn* nichts mit aind. *Parjánya-s*, lit. *Perkúnas* zu thun hat, sondern eine Berggöttin, bez. einen Berggott bezeichnet. Gehn wir also von der Bedeutung 'Berg' aus, so lässt *fairguni* sich an abulg. *prągъ* (urslav. **porgъ*) 'Schwelle' anknüpfen; die Bedeutungen 'Berg' und 'Schwelle' lassen sich ohne Schwierigkeit aus der allgemeineren Bedeutung 'Erhöhung' ableiten. Zu beachten ist, dass russ. *porog* auch die Bedeutung 'Stromschnelle' hat und dass der Name der Stadt Prag wohl mit der bergigen Umgebung zusammenhängt; die Bedeutung 'Berg' schimmert also auch im Slavischen durch.

Leipzig 8. Aug. 1891. O. Wiedemann.

Beiträge zur etymologischen Erläuterung der armenischen Sprache.

Das Suffix *-auλ*.

Das Armenische bildet mit dem Suffix *-auλ* Nomina agentis, z. B. *cnauλ* 'genitor, parens' von *cnanim* 'pario, gigno, nascor', Aor. *cnay*. Seit dem 13. Jahrh. wird regelmässig *cnōλ* geschrieben. Aus *cnōλ* ist wieder die Form *cnoλ* entstanden; vgl. Verf. KZ. XXXII 29—32. Die Form *cnoλ* ist wohl zuerst in vortoniger Stellung entstanden; vgl. z. B. *cnoλakan* 'appartenente al genitore', *cnoλutiun* 'l'esser genitore'.

Dasselbe Suffix ist in *krōλ* 'Träger' von *krem*, *spanoλ* 'Töter' von *spananem* Aor. *spani* u. v. a. enthalten. Wörter auf *-auλ*, *-ōλ*, *-oλ* werden teils von Präsensstämmen, teils von Aoriststämmen gebildet. Als Substantive werden dieselben mit Genetiven verbunden, z. B. *cnauλ ordvoy* 'genitor filii'. Das Suffix hat auch adjektivische partizipiale Anwendung. Als Partizipia können die Wörter auf *-oλ* später mit einem Objekte im Akkus. verbunden werden (Cirbied Gramm. S. 637).

Wenn man *cnauλ* 'genitor' mit dem Aor. 1. Ps. Sg. *cnay*, 3. Ps. Sg. *cnav*, 3. Ps. Pl. *cnan* vergleicht, liegt es nahe, das *a* in beiden Formen als identisch zu betrachten und demnach hier einen Verbalstamm *cna-*, aus **cina-*, anzunehmen.

Wie *cnauλ* zu *cnanim*, Aor. *cnay*, so verhält sich *ankauλ* zu *ankanim*, Aor. *ankay* 'ich falle, werfe mich nieder, liege'; davon *ankoλin* 'Bett'. Ferner *usauλ*, *usoλ* μαθηματικός zu *usanim* μανθάνω, u. s. w.

Dem Stamme *cna-*, aus **cina-*, in *cnauλ* entspricht genau der aind. Stamm *jani-* in *janitár-*; vgl. gr. γενετήρ γενέτωρ, lat. *genitor*. Dem aind. *i*, das aus idg. *ə* entstanden ist, entspricht lautgesetzlich arm. *a*, z. B. arm. *hair* — aind. *pitár-*.

Die Zusammenstellung des arm. *cnauλ* mit dem aind. *janitár-* gibt uns den Schlüssel zur Erklärung des Suffixes *-auλ*. Das Suffix ist eigentlich *-uλ*; *a* gehört zum Verbalstamme. Das Suffix *-uλ* steht mit dem idg. Suffixe *-ter* in Verbindung. In *cnauλ* ist das idg. *t* nach *a* vor dem Hauptton lautgesetzlich geschwunden. Das nach *a* unmittelbar folgende *u* finden wir in andern arm. Formen, die zu dem idg. Suffixe *-ter* gehören, vor *r*: *haur, hōr*, Gen. von *hair* 'Vater'; *aλauri* 'Mühle', vgl. gr. ἀλέτριος. Das *λ* für *r* findet sich auch in *astλ* ἀστήρ.

Das *u* der Form *cnauλ* ist nach meiner Vermutung nicht dem *u* des aind. Genetivs *janitur* gleich zu stellen. Vielmehr führe ich *cnauλ* auf eine Grundform **ĝenətro-s* zurück. Mit den arm. Bildungen auf *-a-uλ* vergleiche ich demnach zunächst gr. ἰητρός 'Arzt', δαιτρός 'Zerleger'. Das *au* von *cnauλ* ist von derselben Art wie das von *haur* πατρός und das von *araur* aus **aratro-m* (vgl. ἄροτρον). Arm. *cnauλ* verhält sich also zu aind. *janitar-*, wie gr. ἰητρός zu ἰητήρ.

cnauλ und andere Nomina, die von Verben auf *-anim* gebildet waren, gaben die hauptsächlichsten Muster für diese Bildung ab. Durch Analogie wurde das Partizipialsuffix *-auλ, -ōλ, -oλ* auf die Verba überhaupt übertragen, so dass man von *sirem siroλ*, von *toλum toλoλ*, von *χōsim χōsoλ* bildete. Von Präsensstämmen auf *-a* wurden Partizipia auf *-auλ* gewöhnlich nicht gebildet, dagegen von Aoriststämmen auf *-aç*, z. B. *aλaçoλ*. Jedoch findet sich z. B. *orsoλ* 'Jäger' neben *orsam* 'jage', und *ors* 'Jagd'; vgl. *ezoλ* 'bubulcus' neben *ezn* 'bos'.

Es scheint möglich, dass das hier behandelte Suffix, als dasselbe durch Analogie zuerst verallgemeinert wurde, noch nicht *-auλ*, sondern *-aur* lautete. Hierfür spricht *aλauri* 'Mühle'. Wenn dem so ist, kann Dissimilation zu dem Übergange von *-aur* in *-auλ* mitgewirkt haben. Vgl. die ksl. Nomina agentis auf *-telь*, z. B. *prijatelь* 'Freund', ahd. *friudil* 'Geliebter'.

Mehrere durch Analogie entstandene arm. Nomina agentis auf *-ōλ, -oλ* verdrängten wahrscheinlich ältere wenig abweichende Bildungen, welche eine Form des Suffixes *-tro* enthielten. So ist z. B. *tuoλ* 'Geber', woven *tuoλutiun*, eine Analogiebildung; vorher gab es wahrscheinlich eine lautlich nicht stark abweichende Bildung, welche aus einer Grundform **dōtró-s* lautgesetzlich entstanden war.

Der Aorist. II medii.

Der arm. Aor. II Med. enthält Wurzel + Suffix *a* + Personalendung. Z. B. *hanem* 'tollo'; Aor. II Akt. *hani*, *haner*, *ehan*, *hanak̒*, *hanēk̒*, *hanin*; Aor. II Med. *hanay*, *hanar*, *hanav*, *hanak̒*, *hanayk̒*, *hanan*. Den Ursprung dieses Aor. Med. habe ich im vorigen bereits angedeutet. Ich habe die Annahme begründet, dass das *a* des Aor. *cnay* 'genui' und 'natus sum' mit dem *a* des Nomen agentis *cnaul* 'genitor' dem Ursprung nach identisch sei. *cna-* aus **cina-* betrachtete ich als einen Verbalstamm, der mit dem aind. *jani-* von *janitár-* identisch und aus ursprachlichem *ĝénə-*, *ĝenā-* entstanden sei. Hieraus erhellt, dass diese Aoristform zuerst, wenigstens zum Teil, von zweisilbigen Verbalstämmen, die auf idg. *ə* = arm. *a*, aind. *i* endeten, gebildet wurde. Durch Analogie wurde dieser Aor. im Arm. dann auch von andern Verbalstämmen gebildet, um zu aktivischen Aoristen entsprechende passivische zu haben; z. B. *hanay*, *hanan* neben dem aktivischen *hani*, *hanin*. Das *a* wurde somit zu einem Merkmal des Passivs. Die Analogie ist hier, wie bei dem neuarm. Passiv (*zenvil* u. s. w. Hübschmann KZ. XXIII 12), der Hauptfaktor, der die sprachliche Neubildung erklärt.

Die von mir gegebene Erklärung des arm. Aor. Med. wird durch mehrere Formen bestätigt. *tanim* Aor. *taray* 'portare, trasferire, trasportare' habe ich in KZ. XXXII 67 f. aus **tarnim* erklärt und zu *tara-* 'trans', aind. *tiras*, *tāraya-* u. s. w. gestellt. Arm. *taray* zeigt einen zweisilbigen Verbalstamm *tara-*, der mit dem Stamm von δαμάccαι, ἐτάλαccα, θάνατος u. a. analog ist. *taray* verhält sich zu *tanim* wesentlich wie δαμάccαι zu δάμναται, κεδάccαι zu κίδναται.

Der einzige Aor. Med., der nicht auf *-ay* endet, ist der Aorist von *elanim* 'werde, entstehe, werde geboren': *elē*, *eler*, *elev*, *eleak̒*, *elēk̒*, *elen*. In meinen Beitr. z. etym. Erl. d. arm. Spr. S. 30 habe ich *elanim* zu βάλλω gestellt, indem ich der Bedeutung wegen ἐκβάλλω 'bringe zur Welt, brüte aus' verglich. Hiernach ist *elanim* aus **gel-* entstanden. Wie ich in *cnan* einen Stamm *cina-* aus **ĝena-* = aind. *jani-* erkannt habe, so muss in *elen* das zweite *e* stammhaft sein. Der Stamm *ele-* aus **gele-* findet sich in gr. ἑκατηβελέτης, βέλεμνον wieder. Der Aorist *čogay* 'ich ging', der mit *ču* 'Aufbruch', aind.

cyavatē 'geht fort' zusammen gehört, setzt vielleicht einen Stamm **qi̯ou̯ā* voraus.

Der mediale Aorist hatte in der Ursprache *-nto* als die Endung der 3. Ps. Pl. Die Personalendung der 3. Ps. Pl. des medialen arm. Aor. ist *-n*, z. B. *cnan*. Dies *-n* kann lautgesetzlich aus dem ursprachlichen *-nto* entstanden sein, wenn die ursprachliche Form den Hauptton auf der ersten Silbe hatte; vgl. Verf. in KZ. XXXII 71. *cnan* kann aus **ĝénənto, *ĝénanto* hervorgegangen sein. Durch lautliche Änderung fiel in der 3. Ps. Pl. die Personalendung des Aor. Medii mit der des Aor. Akt. zusammen. Dies bewirkte, dass in der 2. Ps. Sg., 1. und 2. Ps. Pl. die Personalendung des Aor. Akt. auf den Aor. Med. übertragen wurde. Möglicherweise fand dasselbe in der 1. Ps. Sg. (Akt. *hani*, Med. *hanay*, *cnay*) statt. Sicher darf ich es jedoch hier nicht behaupten, weil ich nicht bestimmen kann, wie die ursprachliche Endung des Aor. Med. in der 1. Ps. Sg. lautete.

Dagegen zeigt die 3. Ps. Sg. des Aor. Med. eine Endung (*-v*), welche dem Aor. Akt. fremd ist; z. B. *cnav*, *eλev*.

Dies *cnav* etwa aus einer Urform **ĝenət-u̯e* zu erklären und in **u̯e* eine Nebenform zu idg. **su̯e* 'sich' (vgl. arm. *veç* 'sechs' neben idg. **su̯eḱs*) zu sehen, finde ich schon darum unstatthaft, weil arm. *k̔* lautgesetzlich einem idg. *tu̯* entspricht. Die ursprachliche Endung war *-to*. Den Pluralformen **ĝenanto* (arm. *cnan*), **gelento* (arm. *eλen*) müssen die Singularformen **ĝenato*, **geleto* entsprochen haben. Dies stellt uns vor die Frage: Kann arm. *cnav* aus **ĝenato*, *eλev* aus **geleto* entstanden sein? Ich finde nichts, was entschieden hiergegen spricht. Nach Hübschmann soll freilich die Ablativendung *-ē* aus *-etos* entstanden sein; allein hiergegen habe ich mich bereits in KZ. XXXII 72 aus einem anderen Grunde ausgesprochen. *hair* aus **patér* kann nicht die Annahme widerlegen, dass *-av* aus *-ato* entstanden sei; denn in *patēr* folgt nach *t* ein *ē*. *haur* aus **patros*, wo *o* auf *tr* folgt, *araur* aus **aratrom*, *cnauλ* aus **ĝenatro-s* sprechen für meine Annahme. Arm. *aλauri* setzt **aλaur* aus **alatro-s* voraus. Eher lässt sich *çork̔* 'vier' gegen mich anführen, wenn dies aus **kior-*, **kĕor-*, **kĕyor-*, **qetores* entstanden ist. Allein die Regeln für den arm. Inlaut und den arm. Auslaut können hier verschieden gewesen sein.

Die Pluralendung *-k̓*.

Ich habe (Arm. Beitr. S. 43 f.) die arm. Pluralendung *-k̓* aus *-sv* erklärt und darin die idg. Endung *-(e)s* (*-es*, *-ōs* u. s. w.) mit einer enklitischen Partikel *-v* = aind. *u* gesehen. Bartholomae (Stud. z. idg. Sprachgesch. II 18 Anm. 4) sagt dagegen: "Für unmöglich halte ich es nicht, dass dieses selbe suffix [wie in arm. *šuk̓*, *buk̓*] — etwa *-tu̯ā* — auch in der endung des nom. pl. steckt. Die flexion *air* — *aṙn* — *ark̓* — *aranç* wäre wörtlich dann so aufzufassen: der mann — des mannes — die mannschaft — der männer".

Ich muss meine Erklärung gegen diese Vermutung B.'s aufrecht halten. 1) Bei der Auffassung B.'s müsste man **orok̓*, **mardok̓*, **sirtik̓*, **zarduk̓* für *ork̓*, *mardk̓*, *sirtk̓*, *zardk̓* erwarten. 2) Bei derselben bleibt *-mk̓* in der 1. Ps. Pl. (z. B. *emk̓* 'wir sind') unerklärt. 3) *mardovk̓* liesse sich dabei nur als Analogiebildung für **mardokor* erklären. Endlich muss ich den deutlichen Parallelismus zwischen der arm. Endung *-k̓* und der idg. *-s* hier wieder hervorheben. Dies alles macht mir die Hypothese B.'s unglaublich.

ōλ, *oλ* aus *anl*, *anr*.

In mehreren arm. Wörtern ist *ōλ*, *oλ* nach meiner Vermutung aus vortonigem *anl*, *anr* entstanden, und in der hier vorausgesetzten Lautverbindung *anr* war wieder ein Dental nach *n* mehrmals ausgedrängt.

1. *šoλ* adjektivisch s. v. a. *šoλaçeal*, *lusap̓ail*, *ǰerm* in der Verbindung *šoλ amp* 'nube infocata, ardente'; sonst substantivisch 'raggio del sole penetrato per la fessura; raggio, luce'. Die am frühesten belegte Genetivform ist *šoλoy*. Davon *šoλam* 'risplendere'. Ich identifiziere *šoλ* mit aind. *ścandrá-s* (nach Vokalen), später *candrá-s* adj. 'schimmernd', subst. 'der Mond'. Zu derselben Wurzel (aind. *ścand-*) gehört arm. *šand* oder *šant* 'ferro rovente, scintilla', siehe KZ. XXXII 57, wo ich die Annahme begründet habe, dass anlautendes idg. *sk* und *skh* im Arm. *š* wurde, wenn der Hauptton in der Ursprache nicht auf der ersten Silbe lag. Ich kann daher die Frage Bartholomaes (St. z. idg. Sprachgesch. II 34): "Beruht arm. *š* überall auf entlehnung?" nicht bejahen.

2. *toλ* Gen. *toλi* ‘serie, fila, riga’; davon *toλem* ‘mettere in ordine’. Ich führe *toλ* auf eine Urform **tantri-* (**tn̥tri-*) oder, wenn die Flexion von *toλ* nicht ihre Voraussetzung in der Urform hat, auf **tantró-* zurück; von *ten-* ‘ausspannen’. Vgl. aind. *tántra-m* ‘fortlaufende Reihe, Grundordnung’, wovon *tantraya-* ‘in einer bestimmten Ordnung folgen lassen, in Zucht und Ordnung halten’. In mehreren aind. Wörtern ist das Suffix *-tra-m* betont. An einer Stelle der Vājas. 15, 2 nimmt man *tandrá-m* ‘Reihe’ an. Wegen des anlautenden *t* von *toλ* vgl. meine Bemerkung in KZ. XXXII 67 f.

3. *hoλm* ‘Wind’. Auch eine Form *hoλmn* Pl. *hoλmunk* wird angeführt. Fr. Müller (Armen. VI Nr. 32) vergleicht gr. ὁρμή. Allein dies genügt nicht der Bedeutung: ὁρμή ‘Andrang’ finde ich nicht von dem Winde angewendet.

hoλm (*hoλmn*) scheint mir auf armen. Boden durch das Suffix *-m* von einem andern Nomen abgeleitet zu sein, wie *koλmn* oder *koλm* ‘Seite’ von *koλ* ‘Rippe, Seite’; *atamn* ‘Zahn’ vgl. ὀδούς. Das Stammwort des arm. *hoλm* entspricht nach meiner Vermutung wesentlich dem aind. *anilá-s*. Das *hoλ-* von *hoλm* ist aus *anl⊥* entstanden. Das *h* ist, wie sonst sehr oft, vorgeschoben; vgl. meine Bemerkung unten zu *hanem*.

4. *moλēz* Gen. *moλezi* ‘Eidechse’. Das Wort hat mehrere spätere Nebenformen; so ist z. B. *moλoz* durch Vokalassimilation aus *moλēz* entstanden. Trotz der Ähnlichkeit des tschetschenz. *melqu* ‘Eidechse’ (ud. *milgonę̄* Verf. KZ. XXXII 86) möchte ich in *moλēz* ein echt armen. Wort sehen. Mit nhd. *molch*, mhd. *mol*, *molle*, ahd. *mol* hat dasselbe gewiss nichts zu thun; germ. *ol* entspricht nicht dem arm. *oλ*. Dagegen vermute ich ein verwandtes Wort im aind. *maṇḍū́ka-s* ‘Frosch’, das in der Zigeunersprache Norwegens erhalten ist (Verf. in KB. I 151). *maṇḍū́ka-s* ist wohl aus **mandrū́ka-s* entstanden; vgl. aind. *aṇḍá-* ‘Ei, Hode’ neben ksl. *ję̨dro* ‘Hode’. Hiernach führe ich das *moλ-* von *moλēz* auf eine Grundform *mandr⊥* zurück. Wenn arm. *iž* ‘Viper’ aus dem Eran. entlehnt ist (Bartholomae Stud. II 34), kann das zweite Glied von *moλ-ēz* Gen. *moλ-ezi* (wenn dies ein Kompositum ist) vielleicht mit gr. ἔχις verwandt sein.

5. *λōλem* Aor. *λōλeçi* ‘ich verberge’, *λōλim* ‘ich verberge mich’; kommt bereits in der alten Bibelübersetzung oft vor. Ich vergleiche gr. λάθρα und führe *λōλe-* *λauλe-* auf eine Urform

*$l̥nthré$- oder *$l̥ndhré$- zurück. *λōλem* ist durch Assimilation aus **lōλem* entstanden; vgl. *λōλak* 'animal aquatico' = *lōλak*.

6. *ōλ* 'anulus, circulus'. Vielleicht aus **anl-* und mit lat. *anulus* wesentlich identisch. Mit lat. *anus*, *anulus* habe ich (KZ. XXXII 3) arm. *anur* zusammengestellt.

Nach *λōλem*, *ōλ* vermute ich, dass das *oλ* von *šoλ*, *toλ*, *hoλm*, *moλēz* zunächst aus *ōλ* entstanden ist. Die Änderung von *ōλ* zu *oλ* trat wahrscheinlich zuerst in vortoniger Stellung ein. In den genannten Wörtern ist *ōλ*, *auλ* wieder aus *anl⊥* entstanden. Die letztere Änderung hat in *aucanem* 'salbe' Aor. *auci* neben aind. *añj-*, lat. *unguo*, in *auj* 'Schlange' neben lit. *angìs*, lat. *anguis* und in *giut* 'Gewinn' neben aind. *vindá-* 'gewinnend' nahe Analogie. Das *c* von *aucanem* und das *j* von *auj* sind aus dem Einfluss des *u* zu erklären; vgl. Verf. Etr. u. Arm. I 80 und 162 f. Auch in *aucanem*, *auj*, *giut* scheint mir das *u* in vortoniger Stellung entstanden zu sein.

Der Schwund des idg. velaren *g* im arm. Anlaute.

Durch viele (14) Belege habe ich bewiesen, dass das anlautende idg. velare *g*, das vor einem schwach betonten Vokale stand, in arm. mehrsilbigen Wortformen geschwunden ist (Beitr. z. et. Erl. d. arm. Spr. S. 25—32; KZ. XXXII 32 f.). Ich gebe hier neue Belege.

15. *erd* (Gen. *erdoy*) 'casa, fuoco, famiglia; fenestra (terrazzo fatto) sul tetto delle casa'; davon *erdakiç* 'vicino di casa; che abita nella medesima casa'. *erd* identifiziere ich mit aind. *gr̥há-* M., später nur im Pl. M., sonst N. 'Haus, Wohnstatt, M. Pl. die Familie'. Avest. *geredha-* hat eine abweichende Bedeutung 'Höhle'. Arm. *er* wechselt mit *ar* (vgl. *erag* — *arag*, *eragaz* — *aragaz*, *eλtiur* — *aλtiur* u. m. a.) und kann somit ein idg. *r̥* vertreten. Nach den mehrsilbigen Formen *erdoy* u. s. w. hat man ein einsilbiges *erd* (für **gerd*) gebildet.

16. *ostnum* und *ostčim*, Aor. *osteçay* 'saltare, dare un salto; scoccarsi, lanciarsi'; *ẹnd-ost* 'che salta, che scuote'. Aus idg. *gost⊥*, zu anord. *kast*, N. 'Wurf', das jetzt in Norwegen auch 'schnelle Bewegung, Luftsprung' bedeutet, anord. *kasta* 'werfen', nnorw. *kasta seg* 'einen Luftsprung thun'; vgl. lat. *gestire* 'sich munter regen'. Dass diese Wörter im Idg. velares *g* hatten, beweist gr. βαστάζω.

17. Zu derselben Wurzel in der Bedeutung 'werfen' und daraus 'weben' stelle ich *ostain* 'textura, tela'. Vgl. anord. *verpa* 'werfen' vom Gewebe (*er orpinn vefr ýta þǫrmum*); nhd. *werft* 'stamen', neunorw. *varp* dasselbe. Wegen des Suffixes vgl. z. B. *orovain*.

18. *aragil* 'Reiher, Storch'. Den bei de Lagarde Stud. § 225 genannten Deutungen kann ich nicht beistimmen. *aragil* entspricht wohl dem ahd. *chragil* 'garrulus', wozu *chragilōn* 'schwatzen'. Vgl. *kregeln* 'gracillare, est sonus gallinarum' Voc. 1482. Vgl. über das arm. Suffix *-il* meine Bemerkung in KZ. XXXII 78. Mit *chragil* vergleichen R. Hildebrand (Deutsch. Wtb. V 1956) und Fick (BB. XVII 320 f.) lat. *grăculus*, wofür Fick eine Grundform **graqló-* (*graqélo-*) annimmt. Wegen des Anlauts von *aragil* vgl. *araut* neben gr. γράω, aind. *gras-*. In *aragil* ist *g* aus vortonigem *k* entstanden.

19. *oski* 'Gold' haben Jensen (Z. f. Assyr. I 255 Anm.) und Schrader (Sprachvgl. u. Urgesch. ² 247) mit sumer. *gushkin*, *gushgin* 'Gold' verglichen. Dies Wort soll in verhältnismässig späten Texten vorkommen und etymologisch 'das biegsame Metall' bedeuten. Wenn diese Vergleichung, welche durch das analoge Verhältnis bei andern arm. Metallnamen gestützt wird, richtig ist, muss *oski* ein altes Lehnwort und aus **goski* entstanden sein.

Schwund des idg. palatalen *ĝ* im armen. Anlaut.

Mit *ĝ* bezeichne ich nach Brugmann ein palatales *g* der Ursprache, statt dessen Fick jetzt *z* ansetzt. Wie das anlautende idg. velare *q*, das vor einem schwach betonten Vokale stand, im Arm. mehrfach geschwunden ist, so sprechen einige Beispiele dafür, dass das anlautende idg. *ĝ*, wenn es vom haupttonigen Vokale entfernt war, im Arm. hat schwinden können.

1. Für 'Schwiegersohn' finden wir aind. *jāmātar-*, avest. *zāmātar-*, gr. γαμβρός, lat. *gener*, alb. *δεndεr*, lit. *żéntas*, ksl. *zętь*. Diese Wörter stimmen sämtlich in betreff des Anlauts überein. Sie sind auch, wie es scheint, unter einander verwandt, jedoch nicht alle identisch. Arm. *aner* bedeutet 'der Vater der Frau', 'der Mann der Tochter', 'der Bruder der Frau' (Hübschmann bei Delbrück Verwandtschaftsnamen S. 140).

Als 'Schwiegersohn' stimmt *aner* also mit den oben genannten Wörtern anderer idg. Sprachen inbetreff der Bedeutung überein. Ich vermute daher, dass *aner* vorn ein idg. *ĝ* verloren hat; jedoch wage ich nicht die Grundform des Wortes sicher zu bestimmen (**ĝanətēr* mit wechselnder Betonung?).

Dass *aner* ein uraltes und echt idg. Wort ist, wird durch *nēr* oder *ner* 'σύννυμφος' bestätigt. Denn dies Wort, das dieselbe Endung wie *aner* zeigt, gehört mit ksl. *jętry*, aind. *yā́tar-* u. s. w. zusammen (Verf. Arm. Beitr. S. 37).

2. *gavak* 'Hinterteil, Hinterbacken'. Ich werde unten die Vermutung begründen, dass dies aus **ganak* entstanden und mit aind. *jaghána-* oder *jaghaná-*, gr. κοχώνη verwandt sei. Die Urform des arm. Wortes hatte wahrscheinlich den Hauptton auf der 3. oder 4. Silbe. Im Anlaut ist nach meiner Vermutung nicht nur *g* aus idg. *ĝh*, sondern auch ein Vokal geschwunden. Vgl. *prcanem* von *aprust*, *č̣ēr* aus *oč̣-ēr* u. ähnl.

Idg. *zd* im Armenischen.

In KZ. XXXII S. 1 habe ich hervorgehoben, dass arm. *azazem* 'arefacio' deutlich mit gr. ἄζω zusammengehört. Ebenso gehört arm. *muz* 'spremuto, succo spremuto', *mzem* 'spremere' zu gr. μυζάω (XXXII 19). Allein nach čech. apoln. *ozd* 'Malzdarre' haben Osthoff und Kern angenommen, dass ἄζω aus **azdō* entstanden sei. Nun wird idg. *zd* in arm. *ost* 'Zweig' und *nist* 'Sitz' durch *st* vertreten. Daher habe ich gefragt: "Ward idg. *zd* nur unmittelbar nach dem hauptonigen Vokale zu *st*, dagegen vor dem hauptonigen Vokale zu *z*?" Diese Frage wage ich jetzt zu bejahen.

Arm. *ozor* bedeutet *dalar ost oloreal* (eine grüne Gerte) 'tortiglione'; davon *ozora-cec ar̃nel* 'flagellare coi vincigli ritorti insieme, con vermene sottili e pieghevoli'. *ozor* ist nach meiner Vermutung von *ost* durch das gewöhnliche Suffix (*-o-r*) abgeleitet; vgl. *olor*, *molor* u. a. *ost* vertritt ein idg. **ózdo-s*. In *ozor* ist dagegen ein hauptoniges Suffix angetreten, und in diesem Worte vertritt *oz-* ein vortoniges idg. *ozd*⸗. Ich vermute, dass der Hauptton in *ozor* nicht erst im Armen. auf dem Suffixe ruhte, sondern dass das Suffix *-ró* hier bereits in der Urform den Hauptton trug.

t̕ aus idg. *t*.

In KZ. XXXII 79 f. habe ich die Vermutung geäussert, dass ursprachliches *t* nach einem langen, mit geschleifter Betonung ausgesprochenen Vokale im Arm. zu *t̕* geworden sei: Suffix *-ut̕* aus *-ōt-*, z. B. in *ancanaut̕* 'ungekannt' neben gr. Akk. ἀγνῶτα; Suffix *-oit̕*, z. B. in *erevoit̕* 'Erscheinung', aus *-eũti-s*, vgl. gr. πνεῦσις u. ähnl.

Dies wird durch *aut̕*, *ōt̕* (Gen. *ōti*) 'il pernottare, alloggiamento; la sera' bestätigt. Fr. Müller (Armen. VI Nr. 68) erklärt dies gewiss mit Recht als eine Ableitung von der Wurzel *au̯-*, die auch in *aganim*, Aor. *agay* 'alloggiare, pernottare' erscheint. Ich führe *aut̕* auf eine Grundform **aũti-s* zurück. Vgl. wegen der Betonung nicht nur gr. Formen wie πνεῦσις, sondern auch lit. wie *aũtas*, *piũtis*. Dagegen setzt arm. *aud* (Gen. *audi*) 'Schuh' eine Urform **autís* voraus (Verf. in KZ. XXXII 29).

Arm. *x* aus *sk*.

Es ist nachgewiesen worden, dass arm. *x* mehrfach ein idg. *kh* vertritt. Da das anlautende *x* oft mit *h* wechselt, habe ich (KZ. XXXII 41 f.) vermutet, dass das anlautende *x*, wie *h*, auch ein idg. *s* vertreten könne. Hier werde ich den Nachweis versuchen, dass das anlautende idg. *sk* regelmässig durch arm. *x* vertreten wird.

1. *xeṙ* 'protervo, contumace; ritroso, restío; con occhio bieco; torto'; Subst. 'rancore, odio, corruccio'. Die Bedeutung 'perversus' muss als die sinnlichere, die ursprünglichere sein. Ich identifiziere *xeṙ* mit lit. *skeȓsas* 'quer, schielend'. Mit diesem lit. Worte vergleicht Fick Wtb.[4] I 386 preuss. *kirsa* 'über', ksl. *črěsŭ* 'durch hin', lat. *cerro* 'Querkopf'.

Arm. *xeṙ* = lit. *skeȓsas* und *oṙ* = gr. ὄῤῥος, ahd. *ars* beweisen, dass idg. *rs* im Arm. durch *ṙ* vertreten wird, wenigstens wo der Hauptton in der Ursprache unmittelbar vor *rs* lag. Auch in *moṙanam* Aor. *moṙaçay* — aind. *mṛ́ṣyate* vertritt also *ṙ* das idg. *rs*. Mit Unrecht nimmt Meillet (Mémoires de la soc. de ling. VII 165) an, dass arm. *r* der lautgesetzliche Vertreter des idg. *rs* sei und dass *moṙanam* sein *ṙ* dem Einfluss des folgenden *n* verdanke.

2. *xoys tal* 'scansare, schivare; farsi indietro; declinare;

andarsene; fuggire'; *xusem* dasselbe. Aus einer Grundform **skéuk̂o-*. Zu nhd. *scheu*, mhd. *schiech*, ahd. **scioh*; ags. *scéoh* 'furchtsam'; mhd. *schiuhen* 'scheuen, meiden, verscheuchen'.

3. *xarak* 'scoglio, rupe', wohl von derselben Wurzel wie german. *skarja-* N., anord. *sker* 'Klippe, besonders im Meere'.

4. *xaut̕*, *xōt̕* 'infermo, malato'; *xōt̕anam* 'ammalarsi'; (*r. y-olok̕oç*) 'patire (di podagra), dolere (le gambe)'; 'soffrire; attristarsi, dolere'. Ich vergleiche lit. *skaudùs* 'schmerzhaft': *skaudė́ti* 'schmerzen'; *skaũdamas* 'mit Schmerzen behaftet, krank'. '*Skaudama koja*, ein kranker Fuss' (Ness.). Auf das Verhältnis des arm. *t̕* zum lit. *d* gehe ich hier nicht ein.

5. *xṙiv* 'legne minute e secchi, sarmenti secchi'; gr. σκάρῖφος 'trockner Zweig, Reis' neben κάρφος. Vgl. wegen des *ṙ* *kṙunk* 'Kranich' neben corn. *garan*. Der Bedeutung wegen nenne ich *xṙuanam* 'disseccarsi, come frasche aride'; mit κάρφος ist καρφαλέος 'trocken, dürre' verwandt.

6. *xop̕* 'vomero; palo, chiodo di ferro'. In KZ. XXXII 73 habe ich nachgewiesen, dass λ regelmässig vor *p̕* schwindet. Daher vergleiche ich *xop̕* aus **xoλp̕* mit gr. σκόλοψ 'Spitzpfahl'.

7. *xat̕arem* 'guastare, distruggere' gehört vielleicht zu got. *skaþjan* 'schaden', gr. ἀσκηθής 'unversehrt'. Arm. *t̕* scheint hier ein idg. *th* zu vertreten.

8. *xaxut* 'instabile, mal fermo'; *xaxutk̕* 'demigrazione'; *xaxtem* 'crollare, scuotere; muovere, far emigrare'. Zu anord. *skaka* 'schütteln'; ags. *scacan* 'moveri cum impetu'; air. *scāich*, *scāig* 'praeteriit', *cumscugud* 'commutatio', *cumscaigthe* 'motus'.

9. *xalam* 'cranio staccato dagli animali morti'. Vielleicht zu neuengl. *skull* 'Schädel', mengl. *sculle, scolle*, womit Skeat schott. *skull, skoll* 'a bowl to hold liquor' vergleicht. Jedoch kann *xalam* mit arm. *xelk̕* 'cervello; capo del ponte; il capo del fiume; poppa della nave' verwandt sein.

9. *xaram* 'scoria' steht wohl zu gr. σκωρία, σκώρ im Ablautsverhältnisse. Vgl. wegen des Suffixes z. B. *ant̕aṙam* und *ant̕aršam* 'unverwelklich'.

10. *xeλ* 'storpiato; perverso, pravo' gehört nach meiner Vermutung vielleicht wie *šeλ* 'obliquo, torto; sguancio'

(Verf. KZ. XXXII 57) zu lat. *scelus* 'Vergehen', gr. σκολιός 'krumm, verkehrt', σκέλος 'Schenkel'. Ich vermute, dass das anlautende idg. *sk*, wo der Hauptton in der Ursprache auf der ersten Silbe lag, zu arm. *x* wurde; dagegen zu *š*, wo die erste Silbe schwach betont war. Diese Regel wurde später durch Analogiebildung verdunkelt; der erste Vokal z. B. von *xalam* und *xaram*, *xarak* scheint in einer schwach betonten Silbe entstanden zu sein. Jedoch ist es möglich, dass *xeλ* vielmehr zu χωλός im Ablautsverhältnisse steht.

11. *xaragul* 'attaco (sorta di cavallette)' vgl. σκορόβυλος· κάνθαρος Hesych., σκαραβαῖος, κάραβος. Die Endung *-ul* setzt wohl eine Grundform *-*ullo-s* voraus, im Gegensatz zu *-uλ* aus *-*ulos* in *ẹnǰuλ* 'giovenco' von *erinǰ* 'giovenca'. Das *g* von *xaragul* ist vielleicht so zu erklären wie das anlautende *g* von *gay* 'kommt' neben gr. βίβατι und von *gog* 'sage' neben gr. βοάω (Verf. in KZ. XXXII 33 f.).

Es finden sich auch sonst sprachliche Verbindungen zwischen 'Heuschrecke' und 'Käfer'. βροῦχος ist eine ungeflügelte Heuschreckenart; allein in einem mnd. Vokab. bei Diefenbach wird *brucus* durch 'wilde kever vel meigkever' erklärt. Ahd. *wibel* übersetzt sowohl lat. *attacus* als lat. *scarabeus*.

12. *xorx* 'spoglie di serpente, pelle di porco, guscio, scorza'. Vgl. ksl. *skora* 'Haut, Rinde', poln. *skorka* 'Häutchen, die Schale vom Obst, Brotkruste'. Das zweite *x* von *xorx* ist vielleicht dem ersten assimiliert.

13. *xeλd*. Siehe unten bei *j*.

14. *herjanem*. Siehe unten bei *j*.

Arm. *j* d. h. *dz*.

Hübschmann (Grundz. S. 79) nimmt mit Recht an, dass idg. *ĝh* im Arm. durch *j* "im Anlaut und nach *n*, *r*", dagegen nach Vokalen durch *z* vertreten werde. Unter *dizel* bemerkt freilich de Lagarde (Arm. St.): "ist Lehnwort, da *gh* armenisches *ʒ* [d. h. *j*, *dz*] fordert". Allein **dijel* wäre sprachwidrig.

In unzusammengesetzten echt arm. Wörtern findet sich im Inlaut und Auslaut *j* nicht nach Vokalen. Hierbei gilt *au*, woraus *ō*, nicht als Vokal; es findet sich *auj*. Diese Regel, welche für *j* gilt, ist der von mir (KZ. XXXII 31 f. und 37 f.) für *b* und *d* angenommenen Regel analog.

Auch nach λ kann arm. *j* ein idg. *ĝh* vertreten: *geλj*

'glans, glandula, tonsilla' vgl. ksl. *žlěza* 'glandula' (Verf. KZ. XXXII 5 f.); *ataλj* 'materia da fabbricare' vgl. anord. *telgja* 'zuschneiden, zuhauen Holz oder Stein' (Verf. KZ. XXXII 27).

Allein *j* hat in nicht wenigen Wortformen einen verschiedenen Ursprung. In KZ. XXXII 46 f. habe ich nachgewiesen, dass *c* (d. h. *ts*) unter gewissen Bedingungen aus arm. *t* entstanden ist. Hiernach muss man erwarten, dass arm. *d* unter gewissen Bedingungen zu *j* (d. h. *dz*) werden könne. Dies ist meines Erachtens in den folgenden Wörtern auch wirklich der Fall.

1. *jorj* 'mantello, veste' (Gen. *-oy*) ist gewiss aus **dorj* entstanden und steht im Ablautsverhältnisse zu *handerj* 'Kleid, Zurüstung'; *jorj* spricht dafür, dass *handerj* nicht aus dem Persischen entlehnt ist. In *jorj* entsprang das erste *j* wahrscheinlich durch Assimilation.

2. In *jer* 'euer', Dat. *jez* 'euch', Abl. *i jēnǰ*, Instr. *jevk̇* hat man das *j* aus dem idg. *y*, das in aind. *yūyam* u. s. w. vorliegt, entstehen lassen. Allein ich habe nachgewiesen, dass dies nicht richtig sein kann, weil das anlautende idg. *y* im Arm. entweder als *y* bleibt, oder auch schwindet: *yaud* 'legame' = avest. *yaoiti-*; *yam* 'tardanza' zu aind. *yam-*; *nēr* 'σύννυμφος' zu ksl. *jętry*, lat. *janitrices* (KZ. XXXII 22; Arm. Beitr. S. 37). Da der Nominativ zu *jer duk̇* lautet, glaube ich vielmehr, dass *jer* aus **der* entstanden und dass *d* hier vor *e* zu *dz* geworden ist. Man wird vielleicht einwenden, dass *d* in *handerj, dēz, dir* u. s. w. bleibt. Allein hierauf antworte ich, dass das *d* in *handerj, dēz, dir* aus idg. *dh* entstanden ist, dagegen in *duk̇*, **der* aus idg. *t*. Hiermit kann die verschiedene Behandlung in Verbindung stehen. Wenn wir vom Anlaute absehen, sind *jer, jez, jevk̇* u. s. w. nach *mer, mez, mevk̇* gebildet. Idg. *t*, das nach *n, r, au* vor dem haupttonigen Vokale stand, ist im Arm. zu *d* geworden. Das *d* von *du, duk̇*, **der* (woraus *jer*) ist daher wahrscheinlich in derselben Lautstellung entstanden.

3. *heλjanem* (Aor. 3. Sg. *eheλj*) und *heλjuçanem* 'strangolare', *heλjanim* und *heλjnum, heλjum* 'esser strangolato'. Da das anlautende *h* sonst mit *x* wechselt, scheint es mir sicher zu sein, dass dieser Wortstamm mit *xeλd* (Gen. Pl. *xeλdiç*) 'lo strangolare; laccio, nodo, capestro, corda', *xeλdem* 'strango-

lare' zusammengehöre und dass *heλdz-* unter irgend einer Bedingung aus *xeλd-* entstanden sei. Vielleicht darf man *xeλd* auf eine Grundform **skr̥t-is* zurückführen, von einer Wurzel **skert-*, worin man eine Nebenform zu aind. *cr̥táti* 'bindet' vermuten kann. Dies sei jedoch nur als eine unsichere Hypothese erwähnt.

4. Mit *heλjanem* ist *herjanem* Aor. *herji* 'fendere, rompere, dividere, risecare' völlig gleichartig. Selten findet sich *herj* 'fesso, fessura'. Ich vergleiche lit. *skérdžiu* 'berste, springe auf, bekomme Ritze', worin Brugmann (Idg. Forsch. I 176) einen Stamm *sqerdh-* findet und womit er das gleichbedeutende ahd. *scrintu* verbindet. Arm. *herj-* ist nach meiner Vermutung aus **xerj-*, *xerd-* entstanden.

5. Der hier behandelte Lautübergang gibt uns vielleicht über ein wichtiges Wort genügenden Aufschluss. *anjn* 'persona, anima, ipse, corpus' (vgl. *anjneay* 'corpulentus, permagnus').

Die Vergleichung des aind. *ātman-* legt freilich die von Diefenbach (Vgl. Wtb. der got. Spr. I 47) geäusserte Vermutung nahe, dass *anjn* zu *an-* 'atmen' gehöre. Allein dabei gelangt man nicht so leicht zu einer wahrscheinlichen Grundform von *anjn*.

Das auslautende *n* in *anjn* ist wohl wie *n* in vielen andern Wörtern ein speziell armenischer Zusatz, der in *naxanj* 'invidia' (von *nax* 'primum, prius' und **anj* s. v. a. *anjn*, vgl. Petermann Gloss.), Gen. *naxanju*, fehlt.

Ich vermute, dass **anj-* aus **and-*, idg. *sn̥t-́* entstanden ist, und führe somit arm. *anjn* auf das Pzp. des idg. *es-* 'sein' zurück; vgl. gr. οὐσία 'Wesen'. Nach der Auffassung Diefenbachs wäre *anjn* aus ursprachlichem **ant-* 'Atem' entstanden.

Unter welchen Bedingungen ist nun *dz* aus *d* hervorgegangen? Dieser Übergang ist mit dem von mir in KZ. XXXII 46 f. nachgewiesenen Übergange von *t* zu *ts* ganz analog. Man vergleiche *heλjanem*, *heλjanim* aus *xeld-*, *herjanem* aus **xerd-*, idg. **skerdh-* mit *hecanim* aus **het-*, idg. **sed-*; *xacanem* aus **xat-*, aind. *khād-*; *anicanem* aus **anit-*, idg. **âneid-*.

Vor *i* wurde *t* lautgesetzlich zu *ts*: *xavarci* von *xavart*; *xaicim* neben *xait*. Ebenso nehme ich an, dass *heλji* lautgesetzlich aus **heλdi*, **xeλdi* entstanden ist. Aus *jer* neben

duk folgere ich, dass das inlautende *d* auch vor *e* lautgesetzlich in *dz* überging: **xeλder*, **heλder* wurde zu *heλjer*. Allein durch Analogiebildungen ist das lautgesetzliche Verhältnis zwischen *d* und *j*, wie das zwischen *t* und *c*, verdunkelt worden.

Abweichend ist arm. *mēǰ* 'medius' aus idg. **médhyo-s*, *urǰu* 'Stiefkind', wo das erste *u* wohl durch Vokalassimilation zu erklären ist, aus **ordyu*, von *ordi* 'Sohn', entstanden. Dies aus *dy* entstandene *ǰ* scheint mir älter als das vor *i*, *e* aus *d* entstandene *j*, d. h. *dz*. Vgl. das Verhältnis zwischen *(dž)*, *ž* und *dz*, *z* im Slavischen; siehe Brugmann Grundr. I S. 339, 341. — Endlich kann *j* seinem Ursprung nach = *d* + *z* sein.

1. In *sinj*, *sosinj* 'glutine, pece' habe ich (KZ. XXXII 86) ein Lehnwort aus einer nicht idg. Sprache vermutet, dessen *j* aus *d* + *z* entstanden sein sollte; vgl. awar. *ṣino* 'Leim', *ṣedéze* 'leimen'.

2. *yorjan* 'piena, fiumara; rapido corso delle acque; bollore' scheint mir aus **yord-hosan* entstanden zu sein. Vgl. *yord* 'abbondante, copioso, pieno': *yordahos* 'che scorre rapido', *yordahosk* 'piena'; *hosank* 'corso delle acque'. Aus **yord-hosan* entstand zunächst **yordosan*, **yordsan*. Dann wurde *s* durch den Einfluss von *d* tönend: *yordzan (yorjan)*.

Auch sonst wird ein unbetontes *o* zuweilen, wie im Vulg.-Arm., ausgelassen: *čēr* aus *oč ēr*; *gguem* wird in dem Wtb. d. Akad. so erklärt: 'ulnis amplector . . . . *i gogn* . . . *paipayel*' und ist daher wohl von *gog* 'sinus, gremium' abgeleitet.

Das anlautende idg. *sr* im Armen.

Wie das anlautende idg. *sr* im Arm. behandelt wurde, ist bisher nicht ermittelt. Es erhellt aus den folgenden Belegen.

1. *aṙoganem* oder *oṙoganem* 'rigo, fundo, derivo', auch *aṙogem* (Aor. *-geçi*) oder *oṙogem* und *aṙogaçuçanem*. Das Wort wird oft von dem Blute angewendet, z. B. *ariunn aṙoganer zerkirn* Agathang. "das Blut benetzte die Erde". Petermann vergleicht lat. *rigare*. Nach meiner Vermutung ist dagegen *aṙoganem* aus einer Urform **srou̯ánō (-nnō)* entstanden. Ich vergleiche zunächst lit. *srāvinu* 'mache bluten'; vgl. noch aind. *srāváya(ti)* u. s. w. Der anlautende arm. Vokal ist vorgeschlagen wie in *arag*, *orcam* u. s. w.

2. Zu derselben Wurzel (und nicht, wie Fr. Müller Armen. VI Nr. 9 meint, zu der aind. Wurzel *arṣ-*) gehört gewiss *aṙu* 'rivus, canalis'. Allein es lässt sich kaum sicher bestimmen, aus welcher Urform dies entstanden ist; denn es sind mehrere Möglichkeiten vorhanden, z. B. konnte sowohl **sru̯ó-s*, **sru̯ā́* als **srutí-s* zu *aṙu* werden. Dies steht zu *aṙoganem* im Ablautverhältnisse, wie *č̣u* 'Aufbruch' zu *č̣ogay* 'ich ging'[1].

3. *aṙat* 'abbondante, copioso, liberale, buono, ottimo'. Nach meiner Vermutung aus einer Grundform **sruad-*, zu gr. ῥυάς — άδος 'flüssig'. Der Bedeutung wegen erinnere ich an ῥύδην 'fliessend, reichlich'[2]. *aṙat* kann lautgesetzlich für **aṙuat* stehen. Dasselbe Suffix findet sich in *p̣arat* 'zerstreut', das ich (Arm. Beitr. S. 20) mit gr. σποράδ- zusammengestellt habe.

Das idg. *tr* im Armen.

Der idg. Lautverbindung *tr*, welche im Inlaute vor dem Hauptton stand, entspricht im Arm., wie ich mit Hübschmann annehme, *r*; das *t* ist zu konsonantischem *i* oder *u* geworden oder ist geschwunden[3]. Einen guten Beleg hierfür giebt *bir* 'mazza, clava, bastone grosso' (wovon u. a. *bravor* 'che ha bastone in mano') = gr. φιτρός 'Baumstamm, Block, Klotz'. Über φιτρός vgl. Brugmann Grundr. II 114 Fussnote 1, Thurneysen KZ. XXXI 84.

Arm. *rk* durch Umstellung entstanden.

1. *oλork* 'liscio, piano; pulito, lisciato; sdrucciolo, scorrevole'. Jüngere Schreibungen sind *uλork* und *λork*. Durch Vokalassimilation aus **oλirk*; vgl. *oroš* neben *oriš* 'separato'. Andere Beispiele der Vokalassimilation in meinen Arm. Beitr. S. 38. *oλork* aus **oλirk* setzt eine Grundform **oligró-s* = gr. ὀλιβρός voraus, aus **ligró-s*, Nebenform zu **sligró-s*, nach Fick = ags. *sliper*, noch bei Shakespeare *slipper*.

1) Über span. *arroyo* 'Bach', asp. *arrogio*, portug. *arroio*, lat. *arrugia* 'Stollen', friaul. *roje roe* 'canale d'acqua corrente' u. s. w., vgl. G. Meyer Etym. Wtb. d. alb. Spr. S. 335 unter *peṙua*.

2) Franz. *effusion de coeur* zeigt denselben Bedeutungsübergang wie nach meiner Vermutung das gleichbedeutende arm. *aṙatutiun srti*.

3) Die von mir in Beitr. z. et. Erl. d. arm. Spr. S. 28 versuchte Deutung von *ordi* ist hiernach irrig.

2. *pirk* 'stretto'; davon *prkem* 'legare stretto, appiccare, condensare'. Statt **pirk* (vgl. Verf. Arm. Beitr. S. 34) aus einer Grundform **sphigró-s* zu gr. σφίγγω 'schnüre, presse, binde fest'. Vgl. *parar* aus idg. **sphəró-s* (Verf. KZ. XXXII 23 f.).

v aus *n*.

Mit Hübschmann nehme ich im Gegensatz zu Bartholomae (Stud. II 37 Anm.) an, dass ein im idg. Inlaut stehendes *m* im Arm. durch *v*, *u* vertreten sein kann. Ein, wie mir scheint, sicheres Beispiel ist *anun* Gen. *anuan* 'Name', vgl. akymr. *enw*, air. *ainm*, u. s. w. In BB. XVII 132 sagt Bartholomae, dass "wir .. des akymr. *enw* wegen doch eine Grundform °*nwen* annehmen müssen". Allein, dass das *w* von *enw* vielmehr aus *m* entstanden ist, lehrt Zeuss-Ebel Gr. Celt. 115. Auch andere Beispiele dieses Überganges, welche Hübschmann angeführt hat, sind, wie ich glaube, richtig, so z. B. *aur* Gen. *avur* 'Tag' neben gr. ἦμαρ. Vgl. meine Bemerkungen in KZ. XXXII 13—15, wo ich u. a. *hivand* 'schwach, krank' aus **pēm̥ntó-s* gedeutet habe.

Das inlautende idg. *m* ist in andern arm. Wortformen durch *m* vertreten. Ich vermute, was ich nicht streng beweisen kann, dass idg. *m*, wenn der nächst vorhergehende Vokal den Hauptton trug, im Arm. ungeändert blieb, dass dagegen das idg. *m*, welches nach einem schwachbetonten Vokale folgte, im Arm. zu *v*, *u* wurde.

Hiermit vergleiche man den oben unter *au* behandelten Lautübergang. Wir haben also im Arm.

v, u aus *m*
auc aus *ang*
auj aus *angh* } vor dem Hauptone.
auλ aus *anr*
iut aus *ind*

Im folgenden werde ich die Vermutung begründen, dass *av* ganz analog aus *an* entstanden sein kann.

1. *ktav* 'Lein', Lehnwort aus pers. *katân*, vgl. de Lagarde Stud. § 1193. Das *v* von *ktav* scheint mir in vortoniger Stellung aus *n* entstanden zu sein, vgl. Gen. *ktavoy* oder *-u*, *ktavat* 'seme di lino' u. s. w.

2. *aṙavir* 'indarno, in vano' wohl von der Präpos. *aṙ* und *anir* 'senza effetto, vano, inutile' (von *an-* und *ir*).

3. *avart* 'fine, termine, capo, colmo' aus **anart* zu gr. ἄνω (aus *ἄνϝω), ἀνύω, ἁνύω "bringe zum Ziele, vollende", aind. *sanóti* 'er gewinnt, erlangt'. Wegen des Suffixes vgl. z. B. *parart* von *parar*.

4. *gavak* Gen. *-aç* 'groppa, le natiche, chiappe' aus **ganak* zu aind. *jaghána-* oder *jaghaná-* m. und n. 'Hinterbacke, Hinterteil', gr. κοχώνη 'die Stelle zwischen den Schenkeln bis hinten an den After'. Das erste *a* von *gavak* ist wohl wie in *anurǰ* (Bartholomae Bezz. Beitr. XVII 103) aufzufassen.

5. *aver* 'rovinato, distrutto', *averem* 'rovinare, distruggere' vielleicht für **aner*, mit gr. ἐναίρω 'erlege, töte', vgl. πόλις ἐναίρεται 'die Stadt wird zu Grunde gerichtet', verwandt.

6. *avar* 'bottino, preda, spoglio'; davon *avarem* 'saccheggiare, predare, spogliare'. Das Wort erinnert an pehlewi *āpār* 'Raub', auch an osset. *abreg*, awar. *abúrik̦* 'Räuber' (Hübschm. Osset. Spr. S. 119), steht aber vielleicht für **anar* und gehört dann wohl mit gr. ἔναρα 'spolia, Kriegsbeute' zusammen. Gr. ἔναρα hat Curtius (Verbum) mit aind. *sánara-* 'Gewinn, Beute' (RV. I 96, 8) zusammengestellt, indem er ἐναίρω für verwandt ansieht. Das Verhältnis von *aver* zu ἐναίρω und von *avar* zu ἔναρα setzt einen alten Betonungswechsel voraus. Dadurch erklärt sich das arm. *a* dem gr. ε gegenüber.

p̔ und *p* aus *b*, idg. *bh*.

Im Arm. wechselt *b* oft mit *p̔*. Dies ist sowohl im Anlaut, als im Inlaut, sowohl bei Lehnwörtern als bei echt arm. Wörtern der Fall. In mehreren Lehnwörtern ist das *p̔* sicher aus *b* entstanden. Ich gebe im folgenden einige Beispiele dieses Wechsels.

ap̔arp̔i neben *abarbi* aus εὐφόρβιον (de Lagarde Stud. § 2). *p̔aƚ-* entspricht dem Sinne nach dem gr. συν-, dem lat. *con-*; z. B. *p̔aƚanun* 'univoco, sinonimo', *p̔aƚaṙim* 'esser compitato', *p̔aƚaṙut̔iun* 'sillaba', *p̔aƚem* 'unire'. Daneben *baƚ-*, z. B. *baƚanunut̔iun* 'sinonimia', *baƚajain* 'consonante', *baƚem* 'congiungere, unire'. *p̔ndeṙn* neben *bndeṙn*, *bndiṙn* 'scarafaggio'; *xaṙnap̔ndor* neben *xaṙnabe̥ndor* 'confusus'.

Ferner wechselt das anlautende *p̔* oft mit *p*, und in die-

sem Falle ist mehrfach nachgewiesen worden, dass *ṗ* das ursprünglichere ist: *ṗor* und *por* 'Schwan'. *palpaḷak* 'pietra transparente' neben *ṗaḷpaḷim* 'risplendere vivamente', welche ich (Arm. Beitr. S. 34) zu aind. *sphuráti* gestellt habe.

In dem Lehnworte *ṗaraḱ, ṗarag, parag, barak* 'baracco, bracco, cane da caccia' ist arm. *ṗ, p* aus ital. *b* entstanden.

Hiernach muss man erwarten, dass idg. *bh* in dem Anlaute echt armenischer Wörter nicht nur zu *b*, sondern auch zu *ṗ* und *p* werden kann. Dies finde ich durch die folgenden Beispiele bestätigt.

1. *ṗaxčim* Aor. *ṗaxeay* 'fugio', *ṗaxuçanem* 'fugo', *ṗaxust* 'fuga' zu lit. *bĕgu* 'laufe', *bėga-s* 'Flucht', ksl. *běžą* 'fliehe', *běgъ* 'Flucht'. In demselben Ablautsverhältnisse steht arm. *ṫaḱčim* 'ich verberge mich' zu gr. πτήccω. Wegen des arm. *x* neben dem lit. *g* vgl. arm. *ṗaxarakem* 'spotte, tadele' neben gr. ψογερός 'tadelsüchtig, *xaxut* neben anord. *skaka*.

Awar. *bać̣áx̣ize* 'verjage', *báçize* 'jagen, antreiben' (Uslar-Schiefner) klingt wohl nur zufällig an das arm. Wort an. Das awar. Wort hat beweglichen Anlaut, daneben findet sich *raçize*.

2. *ṗunǰ* 'mazzo, mazzetto di fiori, radice, stelo, gambo, fusto, fiocco, frangia'. Z. B. *evṫn hask elanēin i mium ṗenǰi* Genes. 41, 22 (in uno culmo). *ṗunǰ* für **bunyo-* zu arm. *bun* 'tronco d'albero, fusto, gambo, stelo'; vgl. npers. *bun*, avest. *buna-*, air. *bun* (Verf. KZ. XXXII 5).

3. *paiṫem* (Aor. *-ṫeçi*), *paiṫuçanem* 'dirompere', *paiṫim* 'crepare, fendersi' vielleicht zu aind. *bhedá-* 'das Zerbrechen', *bhid- bhinátti bhédati* 'spalten', Kaus. (in der späteren Sprache) *bhēdaya-* 'spalten, brechen, zerschlagen'. Ist arm. *ai* hier, obgleich idg. **bheid-* zu der *e- o*-Reihe gehört, wie in *ait* neben gr. οἶδος aufzufassen? Wegen des *ṫ* von *paiṫem* vgl. *ṗoiṫ* neben gr. σπουδή. Oder kann *aiṫ* aus **axt⊥* entstanden sein und *paiṫem* mit *paxumn* 'dirompimento' verwandt sein?

4. *ṗait* (Gen. *ṗaiti*) 'Holz, Baum' gehört wahrscheinlich zu derselben Wurzel wie arm. *paiṫem*, aind. *bhēdati*. Im Lat. wird *findere* gewöhnlich von dem Spalten des Holzes angewendet. Lautlich verhält sich *ṗait* zu *paiṫem* wie *ṗeṙekem* zu *peṙeḱem*.

5. *ṗeṙekem* Aor. *-eçi* 'squarciare, fendere; aprire'; wird auch *peṙeḱem* geschrieben. *paṙaktem* 'rompere, dividere,

separare'; *erkpaṙak* 'separato uno dall' altro'. Vielleicht zu got. *brikan* brechen u. s. w. (Aind. *sphūrj-* und was dazu gehört liegt dem Sinne nach ferner, dasselbe gilt vom lat. *spargo.*)

6. *palar* 'pustula, bolla, vescichetta, ornamento a guisa di bolla' vielleicht zu idg. *bhlā-*; vgl. lat. *flare*, ahd. *blātara* (aus *blē-*) 'Blatter', anord. *blădra*, wozu Bartholomae (Stud. z. idg. Sprachgesch. II 152) avest. *barenti . . . ayąn* V. 8, 4 'an einem windigen Tage' stellt. Die Grundform von *palar* wage ich nicht zu bestimmen.

7. *p̒rp̒ur* 'Schaum' vgl. gr. πορφύρω 'ich bin in unruhiger Bewegung, walle auf' vom Meere? Oder zu lat. *spuo?*

Der genannte Wechsel ist zum teil gewiss seinem Ursprung nach dialektisch. Altarm. *b* wird ja jetzt dialektisch als *p* und *ph*, und umgekehrt *p* als *b* ausgesprochen. Allein da wir im Schrift-Arm. z. B. *p̒unǰ* neben *bun* finden, scheint es möglich, dass eine Verschiebung der ursprachlichen Betonung den genannten Wechsel in einigen Fällen hervorgebracht hat. Das Verhältnis von *p̒eṙekem* zu *peṙekem* ist wohl wie das Verhältnis von χιτών zu κιθών zu erklären. Da das *p̒* von *arp̒n* 'Licht', *erp̒n* 'Farbe' nach *r* aus *v* entstanden ist (Verf. KZ. XXXII 65 und 73), mag das *p̒* von *p̒eṙekem* vielleicht durch das folgende *ṙ* bedingt sein.

p̒ aus *ps.*

1. *tarap̒* (Gen. *-oy*) 'nimbus'. Zu aind. *drapsá-s* 'Tropfen'. Arm. *p̒* ist hier aus idg. *ps* entstanden wie z. B. in *ep̒em* 'koche', gr. ἕψω; vgl. Verf. Arm. Beitr. S. 21. Wegen des ersten *a* von *tarap̒* vgl. *arac* neben gr. τράστις, *aragil* neben ahd. *chragil.* Der Anlaut ist in *eraz* 'Traum' aus *dr̥dh-* und *eres* 'Gesicht' aus *dr̥k̂-* (Verf. KZ. XXXII 39) anders behandelt worden.

2. In meinen Beitr. z. et. Erl. d. arm. Spr. S. 21 habe ich Beispiele davon angeführt, dass ein anlautendes arm. *p̒* einem gr. ψ entsprechen kann. Zwei andere Beispiele will ich hier geben. Das Fremdwort ψόλος findet sich einmal im Arm. *p̒ulos* geschrieben. Vgl. *p̒iurid*, *p̒iurit* aus σπυρίς (σφυρίς), Akk. σπυρίδα. Über *l* in Lehnwörtern = gr. λ siehe Verf. KZ. XXXII 40 f.

3. *p̒ux, p̒uxr* ʻfragilis, friabilis, mollisʼ; davon *pxrem* ʻtorreo, conteroʼ. Zu gr. ψῶχος ʻalles Kleingeriebeneʼ, ψώχω ʻzerreibe, zermalmeʼ.

erku.

In meinen Beitr. z. etym. Erl. d. arm. Spr. S. 41 f. habe ich *erku* ʻzweiʼ als durch den Einfluss von *erek̒* ʻdreiʼ aus einer älteren Form **ku* entstanden erklärt. **ku* soll nach meiner Deutung aus **tvu* = idg. **du̯ō* entstanden sein. Mit dem vorausgesetzten **ku* habe ich *kuλ* ʻraddoppiamentoʼ und *krkin* ʻdoppeltʼ, vgl. *mekin* ʻeinfachʼ, *erek̒kin, čorek̒kin* u. s. w., verbunden. Nach diesem *krkin (*kirkin)* ist, wie ich (Etrusk. u. Arm. I 121) vermutet habe, für *erkir* ʻsecondoʼ ein älteres **kir* aus *du̯it(e)ro-s* voraussetzen. Ein verwandter Lautübergang erscheint im arm. *k̒* aus idg. *tu̯*.

Meine Erklärung von *erku* wird von Brugmann (Grundriss II S. 469) als ʻsehr gewagtʼ bezeichnet, und Andere haben *erku* als nicht indogermanisch erklärt.

Dass *erku* ein idgerm. *du̯ō* voraussetzt, lässt sich, wie ich vermute, auch von einer andern Seite aus wahrscheinlich machen. Neben *erku* ʻzweiʼ finden sich *erkotasan* ʻzwölfʼ, *erkok̒ean* ʻalle beideʼ. Das Verhältnis zwischem dem *u* von *erku* und dem *o* von *erko-* lässt sich kaum aus der speziell arm. Lautlehre erklären[1]. Dasselbe erklärt sich dagegen aus dem Verhältnis des idg. **du̯ō* zu **du̯ŏ*; vgl. gr. δύω, δώδεκα und daneben δύο, δυόδεκα.

kuλ ʻraddoppiamentoʼ enthält wohl nicht die Form **du̯ō*, sondern ist aus **kovλ, *du̯ŏplo-s* entstanden. Vgl. lat. *duplus* und arm. *kun* ʻSchlafʼ aus **kovn, *su̯opno-s*.

čork̒.

Hübschmann setzt für *čork̒* ʻvierʼ eine Grundform **qetu̯ores* voraus, die lautgesetzlich zu *čor-* geworden sein soll. Allein *tu̯* wird, wie Bartholomae hervorhebt, im Arm. zu *k̒* und fällt nicht aus. Nach Bartholomae (Stud. z. idg. Sprachgesch. II 33) entstand aus einer Urform **qetu̯or-* zunächst **k̒ek̒or-*. Er

1) Während die Wörter auf *-i* (z. B. *bari*) als erstes Kompositionsglied eine Form auf *-e* (z. B. *bare-*) aus *-*ea* annehmen, lautet z. B. *aλu* als erstes Kompositionsglied *aλua-*, *aru* lautet *arua-*.

nimmt alternativ an, dass hieraus *čkor-, čor- entstand, indem die Einsilbigkeit des daneben stehenden kaṙ die Ausstossung des *e* bewirkte. Allein es kommt mir sehr wenig wahrscheinlich vor, dass man *k'ekor- durch Analogie in *čkor- abgeändert habe, da *čkor- so schwer aussprechbar war, dass es wieder geändert werden musste. Die andere Vermutung B.s čor- stelle eine Konfusionsbildung von *čekor- und kaṙ dar, ist meiner Meinung nach allzu kompliziert.

Ich gehe von einer Grundform **qetŏres* aus. Vgl. dor. τέτορες und aind. *catvā́ras, catúras.* Ich nehme mit Hübschmann an, dass urarmen. *-etó* vor der Schlusssilbe im Arm. zu *-ĕyo-, -ēo-, -io-* wurde. Also **qetór-, *k'ĕyor-, *k'ēor-. *k'ior-*; aus **k'ior-* entstand wieder, wie ich vermute, **k'yor-, *čyor-, čor-.* In *čork* dürfte also das *č* wie sonst (Bartholomae Stud. II 20 f.) aus *k'y* entstanden sein.

hanem.

hanem, Aor. 3 Ps. Sg. *ehan* 'tollo, eveho, aufero, produco' setzt nach meiner Vermutung eine Urform **anō* voraus. Diese verhält sich zu gr. ἀνά wesentlich wie ἄντομαι zu ἄντα. Ähnlich ist aind. *tárati* 'setzt über (ein Gewässer)' mit *tiras* 'trans' verwandt. Überhaupt wurden in der voridg. Ursprache die pronominalen Stämme, von welchen die Präpositionen gebildet worden sind, auch ohne irgend welchen Zusatz verbal aufgefasst.

In vielen arm. Wörtern ist das *h* prosthetisch; siehe Verf. KZ. XXXII 13—16. Man sagt im Arm. *hanel z-ogi* 'spirare, esalar lo spirito', *y-ogvoç hanel* 'sospirare'. Dies lässt vermuten, dass aind. *ániti* 'atmet', got. *uz-ana* 'exspiro' u. s. w. mit arm. *hanem* zusammengehören und dass 'atmen' bei denselben für eine spezielle Anwendung der Bedeutung 'aufziehen, erheben' zu erklären ist.

hund.

hund Gen. *hndoy* bedeutet 'Samen'. In der Bedeutung 'Hülsenfrucht' (legume) ist es wohl dasselbe Wort und von *und* Gen. *ęndoy* 'legume, civaja' nicht verschieden[1]). *hund*

1) Fr. Müller (Armen. VI Nr. 48) stellt, wie ich glaube, mit Unrecht *und* mit gr. ἄνθος, aind. *andhas* zusammen.

'Samen' enthält wohl dasselbe Suffix wie *cnund* 'generazione, origine, stirpe, figlio', *serund* 'procreazione, prole, stirpe', *snund* 'il nodrire, nodritura'. *hund* kann lautgesetzlich aus **hiund* entstanden sein. Ich führe dasselbe auf eine Grundform **sēyontó-* zurück und leite es vom westidg. **sēi̯ō* 'ich säe' ab.

y i š e m.

yišem (Aor. *yišeçi*) 'ricordarsi'. Von der Präpos. *i* — *uš* 'memoria'. Vgl. Verbindungen wie *y-uš arkanel* und *y-uš aṙnel* s. v. a. *yišeçuçanel* 'ricordare', *y-uš liçi, y-uš eλev*. Also *yišem* für *ye̥šem*, **y-uš-em*.

v e h.

veh (Gen. *vehi*) 'maggiore, piu grande, superiore, eccellente, sommo, sublime, supernale, altissimo' wird von de Lagarde (Stud. § 2120) mit aind. *vasu-*, avest. *vaŋhu-*, npers. *bih* zusammengestellt. Allein in echt arm. Wörtern wird ein intervokalisches idg. *s* nicht durch *h* vertreten. Nach Petermann (Gramm. ² S. 17) ist *veh* aus *ver* entstanden; allein *r* kann so nicht *h* werden. Da *veh* jedoch lautgesetzlich aus **verh* entstanden sein kann, hat Petermann gewiss insofern Recht, als *veh* mit *i ver* 'hinauf, oben, über' verwandt ist. Das inlautende *h, rh* kann, was de Lagarde zuerst gesehen hat, aus *rtr* entstanden sein; vgl. *mah, marh* 'Tod' aus **martr*, idg. **mr̥tro-m* = got. *maurþr*. Ich vermute daher für *veh* eine Urform **upértro-s* aus idg. **upertero-s*, wie *ver* aus idg. *uper-* entstanden ist.

Das duale und komparative Suffix *-tero* erscheint in den idg. Sprachen vielfach ohne das *e*; so z. B. in aind. *antra-m*, gr. ἀλλότριος, lat. *intro*, ksl. *ję̨tro* (Brugmann Grundr. II S. 177). Wenn meine Deutung von *veh* richtig ist, wird durch dieselbe die Zusammenstellung von *i ver* mit aind. *varṣman-* widerlegt.

Christiania, Anfang September 1891.

Sophus Bugge.

Der irische Imperativ auf *-the*.

Die II. Sg. des Imperativs auf *-the (-de)* führt die Gramm. Celt.[2] 443 als 'forma emphatica' auf. Da sie aber von der kürzeren Form in der Bedeutung nicht abweicht, erscheint sie in Windischs Grammatik § 255 einfach als deren Doppelgänger; im Paradigma steht *berthe* neben *beir*, *carthe* neben *car*, *lécthe* neben *léic*. Speziell von diesen Verben ist aber der Imperativ auf *-the* nicht belegt. Er findet sich im Altirischen fast nur bei Verben, die immer oder vorzugsweise deponential flektieren; d. h. die Formen sind II. Sg. Imperat. Dep.

Eine besondere Form für den deponentialen Imperativ hatte schon Stokes (K. Beitr. VII 2) ansetzen wollen, gestützt auf Beispiele wie *ni aigther* 'fürchte nicht'; doch haben Ebel (Gr. C. 1090 ad 442) und Windisch (§ 337) in solchen Formen adhortative Konjunktive erkannt, wie bei mehreren schon die vorgesetzte Negation *ni* anzeigt, welche nicht mit den zweiten Personen des Imperativs verbunden wird. Der alte Imperativ von *-agur* lautet vielmehr *aigde* LL. 278[a], 33[1]).

Die Hauptfundgrube für die Formen auf *-the* sind die Denominativa mit *-aig- -ig-*, bei denen ja die deponentiale Flexion bei weitem vorherrscht. Die Gramm. Celt.[2] 443 u. 1090 zitiert: *nut-asigthe* 'calcia te', *dianaigthe* 'celera', *ruccaigthe* 'condemna', *ollaigthe* 'ampli[fi]ca', *slánaigthe* 'osanna'; dazu kommen *foilsigthe* 'revela' Ml. 56[c], 2, *fochridigthe* 'accingere' 27[c], 5, *trebrigthe* 'perpetua' 88[d], 10.

Auch bei andern Verben stellt sich *-the (-de)* zu deponentialen Formen; so *cuirthe* 'jecta' Ml. 56[c], 5, *frecuirthe ceill* 'recole' B. Cr. 33[b], 2 zu *neich arind-chuiriur* C. Paul. 1, *neich frit-curethar cheill* Ml. 41[d], 16 etc.; *cluinte* 'exaudi' Ml. 136[a], 10 zu *ro-chluinethar*; *follaide* 'rege' Ml. 46[b], 18 zu *follaither-su* 'regis' Ml. 82[d], 5; *nos-comalnithe* 'erfülle sie' Wb. 30[a], 1 zu *forsnahí comalnatar* Wb. 20[d], 1 etc.; *nachamdermainte* 'vergiss mich nicht' Ml. 32[d], 5 zu *con-dermanammar-ni* Ml. 21[c], 3 etc.; *aditchide-siu*, 'detestare' Ml. 103[a], 7[b] zu *ad-eitchethar* Ml. 50[d], 9 etc.; *atlaigthe bude* 'sage Dank' Fiaccs H. 49 zu *atluchedar buidi* Ml. 128[c], 3 etc. Nur zu *indnite*

1) Ebendort, letzte Zeile, steht das neugebildete aktivische *aig-siu*.

'warte' Wb. 10ª, 21 sind bis jetzt bloss aktive Formen, neben der III. Sg. *indnadad* Wb. 11ᵈ, 14 die I. Sg. Ind. *inneuth* (gl. operio) M. S. L. 5, 161; Rev. Celt. V 470 belegt. Doch vermag dieses eine Beispiel den ursprünglich deponentialen Charakter der Endung nicht in Frage zu stellen.

Im Mittelirischen ist neben *cluinte* die häufigste Form dieser Gattung *finta findtae* 'erkunde' von dem Stamme *finna-*, der im Altirischen gleichfalls deponential flektiert. und der die Bedeutungen 'erkunden, kennen lernen' und 'kennen, wissen' in sich vereinigt. Die erstere hält Zimmer (Z. f. deutsch. Alterth. XXXV 148¹) für die jüngere: die in Irland einfallenden Vikinger sollen den Eingeborenen *finn þu* 'mache ausfindig!' zugerufen haben; diese hätten es als ihr *finta* 'wisse' aufgefasst und nun diesen Imperativ in veränderter Bedeutung verwendet (!!). Unrichtig ist seine Angabe, schon im Altirischen trete der Stamm vorwiegend imperativisch auf. Vielmehr bieten die alten Glossen nur einen Beleg für den Imperativ neben sieben für andere Modi. Gewisse Tempora und Modi der Wurzel *vid-* können eben nur von diesem Stamme gebildet werden. Da das Präs. Ind. 'ich weiss' durch die singuläre Bildung *ro-fetar* vertreten wird, kommt die Sprache in Verlegenheit, wenn sie das Imperf. Ind. und den Imperat., die gewöhnlich auf dem Präsensstamm beruhn, bilden soll; hier tritt der Stamm *finna-* vikarierend ein; vgl. Imperf. Ind. *is éside rod-finnad* 'der wusste es' Sg. 209ᵇ, 25; III. Sg. Imperat. *in-línn ro-fitir a-peccad, finnad a-ccúrsagad* 'wer ihre Sünde kennt, soll [auch] ihr Ausschelten kennen (kennen lernen)' Wb. 29ª, 17, Glosse zu: Peccantes coram omnibus argue. Im Indikativ des Passivs kann das Präteritum *ro-fess* auch als Präsens 'man weiss' dienen (vgl. Ml. 51ᵇ, 7). Häufiger wird jedoch für das Präsens Passivi der Stamm *finna-* beigezogen; vgl. *ni-taibre grad for-nech causa a-pectha l. a-chaingníma; ar biit alaili and, ro-finnatar a-pecthe r(e)síu docói grád forru; alaili, is iarum ro-finnatar* 'gib niemand einen kirchlichen Grad mit Rücksicht auf seine Sünde oder auf sein gutes Benehmen; denn es giebt solche, deren Sünden man kennt (kennen lernt), bevor sie den Grad erhalten, andere, bei denen man sie [erst] später kennen lernt' Wb. 29ª, 28; *inchaingnimai aili, is iar-céin ro-finnatar* 'die andern guten Handlungen lernt man lange nachher kennen' Wb. 29ª, 30;

am. nadn-airigther 7 nad-fintar an-du-gnither hi-suidi 'wie man nicht bemerkt und nicht erkennt (weiss), was in ihr (in der Nacht) geschieht' Ml. 30[a], 3. In den Mailänder Glossen wird auch das deponentiale Präs. Ind. verwendet, das sich dann von *ro-fetar* in der Bedeutung nicht wesentlich unterscheidet: *fis timnae n-dœ 7 a-forcaill, is ar-sainemli adrimther to-neuch rud-finnadar* 'die Kenntnis der Gebote Gottes und seines Zeugnisses wird dem als Auszeichnung angerechnet, der sie kennt' Ml. 46[c], 24; *am. nad-finnatar sidi cia loc sainriud dia-regtais* 'wie diese (die Tiere) nicht wissen, an welchen Ort sie gerade gelangen sollten' Ml. 99[c], 10. Die inchoative Bedeutung 'erfahren, erkunden' dürfte bei dem nasalierten Stamme die ältere sein.

Die deponentiale Endung der II. Sg. Imperat. *-the (-de)* ist offenbar nicht wesentlich verschieden von *-ther (-der)* in der II. Sg. Präs. Ind., Präs. Konj. und Fut. Dep.; nur ist letztere um das sich ausbreitende *-r* vermehrt[1]). Wir sehen also, dass schon vor dem Antritt des *-r* die deponentiale Flexion sich von der aktiven unterschied, dass folglich das irische Deponens nicht als eine unmotiviert und spät hervorsprossende Nebenform der aktiven Flexion gefasst werden kann, wie Zimmer (KZ. XXX 224 ff.) thut. Von dieser Ansicht hätte ihn schon die Thatsache zurückhalten sollen, dass mehrere der irischen Deponentia zu den Verben gehören, für welche mediale Flexion seit ältester Zeit charakteristisch ist; vgl. *-moiniur manyatē -miniscor, -gainedar jāyatē nascor, -sechethar sacatē* ἕπομαι *sequor*, vielleicht *-tluchur loquor*. Das irische *r*-Deponens ist also ebenso der direkte Fortsetzer des alten Mediums wie das lateinische.

Dass sich das deponentiale *-the* mit ind. *-thās* (vgl. Stokes K. Beitr. VII 6) und griech. -θης (Wackernagel KZ. XXX 307) deckt, ist kaum zu bezweifeln; auslautendes *-ēs* scheint also ir. *-e* zu ergeben (vgl. Brugmann Grundr. II S. 572). Wie sich dazu die Endung des Imperfekts verhält, die nach Massgabe des Neuirischen nicht nur im Konjunktiv, sondern auch im Indikativ als *-tha* scheint angesetzt werden zu müssen, vermag ich nicht zu bestimmen. Sie kann aus *-the* durch

1) Vgl. Windisch Abhandl. d. k. sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl. X 496 f., der aber den deponentialen Charakter der Imperativendung nicht erkannt zu haben scheint.

Antritt irgend eines Elementes umgestaltet sein: die Bildung dieses Tempus ist ja überhaupt noch nicht aufgeklärt.

Von der Endung *-the -ther* weichen im Deponens ab — ausser dem Perfektum, das seine eigenen Wege geht — die II. Sg. des *s*-Konjunktivs und Futurums *con-feser na-imroimser* etc. Gr. C. 468. 1094 und des *s*-Präteritums: *con-ruthochaisgesser* Ml. 43[c], 9; *ar-ru-cestaigser* 2[d], 3; *ro-foirbthichser* 43[d], 17; 50[b], 13; *ro-lethnaigser* 50[a], 14; *ro-suthchaigser* 81[b], 9; *ro-taitnigser* 105[c], 7; *ro-sudigser* 121[a], 12, denen der Dental fehlt. Die Endung der letztgenannten lässt Zimmer (KZ. XXX 257) nach Analogie der II. Sg. des aktiven *s*-Präteritums *-ais -is* gebildet sein; das ist natürlich unmöglich, weil dann die Formen auf *-air -ir* ausgehn müssten. Denn *-air* wird nicht zu *-er*, wie *-air -ir* in der III. Sg. Präs. Pass. und Perf. Dep. zeigen. Windisch (a. a. O. 496) nimmt an, die alte Endung des Aktivs **-sis* (aus **-ses*) sei vermittelst *-r* medialisiert worden, wie im Latein *-imus* zu *-imur*. Bedenkt man jedoch, dass beide *s*-Bildungen gewisse Formen ohne thematischen Vokal besitzen (so die III. Sg. Akt., einige starke Verba die imperativische II. Sg. Akt.), so liegt es gewiss näher, die Endung *-sse-r* auf unthematisches *-s-thēs* (+*r*) zurückzuführen mit *ss* aus *sth* — vgl. gr. ἐδαμάσθης ind. *janiṣṭhās* —, zumal nach Wackernagel (KZ. XXX 313) *-thēs* ursprünglich der unthematischen Konjugation eignete. Gegen diese Erklärung spricht kaum die III. Sg. Dep. mit scheinbar erhaltenem *t*: *con-festar ru-fiastar ro-suidigestar*. Denn die Durchführung des *t (th)* der III. Sg. durch fast das ganze Deponens wird im Gefolge jener Neuerungen stehen, durch welche die Sprache sekundär das Deponens vom Passivum zu unterscheiden trachtete (s. KZ. XXXI 63); so steht dem deponentialen Konj. *-festar* der passive *-fessar* gegenüber. Freilich verwischte sich der Unterschied allmählich wieder, indem das *t (th)* auch in das Passiv eindrang; so schon air. Pass. *-mestar* neben *-messar* (KZ. XXXI 73) u. ähnl. Die Veranlassung war, dass die schwachen Verba von Alters her im Präsens das *t (th)* auch im Passivum aufwiesen.

So hat also die Endung der II. Sg. urspr. *-thēs* im Irischen das ganze Medium mit Ausnahme des Perfektums erobert.

Freiburg i. Br. Rudolf Thurneysen.

Die Urheimat der Indogermanen.

Von zwei verschiedenen Seiten aus hat man sich bemüht, die Urheimat der Indogermanen zu bestimmen, und bei der Wichtigkeit, die die Feststellung des ursprünglichen Wohnsitzes dieses Volkes in vielen Beziehungen hat, kann man es nur mit Freude begrüssen, dass man von verschiedenen Gebieten aus in diese Frage einzudringen versucht hat. Der Streit zwischen Anthropologie und Sprachwissenschaft wogt hin und her, aber in keinem dieser beiden Gebiete ist man schon zu einem endgültigen Ergebnis gekommen. Die anthropologische Forschung sucht die Rassenmerkmale der Indogermanen festzustellen und danach die Örtlichkeit zu bestimmen, an dem diese Rassenmerkmale sich mit Notwendigkeit entwickeln mussten. Dies hat vor allem Karl Penka in seinen anregenden und interessanten Schriften 'Origines Ariacae' und 'Die Herkunft der Arier' und neuerdings wieder in einem Artikel im Ausland 1891 Nr. 7 ff. S. 132 ff. 'Die Entstehung der arischen Rasse' gethan, und es lässt sich nicht leugnen, dass seine Ansichten sehr viel bestechendes haben, und nachdem einmal das Ungewohnte derselben zum Gewohnten geworden ist, manchen Anhänger gewinnen werden.

Die Sprachwissenschaft dagegen erschliesst die indogermanische Ursprache und sucht nach den in derselben vorhandenen Worten für Tiere und Pflanzen eine Örtlichkeit ausfindig zu machen, die all die Tiere und Pflanzen, die die Urzeit kannte, in sich birgt. Ob sie mit diesem Mittel wirklich eine bestimmte Örtlichkeit ausfindig machen kann, ist nicht von vornherein sicher, jedenfalls vermag sie — und das möchte ich hier vor allem betonen — nur bis zu einer Zeit unmittelbar vor der Trennung der einzelnen Völker vorzudringen, und das ist eine Epoche, die vielleicht gar nicht soweit zurück liegt, die in andern Gegenden der Erde sogar durch das Licht der Geschichte erhellt wird. Die Zeit aber, in die die Anthropologie die Entstehung der Rasse versetzen muss, liegt unendlich viel weiter zurück, nach Penka erzeugte die europäische Eiszeit die eigentümlichen Rassenmerkmale der 'arischen' Rasse. Und

welche unendliche Zeitkluft zwischen dieser und der linguistisch zu erschliessenden indogermanischen Urzeit liegt, ist ja jedem bekannt, der sich nur einigermassen über diese Fragen orientiert hat. In dieser Zwischenzeit können die 'Arier', wie sie Penka nennt, sehr wohl weit gewandert sein, können neue Wohnsitze gewonnen haben, ohne die Rassenmerkmale zu verlieren. Penka selbst nimmt ja eine Einwanderung der 'Arier' nach Skandinavien aus Mitteleuropa, dann ein erneutes Vordringen derselben in den Kontinent an. Über diese ganze Zeit kann die Sprachwissenschaft nichts erforschen, und Penkas Ansichten könnten sogar mit der Ansicht vereinigt werden, dass der letzte Wohnsitz der ungetrennten Indogermanen irgendwo in Asien war.

Wenn demnach die Ziele und Resultate der beiden Wissenschaften nicht identisch zu sein brauchen, ja im Grunde es nicht einmal sein können, so ist es bei der Schwierigkeit, beide Gebiete kompetent zu beurteilen, zunächst für jeden das beste, auf dem eigenen Gebiet zu bleiben und zu sehen, was mit den eigenen Mitteln zu erreichen ist. Wenn die beiden Wissenschaften zu verschiedenen Resultaten kommen, so können sie trotzdem beide gleich richtig sein, und wenn sie zu den selben kommen, so brauchen diese deshalb nicht identisch zu sein.

Und noch eine Vorbemerkung. Dass die dolichokephalen grossen, blondhaarigen, blauäugigen, hellfarbigen 'Arier' Penkas eine distinkte Rasse waren, mögen ihm die Anthropologen einräumen, für die Annahme, dass das indogermanische Urvolk noch eine völlig einheitliche Rasse war, fehlen uns jegliche Beweise. Die Sprachwissenschaft hat nur das Recht, von einem Volk zu reden, denn das wird durch die erschlossene Ursprache notwendig vorausgesetzt; dass dies Volk einen einheitlichen Rassencharakter trug, können wir nicht erweisen, hat uns auch zunächst wenig zu kümmern.

Vom sprachwissenschaftlichen Gebiete aus sind nun neuerdings von verschiedenen Seiten neue Argumente und bestimmt formulierte Ansichten für unsere Frage vorgebracht. Im folgenden will ich den Wert dieser neuesten Hypothesen besprechen und soweit als möglich meine eigene Ansicht begründen.

Im Jahre 1883, in der ersten Auflage seiner 'Sprachvergleichung und Urgeschichte', hatte O. Schrader noch keine bestimmte Entscheidung über unsre Frage getroffen, wenngleich

er zum Schluss seines Buches sagt, dass die Ansicht, die Heimat sei eher west- als ostwärts zu suchen, ihm die den Thatsachen weitaus entsprechendere scheine. In der neuen Ausgabe vom vorigen Jahre (1890) dagegen glaubt er Europa, und zwar die südrussische Steppe an der Wolga, mit Wahrscheinlichkeit für den Ursitz in Anspruch nehmen zu dürfen.

Ganz andrer Ansicht ist Joh. Schmidt. In einem im vorigen Jahre auf dem Orientalistenkongress in Stockholm gehaltenen Vortrage, der jetzt unter dem Titel 'Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem', bedeutend erweitert, im Druck erschienen ist (Berlin 1890), will er den ersten sichern Punkt für die asiatische Heimat gefunden haben [1]. Sein Beweismaterial ist in Kürze folgendes.

Das ursprüngliche idg. Zahlensystem war dekadisch. In den europäischen Sprachen wird dies indessen von einem Zwölfersystem gekreuzt, das sich vor allem klar im Germanischen zeigt. Erstens sind hier die Zahlen 11 und 12 abweichend von 13 u. s. w. benannt, sie sind mit *-lif* zusammengesetzt, got. *ainlif*, *twalif*, während 13, 14 Dvandvakomposita, 3+10, 4+10 sind. Dann werden die Zehner bis 60 gleichmässig mit *tigjus* gebildet, got. *fimf tigjus*, *saihs tigjus*, von 70 an tritt eine eigentümliche Bildung mit *tēhund* ein. Und drittens finden wir ein Grosshundert im Germanischen im Werte von 120.

Während von dem ersten und letzten dieser Einschnitte in den übrigen europäischen Sprachen nichts zu spüren ist, findet sich der mittlere, der nach 60, auch im Ital., Kelt. und Griech. Bis 60 liegt der Zehnerbildung die Kardinalzahl zu Grunde, ἑξήκοντα, air. *sesca*, lat. *sexāginta*, von 70 an die Ordinalzahl, ἑβδομήκοντα, ὀγδοήκοντα, air. *sehtmoga* 70, *ochtmoga* 80, lat. *septuaginta*, wahrscheinlich Analogiebildung nach *octuāginta* für ursprüngliches **septumāginta*, *nōnaginta*.

1) Nach Schrader handeln über unsere Frage: C. I. Taylor The origins of the Aryans London 1890. Gleunie The Eurasian Mediterranean and Aryan Origins Academy 1890 Nr. 971 p. 569. Köppen Ein neuer tiergeographischer Beitrag zur Frage über die Urheimat der Indoeuropäer und Ugrofinnen, Ausland 1891. Huxley The Aryan question 19 Century Nov. 1890 p. 756. Fr. Müller Joh. Schmidt über die Urheimat der Idg. Ausland 1891 Nr. 23. J. Schmidt Noch einmal die Urheimat der Idg. ebd. Nr. 27. Fr. Müller Noch einmal die Urheimat der Idg. ebd. Nr. 31.

Auch sind "*sexaginta*, häufiger noch *sescenti* runde Zahlen, welche eine unbestimmte Vielheit ausdrücken und sich dadurch als begriffliche Abschnitte des Zahlensystems verraten."

Daraus schliesst Joh. Schmidt, dass dieser Abschnitt nach 60 der ursprüngliche gewesen ist, und er sieht darin einen Einfluss des Sumerisch-Babylonischen, in dessen Rechnungssystem, wie wir wissen, 60, der *sossos*, die Grundlage einer Zahlenreihe gewesen ist. Wie ein solches Zahlensystem bei diesem Volke zu stande gekommen, ist leicht erklärlich. Das Sonnenjahr, dessen Länge man auf 360 Tage annahm, wurde in Form eines Kreises dargestellt, und in jeden Kreis lässt sich bekanntlich der Radius 6 mal eintragen, wir erhalten also 6 Abschnitte zu je 60.

Nur wenige werden dem Gedanken, dass in unsrem Falle ein babylonisch-sumerischer Kultureinfluss vorliegen k a n n, von vornherein ablehnend oder zweifelnd gegenüberstehen. Wohl aber ist es mir nicht so einleuchtend, dass man daraus so sicher auf einen Wohnsitz der Indogermanen in Asien schliessen kann.

Zunächst ist es auffallend, was Joh. Schmidt auch angibt, dass die Indoiranier von diesem Einfluss keine Spur aufweisen, also — das ist der notwendige Schluss, — zur Zeit der Beeinflussung schon abgetrennt gesessen haben müssen. Von dem, was Schmidt im Persischen von der neuen Rechnung nachweist, wird wohl das meiste, wenn nicht alles, auf direktem späteren Einfluss beruhen. Diese Vermutung ist jedenfalls so lange für wahrscheinlich zu halten, als man nicht auch im Indischen Erscheinungen des 12- oder 60-Systems auffindet. Denn nur das, was auf diesen beiden Gebieten gemeinsam vorhanden ist, darf man, wenn die Möglichkeit einer Entlehnung abgewiesen ist, für indoiranisch halten. Und erst dann kann von einem Vergleich mit den Europäern die Rede sein. Um so seltsamer ist dieses völlige Ausfallen des Indoiranischen, als in historischer Zeit die Indoiranier dem sumerisch-babylonischen Kultursitz am nächsten wohnen, auch sicher bedeutende Kulturerrungenschaften von ihnen empfangen haben.

Es ist ferner nicht ersichtlich, in welcher Gegend die Westindogermanen, — irgendwie bestimmt äussert sich Schmidt darüber nicht —, diesen Einfluss erfahren haben können.

Somewhere in Asia, wie Max Müller sagt, kann uns bei so bestimmt auftretender Ansicht doch nicht genügen.

Um so haltloser wird aber ein Schluss von Beeinflussung auf unmittelbare Nachbarschaft, als auch ganz entfernt wohnende Völker diesen Einfluss aufweisen. "Auch die finnischen Syrjänen im Norden von Europa-Asien machen hinter 60 einen Abschnitt, worauf schon Jacob Grimm (Gesch. d. d. Spr. 256) verwiesen hat." Und selbst in China hat die Zahl 60, — wie Schmidt S. 46 mit Recht annimmt ebenfalls unter babylonischem Einfluss, — eine gewisse Bedeutung erlangt. Wie kann also bei solcher Ausdehnung eines Kultureinflusses dieser zur Lokalisation benutzt werden? Dass die Einwirkung auch auf Europa über Armenien und Thrakien stattgefunden haben kann, oder über Vorderasien, Griechenland und Italien, wird bei dem völligen Dunkel, das über diesen vorhistorischen Zeiten liegt, vor der Hand als unmöglich nicht abzuweisen sein.

Wie dem auch sein mag, dass das idg. Zahlensystem diesen Einfluss erfahren haben k a n n, ist nicht unbedingt abzuweisen. Aber zur Wahrscheinlichkeit fehlt noch viel. Man sieht nicht, wie und wo die Übertragung stattfand. Ausserdem kann die Bedeutung, die die Zwölfzahl in Europa zeigt, auch auf anderm Wege erklärt werden.

Dass der Einschnitt nach 60 der ursprünglichste sei, schliesst Schmidt aus der Übereinstimmung der 4 europäischen Sprachen, während der nach 12, da für ihn nur das Germanische zeugt, jünger sein muss. Diesen Schluss halte ich indessen für hinfällig, da die Griechen und Römer für 12 die alte indogermanische Bezeichnung **du̯ō-dek̑m̥*, lat. *duodecim*, gr. δώδεκα bewahrten. Sie könnten sehr wohl einen Einschnitt nach 12 besessen haben, denn die Annahme, mit dem Einfluss des Zwölfersystems hätte notwendig eine Änderung der Benennung verbunden sein müssen, ist entschieden abzuweisen.

Ich bin durchaus der Ansicht, dass wir nur 12 als Grundlage annehmen können. Schmidt geht allerdings von 60 aus, wie aber die Germanen hätten dazu gelangen können, 60 in 5×12 zu zerlegen, statt in 6×10, wie es ihr bis dahin geltendes Zahlensystem an die Hand gab, dafür ist J. Schmidt den Nachweis schuldig geblieben. 60 und 120 ergeben sich einfach als Vielfache von 12, 5×12 und 10×12. Ein eigentliches Zwölfersystem liegt allerdings nicht vor, sondern eine

Zehnerreihe, in der die 12 eine Bedeutung erlangt hat. Auf das klarste geht dies daraus hervor, dass das Grosshundert nicht $= 12 \times 12 = 144$, sondern $= 10 \times 12$ ist.

Schmidt weist die Ansicht, das die Zahl 12 durch religiöse Vorstellungen oder gesellschaftliche Einrichtungen ihre Bedeutung gewonnen haben könne, kurzer Hand ab. Ob er dabei übersehen oder absichtlich übergangen hat, dass sie thatsächlich in der Jahresrechnung der Indogermanen vorhanden gewesen sein muss, weiss ich nicht. Die Indogermanen rechneten nach Nächten, d. h. nach dem Mond, der vielleicht ursprünglich als der messende benannt war. 12 Mondmonate von $^{29}/_{30}$ Tagen bildeten ein Mondjahr von 354 Tagen, das indessen dem Sonnenjahr gegenüber bedeutend zu kurz war. Die Differenz ist so gross, dass sie sich schon nach wenigen Jahren fühlbar machen musste. Man wird daher bald dahin gelangt sein, am Ende noch 12 Tage hinzuzuzählen, die, wie der Veda es treffend ausdrückt, ein Abbild der 12 Monate, ein kleines Jahr darstellten. Diese Rechnung ist im Indischen in zahlreichen Spuren erhalten (vgl. Zimmer Altindisches Leben S. 365 ff.). Sie war sicher auch bei den Germanen vorhanden. Die 12 Nächte zur Zeit der Wintersonnenwende waren und sind noch heute den Germanen heilig und mit abergläubischen Gebräuchen mannigfachster Art erfüllt. Die Rechnung nach dem Mondjahr ist auch sonst bei den indogermanischen Völkern nachzuweisen. Allerdings hat Weber, dem wir diese Vergleichung verdanken, später selbst Bedenken gegen seine Auffassung geäussert (Ind. Stud. XVII 224), "weil wir durch die Uebereinstimmung, die in Bezug auf die Zwölften zwischen Indern und Germanen vorliegt, genötigt werden, ein so richtiges Verständnis der Mond- und Sonnerzeit bereits für die idg. Urzeit anzunehmen, was dann aber doch immerhin seine nicht geringe Schwierigkeit hat, da man den Trägern derselben eine solche Kenntnis schwerlich auf Grund eigener Beobachtungen zutrauen darf". Ich teile diese Bedenken nicht. Setzen wir nur die Urheimat der Indogermanen in eine hohe Breite, so war die genaue Erkenntnis des Sommerjahres sehr wohl möglich. Thatsache aber bleibt, dass die Indogermanen das Jahr auf 12 Mondmonate angenommen haben, und dass im Germanischen, das die vollste Ausbildung des Zwölfersystems zeigt, die 12 Nächte eine besondere Bedeutung erhielten.

Die Zahl 12 bietet, was immer zu beachten sein wird, in der Rechnung verschiedene Vorteile gegenüber 10, da sie durch 2, 3, und 4 teilbar ist, während 10 sich nur in 2 und 5 zerlegen lässt.

Nur das Germanische zeigt sichre Spuren der Zwölferrechnung, mit seinen drei Abschnitten nach 12, 60 und 120, für das Gräko-Kelto-Italische sind sie nur gering und problematisch, da der alleinige Einschnitt nach 60 auch auf Zufälligkeiten beruhen kann, weil die Zahlen von 7—10 von je stärker mit einander verknüpft waren. Ein Einschnitt ist auch nach 6 bei den Ordinalzahlen vorhanden, da dieselben bis 6 mit dem Suffix *-to*, lat. *quintus, sextus*, gr. πεμπτός, ἑκτός, von da an mit *-o-* resp. *-mo-* gebildet werden, *septimus, octavos, nōnus, decimus*, gr. ἕβδομος, ὄγδοος. 7 war eben von Anfang an mit 9 und 10 eng assoziiert, da es wie diese beiden auf *-m̥* ausging, und so brauchen wir uns nicht zu wundern, dass diese enge Verbindung sich auch an andern Stellen bemerkbar macht, und brauchen nicht gleich an ferne Kultureinflüsse zu denken, wenn wir eine solche finden.

Ich will zum Schluss noch auf einen weiteren Punkt aufmerksam machen, den ich zuerst auch übersehen habe. Wir können es bestimmt erschliessen, dass die Etrusker ein Zwölfersystem hatten. Das können wir zwar nicht aus den Einschnitten in den Zahlenreihen, wohl aber aus den thatsächlichen Verhältnissen ersehen. Das beweisen die duodecim populi des eigentlichen Etruriens, die Zwölfstädte der Poebene und Kampaniens, die 12 Liktoren, das Duodezimalsystem der ältesten Münzen, das Zwölfgöttersystem und anderer Andeutungen bei den antiken Schriftstellern mehr. Ich erinnere nebenbei an die 12 Städte Ioniens, die auf vorderasiatischem Kulturboden lagen. Dass das Zwölfersystem durch die Etrusker zu den Römern und vor allem zu den Litauern und Germanen gekommen sei, ist an und für sich nicht unwahrscheinlich. Das Litauische hat eigentümlicherweise das italische Wort für Gold **ausom*, lit. *auksas* entlehnt, vgl. V. Hehn Kulturpflanzen und Haustiere 461, und zwar zu einer verhältnismässig frühen Zeit. Möglich ist, dass das italische Wort für Gold ebenfalls etruskischen Ursprungs ist. Jedenfalls werden die Verhältnisse durch diese Station viel einfacher. So lange Schmidt nicht nachweist, dass die Etrusker Indogermanen waren, und der

Beweis ist unmöglich, weil eine Betrachtung der etruskischen Kultureigenheiten und anthropologischen Merkmale sie entschieden einer fremden Rasse zuweist — ihre Sprache könnte trotzdem indogermanisch, d. h. neu erworben sein, — solange wird man die Etrusker als die Vermittler des Zwölfersystems für Europa in Anspruch nehmen. Ich möchte noch darauf aufmerksam machen, dass von einigen Seiten im Etruskischen die Bedeutung 10 für die Lautgruppe *lχ* angenommen wird, vgl. Taylor The Etruscan language, was von andrer Seite freilich bestritten wird. Ist die Annahme richtig, so dürfte die Entlehnung des lit. *lyka* nicht unwahrscheinlich sein. Damit wäre dann allerdings die ganze Sache aufgeklärt. Aber leider ist die sichere Deutung des Etruskischen immer noch ein frommer Wunsch.

Von irgend welcher Sicherheit kann jedenfalls in Schmidts Argumentation nicht die Rede sein, und wir können uns daher nunmehr zu Schraders Ausführungen wenden.

Er setzt jetzt (Sprachvergleichung und Urgeschichte [2] S. 631 ff.) die Urheimat in die südrussische Steppe zu beiden Seiten der Wolga, deren altüberlieferten Namen *Rā* er aus einem idg. **srovā* deutet, das durch finnischen Mund gegangen sein soll. Ob diese Erklärung richtig ist, will ich nicht entscheiden. Andere haben den Namen mit avest. *Raṇha*, aind. *rasā*, die einen mythischen Strom bezeichnen, in Zusammenhang gebracht, und da in der Nähe der Wolga im Altertum sicher iranische Stämme wohnten, hat diese Deutung mindestens eben so viel für sich als die Schraders (vgl. auch Joh. Schmidt Urheimat 21).

Gegen die Steppenheimat sprechen aber, wie bereits Joh. Schmidt a. a. O. S. 21 ff. ausgeführt hat, das Vorhandensein des Bären, das Fehlen der Bienen und die Dreizahl der Jahreszeiten. Ich kann Schmidts Gründen nur völlig beistimmen und bitte dieselben bei ihm selbst nachzulesen.

Wir wollen gleichwohl Schraders Argumenten ein wenig nachgehen. Er gelangt zu seiner Urheimat vor allem auf folgendem Wege. Zwei grosse Abteilungen der Indogermanen, Indoiranier und Europäer, stellt er einander gegenüber. Die gemeinsame Heimat jener findet er vielleicht mit Recht am Oxus und Jaxartes, während diese, zu denen auch die kleinasiatischen Indogermanen mit den Armeniern gehören, in einem

Terrain, "welches wir uns im Süden von der Donau und dem Meer, im Osten von dem Dniepr, im Norden von den Wäldern und Sümpfen Wolhyniens, im Westen von den Karpathen begrenzt denken", eine Epoche verlebt haben müssen, in der sie eine Reihe von Kulturerwerbungen machten, an denen die Indoiranier nicht mehr teilnahmen.

Die Gründe, die für eine solche gemeinsame Epoche sprechen sollen, sind folgende.

Die ungetrennten Indogermanen lebten von der Viehzucht, wie die zahlreichen gemeinsamen Wörter für das Rind, die Kuh, das Schaf u. s. w. beweisen, vgl. Schrader 376 ff.

Die sprachlichen Gleichungen für den Ackerbau sind dagegen äusserst dürftig und unsicher, so dass man heute vielfach dazu gelangt ist, ihnen denselben ganz abzusprechen. Vielleicht sammelten sie nach Hehn eine wildwachsende Halmfrucht aind. *yáva*, avest. *yava*, gr. ζεά, lit. *javaĩ* 'Getreide'. Auch κριθή, lat. *hordeum*, ahd. *gersta*, die auf eine Grundform **gherzdhā* und **ghrzdhā* zurückgehen, dürfte wegen der eigenthümlichen Lautveränderungen, die es in den einzelnen Sprachen erlitten, uralt sein.

Betrachten wir aber die Europäer allein, ohne die Indoiranier, so sind bei diesen die gemeinsamen Ausdrücke, die sich auf den Ackerbau beziehen, zahlreich genug. Man sehe die Geichungen für Acker, pflügen, Pflug, Egge, eggen, säen, Same, mähen, Sichel, mahlen, Furche, Ähre, die Schrader S. 410 anführt. Dazu kommen einige gemeinsame Namen für Cerealien und Feldfrüchte, Korn, Weizen, Gerste und andere, die zwar nicht sämtlich gleich sicher sind, doch im Verein mit den oben erwähnten technischen Ausdrücken für den Ackerbau an Beweiskraft gewinnen (vgl. Schrader S. 411).

Ferner führt Schrader noch die gemeinsame Benennung des Meeres, des Salzes und der europäischen Bäume, Fichte, Eiche, Erle, Esche für eine europäische Kultur und Lebensgemeinschaft an, vgl. S. 509, 394 und 624 f. In dem Waldlande, in dem die Westindogermanen längere Zeit gesessen haben, soll sich auch die Verehrung der Götter, vor allem des höchsten Gottes, in Wäldern erst ausgebildet haben.

Auch für die indoiranische Zeit können wir mit Hülfe der Sprache gemeinsame Kulturfortschritte nachweisen, wie es ausführlich von Spiegel in seinem Buch 'die arische Periode'

geschehen ist. Diese gehört zu den sichersten Errungenschaften unsrer Wissenschaft.

Aber es besteht trotzdem ein starker Unterschied zwischen den beiden Abteilungen. Für die Zeit der gemeinsamen arischen Periode haben wir sichre Beweise in der Veränderung der Sprache, z. B. in dem Übergang der idg. Velarlaute in Palatale vor hellen Vokalen, in der Verwandlung von *e*- und *o*-Vokalen in *a*. Für die Zeit des kulturhistorisch erschlossenen Zusammenlebens der Europäer fehlen aber allen Sprachen gemeinsame Lautveränderungen, denn die Differenz in der Behandlung der *k*-Laute geht ja mitten durch die europäischen Sprachen selbst hindurch, sodass wir sie nur als dialektische Eigentümlichkeit der idg. Urzeit zuschreiben können.

Früher stand es mit der Annahme einer Kulturgemeinschaft der Europäer allerdings anders. Solange man den ind. Vokalismus für ursprünglich hielt, vermochte man Zeit für dieselbe auch in der Entwicklung der Sprache, der gemeinsamen Ausbildung der *e*- und *o*-Vokale zu finden. Aber heute haben wir ja gelernt, dass diese europäische Sprachperiode nie bestanden hat, dass der bunte europäische Vokalismus nur alte Eigentümlichkeiten bewahrt.

Zur Erklärung dieser auffallenden Thatsache, dem Vorhandensein neuer gemeinsamer Kulturerrungenschaften ohne gleichzeitige allgemeine Lautveränderungen, bieten sich, soviel ich sehe, drei Möglichkeiten.

Erstens. Die neue Kulturgemeinschaft hat sich ohne Veränderung der Sprache entwickelt. Das ist bei der Annahme möglich, dass die Indogermanen Europas auf altangestammtem Boden in nicht zu langer Zeit diesen Fortschritt errungen haben. Vielleicht — so könnte man vermuten — führten dieselben Gründe, z. B. Übervölkerung, Nahrungsmangel, die Abtrennung der Indoiranier und die Entwicklung des Ackerbaues herbei. Aber unannehmbar scheint mir diese erste Möglichkeit zu sein, wenn wir eine doch gewiss lange Zeit erfordernde Wandrung von Asien nach Europa annehmen. Nach einer solchen musste auch die Entwicklung und Ausbildung des Ackerbaues, die nur in Europa selbst möglich war, eine lange, lange Zeit in Anspruch nehmen. Denn solche Kulturfortschritte vollziehen sich nicht in kurzer Frist, selbst

wenn wir fremden Einfluss vermuten, der bis jetzt aber noch keineswegs nachgewiesen ist. Dass aber in solchen langen Zeiträumen keine Veränderung der Sprache stattgefunden habe, ist nicht glaublich. Diese Erklärungsart ist also vielleicht möglich, wenn wir Europa als Heimat annehmen, denn in diesem Falle können wir eine Wanderung der Indoiranier wohl rechtfertigen, aber nicht umgekehrt.

Die Anhänger der asiatischen Hypothese haben uns demnach ihre Ansicht über diese Schwierigkeit erst auseinanderzusetzen, ehe wir ihnen Glauben schenken können. Sie werden sich, wie neuerdings von Bradke (Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft S. 206 ff.), vor allen Dingen auf die zweite Möglichkeit stützen, die V. Hehn angedeutet hat. Die gemeinsamen Ausdrücke für Ackerbau beweisen nach ihm nicht, dass dieselben in gemeinsamer Kulturentwicklung ausgebildet sind, sondern nur, dass die einzelnen Völker die neuen Entdeckungen und Fortschritte von ihren Stammverwandten, nicht von fremden Völkern, Semiten oder Finnen, erhalten haben, dass wir es im Grunde nur mit einer grossen Schicht ältester Lehnwörter zu thun haben.

In gewissem Umfang ist das sicherlich richtig, aber ob es für die grosse Menge der uns vorliegenden Fälle ausreicht, ist mir beim Ackerbau schon etwas zweifelhaft, für unzureichend muss ich diese Annahme für die Erklärung der übereinstimmenden Benennung der Bäume halten. Obgleich auch ihre Namen hin und wieder wandern, so ist das doch in grossem Umfange nicht wahrscheinlich zu machen.

Die dritte Möglichkeit aber ist, dass die Indogermanen Europas in diesen Punkten nur vereinzelt neues geschaffen, in der Hauptsache aber etwas altes bewahrt haben, welches die Indoiranier, die durch besondere Ereignisse irgend welcher Art veranlasst ihren Weg nach Süden in das Steppengebiet nahmen, verloren haben.

Da die beiden ersten Annahmen in mehr als einer Hinsicht bedenklich waren, müssen wir genauer untersuchen, was sich für oder wider diese letzte Voraussetzung anführen lässt.

Ob die vereinigten Indogermanen das Meer gekannt haben, ist von jeher eine Streitfrage gewesen. Ebenso entschieden, als man früher geneigt war, diese Frage zu bejahen, ist man jetzt

dazu gekommen, sie zu verneinen, einzig aus dem Grunde, weil dem Sanskrit eine Entsprechung fehlt. In diesem Fall einen Verlust alten Sprachgutes anzunehmen, geht sehr wohl an, da die Indoiranier lange Zeit entfernt vom Meere gesessen haben, und selbst die vedischen Inder es nicht kannten, wie H. Zimmers Untersuchungen (Altindisches Leben S. 21) mit grosser Wahrscheinlichkeit festgestellt haben.

Bei der Frage, ob bei dem Versagen einer oder mehrerer Sprachen ein Wort für urzeitlich zu halten sei, kommt es darauf an, festzustellen, ob das Wort in den Einzelsprachen aus dem vorhandenen Sprachmaterial (Stamm und Suffix) neu gebildet werden konnte. Das ist bei **məri*, einem neutralen *i*-Stamm entschieden nicht der Fall. Denn solche sind überall selten, sie befinden sich auf dem Aussterbeetat, so dass eine gemeineuropäische Neubildug entschieden eine grosse Unwahrscheinlichkeit in sich birgt. Es ist allerdings die Möglichkeit vorhanden, dass **məri* bestanden, aber eine andere Bedeutung getragen hat, und hierfür hat man sich wohl auf ahd. *muor* 'Sumpf, Lache' berufen, das zu *mare* im Ablautsverhältnis zu stehen scheint. Das Wort ist indessen nicht beweiskräftig, da man ahd. *muor* besser mit *mos* verbindet, das sich noch heute in den geographischen Namen 'Erdinger, Dachauer Moos' erhalten hat. Weder das Slavische noch das Keltische, denen beiden der Rhotazismus fremd ist, weisen einen Namen *mōr-* auf, und auf das Germanische allein kann man nicht bauen.

Ist die Hochstufe dieses Wortes nicht weiter zu belegen, so finden wir dagegen die 'tonlose Tiefstufe' in zwei bis jetzt übersehenen Fällen. Die Lautgruppe *mr-*, die wir als Tiefstufe zu *mər-* anzusetzen haben, wird in den meisten Sprachen nicht geduldet. Es ist jetzt festgestellt, zuletzt ausführlich durch Osthoff MU. V 85 ff., dass *mr* im Griechischen und Germanischen zu *br*, im Lateinischen zu *fr* wird, und ich sehe daher den Stamm *mr-* in der Bedeutung 'Meer' noch erhalten in gr. βρύξ, βρυχός 'der Meeresschlund', βρύχιος 'die Meerestiefe betreffend', das sich schon bei Aischylos findet. υ ist wahrscheinlich aus *o* entstanden wie in νύξ λύκος. βρύχιος entspricht ziemlich genau engl. *brack*, ndd. *brakig* 'Salz-, Seewasser', namentlich dasjenige, welches zur Zeit der Flut in die Flüsse dringt.

Alles dies weist auf ein hohes idg. Alter der Sippe in der Bedeutung 'Meer', und ich sehe daher keinen Grund trotz des Schweigens des Aind. den Indogermanen die Kenntnis des Meeres abzusprechen. Welches Meer es gewesen ist, lässt sich vorläufig nicht bestimmen.

Ebenso steht es mit dem Salz, dessen eigentümliche Flexion **salt *salnes* neuerdings Joh. Schmidt mit Recht veranlasst hat, ihm idg. Alter zuzusprechen, obgleich auch in diesem Fall dem Indischen das betreffende Wort fehlt, (vgl. Neutra S. 183, Urheimat 4f.).

Etwas ausführlicher müssen wir uns mit den Baumnamen beschäftigen, da sie für unsere Frage besonders wichtig sind. Neue Kulturerrungenschaften, wie eine solche vor allem der Ackerbau war, können rasch wandern. Aber dass dies mit der Benennung der Bäume ebenso in grösserem Umfang der Fall sein konnte, hat man bis heute noch nicht wahrscheinlich zu machen vermocht. Die Europäer benennen die hauptsächlichsten Waldbäume Europas durchweg gemeinsam. Nur wenige davon finden ihre Entsprechung im indoiranischen. Andrerseits lassen sich gerade die Bäume verhältnismässig streng lokalisieren, sind daher für die Heimatsfrage von grösster Wichtigkeit.

Bis jetzt wird eigentlich nur die Birke von vielen Forschern zugleich für urzeitlich gehalten. Es entsprechen sich deutsch *Birke*, lit. *bérżas*, abulg. *brěza*, russ. *berëza* skr. *bhūrja*. Die südeuropäischen Völker haben das Wort mit dem Gegenstand verloren, da die Birke nur im Norden gedeiht. Doch ist in lat. *fraxinus* höchstwahrscheinlich dasselbe Wort, wenn auch in der Bedeutung 'Esche' bewahrt. *ra* dürfte, obgleich die Quantität des *a* nicht sicher zu ermitteln ist, als lang anzusehen und somit als Vertreter von *r̄* anzusehen sein, wie *quadrāginta*, gr. τετρώκοντα, wie auch *ūr* im indischen *bhūrja-* aus *r̄* entstand. Die Erscheinung, dass der Name eines Baumes auf einen andern übertragen wird, begegnet ziemlich häufig.

Ich möchte noch bemerken, worauf noch nicht hingewiesen ist, dass *bhūrja-* nirgends im Rigveda erwähnt wird. Das Wort bezeichnet ja auch eine Birkenart, die im Himalaya wächst, kein Wunder also, dass die vedischen Inder, die ja nur einen bestimmten Teil des ganzen Volkes, vor allen den

an den Ufern des Indus wohnenden bildeten, den Namen, da der Baum nicht zu ihrer Flora gehörte, nicht mehr gebrauchten, ja ihn vielleicht schon ganz vergessen hatten. Das muss uns gleich im Anfang mistrauisch gegen die Schlüsse ex silentio machen. Mögen wir die Heimat der Indogermanen suchen, wo wir wollen, darin sind alle einig, dass ihr Urwohnsitz in einem gemässigten Klima gelegen gewesen sein muss. Die Inder aber gelangten in ein tropisches Land und mussten daher die Namen der alten Waldbäume, soweit sie sie nicht umwerteten, verlieren. Selbst die Uebereinstimmungen zwischen iranisch und indisch sind auf diesem Gebiet äusserst gering, was auch ganz natürlich ist, da Klima und Vegetation von Indien und Iran durchaus verschieden sind.

Kurz brauche ich nur zu erwähnen, dass auch der Weide idg. Alter zugesprochen werden muss: ahd. *wīda*, gr. ἰτέα, lat. *vitex* findet sich in airan. *vaęti-*, parsi *wīd*, neupers. *bīd* wieder.

Ein zweiter Name für diesen Baum lat. *salix*, ir. *sail*, *saileah*, ahd. *salaha*, gr. ἑλίκη, bei Hesych als arkadisch für ἰτέα überliefert, — vielleicht hängt auch der Ἑλικών damit zusammen —, fehlt dem Indoiranischen. Aber schon hier wird der Schluss auf nicht idg. Alter bedenklich, und es ist wahrscheinlicher, dass die Indoiranier dies Wort verloren, als dass sie es nie besessen haben.

Wichtiger aber als diese beiden Wörter scheint mir eine andere Sippe zu sein, die Schrader m. E. entschieden falsch beurteilt. Es ist der weitverbreitete Stamm *dru-*, der in mannigfach verschiedener Wurzel- und Suffixgestalt in allen indogermanischen Sprachen sich wiederfindet. Vgl. Schrader S. 395. Schrader erschliesst aus seinem Material die allgemeine Bedeutung 'Baum' und aus der Uebereinstimmung von maked. δάρυλλος, ir. *dair*, *daur*, gr. δρῦς, sämmtlich mit der Bedeutung 'Eiche', die speziell europäische Geltung 'Eiche'. Aber sein Material ist weder vollständig noch richtig gedeutet. Zunächst darf das Griechische nur mit grosser Vorsicht für die Bestimmung der Bedeutung verwendet werden. Hat es doch auch für φηγός gegenüber lat. *fagus*, deutsch Buche die Geltung 'Eiche, Speiseeiche' angenommen. Und das Keltische kann gegenüber allen andern Zeugen nicht so hoch gerechnet werden. Nehmen wir als erwiesen an, dass *dru-* und seine

Ablautsstufen abulg. *drěvo*, got. *triu* 'Baum' im Idg. schon die allgemeine Bedeutung 'Baum, Holz' hatte, so kann diese aus einer speziellen sehr wohl hervorgegangen sein. Welches war aber diese besondere Baumart, welche mit *dru-* bezeichnet wurde? Vergleichen wir mhd. *zirbe, zirbel* 'Zirbelfichte', anord. *tyrr* 'Föhre' mit den Ableitungen ndl. *teer*, anord. *tjara* 'Teer' — Teer wird durch Versieden der Föhren gewonnen —, so ergibt sich für das Urgermanische sicher die Bedeutung 'Fichte, Föhre', und dazu stimmt lit. *dervà* 'Kienholz', lat. *larix* aus **darix* 'Lärche', die ebenfalls zu dieser Gattung gehört. Im Altindischen finden wir vollends zwei weitere Bäume *dēva-dāru* und *pītu-dārū*, die beide hoch im Himalaya wachsende Fichtenarten bezeichnen. Auch *dāru* allein bedeutet, wenn auch selten, die *dēva-dāru*-Fichte.

Diesen Thatsachen gegenüber kann es kaum zweifelhaft sein, dass wir dem Stamm *dru-* die Bedeutung 'Fichte' für die idg. Urzeit beizulegen haben, und da er zugleich 'Holz, Baum' bedeutet, so dürfen wir schliessen, dass die Fichte der verbreitetste Baum, der Baum κατ' ἐξοχήν war.

Das Ausweichen des Griechischen und Keltischen in der Bedeutung erklärt sich wie auch sonst. Das Griechische ist wenig konservativ in der Erhaltung der Baumnamen. Das Zeugnis des Indischen, das sonst die meisten Baumnamen verloren hat, ist in diesem Falle von ausschlaggebendem Wert.

Der Name einer zweiten idg. Fichtenart ist uns in skr. *pītu-dāru*, gr. πίτυς überliefert. Schrader sieht diese Gleichung für gräkoarisch an, da dieses Wort zufällig den übrigen Sprachen fehlt. Aber man wird dazu auch lat. *pīnus* stellen und damit das Wort für die idg. Ursprache in Anspruch nehmen dürfen. *pīnus* aus **pītnu-s* oder besser noch aus *pīt-snu-s*.

Weiter möchte ich die Vermutung wagen, dass unser *specht*, lat. *pīcus*, aind. *pika-* 'Kuckuk' von dem Stamm *pik-* in gr. πίσσα, lat. *pix*, abulg. *piklъ* 'Pech', Ableitung von einem Wort *pik-* in der Bedeutung 'Fichte' (vgl. oben 'Teer'), benannt ist, da der Vogel vor allem in Fichtenwaldungen lebt und sich von den unter der Rinde dieser Bäume lebenden Insekten nährt. Das wäre ein drittes idg. Wort für Fichte, da *pika-* sich auch im Indischen findet.

Es gibt in den Einzelsprachen noch andere Bezeichnungen der Fichte, die aber nichts zur Entscheidung unsrer Frage

beitragen, da sich ihr idg. Alter nicht mit Sicherheit erweisen lässt.

Wenden wir uns jetzt zur Königin der europäischen Wälder, der wegen ihrer prachtvollen Form, ihrer Dauerhaftigkeit und Stärke so vielfach verherrlichten Eiche, die nicht allein ihres Holzes wegen, das von unverwüstlicher Dauer und grosser Schönheit ist, hochgeschätzt wurde, sondern deren Früchte, die Eicheln, für die Schweinezucht in ältester Zeit sehr wichtig waren, vielfach aber auch für die Menschen als Nahrungsmittel dienten.

Vor nicht allzu langer Zeit erst ist die Gleichung lat. *quercus* ahd. *forha*, jetzt *föhre*, aufgestellt und weitere Verwandtschaft ist meines Wissens bis jetzt noch nicht ausfindig gemacht. Da der Name der Frucht der Eichel ziemlich weit verbreitet ist, gr. βάλανος, lat. *glans*, abulg. *żelądъ*, arm. *kalin* 'Eichel', so muss auch die Eiche von Alters her bekannt gewesen sein, und ich glaube, dass uns eine der ältesten Bezeichnungen in lat. *quercus* ahd. *forha* vorliegt. Für dieses ahd. Wort ist als früheste Bedeutung 'Eiche' anzusetzen auf Grund des Komp. ahd. *fereheih*, genau wie Zirbelfichte und *pītudāru-* gebildet, und auf Grund der longob. Glosse *fereha* 'aesculus'. Das germanische Wort führt Kluge in der neuesten Auflage seines Wörterbuches auf eine Grundform **qerq-* zurück, *f* aus *q* wie in vier got. *fidwōr*, lit. *keturì*, lat. *quattuor*, gr. τέccαρεc, aind. *catvāras*. Diese Auffassung der Lautverhältnisse ist annehmbar, wenngleich nicht die einzig mögliche, da auch der germ. Anlaut ursprünglich, und das lat. *q* aus *p* entstanden sein kann, wie in *quinque* aus **penque*, gr. πέντε, aind. *páñca* und wie in *coquō* aus **pequō* aind. *pacāmi*[1]. Wie die Ableitung *querquētum* beweist, war das zweite *k* in *quercus* velar, und da in einem Teil der Kasus von *quercu-s* ursprünglich **qerqu-* vorhanden war (z. B. Gen. Sing. *quercus* aus **querquous*), so kann gegen das Zurückführen von *querc-* auf **perqu-* nichts eingewendet werden. Und mit dieser Annahme werden wir, hoffe ich, weiter kommen.

Es ist ein durch mehrfache Beispiele wohlbelegter Vorgang, dass einerseits der Begriff des Waldes einer bestimmten

1) [So jetzt auch Bartholomae Studien zur idg. Sprachgesch. II 14. — K. B.]

Baumart in den Begriff des Waldes überhaupt, und die Bedeutung 'Wald' in die Bedeutung 'Gebirge' übergeht. So bedeutet im Deutschen der Tann ursprünglich 'Tannenwald', aber im Mhd. ist von der engeren Bedeutung kaum etwas zu spüren. Tann übersetzt das mhd. Wörterbuch schlechthin mit 'Wald'. Das alte *Bacenis silva* ist von Grimm mit Recht als 'Buchenwald' gedeutet; in manchen Gegenden Deutschlands finden wir einen Büch, Elm u. s. w. zur Bezeichnung eines bewaldeten Höhenzuges. Und unsre Gebirge nennen wir ja heutzutage noch Schwarz-, Böhmer-, Thüringer-, Franken*wald*. Im Aind. bedeutet *giri-*, iran. *gairi-* 'Berg', und dieses hat seine direkte Entsprechung in slav. *gora* 'Berg' und in lit. *girė*, das aber die Bedeutung 'Wald' erhalten hat. So nehme ich denn auch an, dass sich der Stamm **perqu-* in got. *fairguni* 'Gebirge', ursprünglich 'Eichenwald', dann 'Wald', 'Waldgebirge' verbirgt.

Von got. *fairguni* ist aber mhd. *Virgunnia, der Virgunt* nicht zu trennen, und darunter haben wir nach den sonstigen Zeugnissen das Gebirgsland vom Erzgebirge an, den Waldkranz, der Böhmen umfasst, zu verstehen. Und weiterhin hängt mit *Virgunt* sicher die *Hercynia silva* der Alten zusammen. Dass dieser Name keltisch sei, hat schon Zeuss Gramm. celt. 10 Anm. 4 zu erweisen versucht, aber seine Deutung aus cymr. *cwyn* 'Höhe' und *ar* befriedigt nicht, und es ist im Anschluss an ihn jetzt von Much Z. XXXII 454 *erkynia* streng nach den keltischen Lautgesetzen aus **percunia* gedeutet. Jetzt ergibt sich uns also auch eine völlig befriedigende Bedeutung dieses Namens. **perkunia silva* ist der 'Eichenwald' wie *bacenis silva* 'der Buchenwald'. Nur eines ist noch zu der lautlichen Seite der Frage zu bemerken. Das Keltische kennt dieselbe Assimilation des anlautenden *p* an folgendes *ku̯* wie das Lateinische, air. *coic*, lat. *quinque*, und wir haben in Folge dessen ein *q* im Anlaut zu erwarten. Da aber im urkeltischen **perqunia* die Labialisierung *u̯* hinter dem *q* vor dem folgenden sonantischen *u* verloren gegangen war, konnte die Assimilation des *p* nicht eintreten.

Wir können den Stamm **perq-* oder **perqu-* noch weiter verfolgen. Im altnod. Glauben existirt ein Gott und eine Göttin *Fjǫrgyn*, die vornehmlich mit dem Donnergott in Be-

ziehung stehen. Dieses *Fjǫrgyn* enspricht Laut für Laut dem got. *fairguni*. Schon Jac. Grimm hat ihn weiter mit dem litauischen *Perkúnas*, preuss. *percunis* 'Donner' verglichen. Da wir in *Fjǫrgyn* und *fairguni* die Media *g* auf Tenuis zurückführen müssen, so kann an der Identität der beiden, die bis auf den Akzent vorhanden ist, kein Zweifel sein.

Wir erhalten hiermit eine annehmbare Deutung dieses Gottesnamens. Von fast allen idg. Völkern wird uns eine Verehrung des höchsten Gottes in Eichenwäldern oder einzelnen Eichen gemeldet. Bonifatius fällte bei Geismar die heilige Eiche; Livius I 16 berichtet von einer uralten Eiche auf dem Capitol, in der Jupiter feretrius verehrt wurde, und von den Litauern ist uns die Heiligung des *Perkúnas* in der Eiche überliefert. Weiter heisst der in den heiligen Eichenwäldern von Dodona verehrte Zeus φηγοναῖος — φηγός hatte im Griechischen die Bedeutung 'Eiche' angenommen —, also der Eichengott. Und so denke ich, waren auch bei den Litauern und Skandinaviern *Perkúnas* und *Fjǫrgyn* ursprünglich Beinamen des alten idg. Himmel- und Donnergottes **di̯eu̯s*, der 'Eichengott', die, wie es so oft bei den Beinamen vorkommt, auch für sich allein gebraucht wurden [1]).

Diese etwas lange Auseinandersetzung hat uns, denke ich, mit Sicherheit den europäischen Namen der Eiche kennen gelehrt. Wahrscheinlich kehrt der Name aber auch im Indischen wieder. *parkaṭi-* ist eine Bezeichnung für ficus religiosa. Der Stamm *park-*, der uns hier geboten wird, stimmt zu genau mit der auf europäischem Boden gewonnenen Form, als dass man diese Gleichung wegen der nicht stimmenden Bedeutung ablehnen möchte. Andrerseits hat Zimmer den Regen- und Donnergott *Parjanya-* der Inder mit dem lit. *Perkúnas* verglichen. Der Uebergang von Tenuis zur Media, namentlich in der Nähe eines Nasals, unterliegt für die idg. Urzeit keinem Bedenken, sodass die Gleichung wohl zu Recht bestehen wird. Zu dem Wechsel von *o*- und *u*- Stamm möchte ich noch bemerken, dass vielleicht ursprünglich der *o*- Stamm

---

1) Vielleicht steckt der Stamm *perq-* auch in dem thrakischen Namen Πέρκη, vgl. ἔστι δὲ ἡ Θράκη χώρα, ἣ Πέρκη ἐκαλεῖτο καὶ Ἀρία. Stephanus von Byzanz $112^{15}/_{16}$. de Lagarde Ges. Abh. 278. Πέρκη wäre gleich Δωρίς.

bestand, der *u*-Stamm, ebenso möglicherweise auch bei *pĭ̄tu-* erst durch Assoziation mit *dru-* hervorgerufen war, vgl. über derartige Vorgänge Bloomfield American Journal of Phil. XII 1 ff. Aber auch diese Assoziationsvorgänge sprechen für idg. Alter, da dieselben in den Einzelsprachen kaum mehr möglich waren.

So haben wir also bis jetzt neben der *Birke* und *Weide* zwei Fichtennamen *deru-* die 'Zirbelfichte' und *pĭ̄tu-*, gr. πίτυς, lat. *pīnus*, aind. *pītu-* und **perqu-* 'die Eiche' der idg. Heimat zusprechen können. Andres noch ergiebt sich auf einem andern Wege. Es ist bekannt, dass Waffen ihren Namen oft von dem Holz empfangen haben, aus dem sie gefertigt wurden. μελίη bedeutent bei Homer 'Esche' und 'Speer', δόρυ ist nur noch 'Speer'. Das lat. *taxus* 'Eibe' findet sich, wie längst gesehen, in gr. τόξον 'Bogen' wieder, da der Eibenbaum von altersher gern zur Anfertigung von Bögen gebraucht wurde. Im Anord. bedeutet *elmr* 'den Bogen aus Ulmenholz'. Diese Erscheinung hat Schrader (BB. XV 284 ff.) jetzt durch einige glückliche Aufstellungen weiter belegt. So findet sich unser deutsches 'Eiche' in gr. αἰγανέη 'Speer' und in der αἰγίς des Zeus, dem Eichenschild des Eichengottes, wieder. Auch lat. *aesculus* gehört wahrscheinlich zu dieser Sippe, aus **aegsculus*.

Uns interessiert vor allem aber die Gleichung ahd. *tanne*, aind. *dhanvan-* 'Bogen', nach Schrader 'der Bogen aus Tannenholz'. Lautlich scheint mir diese Gleichung völlig schlagend, aber sachlich ist zu bemerken, dass Tannenholz kaum zur Bogenbereitung tauglich ist. Vielmehr werden wir für *tanne*, da in ahd. Glossen auch die Bedeutung 'quercus' belegt ist, als ursprüngliche Geltung diese ansehen, und dazu den Bedeutungswandel Eiche — Föhre vergleichen. Aus jungem Eichenholz lassen sich sehr wohl Bogen schnitzen. Nun stellt Schrader zwar diese Gleichung auf, aber den Schluss, dass uns damit ein neuer Baumname für die idg. Urzeit gesichert ist, zieht er nicht, wahrscheinlich, weil er zu sehr von der Steppenheimat des Urvolkes überzeugt ist. Mit dieser seiner Ansicht steht es auch in andrer Hinsicht schlecht. Schrader selbst nimmt an, dass idg. ναῦς ein sogenannter Einbaum war, also von ganz besonderer Stärke. Woher bekamen denn diese Indogermanen solche Stämme, wenn sie in der Steppe sassen? Etwa auch auf dem Wege des Tauschhandels?.

Man kann weiter den aind. Ausdruck für Wald *araṇya-* auf **ar̥mnya-* zurückführen und darin den europäischen Namen der Ulme lat. *ulmus*, anord. *elmr* erkennen. Man kann ferner den Namen der Erle lat. *alnus* aus **alsnus*, ahd. *elira* aus **elisa*, slav. *jelichъ* in aind. *r̥ṣ̌ṭi*, airan. *aršti-* 'Speer, Lanze' wiedersehen. Aber ich fürchte, hiermit die Grenze des Beweisbaren überschritten zu haben. Es genügt mir, den Indogermanen die Weide, die Birke, die Fichte und die Eiche mit einiger Sicherheit zugesprochen zu haben.

Unsere oben aufgestellte dritte Möglichkeit ist also hier, wie beim Meer, durch die Thatsachen bestätigt worden. Damit ist aber nicht nur die Schradersche Annahme einer Steppenheimat widerlegt, sondern auch Asien als Heimat ausgeschlossen. Denn nur in dem europäischen Waldgebiet finden sich diese vier Bäume vereinigt vor. Da wir bei dem Indischen natürlich stets mit dem Verlust alten Sprachgutes rechnen müssen, so ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass noch mehr Baumnamen idg. sind, vor allem wohl der der Esche, an. *askr*, lit. *ůsis*, slav. *jasika*, wozu kürzlich Fick (BB. XVI 171) überzeugend lat. *ornus* 'Bergesche' aus **osinus* gestellt hat.

Zur näheren Bestimmung der europäischen Heimat dient zunächst die Birke. Da sie in Italien und Griechenland nicht auftritt, sind diese Länder ausgeschlossen, an die ja auch kaum jemand gedacht hat.

Weiterhin ist die *Buche*, lat. *fagus*, gr. φηγός wichtig, wie zuerst Fick gesehen hat, da ihre Vegetationsgrenze unsern Kontinent von Norden nach Süden durchquert; sie überschreitet nach Osten nicht eine Linie, die man sich vom frischen Haff bei Königsberg nach der Krim und von da zum Kaukasus gezogen denkt.

Nun haben die slavischen Sprachen das Wort *būky* aus dem Germanischen entlehnt. Dass der Baum den Slavinen fremd war, beweist auch der Umstand, dass keine Ortsnamen damit gebildet werden. Und daraus schliesst Fick, dass die Urheimat der slavischen Völker in einer Gegend zu suchen ist, die keine Buchen kannte.

Wir können den Baum aber auch für die Heimat der Indogermanen verwenden. Nach allgemeiner Annahme ist φηγός wegen der essbaren Früchte von φαγεῖν 'essen' abge-

leitet, und eine solche Ableitung macht den Eindruck nicht hohen Alters. In gewisser Hinsicht ist es also wahrscheinlich, dass die Indogermanen jenseits jener bezeichneten Buchengrenze gesessen waren oder sie nur zu einem kleinen Teil überschritten hatten. Unbedingt sicher ist dieser Schluss natürlich nicht, da ein alter Name der Buche verloren gegangen sein kann.

Zur weiteren Bestimmung der Heimat muss uns das Meer dienen. Das Schwarze Meer und den Kaspischen See halte ich für ausgeschlossen, da sie zum grössten Teil im Steppengebiet liegen. Dazu kommt, dass die Zuflüsse dieser beiden Meere keine Aale führen, der Aal aber sicher den europäischen und wahrscheinlich auch schon den ungetrennten Indogermanen bekannt war, vgl. gr. ἔγχελυς, lat. *anguilla*, lit. *ungurỹs*, preuss. *angurgis*, russ. *ugorъ*, poln. *węgorz*. Diese unbequeme Gleichung suchen Schrader und Joh. Schmidt (Urheimat 19) mit der Annahme zu beseitigen, dass das Wort erst einzelsprachlich von dem Wort Schlange gebildet sei. Ich gebe gern zu, dass *anguilla* u. s. w. mit *anguis* im Sprachbewusstsein in Verbindung gebracht war; dass dies aber nicht von Anfang an der Fall gewesen ist, scheint mir gr. ἔγχελυς zu beweisen, da ja im Griechischen kein *ἐγχι- in der Bedeutung 'Schlange' bestand.

Ist unsere Würdigung des Buchennamens richtig, so ist auch die Nordsee ausgeschlossen, und so kann nur die Ostsee bekannt gewesen sein.

Einen wie grossen Teil dieses oben begrenzten Gebietes die Indogermanen eingenommen haben, lässt sich bis jetzt noch nicht bestimmen.

Alle kulturhistorischen Thatsachen lassen sich mit dieser Heimat vollständig vereinigen, ich sehe keine, die irgend welche Schwierigkeiten bereitete, und einige können nur auf dieser Grundlage gedeutet werden. Hier hausen noch heute Wolf und Bär, hier schwärmten die Bienen, die den Honig zu dem Süsstrank **medhu-* der Indogermanen bereiteten, hier wuchsen die mächtigen Bäume, die mit Hilfe des Feuers zu Schiffen ausgehöhlt wurden, hier konnte die Gottheit in den grossen, ehrfurchtgebietenden Wäldern verehrt werden. Für die Verwendung des Rosses bot sich hier kein Raum, Löwe und Tiger fehlen diesem Gebiet. Und schliesslich kann

man auch die Altertümlichkeit der litauischen und slavischen Sprache damit vereinigen, denn diese Völker wären ja den alten Wohnsitzen am nächsten und daher auch wohl von fremden Bestandteilen am freisten geblieben.

Ist die vorgetragene Ansicht richtig, so muss auch die Forschungsmethode der idg. Altertumswissenschaft auf eine andere Grundlage gestellt werden. Bisher musste das Indische sich mit dem Europäischen vereinigen, um einem Kulturbegriff indogermanisches Alter zu sichern. Man hat aus dem Fehlen der beiden Teile gemeinsamer Ausdrücke für Ackerbau bisher immer noch auf ein Nomadenleben der Indogermanen geschlossen. Jetzt ist das nicht mehr so sicher. In dem Steppengebiet ist kein Ackerbau möglich. Kannten die Indogermanen Europas denselben, wenn auch nur in primitiver Form, so mussten die Indoiranier bei ihrem Eintritt in die Steppe denselben verlieren, also in der Kultur zurückschreiten, damit aber auch alle Ausdrücke, die sich auf den Feldbau bezogen, vergessen. Natürlich müssen wir uns hüten, aus den europäischen Sprachen allein jetzt alles erschliessen zu wollen, und auf Grund der gemeinsamen europäischen Ausdrücke den Indogermanen einen ausgebildeten Ackerbau zuschreiben. Stets müssen wir mit der von Hehn und Bradke vertretenen Möglichkeit der Entlehnung rechnen. Hier kann nur die Sprachwissenschaft mit der Untersuchung helfen, ob die betreffenden Worte ein hohes oder junges Alter haben können. So weist lat. *grānum*, got. *kaúrn*, abulg. *zrъno* auf eine Grundform mit *r̥*. Konnten solche Worte einzelsprachlich neugebildet werden, oder müssen wir ihnen indogermanisches Alter zuschreiben? Zur Zeit vermag ich diese Frage nicht zu beantworten, aber ich hoffe auf sie später zurückkommen zu können.

Leipzig, 3. Juli 1891. Herman Hirt.

Arica II.[1])

6. Ai. *-c c-* = av. *-s k̇-* = ap. *-š k̇-* aus *-t k'*.

Die in der Überschrift sich aussprechende, in meinem Handbuch § 107 b, 108 aufgestellte Lehre wird von Caland KZ. XXXI 271 ff. bestritten, wenigstens soweit sie das Avestische angeht. Es wird daselbst behauptet, "dass *t* vor *c* immer *t* (*ṭ*) bleibt" [2]). Dann werden 9 Wörter aufgeführt, "aus denen man den erwähnten Übergang deduziert hat". Von diesen finden sich bei mir nur 4: *raẹ̄uask̇iþraịa*, *zaresk̇a*, *jask̇a* und *askīþ*. Für das letzte habe ich inzwischen eine andere Erklärung gegeben. Das zweite hat die Neuausgabe zu Fall gebracht, wo *zrask̇a* gelesen wird [3]). Die Möglichkeit der von Caland dafür vorgeschlagenen Zurechtlegung gebe ich zu.

Zu *raẹ̄uask̇°* wird gesagt, es "steht für *raẹ̄uō.k̇°*, datiert aber aus der Zeit, wo das Sandhigesetz: ausl. nominativisches *ō* geht vor *t* und *k̇* in *-as* über, noch wirklich lebendig war". Ich vermisse dabei: 1) den Nachweis, dass ein Nom. Sing. *raẹuo* existiert hat und zwar schon in jener frühen Zeit, 2) den Nachweis eines Kompositums mit einem *a*-Stamm als erstem Glied, darin dieser den Ausgang *as* aufzeigt. *as*, *az* ist sonst nur bei *s*-Stämmen bezeugt, und auch da nicht häufig und regelmässig; vgl. *raok̇as.pairišta*, *raok̇ask̇aẹ̇smano*, *h̄arenazda*; daneben *h̄arenō.da*, *þbaẹ̇šō.tauruạ* usw. [4]). Caland scheint mir

---

1) S. diese Zeitschrift I 178 ff. [Hier sind folgende Druckfehler stehen geblieben. S. 183, Z. 36 l.: *sōmínam*. S. 187, Z. 33 l.: **šmākam*. S. 192, Z. 14 l.: *keuīnō*. S. 194, Z. 3 l.: *yṓšaṇā*.]

2) Das Zitat "Spiegel Gramm. § 29" ist aus Geldner KZ. XXV (so!) 514 abgeschrieben, ohne Rücksicht darauf, dass es sich aufs Altpersische bezieht.

3) Jt. 9. 26, 17. 46. Sonst schreibt freilich die Neuausgabe bald *zarazd°*, bald *zrazd°*, und zwar ohne dass das dabei befolgte Prinzip erkennbar wäre. Zu Jt. 13. 25 steht *zrazdātema* nach F 1, Pt 1, E 1 gegen Mf 3, K 13, 38, H 5, L 18, aber Jt. 13. 47 steht *zarazdātōiþ* mit Mf 3, K 13, H 5, L 18, P 13 gegen E 1, F 1, Pt 1. S. noch Jt. 10. 51, 13. 92.

4) Wegen *rānịō.skereitīm* s. Verf. Ar. Forschungen II 162.

ganz zu verkennen, wann denn und wie das *ō* in *pešō.tanuš* u. s. w. hereingekommen ist. Ursprünglich hat doch ein Nom. Sing. Mask. im Vorderglied einer Zusammensetzung, welcher Art sie auch sei, nichts zu schaffen. Sind doch in den Gatha's noch die Formen mit *a* (und *ā*) häufiger als die mit *ō*. Die Ersetzung des stammhaften *a* (und *ā*) durch das nominativische *ō* erfolgte erst spät und allmählich. Zuerst dürfte es in Komposita maskulinen Geschlechts sich eingestellt haben, da das zweite Glied, ein Substantiv, durch ein *a*-Adjektiv näher bestimmt wurde. Aus der Vermischung zweier Sätze wie **darezō taua bāzāuš asti* 'lang ist dein Arm' und **dareza-bāzāuš ahi* 'du bist ein Langarm' konnte leicht ein *darezō-bāzāuš ahi* hervorgehen; vgl. Jt. 17. 22. Niemals aber tritt für dieses *ō* die arische Sandhiform *as* auf, die sich eben nur zeigt, wo arische Vorbilder dafür vorhanden sind, also z. B. bei *as*-Stämmen.

Freilich kann man ja sagen: wenn neben *hvarenō.då* auch *hvarenazdå* üblich war, so konnte nach diesem und ähnlichen Mustern auch *raēuaskiþra-* neben *raēuō.kiþra-* aufkommen. Es wäre aber doch ein äusserst wundersamer Zufall, wenn diese Analogiebildung gerade bei diesem und nur bei diesem Kompositum vollzogen worden wäre, und zwar nachdem sich erst zu *raēuant-* ein Nom. Sing. Mask. auf *-ō* eingefunden hatte, wie solche ausser vielleicht in zwei Fällen, die Geldner KZ. XXX 515 namhaft gemacht hat, nicht aufzutreiben sind. Neben *raēuaskiþra-* findet sich auch *raēuap.kiþra-*. Die beiden Wortformen verhalten sich zu einander genau so wie *hvarenazdå* zu *hvarenōdå*; dort die Gestalt des Inlauts, hier die des Auslauts.

Ähnlich: *vouru.rafnōstema* A 3. 4. Vgl. noch *jēngstū*, *vēstā* J. 46. 14, 17 (Verf. Handbuch 24 Note, Ar. Forsch. II 105; Geldner BB. XIV 26); *rafnōhiāi* J. 58. 7, *vīmanōhīm* V. 1. 8. Über ein andres *ō* s. Verf. ebd. XV 8 f. Note.

Ich verweise hier auch auf *ašemnō.vīđō* und *ašemnō.ġanō*, wie die Neuausgabe Jt. 10. 39, 40 bietet. Die Wörter gelten mir für Komposita aus *ašem* 'das Richtige' = 'das Ziel' +*na* 'nicht' +*vīđō*, bzw. *ġanō*, Nom. Plur. zu ai. 4 *vidh-* und 2 *han-*.

Sollte nicht auch *hōnā* V. 8. 41 f. für *ha°* oder *hā°* stehen? Das Wort wäre ein Lok. Sing. von ar. *sắnu-*, ai. *sā́nāu*. Gemeint ist jedenfalls die Nase.

Ich will nicht untersuchen, ob die Art, in der Caland *jask̇a* erledigt, die richtige ist [1]); auch will ich auf *usk̇a* Jt. 5. 61, das Caland nicht erwähnt, kein besondres Gewicht legen, obwohl ich es allerdings dem ai. *uccá-* direkt gleich setze [2]). Von ausschlaggebender Bedeutung aber scheint mir die Behandlung der in Rede stehenden arischen Gruppe im Altpersischen. Hier finden wir *šk̇*, vgl. *anijašk̇ij* = ai. *anyáccid*, *avašk̇ij*, *k̇išk̇ij*. Dieses selbe *šk̇* aber tritt auch für ar. *sk'* ein, vgl. *kašk̇ij* = av. *kask̇ip*. Es ist mir nicht zweifelhaft, dass diese beiden Erscheinungen mit einander zusammenhängen.

Die iranischen Zeichen, die man mit *k̇* (oder wie immer) umschreibt, stellen nichts andres dar, als die enge Verbindung eines *t-* mit einem *š*-Laut. Nun zeigt sich bekanntlich für jedes vor *t* stehende *t* im Iranischen ein *s*. Ich nehme an, dass schon in der Ursprache *tt* zu *þt* wurde, wofür im Uriranischen *st* eintrat, nachdem der Wandel von *s* in *š* nach *i*, *u* und *r* abgeschlossen war. Dann aber vollzog sich der Übergang von *tt* zu *st* im Uriranischen noch ein zweites Mal. Auch ein *t* vor dem aus idg. *k'* entwickelten *tš*-Laut wurde in *s* umgesetzt. Das Avestische blieb dabei stehen. Im Altpersischen aber ist ein vor *tš* stehendes *s*, gleichviel welcher Herkunft, durch Assimilation zu *š* geworden. Die gleiche Assimilation sehen wir auch im Indischen, wo ja für *s*+c (= *tš*) *š*+c (= *štš*) erscheint; vgl. Verf. Studien I 49 Note. S. ferner Leskien Handbuch² 46 ff.

Ich gebe zum Schluss eine übersichtliche Zusammenstellung der hier besprochenen Lautwandlungen.

Idg.	*þt* (aus *tt*)	*i-st*	*tk'*	*sk'*	*i-sk'* =
Ar.	*þt*	*išt*	*tk'* [3])	*sk'* [3])	*išk'* [3]) =

1) Seine Übersetzung von jt. 14. 44 halte ich nicht für ganz zutreffend. *kataraskip* ist nach meiner Meinung beide Male Neutrum und bedeutet 'beiderseits'. Also: "Wenn die Heere zusammentreffen, beiderseits die Schlachtreihe geordnet ist"; "vier Federn sollst du verteilen auf dem Weg beiderseits", d. i. auf der freien Strecke zwischen den Heeren nach beiden Seiten.

2) Unklar ist mir, wie sich Spiegel Vgl. Grammatik 69 die Entstehung von *rayask̇arāt-* denkt. *rayah-* ist 'freier Raum, Freiheit' und bildet den Gegensatz von *ązah-* 'enge Gefangenschaft', vgl. J. 8. 8, V. 18. 10.

3) Welche Aussprache hatten jene arischen Laute, aus denen die indo-iranischen 'Palatalen' hervorgingen? Wurde schon im

Ind.	*tt*	*iṣṭ*	*cc*	*śc*	*iśc*	
Urir.	*st*	*išt*	*sk̇*	*sk̇*	*išk̇*	=
Ap.	*st*	*išt*	*šk̇*	*šk̇*	*išk̇*	

Das Avestische deckt sich in all diesen Fällen mit dem Uriranischen. Welche Bedeutung das *i* der zweiten und fünften Kolumne hat, bedarf keiner Erläuterung. Sonst kommt auf die Qualität des vorausgehenden Vokals nichts an.

Einige avestische Wörter mit *pk̇* und *đk̇*, bei welchen der Dental vor *k̇* etymologisch unberechtigt zu sein scheint, hat Geldner Studien I 54 besprochen; s. auch KZ. XXV 554, Verf. Altiran. Verbum 147. Es sind die Wörter *vīđk̇ōišta fratap.k̇aratō, arenap.k̇aęšem, frātap.k̇aia, uruap.k̇aęm.* Ferner *iđapk̇a, ainiđapk̇a, jašeþwapk̇a.* Die Erklärung ist nicht überall sicher.

arenap.k̇aęšem jt. 10. 35 übersetzt Geldner im Anschluss an J. Schmidt mit 'Schuldrächer'. Das halte ich nicht für richtig. Es folgt *vindap.spāđem.* Da ist es doch wahrscheinlich, dass die beiden ersten Kompositionsglieder gleichartig sind. Zudem kommt ein dem ai. *r̥ṇám* entsprechendes Wort sonst im Avesta nicht vor. Zu dem angeblichen *erenaua-* 'verpflichtet' in *arenauāki* Jt. 5. 34 u. ö. s. J. Darmesteter Études Iran. II 213 ff.; wegen *rēna* v. 7. 52 bei Geldner Studien I 27 s. jetzt BB. XIV 16. Auch heisst *k̇aęša-* doch schwerlich 'Rache' oder 'rächend'. Ich nehme *arenap* als Präsensform zum Aoristkonjunktiv *aredap* j. 50. 11; *n* vertritt ar. *ndhn*; s. Verf. Studien II 94 ff., wo ich *aren°* hinzuzufügen bitte. *k̇aęša-* mag 'versprechen' bedeuten. Das ganze also "der das versprochene zur Ausführung bringt". Vgl. z. B. AV. 11. 6. 19, wo *satyásandhān* als Beiwort von *dēvān* bezeugt wird.

frātap.k̇aia v. 2. 26 (,34) gehört sicher nicht zu 1) *k̇i-*, wie Justi will, sondern zu 1) *tak̇-*. Ob aber gleich **fratak̇aia*? Für wahrscheinlicher halte ich es, dass das *p* dem von *afratap.kušiš* Jt. 13. 53 entspricht, also von Formen her bezogen ist, da *k̇* folgte; s. Verf. Handbuch § 106. Es wäre somit *frat°* eine reduplizierte Bildung mit *ai-a-* in kausaler Bedeutung. Die Existenz solcher Stämme ist nicht wohl in Zweifel

---

Arischen *tś* (d. i. *t* mit palatalem *ś*) gesprochen? Dann mag auch schon im Arischen idg. *tk̑* zu *pts* geworden sein.

zu ziehen. Vgl. av. *titāraii̯eiti* jt. 8. 8, 39. Genau gleichartig formiert scheint ai. *vavráyamahē* RV. 8. 40. 2 zu sein, nach dem Herkommen als Denominativ erklärt [1]). Vielleicht gehören auch ai. *suṣráyanta, suṣráyantī* dazu, gegen Verf. Studien II 83 f. Note. Ihre Bildung hat man sich im Anschluss an gewöhnliche Reduplikationsformen vollzogen zu denken. So steht z. B. neben *titāraii̯eiti* ein *titarap* jt. 13. 77; *titāraii̯ap* wird aus einer Kontamination von **tāraii̯ap* und *titarap* hervorgegangen sein.

Die meiste Wahrscheinlichkeit, dass *p.k̇, đk̇* für *k̇* geschrieben ist, besteht meines Erachtens für *uru̯ap.k̇aēm* und für *vīdk̇ōišta*, d. i. *vīk̇°* aus ar. **vik̇aii̯išṭha-* mit Schwund des *i̯* vor *i* wie im Indischen, s. Verf. Beiträge 158, Studien I 112 f. [2]). Die Schreibung *p.k̇* (d. i. *p.tš*) vergleicht sich mit der von *p.t* für *t*; s. dazu Geldner KZ. XXX 322. Zu Jt. 13. 12 hat Geldner die Westergaardsche Korrektur *aəhātem* statt *°āp.tem* in den Text aufgenommen. Ebenso umgekehrt *vindāp.tem* statt des überlieferten *vindātem* zu Jt. 17. 26 ff. [3]).

7. Ar. *šr* = av. *sr*?

Jackson A hymn 44 führt eine Anzahl avestischer *sr* nach *i* und *u* auf idg. *sr* zurück und meint "the law of sound-change, *š* into *s* before *r*, is the same as in sanskrit". Seine Beispiele sind *þwisra-, kusra-* und *pisra-*. "An exception violating the law", heisst es dann weiter, "is found in the numeral *þri-*": *tišranąm, tišrąm* und *tišrō*. Den Stellenangaben

1) Was ist aber *va* in *vavavrúṣas* RV. 1. 173. 5? An triplizierte Formen, von denen Brunnhofer KZ. XXX 512 spricht, habe ich keinen rechten Glauben, trotz des Hinweises auf av. *zaozīzui̯ē* G. 1. 6 und ai. *pipīpṛhi* im BhP. Ich setze *va* = *ava*; vgl. Whitney Grammar [2] § 1087 a, Verf. Studien I 107 f.

2) Man halte dazu auch av. *fraēšta-* in den Gatha's, d. i. ar. **prai̯išṭha-*. Es gibt hier kein zweites Wort, das in sicher geschlossener Inlautssilbe ein *aē* aufwiese. — *raēš[ka* J. 68. 21 u. ö., das ich im Handbuch § 227 noch nicht verstand, ist ar. **rai̯īš*, Akk. Plur.; *raēm* Jt. 19. 19 kann ar. **rai̯am* vertreten, aber auch dem ai. *rayím* entsprechen.

3) So scheint auch *mōi.tū* (oder *mōitū*) Jt. 10. 69 für *mōip.tū* zu stehen.

ist ZPGl. 1. 5 hinzuzufügen. "The unifying tendency may from the letter form have produced the violation".

Zunächst einmal sei festgestellt, dass ein historischer Zusammenhang der beiden Wandlungen nicht bestehen kann. Denn wäre *śr* noch im Arischen zu *sr* geworden, oder wäre idg. *sr* nach *i* und *u* unverändert geblieben, so wäre eben im Avesta *ər* dafür eingetreten, wie für jedes postvokalische *sr*.

Was die von Jackson für *tišrō* etc. angenommene Ausgleichung anlangt, so bestreite ich deren Möglichkeit nicht. Die arische Femininflexion von 'drei' scheint nach Maassgabe der beglaubigten Formen folgende gewesen zu sein: Nom.-Akk. **tiśras*, Instr. **tiśr̥bhiš*, Dat. **tiśr̥bhi̯as*, Gen. **tiśrām*, Lok. **tišr̥šu*. Danach müsste im Avestischen von den weniger häufig gebrauchten Kasus aus das *ś* in den Nom.-Akk. und Gen. eingedrungen sein. Das umgekehrte ist prinzipiell wahrscheinlicher, und es liegt dies ja thatsächlich im Indischen vor. Ich will aber einräumen, dass im Arischen flektiert worden sein könnte: Nom. **tišaras*, Akk. **tišras*, so dass das *a* in av. *tišarō*, wie die Handschriften mehrfach bieten, allenfalls etymologisch berechtigt ist. Die Neuausgabe geht noch nicht so weit.

Zugestanden, dass *tišrō* etc. nicht gegen Jacksons Gesetz sprechen: wie steht es denn mit der Gewähr der Wörter, die es beweisen sollen?

kusra- J. 10. 11, auch in *vīkusra-* und *hankusra-* V. 14. 7 enthalten, hat schon Geldner Metrik 159 zu ai. *kṓša-* gestellt. Nun wird ja allerdings häufigst *kṓṣa-* geschrieben, und Fick Wörterbuch I⁴ 27 meint, es sei das richtiger. Er vergleicht lit. *káuszas* 'Löffel', *kiáuszė* 'Schädel', *kiaúszis* 'Ei', deren *sz* für *s* stehen soll[1]). Ferner lat. *cūria* — "ursprünglich 'Haus'" — und got. *hūs*. Man sehe aber wegen der litauischen Wörter Leskien, Bildung der Nomina

1) Die Akzente fehlen bei Fick. Ich vermag mit bestem Willen den Grundsatz nicht zu entdecken, nach dem er bei den indischen und litauischen Wörtern den Akzent gesetzt oder weggelassen hat. Wo er steht, ist er gar nicht selten falsch. S. 229 lesen wir: "s. *tvá* jener, anderer, *tvás — tvás* der eine — der andere, mancher"; aind. *tva-* ist stets enklitisch! Im selben Artikel finden sich die interessanten Avesta-Formen *tum* 'das' und *tum* 'den, jenen'. S. Haug Arda Viraf 286, 312.

44, 129 ein; wegen *cūria* und *hūs* L. Meyer Vgl. Grammatik I² 561, O. Schrader Sprachvergleichung² S. 496, 572, Webster Zur Gutturalfrage im Gotischen S. 30 f. Dass die ältere Schreibung *kóša-* auch die richtigere ist, geht auch aus *kukṣiṣ* hervor[1], das gewiss mit jenem Wort etymologisch zusammenhängt; *kṣ* ist = idg. *k̂s*. Es steckt also in av. *kusra-* 'Wölbung, Höhle, Schlucht' arisches *śr*, nicht *šr*.

Das würde auch zu gelten haben, wenn Horn Recht hätte, *kusra-* mit *kąsō* in *kąsō.tafeδra* (Jt. 19. 3) zu verbinden und in dem *u* den Vertreter alter Nasalis sonans zu erkennen; Am. journal of philol. XI No. 1. Ich kann aber von den Beispielen, die er für solches *u* beibringt, kein einziges für beweiskräftig ansehen. Anscheinend das sicherste ist *puχδō* 'der fünfte', das er denn auch vorangestellt hat. Es kann sein *u* aber leicht vom vorhergehenden Ordinale bezogen haben, ar. **turthás* (> ai. *caturthás*, vgl. *turiyas*, av. *tūiriō*). Auch das folgende Ordinale muss einmal *u* gehabt haben: idg. **suk̂thós*; vgl. dazu Verf. Stud. II 22 Note. [von Fierlingers Fassung des Worts KZ. XXVII 193 f. ist mir ebenfalls unannehmbar.]

Zu *pisra-* fügt Jackson selber in Klammern bei: "if from *piš-*". *pisra-* findet sich nur V. 8. 87—90, verbunden mit *zaraniō.saēpa-*, *erezatō.s°*, *aiō.s°* und *haosafnaēnō.s°*. Es heisst dort: "wer den Feuerbrand *pisrąþ haka zaraniō*. (usw.) *saēpāþ* an den gehörigen Ort hinbringt". Ich wüsste mir dabei unter *pisra-* nichts vorzustellen, was mit *piš-* 'zerstampfen' zusammenhängen könnte. *pisra-* gehört zu ai. *piś-* 'schmücken, gestalten, bilden' und bedeutet 'Bildnerei, Werkstätte'; vgl. Geiger Ostir. Kultur 388.

Es bleibt endlich *þwisra-* J. 31. 13 wo *tā kašmēng þwisrā hārō aibī ašā aibī vaēnahī vīspā*. Jackson übersetzt a. O. S. 11 "all these in thine eye, o glancing one, guardian with righteousness thou seest". Dabei wird auf Ficks Wörterbuch verwiesen, wo *þwisra-* zu ai. *tviṣ-*, *tvēṣá-* gestellt wird. An der Fassung von *þwisrā* als Vokativ und an dessen Übersetzung mit 'o glancing one', allein daran also hängt Jacksons Gesetz. Ich fürchte, der Strick hält nicht lang. Die Übersetzung 'o glancing one' hat keine andere Stütze, als

1) Ficks avestisches *kuši-* 'Höhle' a. O. 190 ist auch eins von den arischen Wörtern, die es nicht gibt. S. Geldner Metrik 82.

eben den Anschluss des Worts an ai. *tviṣ-* usw. Der Zusammenhang verlangt sie keinesfalls. Ich wüsste auch aus den Gatha's keine Stelle zu nennen, da Mazdah ein Beiwort von gleicher oder ähnlicher Bedeutung erhielte. Man berücksichtige übrigens auch ai. *kr̥chrá-* 'Not, Gefahr', das sich wie eine Bildung aus dem Inchoativ-Stamm ansieht. Das Petersburger Wörterbuch will das Wort an *karṣ-* 'hin und her zausen' anschliessen. Sonach könnte man *þwisra-*, wenn der Zusammenhang mit *tviṣ-* usw. durchaus aufrecht erhalten werden soll, aus dem Inchoativ dazu herleiten, also gleich ai. **tvichra-* setzen: vgl. lit. *tvìska* 'es blitzt'.

Der Übergang eines alten *š-* zum *s*-Laut vor *r* beschränkt sich auf den Fall, dass eine Spirans vorausgeht. Vgl. *fseratuš*, *vīʒzrādaie̯iti*; Verf. Handbuch § 149 1, 172 1, Studien II 57 Note.

8. Vokal + Nasal + *r* im Avesta.

Schon in den Gatha's 76 f. habe ich es als Regel aufgestellt, dass im Avesta arisches *an*, *am* vor *r* zum Nasalvokal werde. Ich konnte mich aber dort nur auf ein einziges Beispiel stützen. Als Belege führe ich jetzt an:

ra̜remå Jt. 13. 40, *dareʒō.ra̜rōmanō* Jt. 13. 29 (Handschriften auch *rarem°* und *raro.manō*): Nominalbildungen aus dem Intensivstamm, ar. **ramram°*; vgl. Whitney Grammar[2] § 1148. 4.

ma̜narōiš J. 48. 10. Geldner KZ. XXX 526 übersetzt die Zeile: *kadā mazdā ma̜narōiš narō vīsentē* mit "wann werden sie, o Mazdah, Männer der Weisheit werden?" und meint S. 533: "*ma̜narōiš* könnte Genetiv von *ma̜nari-* (zweisilbig), *man-* + Suffix *ri-* sein". Ich möchte das Wort eher für eine reduplizierte Bildung aus *[s]mar-* ansehen, vgl. Whitney a. O. § 1155 c, Lindner Nominalbildung 57; ar. **mamraiš*[1]).

aipi.du̯a̜naraiå Jt. 11. 4. Justi übersetzt 'wolkenreich', Geldner Studien I 116 'neblig'. Arische Grundform ist **dhu̯ănra-* oder *dhu̯ămra-*. Das Wort gehört zusammen mit av. *du̯a̜nmaibiō*, *dunma̜n*, ai. *dhvāntám* (Verf. Ar. Forschungen III 57), vielleicht auch mit ai. *dhūmás* und *dhūmrás* 'düster, grau'. Möglicherweise sind av. *du̯a̜nara-* und ai.

1) Die Bedeutung von *ma̜nariš* ist 'Verkündigung, Botschaft'. sc. der waren des Zarathuštra.

dhūmrá- Ablautsformen des nämlichen Worts. Für die hergebrachte Ableitung von ai. *dhūmrá-* aus *dhūmá-* fehlt es an Analogien.

ǵēnerąm J. 53. 8 = ar. **ǵ'hanrām.* Wegen des *ē* s. Verf. Handbuch § 47 b, Ar. Forschungen II 137, 91, 105.

ḫrūnerąm J. 53. 8 = ar. **krū̆nrām* oder *°mrām.* Vgl. av. *ḫrūma-,* zu dem es sich verhalten mag wie ai. *dhūmrá-* zu *dhūmá-.*

Es ist also die arische Gruppe Vokal + Nasal + *r* im Avesta folgendermassen vertreten:

1. Ar. *-ă̆nr-, -ă̆mr-* = av. *-ąr-: rąremå;*
   = av. *-ąnar-: mąnarōiš, °dụąnaraịå;*
   = av. *-ēner-: ǵēnerąm.*
2. Ar. *-ŭ̆nr-, -ŭ̆mr-* = av. *-ūner-: ḫrūnerąm.*

Das zwischen *n* und *r* geschriebene *a* oder *e* bedeutet nichts. Dass *ē* und *ū* in den beiden letzten Beispielen nasaliert gesprochen wurden, ist sehr wahrscheinlich. Es handelt sich darum, ob vor *r* ein Nasalvokal allein oder ein Nasalvokal + Nasal gesprochen wurde. Die letztere Annahme scheint mir mehr für sich zu haben. Dafür lässt sich insbesondere der anaptyktische Vokal zwischen *n* und *r* in der Mehrzahl der Beispiele anführen. Ein Vokal vor Nasal + *r* wäre also ebenso gestaltet worden wie ein Vokal vor *n* + *m.* Was die ungleiche Darstellung angeht, so lässt sich auf *k̇imānę* Jt. 10. 32 neben *k̇inmānę* Jt. 19. 33 verweisen; = ar. **kanmānai,* vgl. Verf. BB. XV 36 Note.

Wegen der von mir ebd. XIII 64 besprochenen avestischen Formen *dąnmahi, hụąnmahī* und *friąnmahı* bemerke ich bei der Gelegenheit, dass Geldner jetzt seine frühere Lesung "*ąm*" wenigstens für die beiden ersten Wörter aufgegeben hat; vgl. KZ. XXVIII 408 und die Neuausgabe zu A. 3. 6.

Es darf übrigens nicht verschwiegen werden, dass von dem Gesetz über die Nasalierung eines Vokals vor Nasal und *r* auch einige Ausnahmen zu existieren scheinen. *framru* u. s. w. darf man freilich nicht heranholen, es sind das junge Zusammensetzungen; anlautendes *mr* bleibt aber erhalten [1]). S. auch *frānmānę* Jt. 17. 25 gegenüber *dąnmahi* u. s. w.

1) Zu den bei Justi angeführten Wörtern kommt noch *mrātem* Jt. 17. 12. *mrātem k̇arema* ist ai. *mlātą́ cárma.* [So jetzt auch Geldner BB. XVII 349. Korr.-N.]

Wirkliche Ausnahmen aber scheinen *amraoš*, *k̇amraoš* Jt. 13. 109 und *namra.vāḫš* ZPGl. zu bilden. Aber die Quellen, in denen jene Wörter vorkommen, erwecken wenig Vertrauen, so dass sie nach meiner Meinung das oben formulierte Gesetz nicht gefährden. Die Kopenhagener Handschrift des ZPGl. hat *namnra* [1]).

9. Altind. Infinitive auf *-man* und *-mani*.

S. Brunnhofer KZ. XXV 333 ff.; Verf. Studien II 170.

Dass die Dative der *man*-Stämme im Arischen als Infinitive gebraucht wurden, ist eine bekannte Thatsache; vgl. ai. *dámanē* usw. bei Ludwig Infinitiv 60, av. *ḫšąnmēnę*, *ḫšnūmainę*, *staomainę* [2]). Gleiches gilt von den Dativen der *u̯an*-Stämme; cf. ai. *dāvánē*, av. *vīdu̯anōi*. In BB. XIII 76 f. habe ich alsdann einen lokativischen Infinitiv auf *-u̯an* nachgewiesen: av. *rōiþwen* J. 31. 7; s. auch Jackson A hymn, 7, 32. KZ. XXVIII 22 habe ich auch avestische Lokative auf *-mąm* und *-mēng* (= ar. *-mān*) als Infinitive nehmen wollen; doch ist das kaum richtig. *haḫmēng* J. 49. 3 ist Akk. Plur. (vgl. Geldner ebd. 196), die anderen angeführten For-

1) Dass np. *narm* einem altiranischen **namra-* = ai. *namrá-* entspricht — J. Darmesteter Études Ir. I 94 —, soll darum keineswegs bestritten werden.

2) Statt *k̇ašmainē*, wie ich KZ. XXVIII 20 las, hat die Neuausgabe °*mainī*.

3) Wiedemanns Zerlegung dieser Infinitive, wonach sie mit *-anai* gebildet wären (lit. Präteritum 44), ist nach meiner Ansicht unhaltbar. Er meint, dass in *vīdu̯i̯ē* 'unverkennbar' ein Stamm *vīdu-* vorliege. Das ist jedoch nicht richtig. *-u̯i̯ē* vertritt sowohl ar. *-uu̯ai* als ar. *-u̯ai*; letzteres aber kann auch den Lokativausgang eines Stammes auf *u̯a-* darstellen; vgl. Verf. BB. XV 240 No. 3 und 4 (wozu apreuss. *billītwei*).

Ich bemerke bei der Gelegenheit, dass ich Calands Fassung von av. *dadu̯i̯ē* J. 46. 15 als Infinitiv und seine Übersetzung der Strophe in KZ. XXXI 261 nicht für zutreffend erachte; s. übrigens auch Brunnhofer ebd. XXX 512. *dadu̯i̯ē* ist 2. Plur. des Aoristpräsens in 'thematischer' Flexion, vgl. Verf. ebd. XXIX 316, Ar. Forschungen II 161, Geldner BB. XIV 5 (wo aber in der Übersetzung die Worte *tāiš š́i̯aoþanāiš* vergessen sind). Brunnhofer ebd. XV 270 und Fick Wörterbuch I⁴ 70, 238 haben auch noch den avestischen Infinitiv *du̯i̯ē* J. 48. 7, den schon Roth Zeitschr. d. dtsch. mgl. Ges. XXV 226 zu den Toten gelegt hat; s. auch die Neuausgabe.

men scheinen Lokative in gewöhnlichem Gebrauch zu sein. Die Stelle mit *kašmąm* J. 50. 10 ist mir noch nicht klar. — Dagegen finden sich Lokative sowohl auf *-man* als auf *-mani* in infinitivischer Verwendung im Veda, erstere den griechischen Infinitiven auf -μεν entsprechend. Ich verzeichne hier — ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen — die folgenden [1]:

1. *sávīmani.* RV. 4. 53. 3:

prá bāhū́ asrāk savitā́ sávīmani,

"jetzt hat die Arme ausgestreckt Savitar (der Anreger) zur Anregung"; vgl. dazu 6. 71. 1:

úd u ṣyá dēváḥ savitā́ hiraṇyáyā

bāhū́ ayąsta sávanāya sukrátuḥ |; 2. 38. 1:

úd u ṣyá dēváḥ savitā́ savā́ya | . . *asthāt* |.

sávīmani, sávanāya und *savā́ya* stehen sich begrifflich völlig gleich. Es ist ja gewiss richtig, dass man an der ersten Stelle auch übersetzen könnte: "bei der Anregung". Es handelt sich aber doch nicht darum, wie man einer grammatischen Schablone zu Liebe allenfalls übersetzen könnte, sondern wie zu übersetzen ist auf Grund anderer Stellen, die sich im gleichen Anschauungskreise bewegen. Danach aber ist *sávīmani* ebenso wie *sávanāya* und *savā́ya* final gedacht. Will man für die beiden letzten die Bezeichnung 'Infinitiv' nicht zulassen: gut, auf den Namen kommt es ja wenig an. So viel ist sicher, dass *sávanāya* und *savā́ya* final gebrauchte Dative aus Nomina Actionis sind. Das gleichbedeutende *sávīmani* wäre dann eben ein final gebrauchter Lokativ. Ich sehe aber nicht ein, warum man den *mani-* (und *man-*) Formen den Namen 'Infinitiv' verweigern sollte. Daneben stehen solche auf *-manē*. Die Lokative aus Nomina-Agentis-Stämmen werden schon seit indogermanischer Zeit ebenso wie deren Dative als Infinitive verwendet [2]); s. fürs Arische Verf. BB. XV 240 ff.;

1) Brunnhofer führt als Infinitivformen auf *-man, -mani* folgende 4 auf: *vidharmaṇi* RV. 3. 2. 3, *sávīmani* 4. 53. 3, *hávīman* 6. 63. 4, *dhármaṇi* 1. 159. 3; vgl. KZ. XXV 335, 337, 341, 353.

2) Vgl. auch av. *vīdōiθrę* Jt. 10. 82 > ai. *dhartári, sōtári* usw. bei Geldner KZ. XXV 524. Johansson ebd. XXX 415 hat diese Stelle vermutlich übersehen. S. besonders RV. 10. 100. 9: *ūrdhvṓ grā́vā vasavō 'stu sōtári* mit 1. 28. 1: . . . *grā́vā* . . *ūrdhvṓ bhavati sṓtavē.* Oder soll man etwa mit Rücksicht auf 4. 3. 3: *grā́vēva sṓtā* auch *sōtári* als Nom. Sing. Neutr. (!) 'als Presse' nehmen?

ferner Brugmann Grundriss II 613. — Ich bemerke noch, dass Ludwig zu RV. 4. 53. 3 übersetzt: "zur Belebung hat Savitar die beiden Arme ausgestreckt". Im Kommentar heisst es dazu: "Sajana vortrefflich *prasave 'nujñayā nimittabhutāyām*". S. auch das gleich folgende.

VS. 4. 25:

ūrdhvā́ yásyāmátir bhā́ ádidyutat sávīmani
híraṇyapāṇir amimīta sukrátuḥ kṛpā́ svàḥ ||

"dessen Lichtglanz strahlte hochauf zur Anregung, er der Goldhändige, Weise hat jetzt mit seinem Leibe den Himmel ausgemessen". Die Verbindung von *ūrdhvá-* mit dem Lokativ hat keinen andern Sinn als die gewöhnliche mit dem Dativ, worüber Grassmanns Wörterbuch Auskunft gibt. Beachtenswert ist Mahidharas Erläuterung: *yasya bhāḥ adidyutat* | *kinnimittam* | *savīmani anujñānimitta sarvān karmaṇy anujñātum ity arthaḥ* |.

RV. 8. 18. 1:

idā́ ha nūnám ēṣā̆ | sumnám bhikṣēta mártyaḥ
ādityā́nām ápūrvya sávīmani ||.

Auch hier nehme ich *sáv°* mit Ludwig, der wieder "zur Belebung" hat, final. In *ápūrvyam* sehe ich hier und RV. 3. 13. 5 ein Adverb und übersetze es wie das damit identische av. *apaourvīm* J. 28. 3 "wie nie zuvor"; vgl. Jackson A hymn, 20. Also: "Ihre, der Aditya Gunst soll sich jetzt der Sterbliche erflehen, dass sie anregen wie nie zuvor".

Ausserdem findet sich *sávīmani* noch dreimal im RV.: 10. 64. 7, 6. 71. 2 und 10. 36. 12. An der ersten Stelle ist es gewiss gewöhnlicher Lokativ. Die beiden andern zeigen eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit. 10. 36. 12 steht:

śrḗṣṭhē syāma savitúḥ sávīmani |, und 6. 71. 2:
dēvásya vayā́ savitúḥ sávīmani |
śrḗṣṭhē syāma vásunaśca dāvánē |.

An der zweiten Stelle sind *sávīmani* und *dāvánē* offenbar parallel gebraucht. Ludwig übersetzt daher: "möchten wir (bestimmt) sein zur herrlichsten Belebung von seiten Savitars und dass er uns Treffliches gebe". Bei Grassmann fehlt *ca*. Wurde *śrḗṣṭha-* als Synonymon von *prathamá-* gefühlt? Vgl. das Petersburger Wörterbuch. Von *prathamá-* kommt im AV. der pronominale Genetiv *prathamásyās* vor, und Panini kennt auch den Nom. Plur. *prathamé*. Danach liesse sich *śrḗṣṭhē*

als Nom. Plur. fassen, bezogen auf *rayám*, und *sávīmani* wie *dāváne* davon abhängig machen; vgl. 6. 26. 8: *śrḗṣṭhō ghané*[1]) *vrtrā́ṇā̆ sanáyē dhánānām.* Doch will ich nicht versäumen, auch auf 1. 164. 26 *śrḗṣṭhā̆ savám* zu verweisen. Für die Ausdehnung der Pronominalflexion aufs Nomen besitze ich keine Sammlungen. Lanman sagt nichts darüber. Im Avesta geht sie ziemlich weit.

2. *dárīman* RV. 1. 129. 8. Es heisst hier:

prápra vō asmḗ sváyaśōbhir ūtī |
parivargá indrō durmatī́nā̆ |
dárīman durmatī́nām

Sowohl Grassmann als Ludwig übersetzen *pariv°* und *dar°* final: letzterer gibt die letzten zwei Zeilen so: "Indra (komme) zu der Boshaften Beseitigung, zu der Boshaften Zerreissung", und bemerkt dazu im Kommentar: "Lokativ in Dativbedeutung". *parivargé* gilt als Lok. Sing. zu einem Stamm °*vargá-*, der sonst nicht vorkommt; *áparivargam* der Brahmana's ist Absolutivum. Sonst findet sich noch der akkusativische Infinitiv *parivŕ̥jam* (*nírr̥tīnām*) RV. 8. 24. 24, abhängig von *vḗttha*, wozu 4. 8. 3: *sá vēda . . ānámam* zu vergleichen ist[2]). Sollte es ganz und gar unzulässig sein, *parivargḗ* als Dativform zu nehmen? Nach Delbrücks Akzentregel für die *ē*-Dative (Verbum 222) wäre freilich Betonung auf der vorletzten Silbe zu erwarten. Aber es gibt doch noch mehr Ausnahmen ausser dem dort erwähnten *vāhē*. Ich führe noch an: *bādhé*, *sādhe* RV. 10. 35. 9, *tújē* 8. 4. 15, *náśē* 1. 122. 5, 12, *avidriṣḗ* AV. 1. 34. 5, *vighasḗ* 11. 2. 2, *pramradé* ÇB. 4. 4. 3. 11; vgl. Brunnhofer a. O. 508 ff., Ludwig Infinitiv 56 ff.[3]).

1) Infinitiv; s. Brunnhofer KZ. XXX 510; = idg. **ghn̥n-ái*. Fehlt bei Whitney Wurzeln.

2) Bei Brunnhofer, Ludwig Infinitiv 53 und Whitney (Wurzeln) wird *ānámam* als Infinitiv aufgeführt, nicht aber *pariv°*.

3) Bei Whitney Wurzeln fehlen *sádhe*, *túje*, *náśē*, *avidriṣé*, *vighasḗ*. — Zu *tújē rāyḗ* vgl. *rāyá ātújē* RV. 7. 32. 9. — Zu *vighasḗ* vgl. Ludwig Rigveda III 549. — RV. 10. 35. 9 übersetze ich: "Um Sicherheit flehn wir jetzt bei der Breitung der Streu, bei der Schirrung der Steine, damit unser Wunsch sich erfülle"; vgl. dazu *mánma sādhaya* 6. 56. 4 und die Verbindungen von *sādh-* mit *máti-* und *dhī́-*. — Nach Ludwig Infinitiv 56 ff. gehörten hierher noch: *jámbhē*, *yájē*, *śáyē* und *upaśvasḗ*; doch s. jetzt seine Übersetzung und den Kommentar; zu *upaśv°* vgl. das Petersburger Wörterbuch.

An die letzte Form ist *parivargé* anzuschliessen; °*vargé* verhält sich zur Wurzel *varg-* genau so wie °*mradé* zu *mrad-*. Die Hochstufenform der Wurzel begegnet bei den *ē*-Infinitiven gar nicht so selten. Ein paar Mal stehen Hoch- und Tiefstufenform neben einander: *gr̥bhé* > *nigrábhē*, *samnáśē* > *náśē*. Auch die Dehnstufenform kommt vor, vgl. Verf. BB. XV 219.

3. *hávīman* RV. 6. 63. 4, wo:

prá hṓtā gūrtámanā urāṇṓ |
áyukta yṓ nāsatyā hávīman .

Ludwig übersetzt richtig: "der angestellt ward zu der Nasatya Anrufung". *hávīman* ist mit dem Kasus des Verbs (Akkusativ) verbunden.

4. *párīmaṇi* RV. 9. 71. 4. Die richtige Fassung von

nēniktḗ apsú yájatē párīmaṇi |

gibt Ludwig im Kommentar. Es ist zu übersetzen: "er reinigt sich in den Wassern, um dem Opferer reichlich zu spenden". Bei der hergebrachten Erklärung von *yájatē* als 3. Sing. hängt *párīmaṇi* ganz in der Luft.

5. *dhárman, dhármaṇi*. RV. 9. 7. 1:

ásr̥gram índavaḥ pathā́ |
dhármann r̥tásya suśríyaḥ |

Ludwig übersetzt: "Auf ihren Weg sind die Tropfen ergossen, zu des Gesetzes Aufrechterhaltung, die herrlichen"; — ferner ebenso 9. 110. 4:

ájījanō amr̥ta mártyēṣv ā́ |
r̥tásya dhármann amŕ̥tasya cā́ruṇaḥ |

Ludwig: "Du hast (ihn) erzeugt Unsterblicher unter den Sterblichen zu der Ordnung Erhaltung und des schönen Amrta". Zu vergleichen ist 2. 23. 17:

sá r̥ṇacíd r̥ṇayā́ bráhmaṇas pátir |
druhṓ hantā́ mahá r̥tásya dhartári |

S. die Litteraturangaben zu dieser Stelle bei Johansson KZ. XXX 414 f. Es scheint mir das nächstgelegene, *r̥tásya dhárman* und *r̥tásya dhartári* in der gleichen Bedeutung zu nehmen. Jedenfalls nicht angängig ist Grassmanns Übersetzung, der an den ersten Stellen "nach des Rechtes Brauch", "im Brauch des Opfers", an der letzten aber "zu des grossen Rechtes Schutz" bietet. So verschieden dürfen die Ausdrücke nicht genommen werden. Übersetzt man mit Johansson *r̥tásya dhartári* mit "ein Schutz des Rechtes" — s. oben

S. 496 N. 2 —, so bleibt für *ṛtásya dhárman* auch nichts andres übrig, als es final: "zum Schutz des Rechtes" zu fassen. Nominativ kann *dhárman* ja doch nicht sein.

RV. 1. 159. 3:

sthātúś ca satyá̩ jágataś ca dhármaṇi |
putrásya pāthaḥ padám ádvayāvinaḥ |

Ludwig macht mit Recht *satyám* von *dhármaṇi* als Objekt abhängig — vgl. auch seine Erläuterung im Kommentar —; dann aber kann *dhármaṇi* nur in finalem Sinn gebraucht sein.

RV. 10. 39. 2: *agním īḷē* . . . |

yásya dhárman svàr ḗnīḥ |
saparyánti mātúr ū́dhaḥ |

Wenn ich die Strophe recht verstehe, so bedeuten diese Worte: "den Agni verehr ich . ., dessen Glanz zu erhalten die Bunten der Mutter Schooss dienend aufsuchen". Mit *ḗnīḥ* werden die Holzscheite gemeint sein — nach Sayana sind es die *áhutayaḥ* —, mit *mātúr* (sc. *agnḗḥ*) *ū́dhaḥ* der Herd.

S. noch Ludwigs Übersetzung zu RV. 3. 38. 2 und 9. 97. 22 (mit den Bemerkungen im Kommentar); ferner Brunnhofers Übersetzung zu 3. 2. 3.

6. *dhárīmaṇi*. RV. 1. 128. 1:

ayám̩ jāyata mánušō dhárīmaṇi |

Ludwig: "Zu des Menschen Erhaltung ward (er) geboren". S. auch Ludwigs Übersetzung zu 9. 86. 4.

Münster (Westf.), 12. August 1891.

Christian Bartholomae.

Lat. *perendie.*

It has long been recognised that the first part of this word is connected with the Sanskrit *pára* (cf. KZ. III 395, XI 6, XIII 190, Corssen Aussprache I² 446), but, so far as I know, no satisfactory explanation has been given of the form *peren*. According to Corssen (l. c.) *perendie* has arisen from **perom diem*, in which case we should have to suppose that it became *perendie* after the analogy of *postridie* and the like. His explanation, however, may be called in question

for both phonetic and syntactic reasons. Phonetically **perom diem* might have been expected to become **perundiem*, as **tantom-dem* becomes *tantundem*. Syntactically a locative would have been more in place, cf. *pridie*, *postridie*, *meridie*, skr. *aparedyus*, *parédyavi*, cf. Grassmann KZ. XI 6 sq. Grassmann suggests that in *peren* we have a locative form, but his explanation of it is untenable. **Péren* as a locative from *péro-* could be compared only with the locatives in *n* that Bartholomae has pointed out in BB. XV 25 sqq., and it is most improbable that such highly archaic forms should form part of an ordinary adjective declension. Solmsen's derivation of *enim* (KZ. XXXI 473) has suggested to me another possibility. Latin is one of those languages where certain adjectives in some cases follow the pronominal declension (cf. Brugmann Grundriss II 460). Thus corresponding to skr. *párasmin* we might have a locative **péresmi* whence, with loss of *ĭ* (cf. Grundriss I 503, Leo Meyer VG. I² 331 sq.) *perem* and, by assimilation, *peren*. As to the second part of the word, if we may assume a prehistoric *péresmi diḗu̯i*, it has followed the change of declension of *dies*. An Idg. locative **di̯ēu̯* or **di̯ē* is not in itself inconceivable, but could not be assumed without further evidence. For the meaning "the day after the morrow" cf. ἔννηφι, skr. *anyás*, Curtius Gr. Et.⁵ 310.

Marple, Cheshire. J. Strachan.

Κατασβῶσαι bei Herodas.

In den kürzlich aus Tageslicht getretenen, in ionischer Mundart abgefassten Mimiamben des Herodas heisst es (V, 39):

τήν σευ χολὴν γὰρ ἤθελον κατασβῶσαι.

Κατασβῶσαι steht hier im Sinne von κατασβέσαι. Rutherford, der mit der Form nichts anzufangen weiss, ändert sie in κατασβέσσαι und vergewaltigt damit die Überlieferung. An dieser ist nichts auszusetzen.

Die Wortsippe σβέννυμι führt, wie ich Morphol. Unters. I 19 ff. gezeigt habe, mit Notwendigkeit auf ein *seg-* als ihre Wurzel, wahrscheinlich dieselbe Wurzel, von der lat. *sēgni-s*[1])

1) *sēgni-s* aus **segu̯-ni-s* wie *āgnu-s* aus **agu̯-no-s* (vgl. *avilla* und ἀμνό-ς aus *ἄβνο-ς).

kam und ai. *saj-*, das, ausser 'hängen' im allgemeinen, auch 'hängen bleiben, stecken bleiben, stehen bleiben, zögern' u. dgl. bedeutete. σβ-εσ- in σβέσ-σαι σβέννυμι u. s. w. zeigt dasselbe wurzelerweiternde Suffix *-es-*, das z. B. in *tr-es-* 'zittern' von Wurzel *ter- tr-* (τρέσ-σαν τρέ(σ)ω ai. *trása-ti* 'erzittert', vgl. τρ-έμω lat. *tr-emō* und ai. *tar-alá-s* 'sich hin und her bewegend, zitternd'), in ξ-εσ- von Wurzel *qes- qs-* (ξέσ-σε ξέ(σ)ω, vgl. ξ-ύω und aksl. *čes-ati* 'kämmen, striegeln' lit. *kas-ýti* 'kratzen'), in βδ-εσ- von Wurzel *pezd- bzd-* (βδέσαι βδέ(σ)ω βδέννυμαι, vgl. sloven. *pezdeti* čech. *bzdíti* 'furzen' lat. *pedo* aus **pezdō*) und in *u̯-es-* 'ankleiden' von Wurzel *eu̯- u̯-* (griech. (ϝ)έσ-σα (ϝ)έννυμαι lat. *ves-ti-s*, vgl. lat. *ex-uō* aus *-*ouō* *-*eu̯ō* umbr. *an-ovihimu* 'induimino') vorliegt. Vgl. Verf. Grundr. II S. 20, Per Persson Studien zur Lehre von der Wurzelerweiterung und Wurzelvariation 77 ff. Der Stamm σβ-η- aber in ἔ-σβη-ν σβή-σομαι ἔ-σβη-κα, der nur mit gröblicher Vernachlässigung klarer Lautgesetze aus σβεσ- gewonnen werden kann, hatte dasselbe Suffix *-ē-* wie ἔ-βλ-η-ν ἐ-βάλ-η-ν von Wurzel *gel-* (βέλος), πλῆ-το von W. *pel-* 'füllen' (πολύ-σ got. *filu*), ἐ-ρρύ-η von Wurzel *sreu̯-* (ῥέ(ϝ)-ει) und zahlreiche andre ein- oder zweisilbige Stämme (Verf. Griech. Gramm.[2] § 114 S. 153).

Es eröffnet sich nun ein doppelter Weg zur Erklärung von σβῶσαι.

Zunächst kann man neben σβ-η- ein mit ihm ablautendes σβ-ω- annehmen. Vgl. z. B. ζ-ω- (in ἔζωσα ζώω gort. δώω) neben ζ-η- (in ζήσω ἔζησα ζῆ aus *ζη-ι̯ει) aus **gi̯-ē-* **gi̯-ō-* (vgl. av. *jyāiti-* 'Leben') von Wurzel *gei̯-* in av. *gay-a-* 'Leben' und sonst; ψ-ω- (in ψώχω ψωμό-σ ψωρό-σ) neben ψ-η- (in ἔψησα ψῆ aus *ψη-ι̯ει) aus **bhs-ē-* **bhs-ō-* (vgl. ai. *psā-ti* 'zerkleinert, kaut, verzehrt' part. *psā-tá-s*) von W. *bhes-* in ai. *bá-bhas-ti* 'zerkleinert, verzehrt' *bhás-man-* 'verzehrend': ebenso *ĝn-ē- ĝn-ō-* 'kennen', *pl-ē- pl-ō-* 'füllen', *i̯-ē- i̯-ō-* 'gehen' u. a. σβῶσαι wäre hiernach mit ζ-ῶ-σαι, ἀνα-γνῶσαι (Wurzel *ĝen-*) u. ähnl. auf gleiche Linie zu stellen.

Eine zweite Möglichkeit ist durch die Hesychglossen ζόασον (ᾱ oder ᾰ?)· σβέσον (cod. σέβεσον) und ζοᾷσ· σβέσεισ (cod. ζοᾶσ· σεβέσεισ) an die Hand gegeben. Das ζ ist ebenso wie in ζείναμεν· σβέννυμεν (man schreibt wohl mit Recht ζείνυμεν dafür) und in ἔζινεν· ἐπεσβέννυεν Vertreter von *zd*. Ein *ζδο(σ)άζω oder *ζδο(σ)άω neben σβεσ- ζδεσ- ist nicht auffal-

lender als got. *wasja* ahd. *weriu werru* 'bekleide' Grundf. **u̯osé̄i̯ō* neben (ϝ)-έσ-σα oder als ai. *trasa-s tatrāsa trasaya-ti* neben *tr-ása-ti*. Hiernach könnte σβῶσαι dieselbe Kontraktion von οη in ω erlitten haben wie die ion. ἔβωσα ἐπι-βώσομαι βεβωμένα zu βοάω, ἐν-νώσᾱς νενωμένου zu νοέω, ἐβώθεον ἐβώθησαν zu βοηθέω.

Unser σβῶσαι, mögen wir es mit ζῶσαι oder mit βῶσαι βοῆσαι auf eine Linie stellen, ist insofern von besonderm Interesse, als es uns den Wechsel zwischen σβεσ- und σδεσ- besser verstehen lehrt als wir ihn bisher verstehen konnten. Idg. *g* erscheint lautgesetzlich als β vor *o*-, als δ vor *e*-Vokalen, wie in βούλομαι : dor. δήλομαι, βολή : ark. δέλλω, ὀβολό-ς : delph. ὀδελό-ς, βοῦς, ἔρεβος, δέ, ἀδήν u. s. w. Lautgesetzlich waren also unter den überlieferten Formen unsrer Wortsippe nur κατασβῶσαι und ζείναμεν (ζείνυμεν). Von σβο(σ)- (σβω-) aus war β in σβέννῡμι σβέσσαι σβῆναι eingeschleppt, von σδεσ- aus δ in ζόασον ζοᾷς.

Nun ist freilich keineswegs sicher, dass ζόασον auf eine Stammform **zg-os-* zu beziehen sei. Neben ξ-έσ-σαι stand ein *qs-u-*, vertreten durch ξύω 'schabe, reibe ab' ξυ-ρό-ν ai. *kṣu-rá-s* 'Schermesser', wozu wohl ξοό-ς· ξυσμός (Hesych), ξόανο-ν und ξοΐς zu ziehen sind (mit ξοϝ-, nicht mit ξοσ-). Ferner stand neben *tr-ē-* (τρῆ-μα 'Loch' ahd. *drāu* 'drehe') ein *tr-u-* (τρύω 'reibe auf' τρύσκω τρῦχος, aksl. *trovą* 'reibe auf, verbrauche'), neben *pr-ē-* (πρήθω πίμ-πρη-μι 'blase auf, sprühe, schüre, zünde' russ. *préju* 'schwitze, siede, entzünde mich') ein *pr-u-* (aisl. *frauđ* 'Schaum' ai. *pru-ṣ-* 'spritzen' lit. *praũ-s-ti* 'das Gesicht waschen') u. dgl., s. Per Persson a. a. O. S. 171. 173 u. sonst. So kann neben *zg-es-* und *zg-ē-* ein *zg-u- zg-eu̯- zg-ou̯-* gelegen haben, auf das sich ζόασον beziehen liesse, indem man es auf *ζοϝασον zurückführte.

Für einen Stamm *zg-u-* sprechen mit ihrem ξ- die beiden Glossen ἐξίνει· ἐπεσβέννυεν und ἀποξίννυται· ἀποσβέννυται, denen sich κατασέσας· σβέσας anschliesst, da sein σ, wie schon M. Schmidt s. v. ἀποξίννυται vermutet hat, wahrscheinlich Schwächung von ξ war, vgl. att. Inschr. σύλον σύλινος (Meisterhans Gramm. d. att. Inschr.[2] 71), σοάνα· ἀξίνη. Πάφιοι zu ξόανον (vgl. Meister Die griech. Dial. II 249, O. Hoffmann Die griech. Dial. I 227), Σενοφίλου CIG. 2585 und andres.

s. Curtius Gr.[5] 696, G. Meyer Gr. Gr.[2] 257, Kretschmer KZ. XXIX 468[1]).

Was zunächst den in ἐξίνει und ἀποξίννυται hinter der Wurzel auftretenden *i*-Vokal betrifft, den auch ἔζινεν· επεσβέννυεν hat, so haben wir hier wieder ein andres Wurzelsuffix, -ī̆-, das z. B. auch vorliegt in ὀρ-ίνω ai. *r-i-ṇva-ti r-i-ṇā-ti r-i-t- r-ī-ti-ṣ* neben ὄρ-νῡ-μι ai. *r̥-ṇvá-ti*, in κρ-ίνω lat. *dis-crī-men* neben lit. *skir-iù*, in gr. ἀγ-ίνω ἀγ-ῑνέω[2]) neben ἄγ-ω kret. ἀγ-νέω, in πινύμενό-c πινυτό-c aus *πϝ-ι-νυ- neben νηπύ-τιο-c ai. *pu-nā-ti*[3]), in ai. *bhr-ī-ṇā-ti* aksl. *br-i-ti* (av. *br-ōi-þra-*) neben φάρ-ο-c lat. *for-āre*, in ai. *śr-ī-ṇā-ti* neben *śr̥-tá-s*. Da ὀρίνω lesb. ὀρίννω auf *ὀρι-νϝω zurückzuführen ist, so dürften ἀγίνω und ἔζῑνεν entsprechend aus *ἀγι-νϝο- und *ζδι-νϝο- entstanden sein. ἀγῑνέω und ἐξίνει aber beruhten auf jüngerem Übertritt in die Klasse der Verba auf -έω, wie πιτνέω neben πίτνω, εἱλέω neben εἴλω, worüber ich an andrer Stelle handeln werde. ἀπο-ξίννυται fasst man am einfachsten als eine Kombination von ξι- mit *ξέννῡμι[4]).

Die Wurzelform ξ- kann nur als Vertreter von ζγ- angesehen werden. Ob eine wirkliche Umstellung der beiden Laute stattgefunden hatte, oder ob ξ nur ungenaue Bezeichnung des gesprochenen, wahrscheinlich stimmhaften Lautes oder Lautkomplexes war (vgl. die Bemerkungen Kretschmers in KZ. XXIX 459 ff. über die Aussprache von ξ und ψ), bleibt ungewiss. ζγ- aber lässt vermuten, dass im Griech. einmal Formen mit *u*-Vokal vorhanden waren. Denn wo in demsel-

1) Bei ξύν und cύν mag die zwiefache Gestaltung des Anlautes in die vorgriechische Entwicklungsperiode hinaufreichen. S. Kretschmer KZ. XXXI 415 f. Dass dieses auch bei cύλον und coάνα der Fall sei (s. Kretschmer S. 417. 419), ist mir sehr unwahrscheinlich. Ganz abzuweisen ist es natürlich für Σενοφίλου u. a. (s. Kretschmer S. 423).

2) Vgl. ai. *áj-āi-ṣ á-śar-āi-t* (neben *á-śar-ī-t*), wo dasselbe Suffix in Hochstufengestalt erscheint (vgl. Bartholomae Stud. zur idg. Sprachgesch. II 63 ff.).

3) Dasselbe *ī* in italisch **pu̯-ī-i̯o-s* osk. piihiúi lat. *piu-s* und in ai. *pav-ī-tár-* (Bartholomae Stud. zur idg. Sprachgesch. II 185).

4) Führen wir ζόαcον auf **zq-ou̯-* zurück, so haben wir ein Nebeneinander von *u*-Suffix und *i*-Suffix, wie bei φλ-ύω φλ-υ-δάω und Φλ-ί-ᾱc φλ-ι-δή, bei τρ-ῡ́ω und lat. *tr-ī-vī tr-ī-tu-s* u. dgl., s. Per Persson S. 104. 124. 131. 160 und sonst.

ben Wortstamm allgemeingriechisch γ κ χ mit β π φ oder δ τ θ als Vertreter von idg. Velarlauten wechselten, ist in allen klaren Fällen ein folgendes oder vorhergehendes *u* im Spiele gewesen, wie bei πρέσ-γυ-ς (vgl. ἐγ-γύ-ς μεσση-γύ-ς) neben πρέσβιστο-ς, γογ-γύ-ζω neben βοή, ὑ-γιής eigentlich 'wohllebend' neben βίο-ς und ζῆ (*$g\underset{\circ}{i}$-ē-), βου-κόλο-ς neben αἰ-πόλο-ς ἱππο-πόλο-ς, ἐλαχύ-ς neben ἐλαφρό-ς ἐλαθρό-ς (s. Verf. KZ. XXV 307, Grdr. I S. 316 f. 319 f., Gr. Gr.[2] S. 55 f., de Saussure Mém. de la Soc. de lingu. VI 161 f., Wackernagel Das Dehnungsgesetz der gr. Kompp. 4, Bezzenberger in seinen Beitr. XVI 252). So würden ἐξίνει, ἀποξίννυται und κατασέσας, indem sie auf ein *zg-u- auf griechischem Boden weisen, zu gunsten der Annahme sprechen, dass ζόασον und ζοᾷς aus ζοϝ- entstanden waren; diese Formen verhielten sich zu σβέσ-σαι wie ξο(ϝ)-ό-ς 'das Schaben' zu ξέσ-σαι.

Man hat aber — ich will keine Möglichkeit beiseite lassen — auch noch damit zu rechnen, dass das ο von ζόασον und ζοᾷς als Vertreter von υ (*u*) gefasst werden kann, als welcher dieser Vokal in einer Reihe von hesychischen, zum teil kyprischen Glossen erscheint (G. Meyer Gr. Gr.[2] S. 105 f., Meister Die griech. Dial. II 217 ff., O. Hoffmann Die griech. Dial. I 165 f.), dass uns also in ζο- die nach dem Anlaut ξ- zu vermutende Stammform *zg-u- noch unmittelbar überliefert sein kann. Indessen wird diese Auffassung durch unser κατα-σβῶ-σαι, falls dieses aus *-σβοῆσαι entstanden war, unwahrscheinlich, weil das ο dieser Form idg. *o* gewesen sein muss.

Bei der Mannigfaltigkeit von Formen, die die Sippe σβέννῡμι bietet, und bei der Art ihrer Überlieferung — wir wissen nicht, aus welchen Dialekten die hesychischen Glossen stammen und ob sie alle genau geschrieben sind — ist es natürlich, dass mancherlei im einzelnen zweifelhaft bleibt. Es genügt mir, gezeigt zu haben, dass ein Verständnis des überlieferten ohne allzu gewagte Hypothesen wenigstens möglich ist. Was im besondern das neu entdeckte κατα-σβῶσαι betrifft, von dem wir ausgingen, so ist es ohne Zweifel unangetastet zu lassen, und so lange nicht ein mit σβ-η- ablautendes σβ-ω- sicher belegt ist, gebe ich der Herleitung aus *-σβοῆ-σαι den Vorzug, mag dieses ein *σβ-οσ- oder ein *-σβ-οϝ- enthalten haben.

Leipzig. Karl Brugmann.

Kyprisches.

1. Unerklärt ist die Glosse bei Hesychios: ἀβάθματα· στρέμματα (Κύπριοι). Das Wort hat semitischen Ursprung. Ich vergleiche ἀβαθ-ματα mit hebräisch עֲבֹות *ʿᵃbhōth* 'Strick, Flechtwerk'. Im Phönizischen könnte der zweite Vokal leicht ein anderer *(ā)* gewesen sein.

2. Unerklärt ist die Glosse bei Hesychios: ἐcθλαί· ξύλινα παίγνια· Ἀμαθούcιοι. O. Hoffmann (BB. XV 50) liest ἔcολαι = ἔc-cολαι = ἔκξυλαι 'ganz aus Holz bestehend'. Durch diese Änderung wird die alphabetische Folge gestört. Ich betone ἔcθλαι und vergleiche ἔc-θλα hinsichtlich des Suffixes mit ἱμάc-θλη. In ἐc- aber erkenne ich hebräisches und phönizisches עֵץ *ʿēṣ* 'Holz'. Wegen der Vertretung von צ durch c vgl. A. Müller BB. I 282 ff. Wenn das *e* nicht etwa im Phönizischen kurz war, so liegt es nahe, eine Angleichung an ἐcθλόc anzunehmen.

3. οἱ γὰρ Κύπριοι τὸ δεcμωτήριον κέραμον καλοῦcιν, heisst es im Scholion zu Ilias E 387, der einzigen Belegstelle für κέραμοc in dieser Bedeutung:

δῆcαν κρατερῷ ἐνὶ δεcμῷ·
χαλκέῳ δ' ἐν κεράμῳ δέδετο τριcκαίδεκα μῆναc.

Wir dürfen das homerische Wort unbedenklich als kyprisch nehmen, da eine Lokalisierung des Aloaden-Mythos, in dem es vorkommt, auf Kypros bezeugt ist: vgl. Preller Griech. Myth.[4] I 105. Bereits Hamaker, Miscellanea Phoenicia p. 304, hat dieses κέραμοc als semitisch beansprucht, in Hoffmanns Verzeichnis der sicher oder wahrscheinlich semitischen Vokabeln (a. a. O. S. 82) findet es sich aber nicht. Indessen würde ich nicht mit Hamaker an einen *locus seclusus, cuius aditu prohibentur exteri* (wie *Harem* 'Frauengemach') denken, sondern an hebr. חֵרֶם *chērĕm* 'Netz, Garn', also etwas, das zum Fangen dient. Man vergleiche das fein wie Spinnweb geschmiedete Netz, welches Hephaistos um Ares und Aphrodite schlingt (Odyss. θ 273 fgg.). Die auffallende Entsprechung ח = κ (gewöhnlich ist ח im Griechischen ganz weggefallen) zeigt sich auch in Θάψακοc = תִּפְסַח, vgl. Müller a. a. O. S. 284.

4. Ungedeutet ist die Glosse bei Hesychios: κάβειοc·

νέος. Πάφιοι, welche so an falscher Stelle, zwischen Κάβειροι und Καβησός, steht. Ich erkläre sie, mit Herstellung der alphabetischen Ordnung, als entstanden aus κάβη· εἶδος νεώς. Vgl. Hesychios κάβος· μέτρον σιτικὸν χοινικαῖον, οἱ δὲ σκυρίδα. Wie hier κάβος den Korb, insbesondere den Fischkorb, bezeichnet, so kann κάβη (ähnlich σκάφη neben σκάφος, κύμβη neben κύμβος) sehr wohl auch für eine Art Schiff gebraucht worden sein, vgl. Hesychios κυμβίον· εἶδος ποτηρίου καὶ πλοίου, und κύμβη· νεὼς εἶδος καὶ ὀξύβαφον. Migliarini führt die Ansicht aus, dass man an Trinkgefässen die Augen angebracht habe, um sie als Schiffe zu charakterisieren, wie ja viele Gefässnamen von Fahrzeugen entlehnt seien, was für seefahrende Völker eine erwünschte Erinnerung sei (Jahn Üb. d. Abergl. d. bösen Blickes, Verhandl. d. sächs. Ges. d. Wiss. phil.-histor. Kl. 1855 S. 65)[1].

5. Ungedeutet ist die bei Hesychios am richtigen Orte stehende Glosse: κυβάβδα· αἷμα· Ἀμαθούσιοι. Ich erkläre ΚΥΒΑΒΔΑΑΙΜΑ als entstanden aus ΚΥΒΑΒΑΛΑΝΤΙΑ d. h. κύβα· βαλάντια, 'Beutel, Geldbeutel'. Zu κύβον neben κύβος (κύβον· Πάφιοι δὲ τὸ τρυβλίον) vgl. oben No. 4. Wegen der Bedeutung vgl. Hesychios κυβησίαν· πήραν, 'Ranzen', κίβισις· πήρα· Κύπριοι, κύβεσις ἢ κίβισις· πήρα, ferner κίββα· πήρα· Αἰτωλοί. Die Gleichsetzung der Wörter mit κυβ- und mit κιβ- ist zweifellos (vgl. indessen G. Meyer Griech. Gramm.[2] § 91).

Denselben Stamm mit der Grundbedeutung 'hohl' finde ich in κύβος· Πάφιοι δὲ τὸ τρυβλίον, in κύββα· ποτήριον, in κυβάς· συρός (σιρός? σορός?), in κύβεθρα· τὰ τῶν μελισσῶν, 'Zellen', in κίβος· κιβώτιον und κιβωτός· λάρναξ, κίστη (Suidas). Die Hesychios-Glosse κίβον· ἐνεόν· Πάφιοι ändere ich nicht mit Hoffmann a. a. O. S. 97 in κίβον· ἐλεόν 'Küchentisch, Anrichte', sondern wieder in κίβον· εἶδος νεώς.

Hoffmann a. a. O. S. 98 nimmt für κύβος, κυβάς, κύββα, κύμβος (Hesychios κύμβος· κοῖλος μυχός, βυθός, καὶ κεραμίου πυθμήν), κύμβη (Hesychios κύμβας· καὶ εἴδη ποτηρίων), κύμβιον den Stamm *κεϝ an, von welchem κύαρ 'Höhle', κύτος 'Becher' und κοῖλος = *κόϝ-ιλος. Curtius Griech. Etym.[5] S. 528 stellt

1) Vgl. auch noch Suidas κυμβίον· εἶδός τι ἐκπώματος ἐπίμηκες καὶ στενὸν καὶ τῷ σχήματι παρόμοιον τῷ πλοίῳ ὃ καλεῖται κυμβίον.

κύμβη, κύμβος, womit er κύββα vergleicht, zu skr. *kumbhas* 'Topf, Krug' und avest. *khumba* 'Topf'.

Ich halte den Stamm der oben von mir zusammengestellten Wörter für ebenso semitisch wie griechisch. Vgl. hebräisch כּוּבָא *kūbhā'*, Stammwort כּוּב *kūbh* (J. Levy Neuhebr. u. chald. Wörterb. II 301), welches bedeutet 1. Krug, Kanne, Kufe, 2. gewölbter Raum. Ferner קֻבָּה *qŭbbā* 'Zelt, Gemach'. Auch diese Bedeutung erscheint bei Hesychios: κύβηνα· σκήνωμα, und danach ändere ich die Glosse κυβισίς· κήλη in κύβισις· σκηνή. Sodann hebr. קֹבָה *qōbhā* 'Bauch', קֵבָה *qēbhā* 'Magen'. Auch קוֹבַע *qōbhă'* = כּוֹבַע *kōbhă'* 'Helm', קֻבַּעַת *qŭbbă'ăth* 'Becher'. Vergleiche jetzt Uppenkamp Der Begriff der Scheidung nach seiner Entwickelung in semit. u. indogerm. Sprachen (Progr. d. Königl. Gymn. Düsseldorf 1891) S. 18.

6. Ungedeutet ist bei Hesychios die Glosse κάδαμος· τυφλός· Σαλαμίνιοι. Hoffmann a. a. O. S. 87 möchte mit Schmidt κ' ἀλαός schreiben (das später folgende καλαός· τυφλός ist nämlich aus einem Missverständnis des Grammatikers geflossen, vgl. Odyss. θ 195). Allein κάδαμος steht an dem ihm nach dem Alphabet zukommenden Platze, und so erkläre ich mir ΤΥΦΛΟΣ entstanden aus ΤΥΦΩΣ (τυφώς) 'zerstörender Wirbelwind, Sturm'. Alsdann stammt κάδαμος von קֶדֶם *qĕdĕm* 'Osten' Stammform *qădm*), vgl. Κάδμος. Der Ostwind aber, קָדִים *qādīm* wird auch im Hebräischen des öfteren als schädlicher Wind und auch allgemein statt Wind genannt.

7. Hesychios bietet zwischen ζάλον und ζαμβύκη die beiden Glossen: ζαλμάτιον· τρύβλιον und ζάλματος· πίναξ ἰθυηρὸς παρὰ Παφίας. M. Schmidt liest ζαμάτιον — ζάματος — ἰχθυηρὸς — Παφίοις und vergleicht ζωμός (ζωμὸν ἰχθυηρόν Lucian. Lexiph. c. 5). Hoffmann S. 81 behält ζαλμάτιον, ζάλματος bei und denkt an die semitische Wurzel גָּלַל *gālăl*, so dass ζ aus *γj* entstanden wäre.

Ich stelle ζαλμάτιον zu hebr. צֶלֶם *ṣĕlĕm* (Grundform *ṣălm*) 'Bild'; im Talmud findet sich auch das Denominativum צַלֵּם *ṣăllēm* 'ein Bild aufdrücken, bemalen'. Für die Vertretung von צ durch ζ statt durch σ oder σσ weiss ich nur ein sicheres Beispiel, aber dieses eine ist gerade kyprisch: ἄριζος (Hesychios ἄριζος· τάφος· Κύπριοι) entspricht chaldäischem חֲרִיץ *chᵃrīṣ* 'Graben'. ζαλμάτιον ist eine mit bildlichen Darstellungen versehene Schale, ähnlich der des Ziegenhirten bei

Theokrit I 27 ff. ζάλματος ist ein ähnliches Gefäss, nur grösser: eine Schüssel. Auf der Bronzeschale von Idalion ist ein Opfer an Aphrodite dargestellt, wobei die Göttin ebenso ausgestattet erscheint wie ihre Diener: vgl. Holwerda Die alten Kyprier in Kunst und Kultus (Leiden 1885) S. 31 ff.

Das überlieferte παρὰ Παφίας mit Schmidt in παρὰ Παφίοις zu ändern kann ich mich nicht entschliessen, da gewöhnlich der Nominativ (Πάφιοι, Κύπριοι) steht und dieser Zusatz doch vielmehr bei dem vorhergehenden ζαλμάτιον zu erwarten wäre. Bei Ableitung von ζάλματος aus dem Phönizischen sieht man auch nicht ein, warum das Wort gerade eine Fischschüssel bezeichnen sollte, und muss daher Bedenken tragen ἰθυηρός in ἰχθυηρός zu verwandeln.

Nun wird aber צֶלֶם *ṣělěm* ganz besonders von Götterbildern gebraucht, und dieser Umstand giebt Veranlassung, bei Παφίας an die bekannte Παφία d. h. die Aphrodite von Paphos zu denken. Ich erkläre mir die Entstehung der Verderbnis folgendermassen: ΠΙΝΑΞ ΙΘΥ⟨ΦΑΛΛΟϹ⟩ ΙΕΡΟϹ ΠΑΡΑ⟨ϹΗΜΟΝ⟩ ΠΑΦΙΑϹ. Die Glosse hätte also ursprünglich gelautet: ζάλματος· πίναξ. ἰθύφαλλος ἱερὸς παράσημον Παφίας, d. h. ζάλματος bedeutet 1. eine Schüssel, 2. den heiligen Phallos, das Sinnbild der Göttin von Paphos. Zu Paphos wurde Aphrodite im Allerheiligsten unter dem Bilde eines Kegels oder einer Pyramide verehrt, und dieses Bild erscheint sogar auf Münzen von Sardes und von Pergamon mit der Aufschrift Παφία: vgl. Preller Griech. Myth.[4] I 382. Den, oben in einen Knopf endigenden, Kegel — nach Furtwängler bei Roscher Lexikon I Sp. 407 die rohe plastische Urform der weiblichen Hauptgottheit; nach Ed. Meyer Gesch. d. Altert. I 242 von der ägyptischen 'Hieroglyphe des Lebens', dem Henkelkreuze abzuleiten — konnte ein Grammatiker sehr wohl als Phallos deuten, zumal wenn er gewisse Züge des Aphrodite-Kultus bedachte.

Bei Hesychios ist zwischen ζα und ζαβάλλειν überliefert: ζάβατος· πίναξ ἰθυηρὸς π παφίας, was Schmidt ebenfalls in ζάβατος· πίναξ ἰχθυηρὸς παρὰ Παφίοις geändert hat. Aber diese Gleichheit der Schreibfehler bei ζάλματος und ζάβατος ist doch gar zu eigentümlich. Dazu kommt, dass ζάβατος nicht zu erklären ist: denn die Annahme von Hoffmann S. 70, ζ sei hier aus *γj* entstanden, dieses *j* aber sei parasitisch und ζάβατος dem Stamme nach gleich γαβαθόν — diese Annahme ist jetzt,

nachdem ζάλματος und ζαλμάτιον eine andere Erklärung gefunden haben, in Bezug auf ein Fremdwort jedenfalls unhaltbar.

Angesichts der offenbaren Unordnung, welche im Hesychios bei den in Rede stehenden drei Glossen herrscht, glaube ich getrost behaupten zu dürfen, dass die Glosse ζάβατος· πίναξ ἰθυηρὸς π̓ παφίας als fehlerhaftere Wiederholung jener fehlerhaften anderen zu streichen sei.

Zwischen γαβαλάν und γαβεργόρ steht bei Hesychios: γαβαθόν· τρύβλιον. γάβενα· ὀξυβάφια, ἤτοι τρύβλια. Hoffmann S. 70 vergleicht lateinisches *gabata* bei Martial (eine Art Speisegeschirr, Schale, Assiette: VII 48, 3; XI 31, 18) und die semitische Wurzel גָּלַל *gālăl*, die nach ihm 'aushöhlen', meines Wissens aber nur 'wälzen, rollen, runden' bedeutet. Sicherlich ist vielmehr hebr. גָּבִיעַ *gābhīă'* 'Kelch' zu vergleichen.

γαβαθόν fügt sich in die alphabetische Reihenfolge, wenn man es in γάβατον (vgl. *gabata*) ändert.

Statt des zwischen γαμάλ und γάμβρια überlieferten γάμβριον· τρύβλιον vermutet M. Schmidt γαμάτιον. Hoffmann S. 70 denkt an γαλμάτιον, entsprechend dem ζαλμάτιον. Ich stelle die Ordnung her, indem ich γαμάριον schreibe, das auf גָּמָא *gāmā'* 'trinken, schlürfen' (vgl. auch J. Levy Neuhebr. u. chald. Wörterb. I 339) zurückgeht.

8. Noch unverstanden ist die Ortsbestimmung ἰ(ν) τοῖ ἔλει in der kyprischen Inschrift SGDI. 60, 9. Die Erklärung = ἐν τῷ ἕλει 'in der Niederung' scheitert an dem, allgemein als ursprünglich angenommenen, Ϝ von ἕλος (vgl. Curtius Griech. Etym.[5] S. 360). Meister Die griech. Dial. II 208, vermutet zweifelnd τὸ Ἦλος 'das El-Land' als Name eines von den phönizischen Einwohnern innegehabten Teiles vom Stadtgebiet Edalion. Allein ich kann nicht glauben, dass es möglich sei, von dem phönizischen Gottesnamen אֵל Ἦλ in dieser Weise den Namen eines Stadtteils abzuleiten. Semitische Herkunft des Wortes ἔλος bleibt trotzdem wahrscheinlich, nachdem Deecke-Siegismund das in dieser Inschrift zweimal vorkommende ἰ(ν) τῶ ἰρωνι einleuchtend von עִיר *'īr* 'Stadt' abgeleitet haben. Wenn übrigens Meister a. a. O. II 151 bei Annahme dieser Ableitung bemerkt, das Wort sei im Phönizischen gerade sonst nicht nachweisbar, so kann jetzt auf die,

freilich hinsichtlich der Lesung nicht zweifellose, Inschrift Corp. inscr. Semit. No. 113, 1.2 verwiesen werden.

Ich fasse τὸ ἕλος als das Oberland und vergleiche hebr. עָל *ʿāl* 'Höhe'; עֲלִיָּה *ʿᵃlījjā* 'Obergemach'; עֶלְיוֹן *ʿěljōn* 'Höchster'. Derselbe Stamm in phönizisch על, עלת, 'auf, über'; עלת 'Deckel, Sargdeckel'; עלה 'hinaufsteigen'. Vielleicht erscheint derselbe semitische Stamm auch in der Hesychios-Glosse: ἐλαία · δίφρου Κυρηναϊκοῦ μέρος.

9. Zum Schluss eine Bemerkung anderer Art. Hesychios bietet, eingesprengt zwischen αὐγάζομαι und αὐγάζουσα, die Glosse: † αὔγαρος · ἄσωτος ὑπὸ Κυπρίων. Hoffmann a. a. O. S. 60 deutet αὔγαρος als entstanden aus ἀ-Ϝγ-αρός und vergleicht skr. *rājas* 'Kraft', *ug-rás* 'stark, kräftig', lat. *vigeo*, griech. ὑγ-ιής. Gegen die Richtigkeit dieser Deutung spricht, von Anderem abgesehen, schon der Umstand, dass bei Hesychios ἄσωτος, und nicht ἀσθενής, als Erklärung steht. Ich lese: ἀγαυρός · ἄσωτος ὑπὸ Κυπρίων, und vergleiche hierzu Hesychios: ἀγαυρός · αὐθάδης, κομψός, κακός, besonders aber Suidas: ἀγαυρός · ὁ κομψός, οἱ δὲ κακός. ὑπὸ Ἰώνων δὲ ἄπορος, ὑπὸ δὲ Ἀττικῶν τρυφερός. Bei den Kypriern bedeutete also das Wort, wie bei den Attikern: 'schwelgerisch'.

Mülhausen (Elsass). Heinrich Lewy.

Gotische Etymologien.

1. *bairhts*.

An Stelle der üblichen Zusammenstellung von got. *bairhts* 'glänzend' mit aind. *bhárga-*, *bhárgas-* 'Glanz' hat neuerdings Johansson KZ. XXX 447 Anm. 1 die Zurückführung von *bairhts* auf die idg. W. *merk* 'schimmern' vorgeschlagen, indem er annimmt, *b-* in *bairhts* erkläre sich durch Übertragung aus denjenigen verwandten Wörtern, die *br-* aus idg. *mr-* haben. Eine derartige Übertragung ist aber sehr unwahrscheinlich und daher führe ich *b-* in *bairhts* auf idg. *bh* zurück. Ob aber aind. *bhárga-*, *bhárgas-* mit *bairhts* verwandt sind, ist zweifelhaft, denn sie können eben so gut zu griech. φλέγειν, lat. *fulgēre* gezogen werden; da dann aber auch in den germ. Sprachen *l*, nicht *r*, erwartet werden muss und *l* in *blick*, *blitzen* usw. wirklich vorliegt, thun wir gut, die von H. Web-

ster Z. Gutturalfr. im Got. 80 f. zur Stütze der Gleichung germ. *r* = griech. λ, lat. *l* gemachten Versuche unberücksichtigt zu lassen und uns nach einer andern Etymologie des got. *bairhts* umzusehen. Als Ersatz für die Zusammenstellung von *bairhts* mit den genannten aind., griech. und lat. Wörtern bietet sich der Vergleich mit lit. *javaĩ bérszti* 'das Getreide wird weiss' (Leskien Ablaut 368), wie auch Fick Vergl. Wb.[4] I 91 annimmt. Fick zieht ferner aind. *bhrāṣ* 'glänzen' und griech. φορκός 'weiss, hell' heran; da jedoch got. *-ht-*, lit. *-szt-* auch auf pal. Med. $+ t$ zurückgehen können, möchte ich lieber als Wurzelauslaut die Media annehmen. Wir würden dann zu dieser Wurzel auch die Wörter für Birke (aind. *bhūrja-s*, abulg. *brěza*, lit. *béržas*, aisl. *bjǫrk*), für die man bis jetzt kein wurzelverwandtes Verbum hatte, ziehen können. Hierzu gehört wohl auch lett. *berzt* 'scheuern', eig. 'weiss, glänzend machen'.

2. *maþljan*.

Indem er mit Recht die von Leo Meyer Got. Spr. 263 gegebene Zusammenstellung von got. *maþl* 'Markt', got. *maþljan* 'sprechen, reden' mit aind. *mántra-m* 'Beratung, Rat' ablehnt, will Lidén P.-Br. XV 513 f. *maþl* mit lat. *macula* 'Fleck' zusammenstellen, was zwar lautlich sehr wohl möglich, begrifflich aber durchaus nicht zulässig ist. Wie griech. ἀγορεύειν 'in der Volksversammlung reden', abgel. von ἀγορά 'Volksversammlung, Versammlungsplatz, Markt', in etymologischem Zusammenhang mit griech. ἀγείρειν 'versammeln' steht, so dürfen wir auch für *maþl* als ursprüngliche Bedeutung 'Versammlung', daraus dann 'Versammlungsplatz, Markt' und für *maþljan* als ursprüngliche Bedeutung 'in der Volksversammlung reden', daraus dann allgemein 'sprechen' annehmen und uns nach einem wurzelverwandten Verbum mit der Bedeutung 'versammeln' umsehen. Ein solches Verbum bietet sich uns in engl. *to meet* (= got. **mētan*) 'zusammenkommen, begegnen', dazu engl. *meeting* 'Versammlung, Beratung, Begegnung'. Der Widerspruch zwischen engl. *t* und got. *þ* wird beseitigt, sobald wir urgerm. **maþla-* = idg. **matlo-* in idg. **mad-tlo-* zerlegen, da nach de Saussure Mém. soc. ling. VI 246 ff. idg. Dental $+ t +$ Kons. bereits in der idg. Ursprache zu $t +$ Kons. wird[1]). Ausserhalb der germ. Sprachen lässt sich die

1) In Wörtern wie lat. *claustrum*, *rōstrum*, got. *gilstr* u. dgl.

für engl. *to meet* vorauszusetzende idg. W. *mēd* nicht nachweisen. Zu erwähnen ist noch, dass Bezzenberger BB. IX 134 *maþljan* vermutungsweise zu lett. *meklet* 'suchen, forschen', griech. μεταλλᾶν 'forschen, fragen' stellt, was sich aber hinsichtlich der Bedeutung nicht rechtfertigen lässt.

3. *qiþan.*

Von den vielen für got. *qiþan* 'sagen, sprechen' gegebenen Erklärungen ist keine einzige sowohl lautlich als begrifflich zu billigen und ich will daher, ohne mich auf eine Widerlegung der bisher aufgestellten Etymologien einzulassen, eine neue Erklärung vorschlagen. Nehmen wir an, dass *i* in *qiþan* = idg. *e* ist, woran man mit Rücksicht auf die Flexion *(qiþa : qaþ : qēþum : qiþans)* ja zunächst denken darf, so kommen wir auf eine idg. W. *get* 'sprechen' und auf diese Wurzel kann ohne Bedenken auch air. *bēl* 'Mund, Lippe' (aus urkelt. **betlo-*) zurückgeführt werden. Stokes BB. IX 81 vergleicht air. *bēl* mit griech. χεῖλος 'Lippe', was aber von seiten des Griechischen lautliche Schwierigkeiten bietet; vgl. jetzt auch Richard Schmidt o. S. 48.

Leipzig. Oskar Wiedemann.

Anord. *tyggja* und Verwandtes.

Im Germanischen existieren mehrere Wörter von Wurzeln, auf deren anlautende Konsonanz ein *i̯* folgt. Die wichtigsten sind:

1. Got. *speiwan* u. s. w. von Wurzel *spi̯ei̯-*. Osthoff MU. IV 315 ff. sieht in seinem *ī* die sog. nebentonige Tiefstufe, das germanische Verbum ist ihm also ein 'Aoristpräsens', idg. **spīu̯ō*. Eine solche Auffassung scheint mir aber wegen abg. *pljują* lit. *spjáuju* wenig wahrscheinlich. Vielmehr dürfte eine Erklärung den Vorzug verdienen, welche die germanische Form nicht von der baltischen und der slavischen trennt. Eine Übereinstimmung mit ihnen wird erzielt, wenn wir in *speiwa* einen Vertreter der wurzelbetonten *e/o*-Präsensklasse sehen und es auf idg. **spiéu̯ō* mit sonantischem *i* zurückführen.

müsste man demgemäss ein Suffix *-stro-* annehmen, was ja ganz unbedenklich ist; so auch de Saussure a. a. O. 248 Anm. 1.

Hierdurch ist auch zugleich der indogerm. Lautwert des mehrdeutigen slav. *u* lit. *au* bestimmt: es setzt idg. *eu* fort. Das für das germanische Verbum aufgestellte *ie* musste in den einzelnen Dialekten schon früh zu *ī* werden, sodass wir ohne Schwierigkeit zu den überlieferten Formen kommen.

2. Urnord. **Tiuʀ* habe ich in den Komparativen auf *-ōz-* S. 18 im Anschluss an Bremer Paul-Braunes Beiträge XI 41 direkt einem idg. **di̯ēus* gleichgesetzt. Daraus musste urgerm. **Tjēus* entstehen. Das *j* hinter dem anlautenden *t* musste fortfallen, vgl. ahd. *lebara* von Wurzel **li̯eq-;* lat. *iecur* aus **li̯ecur* wie *Iuppiter* aus **di̯ou-*. Die Zeit, in welcher das urgerm. *j* verloren ging, lässt sich nicht bestimmen.

In verschiedenen Dialekten erscheinen nun auch Formen mit *i*. Der Name des Himmels(gottes) hat aber niemals ein *i* besessen. Den germanischen Götternamen deshalb von **di̯eus* zu trennen, verbieten jedoch mythologische Erwägungen. Vielmehr liegt hier wie oben bei *speiwan* sonantisches *i* statt eines konsonantischen *i̯* vor. Es verhält sich demnach:

ahd. *Zios-* : ags. *Tīwes-* = lat. *Iovis* : lat. *Diovis*.

3. Schon Jacob Grimm Kleine Schriften III 130 hat anord. *tyggja* 'kauen' mit ahd. *kiuwan* zusammengestellt. Da man aber der lautlichen Schwierigkeiten nicht Herr werden konnte, geriet diese Kombination wieder in Vergessenheit. Und doch, glaube ich, hat Grimm das richtige getroffen. Die beiden Anlaute lassen sich sehr wohl vereinigen.

Die idg. Wurzel ist **g̑i̯eu̯-*. Ahd. *kiuwan* geht zunächst auf **kewonon*, und *tyggja* auf **tewanan* zurück, deren *w* = Kögels w^1 ist. Die gemeinsame urgermanische Grundform für beide ist **kjewonon*. Aus tautosyllabischem *kj* ist auf nordischem Sprachgebiet ein alveolar-präpalataler Verschlusslaut, das sogenannte mouillierte *t'* entstanden (vgl. Lenz KZ. XXIX 23), das später seine Mouillierung verloren hat. An Parallelen für den Übergang von palatalem *k* zu *t'* im modernen Nordischen fehlt es ja nicht. Ist diese Erklärung richtig, so haben wir zugleich den oben vermissten Anhaltspunkt zur Datierung des *j*-Schwundes: Der Verlust des *j* nach *k (t, l, p)* ist erst einzeldialektisch, nicht urgermanisch.

Juni 1891. Wilhelm Streitberg.

Sachregister.

Wortregister.

I. Indogermanische Sprachen.

Altindisch.

Altpersisch.

Avestisch.

Lydisch.

Karisch.

Pamphylisch.

Griechisch.

Neugriechisch.

Albanesisch.

Illyrisch.

Iapygisch.

Lateinisch.

Sabinisch.

Oskisch.

Umbrisch.

Italienisch.

Provenzalisch.

Französisch.

Spanisch.

Portugiesisch.

Engadinisch.

Friaulisch.

Oberhalbsteinisch.

Obwäldisch.

Rumänisch.

Gallisch.

Gotisch.

Altnordisch.

Mittelhochdeutsch.

Neuhochdeutsch.

Altbulgarisch.

Neubulgarisch.

Serbisch.

Slovenisch.

Russisch.

Čechisch.

Lettisch.

II. Nichtindogermanische Sprachen.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

ANZEIGER

FÜR

INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM STREITBERG

ERSTER BAND

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1892



Inhalt.

ANZEIGER

FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN

REDIGIERT

VON

WILHELM STREITBERG.

BAND I HEFT 1. **NOVEMBER 1891.**

Lefmann S. Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft. Erste Hälfte. Berlin Georg Reimer 1891. 176 u. 168* S. gr. 8°. M. 8.

In uns allen lebt ein Stück Heroenkultus. Niemals wird uns deshalb die blosse Thatsache genügen können, dass etwas grosses vollbracht ist, sondern unser Blick wird unwillkürlich den suchen, der es vollbracht hat. Und unsere Phantasie wird nicht eher ruhen bis sie die Brücke geschlagen, die vom Faktum zur Persönlichkeit führt, bis es ihr gelungen, den Mann und sein Werk — dieses durch jenen, jenen durch dieses — zu begreifen und zu erklären.

Deshalb darf auch Lefmann von vorneherein unseres Dankes gewiss sein, wenn er als Festgabe zu Bopps Jahrhundertfeier ein Lebensbild des Meisters darbringt. Die erste Hälfte liegt bereits vor, ein stattlicher Band von fast 350 Seiten, mit einem trefflichen Porträt geschmückt. Die Lebensgeschichte ist auf 176 Seiten bis zum Erscheinen der vergleichenden Grammatik geführt. Fast den selben Raum nimmt der 'Anhang' ein, der Briefwechsel Bopps mit Windischmann, A. W. v. Schlegel, W. v. Humboldt, Burnouf Vater und Sohn u. a. bringt, um deren Sammlung sich Lefmann entschiedenes Verdienst erworben hat.

Die Anforderungen, die eine Biographie Bopps stellt, sind nicht gering. Denn sein Leben ist an äussern Geschehnissen überaus arm, und sein innerer Werdegang hat die entscheidenden Stadien bereits durchmessen, bevor die Überlieferung beginnt. Nur einige der ältesten von den uns erhaltenen Briefen lassen flüchtige Streiflichter auf ihn fallen. So ist denn der Biograph gezwungen den Mangel an individuellen Charakterzügen im Bilde seines Helden, soweit es angeht,

zu ersetzen durch die Schilderung des Charakters der Zeit, deren Kind er ist, die ihm, so gut wie allen andern, ihren Stempel aufgedrückt hat. Ferner muss für das unvermeidliche Zurücktreten des persönlichen Momentes das stärkere Hervorheben des sachlichen Entschädigung bieten. Wir verlangen nach einer eingehenden Darstellung der wissenschaftlichen Thätigkeit Bopps, der Anregungen, die sie erfahren, des Einflusses, den sie ausgeübt. Und hier besitzen wir vom Konjugationssystem an, dessen Vorgeschichte wir freilich nur auf dem Wege der Kombination erschliessen können, alles, was uns not thut, um den wissenschaftlichen Entwickelungsgang Bopps bis ins einzelne zu erkennen: seine Werke sind die reichlich fliessenden Quellen, an denen jeder schöpfen kann, den es gelüstet. Noch mehr: wie Scherers Biographie Jacob Grimms sich ungezwungen zu einer Geschichte der germanischen Philologie erweitert, so muss auch Bopps Lebensbild zu einer Geschichte der idg. Sprachwissenschaft ausgestaltet werden.

Diesen Ansprüchen ist Lefmann, wie sich schon jetzt zweifellos erkennen lässt, nicht in vollem Umfang gerecht geworden. Ungern vermisst man vor allem jede Zeichnung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes, ein Mangel, unter dem namentlich die Schilderung der Jugend zu leiden hat. Dagegen hat der Verfasser, wie schon der Titel andeutet, die Darstellung der wissenschaftlichen Thätigkeit Bopps als integrierenden Bestandteil seines Werkes angesehn. Ihr ist denn auch ein breiter Raum gewidmet. Leider fehlt es aber an jeglicher Perspektive. Alles wird mit gleicher Ausführlichkeit behandelt, zur Ermüdung und Verwirrung des Lesers, der die Gipfelpunkte dadurch aus dem Auge verliert. So gibt meiner Meinung nach Delbrücks feinsinnige Skizze in seiner 'Einleitung' ein ungleich schärferes Bild von Bopps Leistungen und ihrem Verhältnis zu denen seiner Vorgänger und Nachfolger als Lefmanns umfangreiche, aber inhaltsarme Ausführungen, die den Kern der Frage nicht selten gänzlich unberührt lassen.

Noch manche Ausstellung könnte man schon jetzt beim ersten Teile machen: anderes wird sich erst nach Vollendung des ganzen beurteilen lassen. Vielleicht darf ich mir jedoch im Interesse der Fortsetzung schon jetzt die Bitte erlauben, den Stil in Zukunft etwas weniger manieriert und geschraubt zu gestalten, ihn mit der Prosa des Inhalts etwas mehr in Einklang zu bringen. Das Buch würde an Lesbarkeit dadurch entschieden gewinnen. Und Leser möchte ich ihm trotz allem wünschen. Denn wenn es auch nicht wenige, wie ich glaube berechtigte, Wünsche unbefriedigt lässt, so füllt es doch immerhin eine schon längst empfundene Lücke aus und macht in den beigefügten Briefen, die erfreulicher

Weise vollständig mitgeteilt sind, wenn auch ihr innerer Wert nicht immer ein hervorragender ist, ein reiches Material zum ersten Male zugänglich. Und die warme Begeisterung für den Begründer unserer Wissenschaft, die sich auf jeder Seite bekundet, lässt über viele Mängel hinwegsehn.

September 1891. Wilhelm Streitberg.

Steyrer J. Der Ursprung der Sprache der Arier. Wien A. Hölder in Komm. 1891. V u. 175 S. 8⁰. M. 5,20.

Der Verf. hat 1887 in einer Schrift über "die urspr. Einheit des Vokalismus der Germanen auf Grund einer Vergleichung der bajuvarischen Mundart mit dem Englischen" die Entdeckung gemacht, dass *oa* bezw. das 'gleichwertige' *or* der germ. Grundvokal sei. In dem vorliegenden, gefällig ausgestatteten Werke gelangt er, vornehmlich durch eine Analyse der Namen von Körperteilen, zu dem Ergebnis, dass dieses *oa*—*or* nichts geringeres sei als der Urlaut der Indogermanen. Als solcher ist es ursprünglich 'alldeutig' d. h. "es stand dem Arier bei einem eintretenden praktischen Bedürfnisse einst nur dieser Laut zur Verfügung". Erst später treten Differenzierungen ein: der *or*-Zeit folgt eine *cor*- und *por*-Periode u. s. f.

Ich fürchte, der Verf. darf sich auf die Zustimmung der Fachkreise zu seiner Theorie keine Hoffnung machen. Nicht einmal eine Diskussion der Hypothese kann stattfinden; denn eine solche setzt doch immer die Möglichkeit gegenseitiger Verständigung voraus. Der Verf. aber redet in Zungen, die uns andern fremd und unverständlich klingen. Ich beschränke mich deshalb darauf, ihn auf eine Schrift hinzuweisen, die ihm unbekannt zu sein scheint, deren Forschungsart und Ergebnisse ihm aber sympathisch sein dürften, nämlich auf P. Regnauds Esquisse du veritable système primitif des voyelles. Vielleicht, dass der Entdecker des Urlautes *oa* und der Entdecker der Urlaute *ăō*, *ōă* *ăōă* bei einander das Verständnis finden, dessen Mangel bei den übrigen Forschern sie beklagen.

Juli 1891. Wilhelm Streitberg.

Persson P. Studien zur Lehre von der Wurzelerweiterung und Wurzelvariation. Upsala Universitets Årsskrift 1891. 194 S. gr. 8⁰. Kr. 6.

Auf Grund der geläuterten Anschauungen, die wir heute vom Wesen der Sprache haben, hat Per Persson die auch schon früher beobachtete und untersuchte, in ihrem Kerne

aber noch nicht hinlänglich erklärte Erscheinung der Wurzelerweiterung und der Wurzelvariation (d. h. der Variation und Kombination der Wurzeldeterminative) von neuem einer zusammenhängenden Betrachtung unterzogen. Er bietet ein reiches, sorgfältig gesammeltes Material aus allen idg. Sprachen, das er nach der Reihenfolge der teils konsonantischen teils vokalischen Determinative (*k g gh t d dh p b bh r l m n s*, sowie *ā i u*) vorführt.

Betrachtet man von seinem Standpunkt die mannigfaltig wechselnden Formen, in denen die idg. Wurzeln erscheinen, so fügt sich alles spielend in Reih und Glied. Durch die Annahme des Antrittes eines oder des andern Suffixes lassen sich die bisher höchst schwierig erscheinenden Beziehungen klarstellen. Man kann nicht leugnen, dass der Verfasser bei der Behandlung gerade solcher Verhältnisse viel Scharfsinn bewiesen hat. Bei näherem Zusehen aber steigen doch Bedenken auf. Was P. uns bietet, nimmt sich auf dem Papier ganz gut aus; aber man kann sich doch des Gefühls nicht erwehren, dass es bei dem allem etwas äusserlich und tot hergeht, wenn die Wurzelelemente und Suffixe wie Baukastensteine nur so auseinandergenommen und wieder anders zusammengesetzt werden. Man vermisst zu sehr die Berücksichtigung des psychologischen Momentes. So kann man doch nicht schlechthin sagen, ai. *jāpayāmi* (von *ji-* 'siegen') sei durch einfaches Zerlegen von *sthāpayāmi* u. s. w. in *sth-āpayāmi* und Ablösung des ganzen *āpaya* als Kausativcharakter zu seiner Endung gekommen (S. 207); denn damit ist das, was man in erster Linie wissen will, nicht erklärt, nämlich, aus welchem Grunde man gerade so und nicht anders zerlegte. Dieser Grund war aber offenbar, dass man das Partizipium *jitas* mit *sthitas* gleichstellte.

In Perssons Weise lässt sich, zumal da auch mehrere Determinative zugleich antreten können, eigentlich alles vereinigen, was nur den anlautenden oder genauer überhaupt den ersten Konsonanten der Wurzel unter sich gemein hat, vorausgesetzt natürlich, dass die Bedeutung dem nicht allzusehr entgegensteht. Schon deshalb ist bei Beschreitung eines Weges, wie ihn P. vorschlägt, grosse Vorsicht in mehrfacher Hinsicht geboten. Dass man zunächst mehr als sonst zu prüfen hat, ob die Bedeutung eine lautlich mögliche Beziehung nicht unwahrscheinlich macht, braucht kaum erwähnt zu werden.

Zwei andere Gesichtspunkte verdienen noch eingehendere Beachtung. Was den ersten betrifft, so hat der Verf. selbst an einigen Stellen darauf hingewiesen, dass bei dem Vorhandensein mehrerer gleichbedeutenden oder bedeutungs-

ähnlichen Wurzeln oft eine aus der Vermischung zweier anderen entstanden sein möge; besonders wenn ein Begriff nicht nur durch eine Reihe von Wurzeln zugleich seinen Ausdruck findet wie der des Spaltens, Schneidens durch *er- bher- sker- sek- sken-*, sondern wenn jede dieser Wurzeln wieder in so mannigfaltiger Gestalt auftritt wie z. B. *au̯-* oder *ter-*, ist Vorsicht bei der Beurteilung des Alters der einzelne Bildungen geboten.

Persson macht in seiner Aufzählung in der Richtung keinen Unterschied. Freilich ist das bei dem hier in Betracht kommenden Material sehr schwer, weil die verschiedenen Formen häufig in gleicher Weise über die einzelnen Sprachgebiete verteilt oder, wenn einmal eine anscheinend jüngere Bildung nur in einer Sprache vorkommt, gerade hier andere Formen fehlen, die für jene hätten Muster werden können. Aber ein planmässiger Versuch zu einer solchen Ordnung des Materials — vielleicht in etwas tabellenartiger Form — ist dringend nötig; Perssons Sammlung, die trotz vieler Wiederholung das Zusammengehörige an mehrere Stellen auseinanderreisst, kann dabei als gute Grundlage dienen.

Des weiteren ist bei einer derartigen Arbeit nicht aus den Augen zu lassen, dass vielleicht noch manche Form ohne Zuhilfenahme von Wurzeldeterminativen auf dem Boden der Einzelsprache selbst ihre Erklärung finden kann. Dass für keine Sprache die lautgesetzliche Entwicklung völlig, für manche erst recht lückenhaft bekannt ist, steht ausser Frage. Vor allem bleibt, wie es scheint, noch zu untersuchen, ob gewisse Konsonantenverbindungen nicht manchmal überhaupt, in anderen Fällen etwa nur nach langem Vokal oder Diphthong eine Vereinfachung erfahren.

Zur Erklärung der Determinativsuffixe bringt Persson, obwohl man darauf am meisten gespannt ist, nicht viel wesentlich Neues bei. Er findet es wie andere vor ihm mit Recht auch wahrscheinlich, dass sie im letzten Grunde mit den entsprechenden Nominalsuffixen zusammenhängen, und führt z. B. die Determinative *i* und *u* auf die nominalen Bildungsmittel *i* und *u* zurück. Im allgemeinen sind für die Beurteilung dieser Verhältnisse vielleicht jene ai. schon im Rgveda begegnenden Verba denominativa wichtig, die einfach durch Anfügung des Verbalausgangs *-ati* von einigen selbst mit einem Suffix versehenen Nominibus gebildet sind wie *bhiṣákti* 'heilen' neben *bhiṣáj* 'Arzt', *vanuṣatē* 'erlangen' neben *vanúṣ* 'eifrig'. Hoffentlich kommen wir durch weitere Untersuchungen, zu denen Perssons Arbeit jedenfalls anregen wird, in diesen Fragen bald vorwärts.

Heidelberg. L. Sütterlin.

Hillebrandt A. Die Sonnwendfeste in Alt-Indien. Erlangen Junge 1889. 8°. M. 1,50.

Die indischen Ritualschriften sind noch nicht häufig zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht worden. Zwar ist die Brâhmanalitteratur als ältestes Denkmal indischer Prosa sprachlich von grossem Interesse, aber der Inhalt schien nur für Sanskritisten vom Fach wichtig zu sein und auch unter diesen haben es nur wenige unternommen, sich durch den Wust priesterlicher Spekulationen, durch welche die ursprüngliche Bedeutung der dargestellten Opferhandlungen völlig überwuchert ist, hindurchzuarbeiten. So wie uns in diesen Schriften das indische Ritual vorliegt, bietet es allerdings nur wenig Berührungen mit dem der verwandten Völker, aber es ist von vornherein wahrscheinlich und ausserdem durch die ältere Litteratur bezeugt, dass wir in ihnen dasselbe nicht in seiner ursprünglichen Gestalt vor uns haben. Nicht nur die Anschauung über die Bedeutung des Opfers überhaupt hat sich völlig verändert, sondern die einzelnen Teile haben sich verschoben, von ihren natürlichen Grundlagen losgelöst, und jedes Merkmal ursprünglich volkstümlichen Charakters abgestreift. Will man daher das indische Ritual für die vergleichende Altertumskunde nutzbar machen, so muss man zunächst versuchen die ursprüngliche Gestalt zu ermitteln. Der Verf. vorliegender Schrift hat mit Erfolg diesen Versuch unternommen, indem er nachweist, dass zwei für das religiöse Leben der übrigen indogermanischen Völker besonders bedeutungsvolle Festfeiern — der Sommer- und Wintersonnenwende — auch in Indien ursprünglich vorhanden waren und dass sich Spuren derselben noch in dem späteren Ritual nachweisen lassen. Es handelt sich um zwei Tage, die aus der über ein ganzes Jahr sich erstreckenden Somafeier des Gavâmayana sich besonders hervorheben, den Vishuvant und Mahâvrata. Dass wir es bei beiden mit ursprünglichen Sonnwendfeiern zu thun haben, weist der Verf. nach aus den dabei verwendeten Liedern und Melodien, sowie aus der Bedeutung der dabei angerufenen Götter. Der Vishuvanttag fällt nach dem uns vorliegenden Ritual in die Mitte, der Mahâvratatag ans Ende des Jahres, doch macht es der Verf. wahrscheinlich, dass hier eine Verschiebung von 6 Monaten stattgefunden hat und dass der erstere ursprünglich mit dem Winter-, der letztere mit dem Sommersolstiz zusammenfiel. Eine solche Verschiebung hat in Indien bei dem ganzen Charakter des späteren Rituals nichts auffallendes. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort; Ref. will nur bemerken, dass seiner Meinung nach der vom Verf. eingeschlagene Weg der richtige ist und allein zu rechtem Ver

ständniss und rechter Würdigung des indischen Opferrituals führen kann. Hoffentlich setzt der Verf., dem wir schon manchen wertvollen Beitrag zur Kenntnis dieses Rituals verdanken, seine Untersuchungen über dasselbe in der hier eingeschlagenen Richtung weiter fort.

Leipzig. Bruno Lindner.

Ehni J. Der vedische Mythus des Yama, verglichen mit den analogen Typen der persischen, griechischen und germanischen Mythologie. Strassburg K. J. Trübner 1889. M. 5.

Der Verfasser der vorliegenden Monographie, welcher sich im Sanskrit durch eine wertvolle kleine Untersuchung über das Sūryālied, ṚV. X 85, bekannt gemacht hat, hat sich hier die schwierige Aufgabe gestellt den altindischen Todesgott Yama und eine Anzahl ihm nahestehender Götter Vivasvant, Tvaṣṭṛ und Saraṇyū näher zu beleuchten.

Je nachdem man in Yama einen ursprünglichen Gott oder einen mythischen König sieht, hat man geglaubt ihn auf eine Naturerscheinung oder eine menschliche Gestalt zurückführen zu müssen, aus der sich der "erste der Sterblichen" entwickelte. Ehni ist der ersten Meinung, der auch ich mich anschliesse, beigetreten und hat mit so grosser Sorgfalt aus verschiedenen vedischen Quellen das Material zur Begründung seiner Ansicht zusammengetragen, dass zu bedauern ist, dass er die gleiche Mühe nicht auch auf die Äusserlichkeiten der Transkription verwendet hat, die nicht nur schwankt, sondern auch oft ganz unrichtig ist. Só z. B. schreibt er S. 46 visnuh, viçvānaraḥ, varunaḥ u. s. w.

Ehni erklärt Yama für einen Sonnengott und zwar als Gott der lichten Tagsonne wie als Nachtsonne, welche Yamas Entwicklung zum Herrscher im Reich der Seligen verständlich machen soll, und zeigt Urteil und Geschick in der Bekämpfung entgegenstehender Ansichten. Die Gründe, mit denen er seine eigene Deutung rechtfertigt, scheinen mir aber nicht ausreichend zu sein, weil sie an Stellen sich anknüpfen, die zum Teil mehrdeutig, zum Teil dunkel sind. So kann man nach meiner Meinung sich weder auf die Verse ṚV. X 17, 1. 2 stützen, in der die Erklärung aller vorkommenden Götternamen (Tvaṣṭṛ, Vivasvant, Açvinau, Saraṇyū) schwankt, noch auf ṚV X 64, 5 ff. *sūryāmāsā candramasā yamaṃ divi*, wo Ehni in *candramasā yamaṃ* eine Dualverbindung nach Analogie von *mitrā . . . varuṇaḥ* sehen will. Wenn diese Lösung auch vielleicht möglich wäre, so ist sie doch nicht, worauf es ankommen würde, sicher; denn wenn man *candramasā* mit *māsā* verbinden wollte, so würde man sich auf

den Vorgang von Sāyaṇa zur Rechtfertigung berufen dürfen. Die mythologische Erklärung von Yama wird bedingt durch die richtige Deutung von Vivasvant, dessen Sohn er ist. Ehni sieht in dem Vater die Verkörperung des "immer weiter und voller hervorleuchtenden" Morgen- oder Frühlingshimmels, wobei aber das spätere Sanskrit, in dem V. ein Name der Sonne ist, zu kurz kommt; denn es muss doch angenommen werden, dass das spätere Wort mit dem vedischen identisch ist und die Bedeutung sich nicht allzusehr verschoben hat. Unläugbar spielt bei Ehnis Erklärung — ebenso wie bei der des Petersburger Wörterbuchs, das von dem "Gott des aufgehenden Tageslichtes, der Morgensonne" spricht — die Ableitung des Wortes von *vi-vas* 'aufleuchten' eine Rolle. Die Etymologie ist aber, nach meiner Auffassung, bei allen mythologischen Fragen keine sichere Beraterin; denn sie kann bisweilen wohl allgemein den Charakter eines Gottes zeigen, sagt aber über seine Individualität nichts näheres aus. 'Aufleuchtend' ist jeder Lichtgott: der Blitz, Sonne, Mond, Sterne, die Nacht wie der Himmel. Wüssten wir nicht, dass Sūrya die Sonne ist, die Etymologie würde eine so genaue Bestimmung der Wortbedeutung nicht gewähren. Tvaṣṭṛ bringt Ehni wie auch Geiger (Ostir. Kultur 304) mit av. *thwāṣa* 'Himmelsraum' zusammen, dem "schnell sich umdrehenden". Besonnener Weise lässt er sich dadurch nicht zu einer Deutung des indischen Gottes verleiten; denn *thwāṣa* 'Himmel' ist von *thwāṣa* 'schnell' ganz zu trennen; jenes ist vielleicht mit russ. *tverdj*, dieses mit skr. *tūrta (tvarta)* zusammenzustellen (Hübschmann Ein Zor. Lied S. 76. 77; Geldner Kuhns Z. XXV 521[75]; Bartholomae Ar. Forsch. II 46). Bleiben wir nun bei der gewöhnlichen Ableitung von *tvakṣ* = *takṣ*, so erfahren wir wohl, dass Tvaṣṭṛ ein 'Werkmeister' der Götter ist, aber durchaus nichts darüber hinaus: er ist jedoch viel mehr als ein blosser Werkmeister. Die Etymologie hat hier also für uns gar keine Bedeutung. Wir dürfen nicht vergessen, dass ein wichtiges Kapitel der indischen Lexikographie noch nicht geschrieben, bisher überhaupt kaum in Angriff genommen ist, die Beeinflussung des vedischen Lexikons durch sprachliche Elemente der Aboriginerbevölkerung. Die Sprache und Anschauungen der Stämme, in deren Mitte die einwandernden Arier als Eroberer sich niederliessen, werden schwerlich spurlos an ihnen vorübergegangen sein. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, dass manche Wörter, über die wir uns vergeblich den Kopf zerbrechen, diesem Boden entstammen und einzelne Götter gar nicht indisch-arisch sind. Wie dann, wenn Tvaṣṭṛ zu diesen fremden Elementen gehört? Wenn ich diese Bedenken gegen wichtige Punkte der Ehni-

schen Arbeit ausspreche, darf ich nicht unterlassen hinzuzufügen, dass ich seine Erörterung und seine entschiedene und begründete Stellungnahme gegen die Rothsche Hypothese, dass Yama der erste Mensch gewesen sei, als einen Fortschritt in der Auffassung dieses Gottes anerkenne. Es wäre noch hinzuzufügen, dass Yama zwar ein *martya*, aber niemals ein *jana* heisst. 'Sterbliche' sind auch andere Götter, die Ṛbhus zum Beispiel. In der Definition Yamas als Nachtsonne ist Ehni dem nach meiner Meinung Richtigen so nah gekommen, dass nur der Irrtum, der Mond spiele im Veda keine Rolle, ihn verhindert hat, es zu erfassen. Auf die vergleichende Behandlung des Stoffes gehe ich nicht ein, da ich sie für verfrüht halte.

Breslau. Alfred Hillebrandt.

Caland W. Zur Syntax der Pronomina im Avesta. Amsterdam Joh. Müller 1891. Letterk. Verh. der koninkl. Akademie, Deel XX. 68 u. IV S. 4°.

Der Verfasser, der schon in Kuhns Zeitschrift einige hübsche Aufsätze zur Grammatik des Avesta geliefert hat, stellt sich hier die Aufgabe "das für die Lehre der Pronomina zu thun, was Hübschmann für die Kasuslehre und Jolly für die Moduslehre geleistet haben". In 108 Paragraphen werden die syntaktischen Eigentümlichkeiten im Gebrauch der 1) Demonstrativa, 2) Relativa, 3) Interrogativa und Indefinita, 4) Possessiva und 5) ungeschlechtigen Pronomina untersucht. Die Schrift bringt nicht eben viel neues, bleibt aber auch so dankenswert, weil sie da und dort Verstreutes zusammenträgt — freilich vielfach ohne die wünschenswerten Nachweise —, ordnet und mit reichlichen Beispielen illustriert. Bedauerlich in hohem Grade ist dabei die geringe Sorgfalt, die auf die Korrektur der Textanführungen verwendet wurde. Seite 31 und 49 enthalten ausser 3 falschen Stellenangaben — S. 31, 12 l.: 33. 1; S. 49, 3 l.: 9. 22; 37 l.: 43. 6 — und einer unmotivierten Wortverstellung — zu J. 33. 1 — zusammen nicht weniger als 38 Fehler. Dadurch wird die Benutzung der Schrift für jeden, der nicht völlig im Iranischen zu Haus ist — und deren Zahl ist klein —, sehr erheblich erschwert.

Von den Notaten, die ich mir gemacht, mögen die nachstehenden hier Platz finden.

S. 4: *taẹibio̯* hat die NA. nach Abzug von J. 34. 1 (s. S. 30) nur noch zu J. 44. 18; auch hier wird *taib°* zu schreiben sein. Zu J. 44. 6 s. BB. XIV 18, XV 253. — In der Formenaufführung vermisse ich *hā*, Nom. Sing. Mask.; vgl. Am.

or. soc. proc. 1889, CXXVI. — Zur Note s. BB. IX 307, KZ. XXIX 498.

S. 9, § 8: Ich sehe zwischen den beiden hier besprochenen Gebrauchsweisen von *hu̯ō* keine Ähnlichkeit. In dem Satz: *hi̯aþ mīždem . . fradadāþā . . ahi̯ā hu̯ō nē dāidī* (J. 40. 1, 2) nimmt *ahi̯ā* das vorhergehende *mīždem*, *hu̯ō* das in *fradad°* enthaltene Pron. 2 Pers. wieder auf.

S. 9 f., § 10: Ich halte daran fest, dass der 'Artikel' *ta-* auch enklitisch gebraucht wurde. J. 34. 6 und 49. 8 sind nicht dazu angethan, das zu widerlegen. Entscheidend dafür ist Wortstellung und Sandhi. Auch die Existenz enklitischer Nominative des Pron. Pers. scheint mir sicher, gegen S. 56 f., § 94. Für einen solchen sehe ich *jūš* an allen Stellen an; es folgt überall dem ersten Wort der Verszeile, während *jūžem* an der Spitze steht. Dass *jūš* in J. 32. 3, 4 besonders 'nachdrucksvoll' gebraucht sei, kann ich nicht finden. Auch *as* 'ich' J. 46. 18 halte ich für die enklitische Form; vgl. dazu *hīmkiþ* V. 13. 31.

S. 13, § 15: Unter den Formen aus *au̯a-* fehlt *au̯aiṅhå* Jt. 8. 51.

S. 16, § 21 f.: Die Stelle Jt. 17. 58 wird als Beleg für zwei verschiedene Gebrauchsweisen von *au̯a-* angeführt.

S. 21 f.: Die Relativverbindungen wie *ašīm jąm iši̯ąm* statt (und neben) *ašīm jā iši̯ā* beruhen nach meiner Meinung auf Nachbildung; s. meine Studien II S. 70 Note. Beachtenswert ist, dass dabei statt der mehrsilbigen Relativformen der Akk. Sing. Ntr. gebraucht wird: *aēšō jō iristō* > *aētahe jaþ* (nicht *jeṅhe*) *iristahe*. Die Bemerkungen zu AV. 19. 20. 1 halte ich nicht für zutreffend. In den Hds. steht *nyádhuḥ* (nicht *nyàdhuḥ*, s. Whitney Ind. Verb. S. 154), mit der Betonung des Nebensatzes.

S. 40 ff.: Den wichtigsten Abschnitt bilden die §§ 72—75, wo untersucht wird, wie weit "die Auflösung des Relativs in: subordinierende Konjugation mit pron. Demonstr."[1]) zulässig ist. Der Verfasser will sie beschränkt wissen auf die Fälle, dass der Relativsatz 1) final, 2) hypothetisch, 3) konsekutiv, 4) kausal ist oder endlich 5) das Objekt bildet. Was den letzten Punkt anlangt, so stützt sich Calands Aufstellung wesentlich auf Geldners Übersetzung von J. 51. 13 in KZ. XXVII 579. Aber die daselbst angenommene Inversion scheint mir denn doch zu stark[2]). Dass in den übrigen

1) Das passt aber nicht für den 5. unten angeführten Fall.

2) *maredaitē* (K. 5, J. 3) bedeutet "zerstört sich" (sibi); Objekt ist *erezāuš haiþīm* "das was dem Gerechten sicher ist"; *tā* ist Instr. "so, auf diese Weise"; *jehi̯ā* besagt dann "so dass seine . . .".

benannten Fällen jene Auflösung zulässig ist, darüber besteht kein Zweifel. Die Frage ist, ob und wie weit sie sonst zugelassen werden muss. Und diese Frage wird weder mit der wünschenswerten Klarheit noch mit der nötigen Vollständigkeit behandelt. Caland scheint ausser im Fall 5 nur die Auflösung eines Nominativs zu gestatten, also *jō* = "damit er, wenn wer, so dass er, weil er". Ich verweise dem gegenüber nochmals (s. KZ. XXVIII 14 N.) auf RV. 10. 89. 1, wo *yố* zweifellos = *yố asya*. Entsprechendes halte ich auch im Avesta für möglich, wenn schon nicht geläugnet werden soll, dass man mehrfach zu weit gegangen ist.

S. 47, § 78: Apers. *kā* kann doch nicht = ai. *kás* sein; das wäre *ka*. *kā* ist Partikel. S. KL. I 17.

S. 48 ff., § 80—83: Ich vermisse die Stelle Jt. 13. 18: *jō.nā.hīš . . barāþ . . hō . . kaskiþ*.

S. 57, § 95: Die richtige Erklärung von *auaiąm* J. 68. 1 stammt von Geldner KZ. XXVIII 407 f., nicht von Kern.

S. 64, § 105: Die Form *san* = *han*, 3. Plur., ist doch ganz einfach; s. mein Handbuch § 198.

Münster (Westf.) Bartholomae.

Rohde E. Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. 1. Hälfte. Freiburg i. Br. 1890. 294 S. 8⁰.

Wer an der Hand eigner Quellenforschung vorurteilsfrei der Entwicklung der vergleichenden Religionswissenschaft der letzten Jahrzehnte gefolgt ist, kann nach der Lektüre von Rohdes Psyche nur ein Urteil über das Buch haben: es ist ein Werk, klassisch in seiner Form, meisterhaft in der streng philologischen Durchführung eines wohl erkannten, aber bisher noch nicht in die rechte Bahn gebrachten mythologischen Systems. Die Mythologie lässt sich heute nicht mehr mit der beschränkten Kenntnis der Mythen eines Volkes behandeln. Die Triebfedern religiösen Kultes, der Ursprung der Vorstellungen höherer Wesen sind bei fast allen Völkern ähnliche oder gleiche, es sind die Triebfedern, die im Volksgeiste fortdauern, die allen Kulturströmungen mehr oder weniger Widerstand leisten oder mit diesen verschmelzen, die sich bewusst oder unbewusst selbst bei den Kulturvölkern auf der höchsten Stufe geistiger Entwicklung erhalten haben; der Mensch steht im Banne derselben. Erst der vergleichenden Religionswissenschaft (d. h. vergleichend im eigentlichsten Sinne, nicht beschränkt auf die Vergleichung der Völker indogermanischer Sprache) verdanken wir diese Erkenntnis, und die Arbeiten eines Tylor und Spencer, eines Waitz, Bastian u. a. haben uns den Schlüssel zum Verständnis des Volksglaubens der Kulturvölker gegeben. Es ist hierdurch zu-

gleich das grosse Problem vom Aberglauben der Völker der Gegenwart einen mächtigen Schritt der Lösung näher geführt, während bisher das Kapitel hiervon jedem ernsten Forscher ein Buch mit sieben Siegeln war, denn mit der alten Versicherung, dass der Aberglaube einfach Überbleibsel verblassten Heidentums sei, war nicht auszukommen, so oft sie auch zu seiner Erklärung herhalten musste. Durch diese Forschung steht nun vor allem fest, dass fast alle Völker die Vorstellung von der Seele als eines zweiten Ichs haben, dass dieses zweite Ich als persönliches Wesen nach dem Tode fortlebt, dass es während des Schlafes den Körper verlassen kann und in mancherlei Erscheinungen in der Natur und im Traume sich dem Menschen zu erkennen gibt. Naturgemäss gebührt ihm dann auch eine Pflege, wie sie der Mensch selbst bedarf, und so ist bei den Völkern der Seelen- und Ahnenkult entstanden, der ebenso alt ist wie die ältesten mythischen Vorstellungen überhaupt. An diesen Resultaten lässt sich auf mythologischem Gebiete ebensowenig rütteln, wie auf sprachlichem an der Thatsache der Lautverschiebung. Allerdings ist dies Ergebnis, wie es mit neueren Errungenschaften ja so oft geschieht, zu sehr ausgebeutet und verallgemeinert worden, und selbst die Arbeiten Spencers und Tylors, ganz abgesehen von denen Lipperts und Laistners, sind von dieser Übertreibung nicht frei zu sprechen. Da ist wie der Zauberstab des Meisters Rohdes Psyche unter die heraufbeschworenen Geister, die eine so klare Thatsache schon in Miskredit gebracht hatten, gefahren und hat die mythologische Forschung in den rechten Fluss gebracht; die klassische Philologie hat auch auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie die Führerschaft übernommen. Welch ein Unterschied zwischen dem entsprechenden Kapitel bei Lippert (Die Religionen der europäischen Kulturvölker S. 308—412) und der Psyche! Rohde behandelt mit streng philologischer Kritik die Mythen der einzelnen griechischen Dichterschulen, der homerischen, böotischen, epischen. Er hat es vorzüglich verstanden, scharf zwischen Volksglauben und religiöser Dichtung zu scheiden. Von dieser geht er aus, aber er zeigt, wie sie selbst noch zum grossen Teil im Volksglauben wurzelt, wie sie diesen sich untergeordnet, wie sie Neues durch die subjektive Phantasie einzelner grosser Dichter geschaffen hat und dadurch zuweilen mit der lebensfähigeren und lebendigeren Volksvorstellung in Widerspruch gerät. In diesem scharfen Trennen der beiden Hauptquellen griechischer Mythologie liegt das grosse Verdienst, das sich Rohde um die mythologische Forschung erworben hat.

Aber auch nach anderer Seite hin ist Rohdes Buch von

weittragender Bedeutung. Während man bisher mehr oder weniger die Gottheiten in den Mittelpunkt mythologischer Forschung stellte, geht Rohde vom religiösen Kulte, von der Sitte aus und kehrt immer und immer wieder hierher zurück. Von hier aus allein kann man die Religion und Mythologie[1]) der Völker in ihrer geschichtlichen Entwicklung verstehen lernen. Götterkult und -glaube eines Volkes sind zwei untrennbare Dinge, und die Sitte, die in jenem meist wurzelt, tritt als neuer Hauptquell der Religion ihnen zur Seite. Erst durch Erforschung von Kult und Sitte der Völker lernen wir den wirklichen Volksglauben, die Religion eines Volkes kennen, und werden hiervon trennen, was nur in gewissen Kreisen, namentlich der Dichter, sich besonderer Pflege erfreut hat, nämlich die religiöse Dichtung, die Göttermythen. Auch hier führt uns Rohde zu den echten Quellen des Volksglaubens und zu den Teilen der Dichtung, in denen sich dies reine Wasser noch erkennen lässt. Er knüpft an an das grosse Leichenmahl zu Ehren des Patroklos (S. 14), an das Opfer des Odysseus am Eingange zum Hades (S. 51 ff.), er führt uns zu den Grabstätten der Heroen (S. 149 ff.), zur Verehrungsstätte chthonischer Gottheiten (S. 123 ff.), schildert uns die Heiligkeit der Gräber und die Sitten, die hierin ihre Wurzel haben (S. 210 ff.). Er lehrt uns den Triebfedern der Sitten und des Kultes nachgehen und zeigt immer und immer wieder, dass diese einem anderen Vorstellungskreise angehören als die künstlerisch vollendeten Göttergeschichten der homerischen, epischen, dramatischen Schule. Von den vielen Problemen, die hierdurch ihrer Lösung nahe gebracht sind, sei nur eines herausgegriffen, das Ref. auf dem Gebiete der germanischen Religionswissenschaft jahrelang beschäftigte und das er hier nur zu lösen vermochte, wie es Rohde auf dem der griechischen gelöst hat: die Weissagung. Weissagung findet sich bei fast allen Völkern. Sie beruht auf der einfachen Vorstellung, dass die vom Körper getrennte Seele sich über Raum und Zeit hinwegzusetzen und Thatsachen, die in entfernten Gegenden sich zutragen, oder die Zukunft zu künden vermag. Einzelne Personen besitzen dann besonders die Eigenschaft, mit der Seele verkehren zu können. Hieraus erklärt sich das ganze Orakelwesen in niederer und höherer Form, all unser Aberglaube von bösen und guten Anzeichen,

1) Wir müssen in Zukunft diese beiden Begriffe zunächst von einander trennen: Religion ist in erster Linie Volksglaube und religiöser Kult, Mythologie dagegen die religiöse Dichtung, die wohl zur Religion werden k a n n, aber es durchaus nicht immer geworden ist, wie uns die vedischen, homerischen und eddischen Mythen zur Genüge lehren.

die Prophetie an Gräbern, an bestimmten Zeiten und Orten u. dgl. mehr. Wenn die Kraft, die Zukunft zu offenbaren, sich bei gewissen Gottheiten zeigt, so liegt hier eine höhere Stufe geistiger und kulturgeschichtlicher Entwicklung vor. Rohde hat dies überzeugend an der Geschichte des Orakels zu Delphi gezeigt (S. 123 ff.), das von Haus nichts anderes ist als ein Totenorakel des Python gerade so wie die Totenorakel des Amphiaraos bei Theben, des Trophonios bei Lebadea (S. 112); erst später ist der Kult des Apollo hierher verpflanzt und Apollo zum Herrn der Weissagung gemacht worden.

Fassen wir noch kurz zusammen, was die Hauptergebnisse von Rohdes Forschung sind, und die Folgerungen, die darin für die vergleichende und die griechische Mythologie liegen. Zunächst sind alle Parallelen, die man zwischen griechischen und indischen Gottheiten oder überhaupt zwischen Gottheiten zweier indogermanischer Stämme gezogen hat, schon geschichtlich haltlos, wenn man die Gottheiten aus einer gemeinschaftlichen indogermanischen Gottheit ableiten will. Vielmehr haben sich die einzelnen Gottheiten nur bei den Griechen entwickelt; die Grundlage der Religion ist aber hier dieselbe, wie bei fast allen Natur- und Kulturvölkern. Es ist die Vorstellung der Seele als eines zweiten Ichs, als eines persönlichen Wesens, das nach dem Tode fortlebt wie der Mensch und nun als höheres Wesen göttlich-menschlich verehrt wird. Dieser Vorstellungskreis ist allen indogermanischen Völkern gemeinsam und infolgedessen sicher indogermanisch. Wenn er sich in der älteren Rigvedasammlung ebenso wenig scharf ausgeprägt findet, wie in der Epik der homerischen Schule oder der eddischen Poesie, so kann dies die Thatsache nicht widerlegen. In dem einen wie in den anderen Fällen haben wir eine ausgeprägte religiöse Dichtung geistig hoch begabter Menschen, die wohl Elemente des Volksglaubens aufgenommen, diese aber ihrer subjektiven Phantasie und ihrer Schöpferkraft untergeordnet haben. Deshalb ist uns Volksglaube und -kult in späteren Quellen oft viel reiner bewahrt, in Quellen, wo die frei schaffende, dichterische Kraft nicht so gewaltig gewesen ist, wie in den alten indischen, griechischen und nordischen Dichterkreisen. Letztere haben aber dann auf das Volk zurückgewirkt und deshalb nicht selten den alten Volksglauben verschoben und verändert.

Leipzig, 1891. E. Mogk.

Kühner Dr. R. Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. Erster Teil: Elementar- und Formenlehre, 3. Aufl. in 2 Bden., in neuer Bearbeitung besorgt von Dr. Fr. Blass. I. Bd. Hannover Hahnsche Buchh. 1890. XVI u. 645 S. gr. 8⁰. M. 12.

Es sind mehr als 20 Jahre vergangen, dass die 2. Aufl. des wegen seiner reichen Materialsammlungen viel benutzten Werkes erschien. Sollte diesem die Stellung, die es bisher in der griech. Sprachwissenschaft eingenommen hat, für die Zukunft gewahrt bleiben, so hatte die notwendig gewordene neue Ausgabe vor allem die seit der 2. Auflage bekannt gewordenen sprachlichen Thatsachen, voran die inschriftlichen Funde, nachzutragen und die im Thatsächlichen begangenen Irrtümer zu tilgen. Hierauf hat denn auch der Herr Bearbeiter, einer unsrer kenntnisreichsten und verdienstvollsten klassischen Philologen, in dem uns vorliegenden 1. Band, der die 'Elementarlehre' und die Formenlehre des Nomens und Pronomens umfasst, viel Fleiss verwendet. Einzelne Paragraphen sind dabei von Grund aus umgearbeitet worden. Eine wirklich vollständige Grammatik zu liefern konnte natürlich nicht in der Absicht des Bearbeiters liegen, wie das auch nicht Kühners Absicht war.

Das Kühnersche Werk hatte von jeher nur als statistisch-beschreibende Sprachdarstellung einen erheblicheren Wert. Zwar gab sich sein Verf. redlich Mühe, auch den Anforderungen der historischen Sprachwissenschaft, der er aus innerster Überzeugung zugethan war, gerecht zu werden und den Kausalzusammenhang der Erscheinungen aufzuweisen. Aber er war zu wenig sprachwissenschaftlich geschult, um die umlaufenden Deutungen der Formen auf ihre Haltbarkeit prüfen und nach dieser Richtung etwas wirklichen Nutzen Stiftendes leisten zu können. Am liebsten hätte man daher in der Neubearbeitung das, was die 2. Auflage über das rein statistische hinaus enthält, so weit als irgend möglich beseitigt, die Darstellung in eine ausschliesslich statistische abgeändert gesehen. Leider aber sind Kühners Deutungen grösstenteils geblieben und von B. zahlreiche neue hinzugefügt, die dem heutigen Stand der historischen Sprachforschung ebenso wenig, ja noch weniger entsprechen, als die Kühners seiner Zeit entsprachen. Wie hunderte von Stellen der Neubearbeitung bekunden, ist an B. die Haupterrungenschaft der neueren Sprachwissenschaft, die geläuterte Erkenntnis der Art der sprachlichen Fortentwicklung, spurlos vorübergegangen. Er zitiert zwar häufig neuere und neuste Arbeiten dieser Wissenschaft, aber er hat zu ihr kein inneres Verhältnis und fällt daher oft die schiefsten Urteile, sowohl in den allgemeineren als auch

in den Einzelfragen[1]). Wie unklar seine Vorstellungen von den Aufgaben, den Zielen und der Methode der Sprachwissenschaft sind, zeigt am besten das Vorwort p. IX sqq., wo B. auseinandersetzt, dass er an den Spekulationen der Linguisten keine Freude habe, dass ihm nur die Feststellung von 'Thatsachen' am Herzen liege. Ich kann auf das Einzelne dieser Erörterung leider hier nicht eingehen, nur auf Einen seltsamen Irrtum möchte ich nicht unterlassen hinzuweisen. Es heisst p. XV: "Indessen will ich von dem Gebäude der Grammatik, wenn auch die Hauptmasse davon aus Stein, ich meine aus Thatsachen, bestehen muss, auch den Sand, d. i. die Vermutungen, nicht völlig ausschliessen; ich habe auch selber hier ein bischen Sand hinzugenommen, ein bischen, nicht ganze Haufen. Schon animi causa wird man ab und zu einmal vermuten und ins Ungewisse und Unbekannte ausschweifen". Ein Standpunkt, gegen den an sich niemand etwas einzuwenden berechtigt ist, wenn man sich auch unwillkürlich fragt, warum denn B. und die andern klassischen Philologen in den andern Gebieten ihrer Wissenschaft, in der Litteraturgeschichte u. s. w., so himmelweit davon entfernt sind die gleiche weise Enthaltsamkeit zu üben. Wenn diesem Standpunkt nur auch unsre Neubearbeitung wirklich einigermassen entspräche! Aber nicht bloss ein bischen Sand und nicht bloss ganze Haufen, sondern ganze Berge Sand werden vor uns aufgefahren. Was ist denn z. B. die ganze 'Wohllautslehre' S. 161—299 viel andres als ein einziger grosser Sandberg? Sind denn z. B. die für die 'Synkope' gegebenen Beispiele ἔσται aus ἔσεται u. s. f. (S. 181) oder die für die 'Einschiebung der Vokale' gegebenen στυφελός aus στυφλός u. s. w. (S. 188) oder die für die 'Kontraktion' gegebenen τιμῶ aus τιμάω u. s. w. (S. 201) nicht samt und sonders blosse 'Vermutungen' und 'Spekulationen'? B. ist sich offenbar dessen nicht bewusst, wie blutwenig in den traditionellen Grammatiken, selbst in den nüchternsten, die nur Materialsammlungen sein wollen, auf den Ehrennamen 'Thatsache' Anspruch hat; ist doch im letzten Grunde keine einzige historische Erkenntnis ohne Ergänzung des Gegebenen durch Spekulation möglich. Dass eine grosse Anzahl von jenen Vermutungen unsrer neuen Bearbeitung nach der Anschauung aller derer, die über das

1) Man lese z. B. S. 71 über "skr. *ḱ* (*k*, *ç*)" = lat. *qu* gr. π, S. 82 über π aus ϝ, S. 163 f. unter 4. über das, was 'die Neueren' über Ablaut lehren, S. 164 unter 5. über die Wurzel κλιν, stark κλῐν (κλίνω), schwach κλῐ (κέκλῐμαι), S. 281 über μέν und μά aus μᾰ́ν u. s. w. Interessant ist auch die Mitteilung p. X, dass die Nasalis sonans kein in irgend einer idg. Sprache wirklich vorhandener Laut sei.

Wesen der Sprachgeschichte ernstlicher nachgedacht haben, verfehlt ist, brauche ich kaum noch zuzufügen.

Gegen die Gewohnheit der Menschen, bei der einmal vorgenommenen Schematisierung stehen zu bleiben und die Thatsachen immer wieder in das Fachwerk der alten Begriffe hineinzupressen, statt die Begriffe den Anforderungen der Thatsachen gemäss zu berichtigen, ist schwer anzukämpfen, und ich sehe voraus, dass unsre Neubearbeitung, die wegen der Materialsammlung ja in der That mit Freuden begrüsst zu werden verdient, von vielen klassischen Philologen darum ganz besonders warm wird bewillkommt werden, weil B. den Standpunkt der 'Sprachvergleicher' ablehnt und ihnen einmal seine Meinung sagt, die auch die ihrige ist. Schriften wie Pauls 'Principien der Sprachgeschichte' existieren eben für einen grossen Theil unsrer klassischen Philologen immer noch nicht. Ich möchte mir aber noch an diese die Frage erlauben: wie würden sie eine heute hervortretende Darstellung der griech. Litteraturgeschichte aufnehmen, die zwar das für die Aufrichtung des Gerüstes der geschichtlichen Darstellung in Betracht zu ziehende Quellenmaterial fleissig und sorgfältig gesammelt hätte, dabei aber in hellen Haufen jene dilettantischen, auf dem Boden der rohsten Empirie gewachsenen Kombinationen und Spekulationen, denen die wissenschaftliche Kritik seit Fr. A. Wolf mehr und mehr die Thür gewiesen hat, immer noch vorführte, als wenn sie nicht nur immer noch eine Berechtigung hätten, sondern auch weiser und solider wären als die Ansichten der Neuern?

Leipzig, 4. Juni 1891. K. Brugmann.

Hoffmann O. Die griechischen Dialekte in ihrem historischen Zusammenhange mit den wichtigsten ihrer Quellen dargestellt. 1. Bd. Der südachäische Dialekt. Göttingen. 1891. XVI u. 344 S. gr. 8⁰.

Hoffmann, der im Laufe der letzten Jahre mehrere Untersuchungen aus dem Gebiete der griechischen Dialekte veröffentlicht hat, beginnt jetzt eine zusammenfassende Darstellung derselben. Der vorliegende erste Band bringt den von H. so genannten südachäischen Dialekt, d. h. denjenigen Dialekt, der von den Achäern im Peloponnes vor der dorischen Wanderung gesprochen wurde und der sich in der Sprache der Arkader und Kyprier forterhalten hat, demgemäs auch von H. aus den Denkmälern dieser Stämme rekonstruiert wird. H. giebt zunächt eine Einleitung, die über die Ausbreitung des südachäischen Dialekts in vorhistorischer,

seiner Nachkommen in historischer Zeit orientiert (S. 3—14), sodann die Quellen, und zwar die arkadischen (14—35) und kyprischen (35—99) Inschriften und die Glossen (100—126), endlich die Darstellung des Dialektes selbst nach den Gesichtspunkten: Laute (127—232), Formen (233—272), Wortbildung (273—276), Wortschatz (277—292), Syntax (292—326). In einem Anhange (327—330) werden die lautlichen und formellen Eigentümlichkeiten zusammengestellt, die den südachäischen Dialekt vom dorischen und ionischen scheiden. Es folgen Nachträge und Berichtigungen (331—333) und sehr brauchbare Sach- und Wortregister (334—344).

Vor ungefähr 2 Jahren ist der zweite Band von Meisters griechischen Dialekten erschienen, der ausser dem Elischen gleichfalls das Arkadische und Kyprische behandelt. Naturgemäss drängt sich die Frage auf, mit welchem Rechte Hoffmann dieser Darstellung nach so kurzer Zeit eine neue folgen lässt. Ich verkenne die mannigfachen Schwächen nicht, die Meisters Buche anhaften, und werde selbst in Arbeiten, die demnächst an die Öffentlichkeit kommen werden, Gelegenheit nehmen auf Irrtümer hinzuweisen, die M. sich sehr wohl hätte ersparen können. Aber man muss billiger Weise doch sagen, dass die schlimmsten Fehler sich in Teilen des Buches finden, die mit der eigentlichen Darstellung der Mundarten nur in sehr lockerem Zusammenhange stehen, nämlich in etymologischen u. ä. Exkursen, dass die eigentliche Darstellung aber im grossen und ganzen ihrer Aufgabe in befriedigender Weise gerecht wird.

Hoffmann selbst hat das Werk in den Gött. Gel. Anz. 1889, S. 873 ff. einer sehr üblen Kritik unterzogen, und nicht günstiger lautet das Urteil, das er in dem Vorwort zu einer eigenen Arbeit S. X f. abgibt. Allein beide Urteile stehen nicht vollkommen im Einklange mit einander. An der letztgenannten Stelle sagt H., Meister sei der Forderung die beiden Dialekte erschöpfend darzustellen nicht gerecht geworden. GGA. a. a. O. dagegen erkennt er in den lobendsten Ausdrücken die Vollständigkeit und Übersichtlichkeit bei Meister an und nennt die Sammlung des Stoffes vortrefflich, und ich kann nur dieses frühere Urteil im Gegensatze zu dem späteren gut heissen. Es bleiben somit von den Vorwürfen, die H. dem Buche macht, nur zwei: einmal soll die Erklärung des Stoffes nach GGA. a. a. O. S. 875 eine Fülle von Kuriositäten und Fehlern bieten, zum zweiten sollen die Grundzüge des alten südachäischen Dialekts in ungenügender Weise entwickelt sein (gr. Dial. S. III. X f.). Wir haben also zu prüfen, ob diese beiden Punkte so schwerwiegend sind, bezw. ob ihre Behandlung bei H. die Meistersche in so hohem Masse über-

ragt, dass durch sie das Erscheinen des H.schen Buches gerechtfertigt wird.

Ich beginne mit dem zweiten. H. behauptet Vorwort S. III, alles, was die Verwandtschaft des arkadischen und kyprischen Dialekts betrifft, werde bei M. in sechs Zeilen einer Fussnote (II, 128) berührt. Dies entspricht den Thatsachen nicht: in Wirklichkeit wird S. 126—130 über das Verhältnis des Kypr. zum Ark. und Achäischen gesprochen, und jene sechs Zeilen stellen nur die Eigentümlichkeiten zusammen, die das Kypr. lediglich mit dem Ark. teilt, entsprechen also etwa dem bei H. S. 327—330 Gegebenen. H. selbst stellt bei allen Spracherscheinungen den südachäischen Zustand an die Spitze und ordnet diesem die belegten Formen aus dem Ark. und Kypr. unter. Dies Verfahren bringt den Nachteil mit sich, dass die beiden thatsächlich historisch gegebenen Einheiten, die ark. und kypr. Mundart, nicht reinlich und glatt jede für sich zur Darstellung kommen, sondern dass man sie sich erst zusammensuchen muss. Mag dies indess bei dem vorliegenden Bande noch gehen, da eben Ark. und Kypr. ungestörte Fortentwicklungen des Südachäischen sind, so ist es mir gänzlich rätselhaft, wie H. in den folgenden Bänden mit der Darstellung der nach seiner Theorie durch Mischung entstandenen Dialekte zurechtkommen will, z. B. des kretischen, der nach ihm aus südachäischen und dorischen, oder des böotischen, der aus äolischen und dorischen Bestandteilen gemischt sein soll. Behält H. die bisherige Darstellungsweise bei, so würde man überhaupt kein einheitliches Bild von ihnen bekommen. Um ein solches zu erreichen, müsste H. sie besonders für sich darstellen. Dann aber würde er selbst das von ihm absichtlich gewählte Verfahren aufgeben, allemal die Formen der Einzelmundarten aus der angenommenen vorhistorischen Dialekteinheit herzuleiten, und es würden zwei Einteilungsprinzipien durch sein Buch hindurchgehen. In anbetracht dessen kann ich nur dies Verfahren für unzweckmässig, für allein richtig dasjenige Meisters erachten, der jeden Dialekt, der in historischer Zeit uns als Einheit entgegentritt, für sich behandelt und die Verwandtschaftsverhältnisse einleitungsweise darlegt. Es mag dabei zugegeben werden, dass diese letzteren bei M. etwas stärker hätten betont werden können als es der Fall ist. — Eine arge Gedankenlosigkeit hat sich übrigens Verf. bei der Erschliessung des südach. Zustandes an einer Stelle zu Schulden kommen lassen. S. 212 lehrt er: "(im Auslaute vor Konsonanten) wurde in südachäischer Zeit ohne Rücksicht auf den folgenden Auslaut stets ν g e s c h r i e b e n. G e s p r o c h e n hat man ν sehr wahrscheinlich nur vor Dentalen". Es be-

darf nur des Hinweises, um das Unhaltbare dieser Bemerkung klarzulegen; denn für die südachäische Zeit kann von Schreiben überhaupt wohl keine Rede sein, das zeigt schon allein die Annahme des im Vergleich mit der Buchstabenschrift recht primitiven Syllabars in Kypros.

Wenden wir uns nun zu H.s Deutungen der sprachlichen Thatsachen. Weitaus die grösste Zahl der Punkte, in denen er von Meister abweicht, hat er schon in seinen früheren Arbeiten besprochen, der vorliegende Band bringt nur wenig neues. Von allen diesen Erklärungen stellen nur sehr wenige einen wirklichen Gewinn unserer Erkenntnis dar, die meisten sind unsicher, eine ganze Anzahl höchst unwahrscheinlich oder nachweislich falsch. Die Sicherheit des Tones aber, in dem Verf. von den meisten spricht, steht in keinem Verhältnis zu ihrer wirklichen Sicherheit. Ich führe einige Beispiele an. S. 236 f. führt H. das -υι in kypr. ἰν τυΐν (cod. ἴν τυϊν) und anderen kret. und aeol. Adverbien auf -υι wieder, wie schon an anderen Orten, auf ein Lokativsuffix -ϝι, das -υς in dor. ὅπυς πῦς etc. auf -ϝις zurück; "diese Auffassung ist die einzige, welche den überlieferten Lauten gerecht wird". ϝ soll in den Adverbien vor betontem ί in υ übergangen sein. Schon dies ist ganz unerwiesen und unerweislich. Und wo kommt denn sonst in anderen Sprachen ein solches Lokativsuffix -ϝι vor? Die Berufung auf Ahrens II 365 nützt nichts. Denn hier werden aus -ϝι lat. *-bi*, gr. -φι, -θι, -υι hergeleitet, die Ansetzung von -ϝι beruht also auf einer Betrachtungsweise, die heutzutage niemand mehr mitmachen wird. In Wahrheit wird durch -ϝι gar nichts erklärt, und es entbehrt jedes Anhaltes. Ich kann auf die sehr schwierige Frage nach der Herkunft der Adverbia auf -υι, -υς hier nicht eingehen und will nur der Vermutung Ausdruck geben, dass ihr -υ- mit dem *-y* des slav. Instr. Pl. zusammenhängt. — ἴν· αὐτή. αὐτήν. αὐτόν. Κύπριοι wird S. 117. 258 f. von dem "alten Pronominalstamme ϝι- er, sie" abgeleitet. Mir ist ein solcher Stamm anderswoher unbekannt, und bei G. Meyer Gr. Gr.[2] § 413. 416, wo dessen Reste nach Verf. gesammelt sein sollen, finde ich nichts derartiges. H. selbst hat auf der Inschr. von Metapont Coll. 1643 einen Akk. ϝιν nach Comparetti gelesen, verweist aber auch hier zur Rechtfertigung nur auf G. Meyer a. a. O. Als beweiskräftig wird er diese Lesung wohl selbst nicht ansehen, da andere Deutungen möglich und wahrscheinlicher sind. — S. 146 f. wendet sich Verf. gegen die übliche Annahme, dass das η in ark. ἰγκεχηρήκοι, kypr. ὐχήρων χήρ auf Ersatzdehnung beruhe, ebenso wie in dor. χήρ und ει in ion. att. χείρ. Wenn er sagt, dass nach dieser Annahme die Ersatzdehnung in einem urspr. Nomin. χέρς ihre Quelle habe,

so ist das falsch. Meister, der dies nach H. Dial. II 224 lehren soll, lehrt es weder dort noch II 147 und II 95, und von Wackernagels Untersuchungen KZ. XXIX 131 ff., die die ganze Frage auf einen neuen Boden gestellt haben, nimmt H. überhaupt keine Notiz. Damit verliert auch seine Bedeutung, was er als einzigen Einwand gegen die Ersatzdehnung anführt: der Nom. χέρς sei nicht als urgriech. anzusetzen; dieser ist für die ganze Sache überhaupt gleichgültig. H. selbst giebt folgende Erklärung: urspr. wechselten zwei Stammformen χηρ- und χερ- in der Flexion; in den Dialekten wurde teils χηρ- teils χερ- durchgeführt, in den achäischen χηρ-, im att. χερ-. Die nordachäischen Formen χερρός, χερρί sind aus χηρός, χηρί hervorgegangen, indem die Nordach. statt des langen Vokals vor einfacher Liquida kurzen Vokal vor doppelter Liquida sprachen. Att. χείρ geht auf χέρ-ς zurück. Dies wurde zunächst zu *χέρ. *χέρ aber wurde, da eine einzige weder natura noch positione lange Silbe in der Nominalflexion unmöglich war, zu χείρ gedehnt wie *πός aus *πόδ-ς zu πούς. Dieser Entwicklungsgang setzt nicht weniger als drei Lautgesetze voraus, die nicht zu erweisen sind: 1) Die angebliche Verdoppelung der Liquida und Verkürzung des Vokals statt langen Vokals und einfacher Liquida. Die Beispiele, die H. dafür beibringt, treten an Zahl und Wert ganz zurück hinter denen für das Gegenteil. Soweit ihre Verwendbarkeit für historische Rückschlüsse nicht überhaupt sehr fraglich ist, lassen sie sich mit leichter Mühe anders erklären. 2) Der Abfall des ς in χέρς. 3) Die Dehnung einer einzigen kurzen Silbe in der Nominalflexion. Andrerseits aber zerreisst H.s Erklärung ganz klare, rein lautgesetzliche Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Dialekten, und dies um so mehr ohne Not, als H. für ark. φθήρων Ersatzdehnung doch anerkennen muss (S. 220). Im allgemeinen möchte er diese für das Südach. am liebsten ganz ablehnen und dadurch wird seine Behandlung fast aller Fragen, die mit ihr in Zusammenhang stehen, eine unglückliche. φθήρων und χηρ- zeigen, dass das Arkadisch-Kypr. bei urspr. *ϱi̯* und ρς sich der urgr. Doppelkonsonanz in derselben Weise entledigen wie das Ion. und Dor. Methodisch ist es, daraus zu schliessen, dass es auch bei den andren urgr. Doppelliquiden und Nasalen ebenso verfahren sein wird, wie Ion. und Dor., solange nicht ein bestimmter Grund für die gegenteilige Annahme vorliegt. Methodisch also ist es ark. χιλίαις mit ῑ anzusetzen, nicht, wie H. S. 219 thut, die Quantität des ι unbestimmt zu lassen, methodisch, kypr. *emi* mit ἠμί zu umschreiben, nicht, wie S. 216 geschieht, mit ἐμί. Unrichtig ist es ferner, ark.-kypr. βόλομαι aus *βόλλομαι herzuleiten und mit ion. βούλομαι

gleichzusetzen (S. 218), und unbegründet βωλᾶς auf der von Martha herausgegebenen Inschrift von Stymphalos, die ja allerdings einen Übergangsdialekt zum Dorischen zeigt, dem Ark. überhaupt abzusprechen (S. 219). Freilich giebt H. die übliche Herleitung von ion. βούλομαι βουλή aus *βόλνομαι *βολνά nicht zu. Denn nach S. 123. 160. 217 will er GGA. 1889, S. 897 f. bewiesen haben, dass aus urspr. λν überhaupt nicht λ mit Ersatzdehnung geworden sei. Vielmehr sei λν zu λλ geworden bei konsonantischem λ (ὄλλυμι ὠλλόν ἐλλός), dagegen λν geblieben bei silbebildendem λ (πιλνόν = *pl̥nón*, πίλναμαι = *pl̥námai*). Dieser Gedanke wird wohl jedem gekommen sein, der sich einmal mit der Frage beschäftigt hat, aber jeder wird ihn auch als undurchführbar aufgegeben haben. Denn warum sollte *l̥* gerade nur in den genannten beiden Worten zu ιλ, nicht zu αλ geworden sein? Und was soll mit βούλομαι βουλή u. s. w. geschehen, in denen man λν mit gutem Fug zu Grunde gelegt hat, weil eine andere Lautgruppe nicht übrig blieb? H. hilft sich sehr einfach: hier soll *λi̯* das ursprüngliche sein. Damit ist aber nur ein Rätsel für ein anderes gesetzt und eine bisher klare Erscheinung ohne zureichenden Grund verdunkelt; denn *λi̯* wird, wo wir es mit Sicherheit ansetzen dürfen, zu λλ in allen Mundarten ausser der kypr.

Auch an Unklarheiten und Widersprüchen fehlt es nicht. Aus Πλήσταρχος Πληστίερος ergiebt sich als ark. Superlativ *πλῆστος. Nach Meister II 95 ist dies nach anderen vom Stamme πλη- gebildeten Formen vokalisirt, also Analogiebildung. H. erklärt diese Annahme S. 147 für vorschnell. Nach ihm ist *πλῆστος von dem πλεῖστος der anderen Mundarten überhaupt in der Bildung verschieden. „Da der südach. Dialekt bei den *ē*- und *ēv*-Stämmen die starke Form bevorzugte, so wurde von πλη- nicht πλε-ῖστος (vom schwachen Stamme πλε-), sondern πλη-ιστος gebildet, und daraus entstand πλῆστος, indem der lange Diphthong ηι im Inlaut das ι einbüsste." Diese Erklärung kehrt S. 185 wieder. Wenige Zeilen vorher aber wird gelehrt, die ursprünglichen (nicht durch Kontraktion entstandenen) langen Diphthonge *āi*, *ēi* u. s. w. seien im Inlaute zwischen Konsonanten bereits im Urgriech. zu *ăi*, *ĕi* u. s. w. verkürzt worden. Dass der Superlativ zu πολύς schon aus der Ursprache mitgebracht, nicht etwa in den griech. Dialekten zuerst gebildet wurde, ist selbstverständlich. Nehmen wir einmal wirklich zu gunsten H.s an, die Ursprache habe ihn von zwei Stammformen als **plĕ-is-tos* und **plē-is-tos* gebildet, so wurden diese nach allgemeiner Annahme schon ursprachlich zu **plĕistos*, **plēistos* kontrahiert. Wie H. zu dieser Annahme steht, ist freilich nicht klar er-

sichtlich, da seine Angaben sich widersprechen: S. 137 sagt er, bereits in idg. Zeit falle die Kontraktion des Augments ϵ mit anlaut. ἀ zu ᾱ, S. 148 dagegen, durch urgriech. Kontraktion sei η in ἦϲ 'er war' aus *ἔ-ηϲ oder ἔ-ϵϲ entstanden wie in kypr. ἦχϵ aus *ἔ-ϵχϵ. Urgr. *πληῖϲτοϲ aber musste nach dem von H. selbst anerkannten Kürzungsgesetze zu πλϵῖϲτοϲ werden, und damit werden wir für das Ark. doch wieder auf die Notwendigkeit einer Analogiebildung geführt. — Starke Unklarheiten entstehen auch durch das Bestreben des Verf., Ficks Gesetz, nach welchem die Verteilung von ι und *i̯* und im Anschlusse daran Epenthese und Assimilation angeblich durch den Sitz des Akzents bestimmt wurden, zur Erklärung der Thatsachen heranzuziehen. Ich habe meinen Unglauben gegen dieses Gesetz schon KZ. XXIX 99 bekannt und bin durch die Früchte, die es seitdem gezeitigt hat, nur darin bestärkt worden. H. setzt S. 72 kypr. αἶλοϲ = ἄλλοϲ aus *ἀλi̯ός*, ohne zu sagen, woher er diesen Akzent hat, S. 175. 219 dagegen wird ἄλλοϲ bereits als urgriech. anerkannt, es fällt also auch für H. die Nötigung fort **ἀλi̯ός* anzusetzen. Ebenso unberechtigt ist die Ansetzung von *καπόi̯ο* mit diesem Akzent zur Erklärung von κάπω (S. 233), und die von **ἀμεvi̯ών*, aus dem entweder durch Epenthese, also mit echtem ϵι, oder durch Ersatzdehnung, also mit unechtem ϵι, ἀμϵίνων geworden sein soll (S. 146)! — Weiter die Erklärung von ὤϝατα, wie Verf. auf der Vase Coll. 88 liest. S. 84 wird ὤϝατα als die dialektisch geforderte Form für att. οὔατα bezeichnet. "Attisch" mag blosser Lapsus sein. Zu verstehen aber ist dies nur so, dass ου unechter Diphthong ist, dem Kypr. u. s. w. ω entpricht. S. 156 dagegen heisst es, ὠϝ- in dor. ὦϲ ὠατοθήϲω u. s. w. sei starke Stammform, während im Att. zu ὄϝατοϲ ein Nomin. vom schwachen Stamme: οὖϲ gebildet worden sei, beide Dialektformen werden also ganz von einander geschieden. Verf. verweist auf Joh. Schmidt Pluralbild. d. Neutr. 407. Hier wird eine ganz andere Erklärung der Verschiedenheit gegeben. Eines aber hätte der Verf. dort lernen können, was er freilich auch so schon hätte wissen müssen, dass att. οὖϲ unechtes ου hat, dies also nicht vom gen. ὄϝ-ατοϲ bezogen haben kann.

Derartige Unrichtigkeiten finden sich auch sonst. S. 121. 286 wird aus der Glosse μυλάϲαϲθαι· τὸ . . ϲμήξαϲθαι ein Subst. *μυλά erschlossen und dies dem altbulg. *mylo* 'Seife' gleichgesetzt. *mylo* aber geht nach Ausweis des poln. *mydło*, čech. *mýdlo*, osorb. *mydlo* auf **mydlo* zurück; *d* vor *l* ist nach dem bekannten Lautgesetze der südostslav. Sprachen geschwunden. — Nach Herakleides ist πτόλϵμοϲ kyprisch und attisch gewesen. Verf. behauptet S. 123, attisch sei das Wort

nie gewesen. Das Gegenteil ist wahr; vgl. jetzt die Zusammenstellung des Materials bei Kretschmer KZ. XXXI 426. — πανώνιος auf der Tafel von Edalion Z. 10, 23 übersetzt H. 'mit dem ganzen Nutzen, mit vollem Ertrage' und leitet es im Anschlusse an Ahrens von ὄνιος ὀνίνημι ab (S. 71. 156). ὄνιος ist eine ganz späte, nachchristl. Bildung, und die Bildungsgesetze von ὀνίνημι verbieten die Herleitung von πανώνιος für so frühe Zeit von diesem Stamme. Ich verweise auf eine eingehende Behandlung der Sache, die KZ. XXXII 244 ff. erscheinen wird.

Die angeführten Beispiele zeigen, dass H.s Darstellung nicht den Anspruch erheben kann an Stelle der Meisterschen zu treten. Es bleiben nun noch ein paar Worte über den Abdruck der Inschriften und Glossen zu sagen. Die kypr. Glossen hat H. schon Bezz. Beitr. XV 44 ff. gesammelt und besprochen; ihre Erklärung in den Dial. stimmt im wesentlichen mit der dort gegebenen überein. Was die Inschriften betrifft, so ist gegen den Abdruck der kypr. bei der besonderen Beschaffenheit des Materials nichts einzuwenden; doch hat H. auch hier das wesentlichste neue schon Bezz. Beitr. XIV 266 ff. veröffentlicht. Gänzlich unnötig aber erscheint mir der Neudruck der ark. und der für die weiteren Bände in Aussicht gestellten Inschriften der anderen Dialekte. H. sagt (Vorw. S. VIII), die Collitz-Bechtelsche Sammlung werde wegen ihrer Vollständigkeit nur im Besitze derer sein, die eingehendere Studien auf diesem Gebiete zu machen beabsichtigten. Seine eigene Zusammenstellung der ark. Inschriften aber lässt nur sehr wenige von den bei Collitz-Bechtel verzeichneten Nummern weg, und diejenigen, welche sich in den griech. Dialekten nur zu orientieren beabsichtigen, kann man getrost auf Cauer verweisen, der zwar von H. auch verpönt ist, dessen Delectus aber in seiner zweiten Auflage seinen Zweck in durchaus befriedigender Weise erfüllt. Die Thatsache ferner, dass seit dem Erscheinen des 1. Bandes von Collitz Sammlung neue Inschriften gefunden sind, kann nicht geltend gemacht werden, da Supplementhefte in Aussicht gestellt sind. In dieser Hinsicht würde auch H.s eigene Zusammenstellung bald veralten; denn hoffentlich lässt die Veröffentlichung der von G. Fougères gefundenen Inschrift von Mantineia nicht mehr lange auf sich warten. Auch hier halte ich das von Meister eingeschlagene Verfahren für zweckmässiger. Übrigens ist die Behandlung der wichtigsten der neugefundenen Inschriften, des Tempelrechts von Tegea, im einzelnen meines Erachtens wenig glücklich. Näher darauf einzugehen gestattet mir der Raum nicht, der mir hier zur Verfügung steht.

Es wäre unbillig, wollte man nicht anerkennen, dass Hoffmann sein Material gründlich und sorgfältig gesammelt hat. Nichts desto weniger kann das Gesamturteil nach dem Dargelegten nur lauten: Das Neue, was in dem Buche steht, konnte H. bequem in einem Aufsatze von 1—2 Bogen sagen, das Buch als ganzes ist überflüssig.

Halle a./S., den 18. August 1891.

Felix Solmsen.

Monro D. B. A grammar of the Homeric dialect. 2. edition, revised and enlarged. Oxford, at the Clarendon Press, 1891. 8°. 10 sh. 6 d.

Die zweite Auflage von Monros Grammatik des homerischen Dialekts bleibt dem Plan und der Anlage der ersten Bearbeitung getreu: sie legt das Hauptgewicht auf Formenlehre und Syntax und lässt die Lautlehre, abgesehen von einigen Bemerkungen, welche in dem letzten Kapitel unter "Metrum und Quantität" sowie im Anhang untergebracht sind, gänzlich unberücksichtigt. Dies ist um so bedauerlicher, als die lautlichen Fragen unter den homerischen Problemen keine ganz geringe Rolle spielen und ihre Behandlung auch in der Grammatik von Vogrinz eine durchaus unzureichende ist. Trotz dieses Mangels ist das Buch von Monro, wenn man Grammatik mit Thatsachen der Formen- und Satzlehre übersetzt, im Ganzen eine nützliche und dankenswerte Arbeit — freilich nicht immer zugleich eine anregende. "Oede und trocken ist der Boden der Grammatik — erklärte kürzlich ein Philolog — und das Gebiet der blossen Thatsachen ganz besonders". Ich meine aber, dass uns Thatsachen an sich höchst gleichgültig sein können, wofern sie uns nichts neues zu denken geben. Also gilt es in der Wissenschaft nicht bloss ein Verzeichnis von Thatsachen aufzustellen, die auf sprachlichem Gebiet nicht interessanter, aber auch nicht langweiliger sind, als auf jedem anderen, sondern sie unter fördernden und fruchtbaren Gesichtspunkten zu betrachten. Vollends eine Darstellung des homerischen Dialekts sollte mehr sein als eine Aufzählung der bei Homer vorkommenden Formen und syntaktischen Verbindungen. Der Dialekt des Epos ist eine Kunstsprache von so scharf geprägtem Charakter, wie der griechische Geist keine zweite mehr geschaffen hat. Sie hat weniger Natur und mehr Technik, als die Bewunderer Homers im vorigen Jahrhundert geahnt zu haben scheinen. Nur eine lang dauernde Entwicklung in festen Bahnen kann ihr dieses Gepräge verliehen haben. Eine Darstellung der epischen Sprache muss, meine ich, diese Verhältnisse nicht

nur im allgemeinen darlegen, sondern auch in allem Einzelnen, in Lautgeschichte und Flexion, in Wortbildung und Wortwahl, in Syntax und Stilistik nachweisen. Denn woher nimmt man das Recht, die Sprache einer einzelnen Litteraturgattung aus dem Zusammenhange der ganzen Sprachentwicklung herauszulösen, wenn man nicht das, was ihre Eigenart ausmacht, zum Hauptgegenstand der Betrachtung erhebt?

Berlin. P. Kretschmer.

Weiss *P.* Aug. Grundzüge des Griechischen und Lateinischen Verbums. Regensburg, Verlag von J. Habbel 1891. 23 S. 8°. M. —.50.

Der 1. Abschnitt, 'Grundgesetze' überschrieben, beginnt so: "Die griech. Worte (Laut, Halblaut) sind *ah ah — ah αβ, ah απ — ah αγ, ah ακ — ah αδ, ah ατ* .... und umgekehrt *ha ah* u. s. f. Nicht anders im Latein. Durch Bund (παραθεϲιϲ) entsteht das Vielwort. Darin ist der Halblaut = Wort. *βε εh βα ah ah αλ εh εκ ah ah* βεβληκα. *πε εh πε εh εh ερ oh οτ ah ah ιh ιh* πεπρωται. Durch Gleichbund entsteht Wortwort. *de eh di ih ih ih dedi*". So geht es die 23 Seiten ununterbrochen fort mit *ah ah, ha ah, ih ih, hi ih* u. s. w., also dass man als freundlicher Leser einzustimmen kaum umhin kann.

Leipzig. Karl Brugmann.

Studien auf dem Gebiete des archaischen Lateins herausgegeben von Wilhelm Studemund. Zweiter Band. Berlin Weidmann 1891. 2 Blätter u. 436 S. gr. 8°. M. 9.

Von den fünf in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen sind die erste von Schröder und die fünfte von Studemund, die sich mit der Herstellung fragmentierter Teile von Amphitruo und Cistellaria des Plautus beschäftigen, für die Leser dieser Zeitschrift ohne Interesse. Mit Sprachlichem befassen sich nur die drei mittleren (Kellerhoff De collocatione uerborum Plautina S. 47—84, Scherer De particulae *quando* apud uetustissimos scriptores latinos ui et usu S. 85—143, Bach De usu pronominum demonstratiuorum apud priscos scriptores latinos S. 145—415). Sie zeigen alle die feine und sichere Beobachtung der Latinität, die der Studemundschen Schule zu eigen ist und deren Wert für Sprachgeschichte und Textkritik dadurch kaum beeinträchtigt wird, dass die (glücklicherweise nicht häufigen) Exkurse auf das vorhistorische Gebiet nicht befriedigen (so in diesem Bande Scherers Etymologie von *quando*, das als eine Kontaminationsbildung aus **quodō* = ai. *kadā* und *quam* erklärt wird, und Bachs Deutung von *interim* S. 382 und *ecce* S. 387 ff.). Aus Kellerhoffs Abhandlung gebe ich kurz an, was auch für weitere

Kreise von Interesse sein dürfte: § 1 Stellung der Pronomina; § 2 von zwei unmittelbar auf einander folgenden Kasus desselben Stamms steht der Nominativ voran; § 3 Stellung der Beteuerungspartikeln, § 4 der Negationen; § 8 der Ablativus comparativus steht gewöhnlich vor dem Komparativ. — Scherer weist S. 98 ff. nach, dass vor Plautus *quando* sich nur in temporalem Sinne findet, ohne zu leugnen, dass das rein zufällig sein könne (S. 104), und zählt dann (S. 105 ff.) unter kritischer Behandlung einer Reihe von Stellen die plautinischen Beispiele der Partikel auf u. zw. zunächst die temporalen, dann die kondizionalen (in denen indes die kondizionale Bedeutung immer eine Hinneigung zur temporalen oder kausalen zeigt), kausalen und interrogativen, während er das einzige Beispiel für den indefiniten Gebrauch Cpt. 290 (*ubi quando*) mit Unrecht beseitigen will, da *siquando* für Ennius fragm. 235 Bähr. trotz Scherer S. 130 ausser Zweifel steht. Darauf werden S. 129 ff. die Beispiele aus Terenz und den übrigen Altlateinern in ähnlicher Weise behandelt. Endlich wird S. 137 ff. *quando quidem* besprochen und richtig die Doppelzeitigkeit des *o* behauptet. Nur durfte nicht *nescĭŏquis* zum Vergleiche für *ŏ* herangezogen werden, da hier die Kürze um der vorausgehenden willen nach bekanntem Gesetz (⏑ – ⏑́ wird ⏑ ⏑ ⏑́) entstanden ist. *Quandŏquidem* gehört vielmehr zu den durch Bücheler Wölffl. Arch. III 144 ff. aufgeklärten Worten, in denen "Quantitätsentziehung durch Tonanschluss" vorliegt (*tŭquidem*, *sīne* = *SEINE* CIL. I 198. 54 etc.). — Wie der umfangreichste so der wertvollste Teil des vorliegenden Bandes ist Bachs Abhandlung über das Demonstrativpronomen, eine durch staunenswerten Fleiss wie durch sorgfältige und glückliche Verwertung des reichen Materials gleich ausgezeichnete Arbeit. Der erste Teil derselben weist den alten Satz, dass *hic* Pronomen πρωτότριτον, *iste* δευτερότριτον, *ille* τριτότριτον ist, als ein für Plautus unverbrüchlich geltendes Gesetz nach. *Hic* ist durchweg was der redenden Person gehört, was zu ihr in Beziehung steht, in ihrer Nähe sich befindet (S. 149 ff. 179 ff.: *haec manus* = *mea manus*, *hic homo* = *ego*, *hic scipio* = *sc. quem ego teneo*, *hoc quod dico*, *haec pugna* = *p. quam ego descripsi*, *hoc audi* = *audi id quod ego dicam*, *hoc uerumst* = *id quod ego audio uerumst*, *haec hominum natio*), und geht darum mit Zeitbestimmungen verbunden immer auf die Gegenwart (S. 175 ff.: *hoc saeculum* = *s. quo ego uiuo*, *haec nox*, *hodie*). Auch wenn *hic* vor dem Relativum erscheint, sind auf das strikteste immer die angedeuteten Beziehungen beobachtet. Entsprechende Bedeutung wohnt den Adverbien *hîc* (S. 194 ff.) *hinc* (199 ff.) *huc* (202 ff.) *horsum*

abhinc etc. (S. 208 ff.) inne. Genau so wie *hīc hîc hinc* etc. zur ersten verhält sich *iste istî(c) istinc* etc. zur zweiten Person (S. 211 ff.) und *ille illî(c) illim* etc. zur dritten (S. 286 ff.), was ich nicht erst mit Beispielen belege. Aus dem Abschnitt über *ille* will ich besonders hervorheben, was über die Benutzung von *ille* als bestimmtem Artikel (S. 296 ff.) und Pronomen der dritten Person (S. 311 ff.) bei Plautus gesagt wird. Diese Benutzung wird mit Geschick auf die Grundbedeutung von *ille* zurückgeführt und mit Recht betont, dass hier der romanische Gebrauch von *ille* schon auf das deutlichste vorgebildet ist[1]). Auch *is* hat seine genau bestimmte Verwendungssphäre (S. 344 ff.). Es ist erstens das Korrelativpronomen zum Relativum, denn *hic iste ille* stehen, wie schon angedeutet, auch vor dem Relativum nur in ihrer eigentlichsten Bedeutung, und dient zweitens zur Wiederaufnahme eines vorangegangenen Begriffs, ganz gleich wer dieses Begriffs vorher Erwähnung gethan hat (349 ff.: *is* = *de quo iam dixi* oder *dixisti* oder *dixit*, daher niemals von Jemand, den man eben erst erblickt S. 358). Es bezeichnet also nichts anderes als die dritte Person ganz allgemein (wir: *er* oder *der*)[2]). Entsprechend werden *ibi inde* etc. gebraucht. — Der zweite Teil der Bachschen Abhandlung beschäftigt sich mit dem Gebrauch von *ecce*, das im allgemeinen die Aufmerksamkeit auf eine Handlung und nicht auf eine Person hinlenkt (390 ff.), letzteres nur in den Verbindungen mit einem Pronomen: *ecce me, eccillum, eccum* etc. Dabei wird für *eccum* S. 395 ff. schlagend erwiesen, dass es aus *ecce* + **hum* besteht, welches **hum* sich zu *hunc* verhält wie *illum* zu *illunc*. Dies etwa sind die Grundgedanken der Bachschen Arbeit, die für Indogermanisten allenfalls zur Orientirung genügen können; wer näher sich mit Latein und besonders altem Latein befasst, dem kann kein noch so ausführliches Referat die Lektüre der Abhandlung selbst mit ihrer Fülle feiner und nützlicher Bemerkungen und Beobachtungen (z. B. über die Aktion und Stellung der Schauspieler, soweit sie sich aus den gebrauchten Pronomina ersehen lässt) und der nicht kleinen Zahl von Textbesserungen ersetzen.

Breslau. F. Skutsch.

1) Ich hoffe demnächst zu zeigen, dass auch formell die Bedingungen für die Entstehung des romanischen Artikels und Pronomens der dritten Person bereits bei Plautus in einem einsilbigen *il* statt *ille* einer-, in einem endbetonten *illúm illám* usw. andererseits gegeben sind.

2) Wenn trotzdem die romanischen Sprachen nur *ille*, nicht *is* in dieser Verwendung übernommen haben, so wird das wohl an der lautlichen Körperlosigkeit von *is* liegen, die sein allmähliches Verschwinden bereits in historischer Zeit herbeiführte (Bach S. 384 f.).

Gaster M. Chrestomathie Roumaine. Leipzig Brockhaus 1890. 2 Bde. 8⁰ CXLIX, 16*, 368; VII, 562 S. M. 18.

Obschon das vorliegende Werk mehr einen litterarischen als einen linguistischen Charakter trägt, so verdient es doch auch hier eine Erwähnung. Dem Sprachforscher, der namentlich die Mischungsprozesse verschiedener Sprachen studieren will, bietet das Rumänische ein ausserordentlich reiches Forschungsfeld, ein Feld, das bis jetzt wohl hauptsächlich deshalb wenig beachtet worden ist, weil die Mittel, es gehörig zu bearbeiten für den, der nicht selber in Rumänien lebte, schwer erreichbar waren. Diesem Mangel hat Gaster ein für allemal abgeholfen. Er bietet eine ausserordentlich reiche Sammlung von Texten aus allen Epochen der rumänischen Litteratur, zum nicht geringen Teil bisher ungedruckte, in, soweit ich es habe kontrolieren können, durchaus zuverlässigen Abdrücken, sodass man sich jetzt ein ziemlich klares Bild der rumänischen Sprachgeschichte machen kann. Den Linguisten werden besonders die Dialektproben interessieren, die ebenfalls zum teil ganz neues Material bringen. Die Einleitung verbreitet sich über die Entstehungszeit der ältesten Texte und enthält darüber ganz neue, aber wohlgesicherte Resultate, ordnet dann, was in der Chrestomathie gedruckt ist, nach den Mundarten und gibt Paradigmen der Flexion mit zahlreichen Belegen für ältere Formen. Ein ausführliches, wohl angelegtes rumänisch-französisches Glossar beschliesst das Werk, das hoffentlich dazu führt, dass die sprachwissenschaftliche Forschung mehr als bisher sich dem Rumänischen zuwendet.

Wien. Wilhelm Meyer-Lübke.

Jellinek Max Hermann Beiträge zur Erklärung der germanischen Flexion. Berlin Speyer & Peters 1891. 107 S. 8⁰. M. 2,80.

Die 'Beiträge' des äusserst fruchtbaren Verfassers suchen die auch von anderer Seite wieder in Angriff genommenen Probleme der germanischen Auslautsgesetze zu lösen. Die Resultate der Arbeiten von Collitz, van Helten, Hirt und Jellinek weichen ziemlich weit von einander ab, bringen in manches Licht und lassen das über anderm lastende Dunkel dafür um so unergründlicher erscheinen. Speziell für Jellinek habe ich mehr Widerspruch als Beifall. Bezeichnend ist, dass ihm die Fortführung des Hanssenschen Gedankens von der Wirkung der Akzentqualität, wie sie inzwischen Hirts anregender Aufsatz (IF. I 1 ff., 125 ff.) durchgeführt hat, eigent-

lich recht nahe lag. S. 65 Fussnote liest man: "Übrigens scheint mir auch Hanssens Theorie von der Wirkung des gestossenen und geschliffenen Akzents, gegen die Brugmann sich ablehnend verhält, beachtenswert". In Wahrheit wird sie freilich weiter gar nicht beachtet, so dass man in diesem Punkte dem Verf. kaum den Vorwurf einer gewissen Flüchtigkeit wird ersparen können.

Das 1. Kapitel, das vokalische Auslautsgesetz behandelnd, enthält den Kern des Ganzen, die drei andern, allerdings vor jenem geschrieben, bilden sozusagen ausführliche Exkurse. Eine Tabelle lässt uns S. 14 die Schicksale der auslautenden Längen nach Jellinek überschauen. Sofort fällt auf, dass den idg. Vokalen unmittelbar die got., ahd., ags., anord. gegenübergestellt werden. Wie lauteten denn die urgerm. Zwischenstufen? Ich fürchte, dass Jellinek sich diese Frage gar nicht vorgelegt hat; beantwortet hat er sie wenigstens nicht. Idg. *ā* und *ō* sind nach ihm in got. *a*, ahd., ags., anord. *u* zusammengefallen; *ām* und *ōm* dagegen sind nur im Got. *(o)* und Altnord. *(a)* zusammengefallen, sonst aber geschieden: jenes nämlich = ahd. *a*, ags. *e*, dieses = ahd. *o*, ags. *a*. Für *ās* und *ōs* ist die Sache zweifelhaft gelassen. Während im allgemeinen Zusammenfall eingetreten ist, steht beim Ags. unter *ās* neben dem *ā*, das auch *ōs* entsprechen kann, ein bescheidenes '[*æ*?]' vermerkt. Ich weiss also nicht recht, ob des Verf.s Meinung dahin geht, dass im Germ. überhaupt noch *ā* und *ō* (oder *å̄* und *ō* oder o^2 und o^1 [Sievers Beitr. V 133] oder wie er sonst schreiben mag) in den Endungen bestanden haben — vielleicht auch in der Wurzel? — oder ob nur vor Nasal und eventuell *s* die ursprüngliche Qualität des Vokals gewahrt wurde. Die erste Möglichkeit schneidet mir die von Jellinek (S. 88) akzeptierte und auch mir trotz mancher Schwierigkeiten geltende Möllersche Hypothese über die Entstehung der femininen *n*-Deklination aus der *ā*-Deklination ab: **qenō* (= γυνή) : **raþjō* (= *ratio*) — nach Hirt freilich **qenṓ* aber *raþjõ* vgl. IF. I 207 (und doch wohl auch *néfō[þ]* aber *hanõ* trotz S. 201). Dass der folgende Nasal — *s* bleibe bei Seite — wirkte, ist möglich, hätte aber zum mindesten einige Ausführung verdient; denn wie wenig glaublich ist doch von vornherein, dass in *ām* gerade der Nasal die helle Klangfarbe wahrte, während er sonst in andern Sprachen wie auch im Germ. (ags. *þóhte*) lediglich verdumpfende Wirkung hat[1]).

1) Man werfe mir nicht die Vulgatansicht *ām* = ahd. *a*, *ā* *u* ein. Diese Übergänge erklären sich jetzt gut nach dem Streitbergschen Kürzungsgesetz für lange Diphthonge: wgerm. *ōm* > *om* > *o* > *a*, aber *ō* > *ū* > *u*. *frīunt* kann zunächst auf **frīont* zurückgehn; hier wirkte dann der erhaltene Nasal verdumpfend.

Aber Jellineks Register hat auch ein bedenkliches Loch, durch das ahd. *geba* als Gen. Sg., N.-Akk. Pl. geschlüpft ist. Das ist um so bedauerlicher, als er Hanssens Theorie zum Vorwurf macht, dass sie für den Gen. irgend eine Analogiewirkung zu Hilfe nehmen müsse (S. 11). Bei Jellinek ist nicht nur dieser Analogieform. "Mit der Erklärung der Formen ahd. *gebâ* als Gen. Sg. und Nom. Akk. Pl. mag Brugmann Recht haben, wenn es auch höchst auffällig ist u. s. w." heisst es (S. 13) leicht hin. Nach Brugmann sind nämlich diese Formen Analogiebildungen nach der *i̯ē*-Deklination. Da nun aber Jellinek gewiss mit Recht leugnet, dass Akk. Sg. *giba* = **gibēm* sei, so weiss man nicht, woher das *-ēs* gerade in den Gen. Sg. gekommen sein soll. Schlagworte wie: "Es ist eben nicht wahr, dass nur der Nom. für die Flexion bestimmend ist; in unsern Paradigmen steht er allerdings oben an" (S. 8) sind allerdings stilistisch wirksam, täuschen aber doch nicht gar selten über bedenkliche Annahmen hinweg. Und davon bieten die ersten 14 Seiten noch eine ganze Menge.

S. 22 ff. werden wir in einer Tabelle von 17 Nummern über die nordischen Synkopegesetze belehrt. Jellinek steht auf dem Standpunkt Axel Kocks und hängt scharfsinnig ein Glied seiner Beweiskette ins andere. Aber gerade, was ihm eigen und neu ist, hält eingehender Prüfung nicht Stand. Da ist zunächst der Abfall von *e* ($<$ *ē*) der als Nummer V, als ältester aller Vokalabfälle (vor *a*!) auftritt und die zu diesem Zwecke unmittelbar davor angesetzte Kürzung ungedeckter Längen (Nr. IV). Diese ungedeckten Längen sind übrigens durch die gleich zu besprechende Entdeckung, dass auslautender Dental nach Länge noch lange erhalten blieb, ziemlich vermindert. Der *e*-Abfall aber wird lediglich dem Dativ *arm* $<$ **armē* zu Liebe angesetzt, der durchaus aus *ē* $<$ *ēi̯* nach der Theorie Schmidts (Festgruss an Böhtlingk S. 102) entstanden sein soll. Mir ist nun 1) der idg. Sandhi *ōi̯*, *ēi̯* $>$ *ō*, *ē* nicht sicher bewiesen, 2) ein idg. Dativ auf *ēi̯* noch viel weniger und deshalb 3) ein solcher auf *ē* schon ganz und gar nicht. Und wenn er bewiesen wäre, würde ich ihn nicht in anord. *arm* wiederfinden. Ich halte hier den Abfall des *e* für einen ganz jungen Vorgang, bewirkt durch den Ton im Satzgefüge. Denn dass die Synkope nur bei langsilbigen eintritt (und, wie Noreen bemerkt, "eben so fast immer bei maskulinen *ja*-Stämmen, was wohl beweist, dass diesen Wörtern kein Nebenton zukam", Pauls Grdr. d. germ. Phil. I 490) darf doch nicht einfach ignoriert werden. — Ebenso wenig kann ich die von Noreen abweichende Datierung des Nasalschwundes akzeptieren. Das *sunu* des Röksteines wird

zwar sehr kühn mit einem "beweist nichts" abgethan (S. 21), aber *karuR* derselben Inschrift kann damit nicht verglichen werden, da es auf *garu̯aʀ* zurückgeht. — Beiläufig bemerke ich, dass man nicht gemeinhin (s. z. B. No. 7 der Tabellen S. 23 ff.) übersehen sollte, dass sich germ. *ēm* (*ē*?) = runisch *a* (*wiwila*, *tawida*) = altn. *e*, *i* (*hane*, *táđe*), germ. *ōm* = run. *o* (run. Akk. Sg. *runo; worahto* u. s. w.) = altn. *a* (*táđa*) genau entsprechen. Es ist pure Willkür in *wiwila* ein *o* zu sehn.

Noch abweichender von der Vulgatansicht gestaltet sich des Verf.s Darstellung der urgerm. Synkopierungen, die er in scharfer Polemik gegen Sievers und namentlich Paul verficht. Es gelingt ihm mit Leichtigkeit die längst unhaltbar gewordene Position des logischen Betonungsprinzips zu nehmen; wo er aber an der festen Grundlage der Paulschen Akzentgesetze zu rütteln sucht, zeigt er auffallenden Mangel an Verständnis. Denn die Behauptung, es seien nicht zwei gleich stark betonte Silben nebeneinander möglich, hat nicht den Charakter einer Hypothese, sondern beruht auf einem Gesetz der Apperzeption, vgl. Wundt Psychologie II³ 248 ff. Deshalb sehe ich keine Schwierigkeit in der Annahme, dass Wörter der Gestalt –́◡×, die nach dem Satzzusammenhang (Beitr. XV 55 f.) bald als –́◡×̀ bald als –́◡̀× erscheinen mussten, aus diesem Grunde verschieden synkopierten. Jellineks Annahme, dass im Ags. allemal die letzte Silbe apokopiert wurde und die Ausnahmen auf Analogiebildung beruhen, befriedigt mich nicht.

Die übrigen Kapitel (die Schicksale langer durch Dental gedeckter Vokale, der Nom. Sg. der *n*-Stämme, german. Konjunktive) enthalten zwar manches Förderliche, sind aber grossenteils durch Hirts Ausführungen überholt. Dass auslautendes Dental urgerm., wenigstens nach Länge, durchaus gewahrt blieb, scheint mir eine gänzlich verfehlte Annahme. Was erklärt werden soll, wird nicht erklärt. Ahd. *nefo*, *mâno*, anord. *nefi*, *máni* (Ags. und As. werden überhaupt nicht beachtet!) können nur urgerm. zur *n*-Dekl. gekommen sein. Fabelhaft unglaublich ist, dass im Nord. 1) ein **nefōd* > **nefō* > **nefu* geworden sei — man muss annehmen ("es ist sehr wohl möglich" S. 73), dass *ō* von dem in gleicher Zeit bestehenden *ō* in **ahtō*, **tungō* verschieden, nämlich geschlossen war und eigens zu diesem Zweck zu *u* wurde — und dann 2) durch die obliquen Kasus der schwachen Deklination von *Ella*, *síra* u. s. w. und ein paar andere Eigennamen und Fremdwörtern allmählich zu einem Nominativ auf *a* und 3) weiter zu einem solchen auf *i* gelangte — wie? wird mir trotz des Verweises auf Burg Runeninschr.

S. 44 Anm. 2 nicht recht klar. Dazu die eben auch nicht übermässig glaubliche Hypothese, dass bei dem zweiten Dentalabfall Dentale nach Kürze verschont blieben, also: 1) Abfall nach Kürze: **alu[đ]* (urgerm.), 2) Ausfall von *a, e, i, u*: 2 Pl. **bindiđ[i]*, 3) Abfall nach Länge und Konsonanten: **nefō[đ]*, **bindid*; aber Opt. **bindıđ* muss wieder hergestellt sein nach **bindiđ*! — Verdienstlich sind die Ausführungen über die Deklination von Fremdwörtern im Got. (S. 76 ff.).

Dass sie nicht ohne Scharfsinn verfasst, anregend und präzise in der Darstellung ist, muss man der Schrift Jellineks zugestehn, der greifbaren Resultate aber bietet sie doch nur wenige.

Berlin, 4. Sept. 1891. Victor Michels.

Mucke Dr. K. E. Historische und vergleichende Laut- und Formenlehre der niedersorbischen (niederlausitzisch-wendischen) Sprache. Leipzig S. Hirzel 1891. XVIII u. 615 S. hoch 4⁰. M. 20.

In diesem von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft preisgekrönten, dem Andenken Miklosichs gewidmeten Werk behandelt der Verf. in eingehendster Weise und mit grosser Sorgfalt die Laut- und Formenlehre der niedersorbischen Sprache. Der Verf. handelt zunächst in einer Einleitung über das ehemalige und heutige Sprachgebiet, die ausgestorbenen und lebenden Dialekte, die Sprachquellen und die bisherigen Bearbeitungen nicht nur der niedersorbischen, sondern auch der obersorbischen Sprache, welche letztere er überhaupt in dankenswerter Weise in weitem Umfang nicht nur herangezogen, sondern auch mit bearbeitet hat. Nachdem M. dann Schrift und Aussprache behandelt hat, geht er zu einer ausführlichen Darstellung der Lautlehre über, die zunächst die niedersorbische Schriftsprache, in zweiter Linie, sobald dies erforderlich ist, die Dialekte und die Sprachgeschichte berücksichtigt. Nicht minder ausführlich ist auch die Formenlehre, die ebenfalls die Dialekte und die ältere Sprache in ausgiebiger Weise heranzieht und auch einen Teil der Stammbildungslehre (Komparation, Bildung der Numeralia, Adverbia, der abgeleiteten Verba) enthält.

Ist das Werk M.s im grossen und ganzen als eine fleissige und tüchtige Leistung anzuerkennen, so leidet es doch auch an manchen Mängeln. Namentlich ist es die Lautlehre, die zu Einwänden Veranlassung gibt. Der Verf. hat eine gewisse Scheu, die urslavischen Formen zu erschliessen und aus diesen die niedersorbischen zu entwickeln; er legt vielmehr, falls er es nicht vorzieht, vom niedersorbischen Laut-

bestand auszugehen, überall das Altbulgarische zu Grund, das ja in der Mehrzahl der Fälle mit dem Urslavischen übereinstimmt. Wenn aber der Verf. auch da, wo das Altbulgarische vom Urslavischen abweicht, von den altbulgarischen Lauten ausgeht, so wird das Bild, das er von der niedersorbischen Sprache entwirft, dadurch unläugbar weniger klar; so z. B. wenn der Verf. statt von den urslavischen Lautgruppen *tert, tort, tьrt, tъrt* u. s. w. von den altbulgarischen Lautgruppen *trět, trat, trъt (trьt)* u. s. w. ausgeht. Mehrfach macht sich eine rein äusserliche Auffassung der Laute geltend, so z. B. S. 209 f. wo der Verf. die "Wandlung von **cj* zu asl. *č* = os. *č* = ns. *c* (aus *č*)" behandelt; von **cj* darf hier nur in Fällen wie 3. Sg. Präs. ns. *klěco* = abulg. *klęčetъ* (Infinitiv *klęcati*) die Rede sein, während in allen anderen Fällen nicht *c*, sondern *k* zu Grunde liegt. Diese etwas schematische Darstellung ist auch die Veranlassung, dass M., wo ein urslavischer Laut im Niedersorbischen mehrfache Vertretung hat, oft einfach diese verschiedenen Vertretungen aufzählt, so z. B. S. 128, während sich doch aus den angeführten Beispielen deutlich die Regel ergibt, dass *-el- (-jel-)* da auftritt, wo in der folgenden Silbe ein palataler, *-al- (-jal-)* hingegen da, wo in der folgenden Silbe ein nichtpalataler Vokal steht oder gestanden hat. Die Behandlung der Lautgesetze ist im allgemeinen einwandfrei, nur wo es sich um sog. sporadischen Lautwandel handelt, geht M. mitunter zu weit, so z. B. S. 233, wo *dłymoko* und dial. *glumoki* tief (abulg. *dlъbokъ* und *gląbokъ*) auf eine und dieselbe Wurzel zurückgeführt werden, während doch ersteres auf die urslav. W. *delb*, letzteres auf die urslav. W. *glęb (gląb)* zurückgeht; oder S. 286 f., wo es sich um sporadische Metathesis handelt und wo, um nur ein Beispiel herauszugreifen, *karwona* Krähe und os. *hawron* Rabe zusammengestellt werden, obgleich letzteres auf urslav. **gavornъ*, ersteres aber auf urslav. **kъrvona* (vgl. lat. *corvus*) zurückgeht. Einen Verstoss gegen die Lautgesetze hat M. sich S. 288 zu Schulden kommen lassen, wo er annimmt, in der 3. Sg. u. Pl. (z. B. *bjerjo*, bez. *beru*) sei das nach Verstummen des -ъ auslautende *t* abgefallen, während sonst ein nach Verstummen von -ъ, -ь in den Auslaut tretender Konsonant nie abfällt; die angeführten Formen sind vielmehr unechte Konjunktive auf idg. *-t*, wie sie ja im Altbulgarischen neben den Formen auf *-tъ* häufig begegnen. Mehrfach hat der Verf. die nichtsorbischen slavischen Sprachen nicht genügend berücksichtigt, so z. B. wenn er S. 33 *gromada* Haufen zu derselben Gruppe von Wörtern zieht, zu der *broda*, *grod* u. s. w. gehören, obgleich im Altbulgarischen, wie auch M. anführt, neben *gramada* auch *gromada* vorkommt, welche letztere Form auch

im Russischen vorliegt, so dass ns. *gromada* urslav. *-ro-* enthält und *grom-* zu abulg. *gram-* im Ablautsverhältnis steht. — In der Darstellung der Formenlehre hätte Ref. statt der vom Verf. vorgenommenen Anordnung der verschiedenen Deklinationen nach dem Genus die Anordnung nach dem Stammauslaut lieber gesehen, denn in der Darstellung des Verf.s werden die mask. und neutr. konsonantischen Stämme von den fem. konsonantischen Stämmen, die mask. von den fem. *i*-Stämmen getrennt, wodurch die Übersicht leidet.

Doch ich breche ab, da ich den mir zur Verfügung stehenden Raum wohl schon überschritten habe. Zum Schluss sei nur noch ausdrücklich betont, dass die Arbeit M.s trotz der erwähnten Mängel eine gediegene Leistung ist und dass sie fortan die Grundlage bilden wird für Einzeluntersuchungen nicht nur auf dem Gebiet des Niedersorbischen, sondern auch auf dem des Obersorbischen.

Leipzig. Oskar Wiedemann.

Wiedemann O. Das litauische Präteritum. Ein Beitrag zur Verbalflexion der indogermanischen Sprachen. Strassburg Trübner 1891. XV u. 230 S. 8⁰. M. 6.

Wiedemanns Buch bietet mehr als sein Titel vermuten lässt. Nicht, als ob derselbe unpassend gewählt oder der Rahmen des ursprünglichen Planes durch unmotivierte Exkurse gesprengt wäre — alles wird vielmehr *sub specie praeteriti* betrachtet. Aber indem der Verf. sein Problem, die Entstehung des lit. Präteritums, allseitig beleuchtet und umsichtig nichts ausser Acht lässt, was für seine Zwecke irgendwie in betracht kommen kann, erweitert sich die Untersuchung unwillkürlich zu einer fast vollständigen Monographie über das lit. Verbum. So bildet das Buch eine Art Seitenstück zu des Verf.s Beiträgen zur abg. Konjugation, nur dass es abweichend von diesen das vergleichende Moment in den Vordergrund stellt. Deshalb ruht auch auf dem Untertitel "Ein Beitrag zur Verbalflexion der idg. Sprachen" ein starker Nebenakzent. Denn die Untersuchung beschäftigt sich mit zahlreichen Fragen, die weit über das Gebiet des Baltischen hinausführen. Sie darf daher auch auf das Interesse derjenigen Forscher Anspruch machen, denen die Probleme der lit. Spezialgrammatik ferner liegen.

Mit dem lit. Präteritum selbst befassen sich nur die beiden letzten der vier Kapitel. Die zwei ersten sind bestimmt ein verlässliches Fundament für die Ausführungen jener zu schaffen. Sie behandeln daher das Verhältnis des lit. Vokalismus zum indogermanischen, und "da die Erörte-

rung des Vokalismus des Präteritums den Vokalismus des Präsens zur Grundlage hat", auch die lit. Präsensbildungen mit besonderer Rücksicht auf ihre Ablautstufen. Im allgemeinen schliesst sich Wiedemann dabei den üblichen Anschauungen an. Wenn er Mahlows Gleichung lit. *ů* = idg. *ō* bekämpft, so kann man ihm insofern zustimmen, als dieselbe offenbar zu eng ist. Dagegen wird er kaum auf Beistimmung rechnen dürfen, wenn er die Vertretung des idg. *ō* durch *ů*, seinerseits ins Extrem fallend, ganz leugnen und in *ů* allein die Fortsetzung von idg. *ōu* sehen will. Meine Bedenken gegen diese Theorie habe ich bereits IF. I 276 ff. darzulegen versucht, vgl. auch Zubatý Archiv f. slav. Phil. XIII 601 und Bartholomae IF. I 303 Fussnote 2[1]). Auch der Versuch *ë* neben *ai* als Reflex von idg. *oi* ganz aus der Welt zu schaffen, scheint allzu gewaltsam, um akzeptiert werden zu können, vgl. Hirt IF. I 35. Sehr dankenswert ist dagegen die eingehende und sorgfältige Behandlung der idg. Langdiphthonge und ihrer Schicksale im Lit. Abgesehen von dem eben erwähnten *ōu* erregt mir nur die Zurückführung von *iau* auf idg. *ēu* Bedenken. Man versteht nicht, woher jenes *i* kommen soll. Das einzige von jedem Einwand freie Beispiel, das Wiedemann anführt, ist der Opt. *-biau* (*-bei -bė*). Hier aber liegt idg. *i̯ē* (nicht *ē*!) + *ū* vor, vgl. auch IF. I 267.

Das dritte Kapitel prüft den Wurzelablaut des Präteritums und kommt zu dem Resultat, dass die Schwundstufenform als das Normale betrachtet werden muss. Hierdurch ist Osthoffs Versuch, an das Perfekt (mit *e*-Stufe) anzuknüpfen, wohl endgültig beseitigt. Nur für *ėmiaũ ėjaũ* und allenfalls *ė́džau* will auch Wiedemann perfektische Herkunft zugestehn. Er muss zu diesem Zwecke die Verwandtschaft von lit. *imù* abg. *imą* mit νέμω leugnen und *em* als Wurzel ansetzen. Die Möglichkeit soll nicht bestritten werden, nur möchte ich das Hauptargument Wiedemanns, dass **nəmṓ* (so schreibt er für **n̥mṓ*) nicht zu *imą* führen könne, für nicht stichhaltig ansehn. Denn auf welche Weise will man alsdann abg. *imę* erklären? Auch hier ist doch **n̥mēn* bezw. **nəmēn* als Grundform anzusetzen, während **ənmēn* kaum zu rechtfertigen sein dürfte. Von Einzelheiten sei die ungemein scharfsinnige, doch mich noch immer nicht völlig überzeugende Erklärung des *ē* im Prät. Plur. der german. Verba vierter und fünfter Ablautsreihe erwähnt, sowie die eingehende Erörterung der

1) Mit den positiven Vorschlägen beider Gelehrten vermag ich mich nicht einverstanden zu erklären. Bei Bartholomae befremdet in hohem Grade, dass idg. *ō* durch urbalt. *ā*, idg. *a* aber durch urbalt. *ō* verteten sein soll. Woher diese Umkehrung der ursprünglichen Verhältnisse?

Präsensflexion von Wz. *bhū*. S. 142 scheint auch das Präsens von *gēn* seine langvermisste Aufklärung gefunden zu haben.

Nachdem so das Problem des Vokalismus in der Hauptsache als gelöst betrachtet werden darf, bleibt dem letzten Kapitel die Erklärung der eigentümlichen Stammbildung des Prät. vorbehalten. Dieselbe ist bekanntlich doppelter Art: die eine Hälfte der Verba hat *-aũ -aĩ -ō*, die andere *-iaũ -eĩ -ė*. Wiedemann erkennt in ihnen Stämme auf idg. *ā* und *ē*, wie sie in den 'starken Aoristen' lat. *eram*, griech. ἐτύπην vorliegen. Hiermit hat er gewiss das richtige getroffen, wenn auch das *i* der *ē*-Klasse Schwierigkeiten bereitet. Man wird trotz mancher Bedenken kaum umhin können, in ihm den Einfluss der *j*-Präsentien zu sehen. Die lautlichen Hindernisse, die dieser Annahme entgegengestellt werden könnten, hat Victor Henry Revue Critique 1891 S. 163 Fussnote in befriedigender Weise aus dem Wege geräumt.

Von anregenden, zu Beifall wie zu Widerspruch herausfordernden Nebenuntersuchungen, an denen es auch in diesem Abschnitt nicht fehlt, nenne ich nur die Besprechung der Präsensflexion der lat. *ā*- und *ē*-Verba, der germ. *ō*-Konjugation und der abg. Klasse IV (nach Leskiens Bezeichnung). Auch auf die Erklärung des lat. *-bam* im Impf., die Erörterungen der abg. Endung *-tъ* und den Deutungsversuch des stammbildenden Elementes *-ōz-* im germ. Komparativ möchte ich aufmerksam machen.

Trotz ihrer Reichhaltigkeit baut sich die ganze Untersuchung in durchsichtiger Klarheit auf. Dieser Vorzug verdient um so nachdrücklicher betont zu werden, als die grosse Mehrzahl sprachwissenschaftlicher Arbeiten in formaler Beziehung so gut wie alles zu wünschen übrig lässt. Man empfindet diesen Übelstand doppelt, wenn man, wie hier, einer Ausnahme begegnet.

August 1891. Wilhelm Streitberg.

Die neugriechische Sprachforschung in den Jahren 1890 und 1891[1].

I.

Nur sehr gering ist die Zahl der Gelehrten, welche, mit wissenschaftlicher Methode ausgerüstet, Forschungen auf dem Gebiet der neugriechischen Sprache betreiben. Wenn trotzdem die Anzahl der Abhandlungen, über welche ich im folgenden referiere, verhältnismässig gross ist, so rührt das davon her, dass die neugriech. Sprachforschung entweder von angrenzenden Wissensgebieten Aufschlüsse erhält, oder dass Dilettanten mit mehr oder weniger Geschick auf dem brach liegenden Felde sich tummeln, oft auch zu grösserem Nutzen der Wissenschaft in der Herbeischaffung von Material Dienste leisten.

Wir beginnen mit Arbeiten, die sich auf die **Geschichte der neugriechischen Studien** beziehen. Noch im Jahre 1889 hat uns W. Meyer eine Ausgabe einer der ältesten neugr. Grammatiken, der des Simon Portius (1638), bescheert. Psichari gab in einer Einleitung dazu biographische Erörterungen und glaubte aus linguistischen Gründen erweisen zu können, dass Simon Portius ein Kreter gewesen sei. Diese Frage hat für die Beurteilung der Grammatik des Simon Portius ziemliche Bedeutung: sie erhielt endgiltige Lösung durch den Aufsatz von Legrand Contribution à la biographie de Simon Portius, Revue des Etudes grecques IV (1891) p. 74—81.

Portius stammt aus Trapezunt, dies ist das wichtigste Ergebnis der Abhandlung, die ausserdem einige weitere biographische und litterarhistorische Nachweise über Portius gibt.

Der grösste Geistesheros des modernen Griechenlands,

1) D. h. etwa bis Mitte 1891; einigemal ist über das Jahr 1890 zurückgegriffen worden, sei es um eine gewisse Kontinuität herzustellen, sei es um auf besonders Wichtiges aufmerksam zu machen. Vollständigkeit der bibliographischen Angaben ist erstrebt, für West-Europa hoffentlich auch erreicht. In bezug auf griech. Zeitschriften, Zeitungen und Bücher ist es bei dem Mangel einer Zentralisation des griech. Buchhandels ausserordentlich schwer, einen vollständigen Überblick über griech. Publikationen zu bekommen. Trotzdem hoffe ich, Wichtiges nicht übersehen zu haben. Einige Ungenauigkeiten von Zitaten bitte ich damit entschuldigen zu wollen, dass ich beim Niederschreiben meines Referats hin und wieder auf die Exzerpte angewiesen war, welche ich von Schriften angefertigt hatte, die mir seinerzeit vorlagen, jetzt aber nicht mehr zugänglich sind. Die hiesige Universitätsbibliothek hat (wie wohl die meisten deutschen Bibliotheken) nur einen geringen Bestand an Neograeca, so dass ich vielfach auf meine eigenen Erwerbungen angewiesen war,

der Schöpfer der neugr. Schriftsprache, Adamantios Korais, hat in Thereianos einen sachverständigen und begeisterten Biographen gefunden:

Ἀδαμάντιος Κοραῆς ὑπὸ Δ. Θερειανοῦ. Ἐκτυποῦται ἀναλώμασι τοῦ Οἰκονομείου κληροδοτήματος. 3 Bde. Triest 1889. 1890.

Rezensionen: Ἑστία 18. März 1890. Seibel in der Wochenschr. für klass. Philol. VIII Sp. 539 ff. Schenkl Zeitschr. für österreich. Gymnasien XLI 527—529. Neue philol. Rundschau 1891 p. 224. Tozer Academy 1891 No. 998. A. Wagener Bl. f. d. bayer. Gymnasialwesen XXVII (1891) p. 243—250. Zimmerer Berl. phil. Wochenschr. XI No. 39 f.

An dieser Stelle ist vor allem der zweite Band hervorzuheben, worin des Korais Ansichten über die neugr. Sprache und seine Thätigkeit für eine neugriech. Schriftsprache eingehend dargestellt werden. Thereianos verfolgt im Anschluss daran die Entwicklung der sogenannten Sprachfrage bis auf unsere Tage.

Neugriechische Sprache und Literatur in Deutschland ist skizziert in der Beilage der Allgem. Zeitung 1890, 16. und 17. Dezember.

Von bibliographischen Zusammenstellungen über neugriechische Dinge ist zu nennen der Bericht von Oberhummer über griech. Geographie in Bursians Jahresberichten Bd. 64 (1891), besonders die Abschnitte, welche die heutige Bevölkerung betreffen, nämlich p. 389—403, 407 ff., 411 ff. (Reisewerke), 439 (Name von Morea), 443 f. (Ethnographie). Bei dem Mangel an ausgedehnten und eingehenden Beobachtungen über neugriech. Sprache und Dialekte sind wir oft froh, in Werken heterogenen Inhalts einige sprachliche Notizen zu finden; es muss freilich auch betont werden, dass solche Notizen, die in Reisewerken oder Aufsätzen ethnographischen Inhalts begegnen, meist sehr ungenau sind und scharfer Prüfung bedürfen.

Von grundlegender Bedeutung auch für die neugr. Sprachgeschichte ist die **Ethnographie** der Balkanhalbinsel, vor allem sofern sie die Frage von der Abstammung der heutigen Griechen, d. h. die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den alten Hellenen und den modernen Griechen, behandelt. Die neugr. Sprache zeigt zwar (um von anderm zu schweigen) klar, dass sie eine Fortentwicklung des Altgriechischen ist, und die These Fallmerayers lässt sich heutigentags nicht mehr aufrecht erhalten, aber trotzdem ist es wünschenswert, an der Hand genauer Statistik die heutige Verbreitung des griechischen Elements im Vergleich zu der im Altertum und derjenigen fremder Elemente auf einst griechischem Boden zu ermitteln und den Grad fremden Ein-

flusses festzustellen. An dieser Aufgabe ist auch die Sprachforschung beteiligt; hier seien nur die speziell ethnographischen Arbeiten aufgezählt:

Abstammung der heutigen Griechen (ohne Autornamen), Zeitschr. f. Schulgeogr. VIII 340—342 (mir nicht zugänglich).

Xenopol Les Roumains et les Grecs. Revue de géogr. 1891 (mir nicht zugänglich.)

Oppel Zur Ethnographie der Balkanhalbinsel, Globus Bd. 57 (1890) p. 76—79. (Übersicht über die bisherigen Arbeiten; Griechen im heutigen Makedonien.)

Dühmig Über die Chalkidike, Vortrag in der geogr. Ges. zu München. Cf. Verh. d. Ges. f. Erdk. z. Berlin 1891 p. 102. (Die Chalkidike durchaus griechisch, womit auch Oppel übereinstimmt.)

Über das griechische Element in Kleinasien belehrt uns in anthropologischer Hinsicht

Luschan Reisen in Kleinasien, Verhandl. der Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin XV 47—60.

Ich hebe daraus hervor (p. 55 f.), dass nur auf den Inseln und an der Westküste in hohem Prozentsatz der altgriech. Typus vertreten ist, während die Griechen im Innern, sowie an der Süd- und Nordküste physisch mit den Armeniern übereinstimmen; eine dritte Gruppe von Griechen mit semitischem Typus (Reste altsemitischer Kolonisation) beobachtete Luschan an der Südküste. Darüber vgl. auch denselben Gelehrten in seinem Aufsatz Die Tachtadschy und andere Überreste der alten Bevölkerung Lykiens, Archiv für Anthropologie XIX 31—53. Auch unter den nichtgriech. Bewohnern Kleinasiens fand Luschan griechische Spuren.

Ob der Aufsatz von

Ghenadieff La Macédoine, Bull. de la Soc. belge de géogr. Nr. 6 (1891)

Angaben über die griech. Bevölkerung enthält, weiss ich nicht, da mir die Zeitschrift nicht zugänglich ist.

Von besonderem Werte und hoher Zuverlässigkeit sind die Arbeiten Philippsons über die Ethnographie des Peloponnes. Einen kurzen Überblick gibt uns dieser Gelehrte in seinem Aufsatz

Besiedelung im Peloponnes, Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin XV 442—455.

Ph. betont den Mischcharakter der peloponnesischen Bevölkerung, von der bekanntlich die Albanesen bis jetzt noch der Hellenisierung entgangen sind. In sprachlicher Beziehung wird hervorgehoben, dass das peloponnesische Griechisch

(abgesehen vom Tzakonischen) ohne bedeutende dialektische Unterschiede sei.

Ausführlicher beschäftigt sich Ph. mit derselben Frage in Zur Ethnographie des Peloponnes, Petermanns Mitteilungen 1890 p. 1—11, 33—41.

In einem geschichtlichen Überblick werden auf grund der neueren Forschungen über byzantinische Geschichte die Einwanderungen fremder Stämme (besonders der Slaven, dann auch der Franken, Osmanen und endlich Albanesen) besprochen. Nur die Albanesen haben sich, wie erwähnt, noch bis heute gehalten, obwohl ein allmähliches Zurücktreten deutlich konstatiert werden kann. Die heutige Bevölkerung des Peloponnes enthält c. 12 % (90000) Albanesen. Ich muss es mir versagen, die Details über deren Verbreitung wiederzugeben; Ph., der den Peloponnes nach allen Seiten durchwandert hat, gibt in Tabellen und einer Karte genaue Auskunft. Ich erwähne als charakteristisch, dass zwischen Griechisch und Albanesisch scharfe Grenzen bestehen, dass vor allem nicht die Bildung einer Mischsprache zu beobachten ist. — Über die Tzakonen und Maniaten s. unten. Im Norden des Peloponnes sitzen einige rumeliotische Nomaden, die vielleicht Reste der um 1709 eingewanderten 6000 Rumelioten sind (p. 40), Kretenser bei Nauplia und in einem δῆμος Messeniens; andere Elemente (Zigeuner, Vlachen) kommen heute nicht mehr in betracht. Ph. gelangt zu dem Ergebnis, dass die heutigen Peloponnesier ein fast völlig hellenisiertes Mischvolk sind[1]).

Über die Albanesen im übrigen freien Griechenland erhalten wir von Philippson ebenfalls Auskunft in

Reise durch Mittel- und Nordgriechenland, Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, Bd. XXV (1890) p. 331—406, bezw. p. 402 f.

Das albanesische Element beträgt nach Ph. für ganz Griechenland 11,3 % (Euboea 40000, Nord-Andros 10000, Attika und Boeotien mit Megara 84000).

1) Die Resultate Philippsons haben manche Griechen unangenehm berührt. So hat ein gewisser Mitsopulos in einer populären naturwiss. Zeitschrift (Προμηθεύς, des genaueren Zitats erinnere ich mich nicht mehr) zwar mit grossem chauvinistischen Eifer, aber mit desto geringerer Wissenschaftlichkeit Philippsons Forschungen herunterzusetzen versucht, freilich ohne Erfolg. Dem gegenüber muss lobend hervorgehoben werden, dass ein anderer Grieche, der tüchtige Geograph Miliarakis, die Verdienste Philippsons um das Gebiet der ethnographischen Statistik voll und ganz anerkennt (in einer Rezension in dem nach einigen Nummern wieder eingegangenen Βιβλιογραφικὸν Δελτίον No. 3) und seinen Landsleuten vorhält, statt müssiger Redereien ähnliche Untersuchungen anzustellen.

In bezug auf Zuverlässigkeit der Beobachtung darf neben Philippson der schon erwähnte Grieche A. Miliarakis genannt werden. Leider kenne ich sein letztes Buch

Γεωγραφία πολιτικὴ νέα καὶ ἀρχαία τοῦ νομοῦ Κεφαλληνίας. Athen 1890

nur aus der Besprechung in der Ἑστία vom 18. November 1890 (παράρτ.) und aus dem Referat von Partsch Petermanns Mitteil. 1891 (Literatur-Bericht p. 28). Darnach enthält es wertvolle Angaben über die Bevölkerung, über Orts- und Familiennamen. (In der Südostecke von Cefalonia wohnen Albanesen, die im 15. Jahrh. eingewandert sind; so erkläre sich das Vorkommen des Namens μπάλτα; doch macht Partsch darauf aufmerksam, dass der Name schon 1262 urkundlich sich finde).

Beiträge zur **Volkskunde** (Mythologie etc.) enthalten

Tozer Islands of the Aegean. Oxford 1890 (Clarendon Press) und

Roscher Studien zur griech. Mythologie, IV. Heft mit einem Anhang von Politis Über die bei den Neugriechen vorhandenen Vorstellungen vom Monde.

Bekanntlich ist gerade die neugr. Volkskunde vorzüglich geeignet, den engen ethnischen Zusammenhang zwischen den alten Hellenen und den Neugriechen klar zu erweisen. Während Politis ein spezielles Gebiet behandelt, finden wir in dem Reisewerke von Tozer da und dort Notizen über griech. Aberglauben, Sitten und Gebräuche. Tozer gehört zu den wenigen Philologen, die bei ihren topographischen und antiquarischen Studien auch das moderne Griechenland und seine Bevölkerung gebührend berücksichtigen. T.'s Reisewerk bietet eine geschickte Übersicht dessen, was bis jetzt über die von ihm bereisten Gebiete (Geschichte, Land und Leute) bekannt ist. Auch der Sprachforscher findet hin und wieder zwar nicht ausgedehnte aber doch schätzenswerte Angaben. Darüber weiter unten. Von Besprechungen des Werkes kenne ich Partsch Petermanns Mitteil. 1890 Lit.-Ber. No. 2467 und Paton The Classical Review V (1891) p. 237—238.

Ich muss es mir versagen, hier weiteres zur Volkskunde anzuführen, und verweise nur auf das Δελτίον τῆς ἱστορικῆς καὶ ἐθνολογικῆς Ἑταιρείας (Athen), eine Zeitschrift, die gerade auch diese Seite der neugriech. Philologie zu fördern verspricht.

II.

In der Publikation neuer **mittelgriechischer Texte** haben die letzten Jahre nur weniges geleistet. Einen kurzen Bericht über mgr. Handschriftenschätze der Konstanti-

nopler Bibliothek vom heil. Grab gibt Psichari in seinem weiter unten zu besprechenden Rapport p. 29. Ein grösserer Text wurde von Legrand publiziert als Bd. V der Bibliothèque grecque vulgaire:

La guerre de Troie, Poème du XIVe siècle en vers octosyllabes par Constantin Hermoniacos. Publié par E. Legrand. Paris 1890. XIV 478 S.

Rez. von Psichari Revue critique 1891 (I) p. 28—30.

In der Vorrede wird der Sprachcharakter der Dichtung ganz vom Standpunkt Psicharis beurteilt; das Gedicht gebe die gleichzeitige Sprache von Epirus wieder. Der Text selbst ist nach L. eine Bearbeitung von Tzetzes Allegoriae Iliadis. 3 Handschriften aus dem 15. Jahrhundert standen dem Herausgeber zu Gebote (2 Pariser und eine aus Leyden). Wertvoll ist der Index (p. 459 ff.), der von Legrand hinzugefügt wurde und der alle Spracheigenheiten des "Dichters" umfasst.

7 kleinere Gedichte des Prodromos veröffentlichte gleichfalls

Legrand Poésiés inédites de Théodore Prodrome, publiées d'après la copie d'Alphonse l'athénien, Revue des études grecques IV 70—73.

Hohes sprachgeschichtliches Interesse beansprucht eine vulgärgriechische Übersetzung des Pentateuch, die von einem Juden Konstantinopels verfertigt und im Jahr 1547 in hebräischen Lettern gedruckt wurde. Über das seltene, in Paris befindliche Buch handelt

Belleli Deux versions faites à Constantinople au seizième siècle. Paris 1890 (16 S.),

eine Schrift, die ich aus der Besprechung in der Ἑστία vom 19. August 1890 kenne. Um die rein litterarhistorische Seite hier zu übergehen, hebe ich die Bemerkung hervor, dass der Text für die Kenntnis der damals in Konstantinopel gesprochenen Volkssprache eine gute Quelle ist. Der Kritiker in der Ἑστία bezweifelt dies, weshalb Belleli in einer Entgegnung in der Ἑστία vom 26. August 1890 (παρ.) betont, "ὅτι ἡ γλῶσσα τῆς μεταφράσεως ταύτης εἶνε ἡ γνησία, τῆς Κωνσταντινοπόλεως δημοτική, ἄνευ ἴχνους ἰδιωτισμῶν ἑβραϊκῶν".

Eine Probe des interessanten Textes giebt Belleli in der Revue des Etudes grecques III 289—308. In der Einleitung dazu finden wir einige Notizen über die Sprache der Übersetzung. Auf diese selbst folgt ein kurzer (grammatischer) Kommentar. Was übrigens die dem Herausgeber dunkle Etymologie von ἄπατα '*aussi, encore*' betrifft (p. 294), so vermute ich darin eine Umbildung von ἔπειτα (> ἄπειτα cf. ἄξαφνα u. ä., dann ἄπατα mit Assimilation des *i*).

Nur in loser Beziehung zur mittelgriech. Philologie steht der Aufsatz von

J. Psichari Le Roman de Florimont. Contribution à l'histoire littéraire. Etude des mots grecs dans ce roman. In den Etudes Romanes dédiées à Gaston Paris. Paris 1891 p. 507—550 [1]).

Rez. von Suchier, Lit.-Bl. f. germ. u. rom. Philol. 1891 Sp. 273 ff.

Ps. beschäftigt sich vor allem mit den in den Text eingestreuten griechischen Wörtern, die er aus ihrer verstümmelten Form (in lateinischen Lettern) wieder herzustellen sucht; hinsichtlich des sprachgeschichtlichen Wertes dieser Wörter kommt Ps. zu dem Ergebnis "Les formes grecques du Florimont n'ont aucun intérêt en elles-mêmes. Elles ne nous apprennent rien sur la grammaire historique du grec au moyen âge". Aber diese griech. Formen geben in ihrer Verstümmelung wichtige Aufschlüsse über die Textgeschichte des altfranz. Romans, ein Problem, das jedoch mehr für die Romanisten als für uns Interesse hat.

Für alle Fragen über mgr. Texte, ihre Geschichte und Sprache sowie die einschlägige Bibliographie giebt ein Werk treffliche Belehrung, das für das ganze Gebiet einen festen Grund und Boden geschaffen hat:

Krumbacher Geschichte der byzantinischen Literatur (J. v. Müller, Handbuch der klass. Altertumswiss. IX 1). München 1891.

Der Wert des Buches ist so allgemein anerkannt, dass es genügt, hier auf die Rezensionen zu verweisen: G. Meyer, Beilage der Allgem. Zeitung 1890 No. 297. Usp. . . iy Lit. Centralbl. 1891 Sp. 240—244. Weyman Histor. Jahrbuch XII 79—86 (mit bibliographischen Nachträgen). Merkle Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cistercienser-Orden XII 1. Oster Neue philol. Rundschau 1891 p. 204—208. Gelzer Berl. philol. Wochenschr. XI No. 27 und 28. Draeseke Theolog. Literatur-Zeitung 1891 p. 329—334.

Aus dem Gesammtgebiet der **Lexikographie** nenne ich zunächst, wenn auch einem etwas früheren Zeitraum als dem zu besprechenden angehörig, die Neuauflage des monumentalen Werkes von

Sophocles, A Greek Lexicon of the Roman and Byzantine periods, New York und Leipzig 1888.

Das Lexikon umfasst den spätgr. und mgr. Wortschatz (bis auf 1100); als Einleitung ist eine kurze Grammatik des

1) Mir liegt durch die Güte des Herrn Verfassers ein Separatabzug vor.

Vulgärgriechischen in geschichtlicher Entwicklung vorausgeschickt.

Einige lexikalische Anmerkungen zu dem Werke findet man in der Rezension von Zenos The Classical Review IV (1890) p. 41—44.

Ein anderes älteres Werk stupenden Fleisses, das Glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis von Ducange ist durch einen unveränderten Neudruck (Breslau 1891, Koebner, 2 Bde.) wieder leichter zugänglich gemacht worden, wenn auch der Preis immer noch ein ziemlich hoher ist.

Der neugriechischen Etymologie werden sehr grosse Dienste geleistet durch

G. Meyer Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache. Strassburg, Trübner 1891.

Indem Meyer den verschlungenen Pfaden albanesischer Lexikographie nachgeht, gibt er uns wertvolle Aufschlüsse über die Etymologie und Lexikographie der Sprachen der Balkanhalbinsel und schafft Klarheit in den bunten Wirrwar von Entlehnungen. Da gerade die Beziehungen zwischen Albanesisch und Neugriechisch besonders enge sind, so tritt das Griechische nicht wenig hervor. Ein Wortverzeichnis (p. 505 ff.) orientiert uns rasch darüber.

Ein spezielles Gebiet der neugriechischen Lexikographie behandelt

Μικρογιάννης Λατινικά in der griechischen Zeitschrift Ἑστία 1891 No. 30 und 31.

M. ist Schüler von Psichari; er schreibt in neugriechischer Volkssprache. In der Form eines Dialogs werden die wichtigsten lateinischen Lehnwörter des Neugriechischen, ihre Lautgesetze und die Kriterien ihrer Scheidung von den romanischen Lehnwörtern besprochen.

Von etymologischen Einzelbeiträgen sind zu nennen:

Hesseling Istambol, Revue des Etudes grecques III 189—196. (Entstehung und türkische Umbildung des Namens aus εἰς τὴν πόλιν.)

Über den Namen 'Morea' vgl. die Zusammenstellungen von Etymologien bei

Gregorovius Geschichte von Athen I 309 f. und

Oberhummer in dem schon genannten Bericht p. 439.

Ferner zur Etymologie geographischer Namen:

Μηλιαράκης Πόθεν ἡ λέξις Δασκαλειό ὡς γεωγραφικὸν ὄνομα; Ἑστία 1890 (I) p. 43.

(Der öfters für kleine Felseneilande begegnende Name Δασκαλειό wird als volksetymologische Umgestaltung eines italien. *di* oder *da scoglio* erklärt.)

Μηλιαράκης Πόθεν τὸ κοινὸν γεωγραφικὸν ὄνομα Νειμπουργιό, Νειμποργιός, Ἐμποργιός, Ἐμπορεῖον. Ἑστία 1891 (I) p. 409 ff.

(Die Namen sind nach der Ansicht von M. Verstümmelungen von νειὸ μποῦργο zu mlat. *burgus*, haben demnach nichts mit agr. ἐμπορεῖον zu thun — scheint mir nur theilweise richtig.)

Ein Artikel von Joest (in den Verhandl. der Berl. Ges. f. Anthrop. 1890 p. 210 ff.) über die Etymologie des Wortes *Caviar* veranlasst Politis in der Ἑστία (Beiblatt) vom 12. August 1890, auf die älteste Fundquelle des Wortes bei Prodromos hinzuweisen; doch leuchtet mir Politis' Etymologie von χαβιάρι < αὐγάριον (αὐγόν = ᾠόν) keineswegs ein.

Burys Notiz über νερό The Classical Review V 232 bringt nichts besonderes.

Von sehr zweifelhaftem Wert sind die etymologischen Versuche von Boltz. So hat er seine 'berühmte' Etymologie von ἄλογον (zu ai. *gavala*!) in der Amsterdamer Zeitschrift Ἑλλάς I 1—20 durch eine ebenso abenteuerliche in derselben Zeitschr. II 157—166 ersetzt.

Brauchbarer, wenn auch manches Verkehrte enthaltend und von grosser Weitschweifigkeit, sind desselben Verfassers Lexikologische Beiträge (I. über μωρέ etc. II. παλληκάριον III. -πουλος) im III. Bd. der genannten Zeitschrift. Boltz Verfahren ist unkritisch, weshalb seine Arbeiten nur als Sammlungen von Material einiges Interesse haben.

Zur rein praktischen **Einführung in die neugriech. Grammatik** haben die beiden letzten Jahre einiges gebracht; es genügt hier auf meinen Aufsatz Die neugriech. Sprache und ihre Erlernung in der Beilage zur Allg. Zeitung No. 181 (6. August 1891) und auf meine Rezension von Sanders Grammatik im Literar. Merkur 1891 No. 9 p. 61 hinzuweisen. In meinem zuerst genannten Aufsatz ging ich besonders auf die prinzipiellen Fragen ein, welche bei der Abfassung einer praktischen neugriechischen Grammatik in betracht gezogen werden müssen.

Meinem Aufsatz habe ich nachzutragen bezw. hinzuzufügen:

Manuel de conversation en trente langues par le Dr. Poussié avec la collaboration de savants français et étrangers. Paris 1890 (die neugriech. Volkssprache ist von Psichari bearbeitet)

und die

Neugriech. Grammatik von Mitzotakis, herausgegeben vom Seminar für orientalische Sprachen in Berlin 1891. Beides ist mir bis jetzt nicht zugänglich gewesen.

Eine grosse **wissenschaftliche Grammatik** des Vulgärgriechischen ist bekanntlich von Foy schon seit Jahren in Aussicht gestellt worden; ich weiss nicht, wie weit der Plan gediehen ist. Eine historische Grammatik des Neugriechischen mit Einschluss der wichtigsten Dialekte ist freilich bis jetzt kaum zu erwarten, da die streng wissenschaftliche Untersuchung der Einzelfragen sozusagen erst seit wenigen Jahren begonnen hat. Vorderhand ist die beste Einführung in das Gesammtgebiet der neugriech. Sprachforschung

W. Meyers Neuausgabe von Portius Grammatica linguae graecae vulgaris. Paris 1889 (s. auch oben).

Im grammatischen Kommentar giebt der verdiente Romanist eine Zusammenstellung des bis heute Erreichten und sucht die wichtigsten grammatischen Fragen im Zusammenhang aufzuhellen und zu erklären; dass manches nur als erster Versuch betrachtet werden kann, ist nicht verwunderlich: das Werk von Meyer zeigt eben, wie viel noch in Neograecis zu thun ist. Vgl. die eingehende Besprechung von Hatzidakis in der Ἀθηνᾶ I 512—532. — Kurze Inhaltsangabe von Flament im 2. Bd. der Ἑλλάς.

Wie weit die ganz vor kurzem erschienene Historische Grammatik der hellenischen Sprache von H. C. Muller wissenschaftlichen Anforderungen genügt, weiss ich nicht, da ich dieselbe noch nicht einsehen konnte.

An dieser Stelle ist nochmals Krumbachers Geschichte der byzantinischen Literatur zu nennen: kurze Betrachtungen über den Charakter der byzantinischen Schrift- und Volkssprache sind an verschiedenen Orten eingestreut; ein besonderer Abschnitt (mit bibliographischen Nachweisen) ist der Charakteristik des Vulgärgriechischen gewidmet (p. 385 —396). In den Vordergrund tritt naturgemäs die Erörterung des litterarischen Verhältnisses zwischen Volks- und Schriftsprache, d. h. der Vertretung und des Kampfes beider Sprachphasen in der mittelgriech. Litteratur.

Die letztgenannte Frage wurde, nur von einem andern Standpunkt aus, von dem hervorragenden Vertreter neugriech. Sprachforschung, dem Griechen Hatzidakis, in 2 Abhandlungen erörtert, nämlich:

Zur neugriech. Sprachfrage im I. Bd. der Ἑλλάς

und ausführlicher in griechischer Bearbeitung

Περὶ τοῦ γλωσσικοῦ ζητήματος ἐν Ἑλλάδι in der Ἀθηνᾶ II 169—235 (sowie separat Athen 1890, Perris. 67 S.).

Dazu meine Rezension im Literar. Centralblatt 1890 Sp. 1677.

Hatzidakis orientirt kurz und präzis über die Geschicke der altgriechischen und die Entstehung der neugriechischen

Schriftsprache, wobei fortgesetzt auf die Entwicklung der Volkssprache Rücksicht genommen wird. Über die sogen. "Sprachfrage" s. unten.

Die Keime der neugriech. Sprache sind bekanntlich schon im Altertum zu suchen; in der Κοινή finden wir die ersten Ansätze derjenigen Entwicklung des Griechischen, welche in konsequenter Weiterbildung zum Neugriechischen führt. Wir haben daher in unserer Übersicht auch die Untersuchungen über jene Sprachphase zu erwähnen, nämlich:

Simcox The language of the New testament. London 1889. 226 S. (mir nicht zugänglich).

Rez. von Rendall The Classical Review IV 168 f. und im Athenaeum 1890 (letzteres mir nicht zugänglich).

Schmidt Der Atticismus. 2 Bde. Stuttgart 1887—1889, gleichsam ein altgriech. Gegenstück zur Sprachfrage des modernen Griechenland.

Buresch γέγοναν und anderes Vulgärgriechisch. Rhein. Mus. 46 (1891) p. 193—232.

Hellenistische (vulgäre) Formen besonders aus der Bibel und dem sog. "alexandrinischen" Dialekt werden unter Anführung zahlreicher Belege erörtert; die Verhältnisse der Bibelhandschriften in sprachlicher Beziehung finden besonders eingehende Besprechung. Neugriechisches wird nur gestreift.

Um den Sprachcharakter des mittelalterlichen Griechisch hat sich zwischen Hatzidakis und Psichari ein lebhafter, leider oft persönlich geführter Streit entsponnen. Die Frage ist deshalb wichtig, weil sie in letzter Linie auf die Methode der mittelgr. Sprachforschung abhebt. So enthält denn auch der Aufsatz von

Hatzidakis Zur Geschichte des Mittel- und Neugriechischen, KZ. XXXI 103—153[1])

vorwiegend Untersuchungen über die Methode, welche wir mittelgriech. Texten gegenüber anzuwenden haben. Ueberzeugend weist H. den Mischcharakter der byzantinischen Sprache nach und folgert daraus konsequent, dass eine rein statistische Methode zu keinem Ziel führt, dass wir also qualitativ, nicht quantitativ die mittelalterlichen Sprachformen abzuschätzen haben. H. sucht einige Kriterien zu gewinnen, welche uns in byzantinischen Texten die echt volkstümlichen Formen von toten oder monströsen Bildungen scheiden lassen.

Hinsichtlich der sprachgeschichtlichen Methode in der Erforschung des Neugriechischen hat früher die Frage eine grosse Rolle gespielt, in welchem innern Verhältnis die altgriech. Dialekte zum Neugriechischen stehen. Nachdem Ha-

1) Angezeigt in der Ἑλλάς II 103 f.

tzidakis seinerzeit die Entstehung des Neugriechischen aus der Κοινή klar erwiesen und damit allen "äolodorischen" Spekulationen ein für alle mal den Garaus gemacht hatte, konnte doch vom neuen Standpunkt aus der Frage wiederum näher getreten werden, ob und wie weit die altgr. Dialekte Spuren im heutigen Griechisch oder in heutigen Dialekten (abgesehen vom Tzakonischen) hinterlassen haben. Die Frage ist zu bejahen, wenn auch jene Spuren verhältnismässig sehr gering sind. Die einigermassen sicheren und bis jetzt bekannten dialektischen Reste sind zusammengestellt von

Hatzidakis Zur Abstammungsfrage des Neugriechischen. Ἑλλάς III 1—5.

Ausser diesen prinzipiellen Erörterungen hat Hatzidakis noch spezielle Gebiete der neugriech. Grammatik in folgenden Aufsätzen untersucht:

Zum Vokalismus des Neugriechischen. KZ. XXX 357—398. Dazu Nachtrag ib. XXXI 153—156.

Περὶ τονικῶν μεταβολῶν ἐν τῇ νεωτέρᾳ ἑλληνικῇ. Ἀθηνᾶ I 247—287. 481—511.

Ἐτυμολογικαὶ σημειώσεις ib. I 287 f. (über das ι von μηγούνι und πηρούνι), p. 332—335 (über δά, νά = *ecce* und ἔτσι).

In derselben Zeitschr. II 154—159 Referat eines Vortrags über die neugr. Zahlwörter (welche den Ursprung des Neugriechischen aus der Κοινή erweisen).

II 701—708 Referat eines Vortrag über Geschlechtswechsel im Neugriechischen.

Περὶ τῆς ἐτυμολογίας τοῦ μαλώνω ib. III 94.

Σημασιολογικαὶ μεταβολαί ib. III 175.

Ich verzichte darauf, an diesem Orte näher auf die Aufsätze des ausgezeichneten Neogräzisten einzugehen, da das Erscheinen eines Buches nahe bevorsteht, worin Hatzidakis seine neugriechischen Forschungen zusammenfasst. Dies wird mir Gelegenheit geben, auf die Bedeutung jener zurückzukommen. Endlich nenne ich noch:

Pavolini Über Dvandva-Komposita im Neugriechischen. Ἑλλάς III 290 ff.[1]).

(Schluss folgt.)

Freiburg i. B., September 1891. Albert Thumb.

---

1) Miklosich Über die Einwirkung des Türkischen auf die Grammatik der südosteuropäischen Sprachen. Sitzungsberichte der Wiener Ak. d. Wiss. 120. Bd. behandelt nicht das Neugriechische.

Bibliographie.

Vorbemerkung. Die vorliegende Bibliographie will über die Erscheinungen des Jahres 1891 auf dem Gebiete der idg. Sprachwissenschaft orientieren. Sie bringt in systematischer Reihenfolge die Titel sowohl selbständig erschienener Werke als auch von Zeitschriftenaufsätzen. Bei letztern sind knappe Inhaltsangaben beigefügt, die sich jeder Kritik, — zustimmender wie ablehnender — enthalten. Ausdrücke wie 'der Verf. beweist' sagen also über die Stellung, die der Referent zu den Theorien des Verfassers einnimmt, nichts aus. Da die selbständigen Publikationen in der Regel im kritischen Teile des Anzeigers zur Besprechung gelangen sollen, wird bei ihnen von einer Inhaltsangabe abgesehn.

Absolute Vollständigkeit der Aufzählung ist nicht beabsichtigt. Sie ist schon um deswillen unmöglich, weil strenggenommen sämtliche Veröffentlichungen, welche Philologie und Archäologie der einzelnen idg. Völker betreffen, heranzuziehen wären. So bleibt denn die Auswahl vielfach eine subjektive und es lässt sich über Aufnahme oder Auslassung mancher Erscheinungen rechten. Doch hoffe ich, dass mit der Zeit sich eine festere Norm herausbilden wird. Bemerkt sei nur, dass Textpublikationen sowie Untersuchungen, die sich ausschliesslich mit der Sprache eines einzelnen Denkmals oder Schriftstellers befassen, in der Regel ausgeschlossen sind. Ausnahmen, wie sie z. B. bei Homer gemacht sind, bedürfen keiner Rechtfertigung.

Die Anordnung begreift sich ohne weitere Erklärung. Den Anfang machen allgemeine Werke. Daran schliessen sich die grammatischen Untersuchungen in der üblichen Reihenfolge (Lautlehre, Stammbildung, Flexion, Syntax) und zwar zuerst die das ganze Sprachgebiet behandelnden, hierauf diejenigen, welche sich auf bestimmte Dialekte beschränken. Dann folgt das zur Wortforschung (Etymologie) gehörige. Hervorgehoben sei, dass alle Aufsätze, die Etymologien aus verschiedenen Sprachgebieten bringen, in der Abteilung für allgemeine idg. Sprachwissenschaft ihre Stelle gefunden haben. Den Schluss bilden Schriften zur Altertumskunde, vorab Mythologie. Hier war naturgemäss am meisten Beschränkung geboten.

Die Abkürzungen der Titel sind die gebräuchlichen.

Dass diesmal an Lücken und Ungleichheiten kein Mangel ist, verhehle ich mir nicht; man möge sie dem ersten Versuche zu Gute halten. Mit der Zeit werden sie sich naturgemäss verlieren. Vor allen Dingen muss ich bitten, das in der letzten Rubrik gebotene nur als Abschlagzahlung zu betrachten; erst im nächsten Hefte wird es möglich sein die baltisch-slavische Grammatik systematisch zu bearbeiten. Überhaupt sollen alle sich ergebenden Lücken nach Möglichkeit im 2. Hefte des Anzeigers ausgefüllt werden.

Bei der Zusammenstellung der Bibliographie waren mir folgende Herrn behülflich: Hr. Privatdozent Dr. H. Hirt-Leipzig (Arisch), Hr. Dr. Richard Meister-Leipzig (agriech. Dialekte), Hr. Dr. R. v. Planta-Fürstenau (Italisch), Hr. Dr. This-Strassburg (romanische Grammatik), Hr. Dr. Richard Schmidt-Leipzig (Keltisch). Ausserdem haben übernommen: die Zusammenstellung der amerikanischen Erscheinungen Hr. Prof. Dr. W. Jackson am Columbia-College in New-York, der englischen Hr. P. Giles, Dozent an der Univ. Cambridge, der französischen und belgischen Hr. Prof. Dr. Léon Parmentier an der Univ. Gent, der dänischen, schwedischen und norwegischen die Herrn Dr. Andersen in Kopenhagen und Dr. G. Morgenstern in Leipzig.

Ein Verzeichnis der wichtigeren Rezensionen wird im zweiten Hefte des Anzeigers erscheinen.

Wilhelm Streitberg.

I. Allgemeine indogerm. Sprachwissenschaft.

Krause Zur Sprachphilosophie. Aus dem handschriftl. Nachlass des Verf. herausgeg. von A. Wünsche. Leipzig Schulze. X u. 168 S. gr. 8⁰.

von der Gabelentz Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgabe, Methode u. bisherigen Ergebnisse. Leipzig Weigel Nachf. XX u. 502 S. gr. 8⁰.

Strong, Logeman u. Wheeler Introduction to the study of the history of language. London Longmans, Green a. Co. X u. 435 S. 8⁰.

Ljungstedt Språket, d. lif ock ursprung. Stockholm (= Studentföreningen Verdandis småskrifter nr. 30).

Jespersen Fremskridt i Sproget. Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning Heft 4. Kbhn.

Diese Studie bildet die Einleitung zu des Verf. Buch: Studier over engelske Kasus.

Deville Notes sur le développement du langage chez les enfants. Rev. ling. XXIV 10—43. 128—44.

Rousselot Les modifications phonétiques du langage, étudiées dans le patois d'une famille de Cellefrouin (Charente) Revue des patois gallo-romanes. No. 14 u. 15. S. 65—208.

Von prinzipieller Bedeutung, obwohl nur die Phonetik der Mundart seiner eignen Familie betrachtet wird. Inhalt: Analyse physiologique des sons de mon patois. Leurs modifications inconscientes. Mesure du travail qu'en exige le production.

Passy Étude sur les changements phonétiques et leurs caractères généraux. Paris Firmin-Didot. 254 S. 8⁰.

Lloyd Speech sounds: their nature and causation. Phonet. Studien IV u. V 1.

Rolin Essai de grammaire phonétique. Phonet. Stud. IV u. V 1.

Luick Unechte u. steigende Diphthonge. PBrB. XVI 335—42.

Scerbo Saggi glottologici. Florenz Le Monnier Nachf. 61 S. roy. 8⁰.

Löwe R. Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen. Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. I No. 1.

Noreen Über Sprachrichtigkeit. IF. I 95—157.

Abel C. Offener Brief an Prof. Dr. Gustav Meyer in Sachen der ägyptisch-indogerm. Sprachverwandtschaft. Leipzig Friedrich. gr. 8⁰.

Abel Nachtrag zum offenen Brief an Prof. Dr. Gustav Meyer in Sachen der ägyptisch-indogerm. Sprachverwandtschaft. Leipzig Friedrich. 26 S. gr. 8⁰.

Steyrer Ursprung der Sprache der Arier. Wien Hölder in Komm. V u. 175 S. gr. 8⁰.

Brugmann Zur Frage nach der Entstehung des gramm. Geschlechts. Aus Anlass von Roethes Vorwort zum Neudruck des 3. Bandes der Grimmschen Grammatik. PBrB. XV 523—31.

Verteidigung seiner Theorie in Techmers Intern. Zeitschr. IV 101—9.

Roethe Noch einmal das indogermanische Genus. AfdA. XVII 181—84.

Gegen Brugmanns vorgenannten Aufsatz.

Michels V. Zur Beurteilung von Jacob Grimms Ansicht über das grammatische Geschlecht. Germania XXXVI 121—36.

Gegen Roethes Vorwort.

de la Grasserie De la catégorie des modes. Muséon X 174—84.

Bloomfield On adaptation of suffixes in congeneric classes of substantives. Am. Journ. Phil. XII 1—30. Auch im Sonderdruck erschienen. Boston 1891.

1. The Greek nom. πούς. 2. Designation of parts of the body by heteroclitic stems in *r* and *n*. 3. Design. of parts of the body by other heteroclitic declensions with *n*-stems in the obl. casus. 4. Design. of p. of the bodie in Armenian. 5. The I.E word for 'member, limb'. 6. Goth. *fōtus* and *tunþus*. 7. Excursus on words for 'right' and 'left'. 8. Assimilation of opposites and assim. of congeners. 9. Design. of birds, animals and plants in Greek. 10. Design. of divisions of time. 11. Adaptation in other substantival categories.

Bartholomae Studien zur idg. Sprachgeschichte II. 1. idg. *sk* u. *skh* 2. ai. *āsīṣ* = lat. *erās*. Halle Niemeyer. VI u. 262 S. 8⁰.

Regnaud Études phonétiques et morphologiques dans le domaine des langues indo-européennes. Rev. ling. XXIV 166—77.

1. Über Komparativ u. Superlativ. 2. Über die ai. Linguale. 3. Gebrochene Reduplikation im Griech.

Kretschmer P. Indog. Akzent- u. Lautstudien. KZ. XXXI 325—572.

I. Progressive Akzentwirkung im Idg. Dass Schwundstufe auch nach dem Hauptton erscheint, beweisen 1. Nom. Akk. Sg. der Stämme auf kurzes und langes *i* und *u*. 2. *nt*-Stämme. 3. *n*-Ste. 4. *r*-Ste. 5. Komparative. 6. Neutra auf *i*. 7. Komposita. 8. Gen. Sg. 9. Vok. Sg. 10. Zahlwort '10'. 11. Opt. Präs. Akt. d. themat. Verba. 12. Enklitika. — II. Zum idg. Vokalismus. 1. Ablaut *e/o* (nicht durch die Akzentstellung veranlasst). 2. Vokalabstufung in unbetonten Silben: ι für ε, υ für ο; *ī ū* aus Kontraktion entstanden; λα ρα = unbetonte, αλ αρ = betonte Liq. son.; Abstufung zweisilbiger Wurzeln. — III. Zum idg. Konsonantismus. 1. Anlautende Verbindungen von Labialen und Gutturalen mit Dentalen. 2. Idg. *u*-Epenthese (dafür). Exkurs über *ōu* im Latein: dass. ist durch *ō* vertreten. — Nachträge.

Hirt Vom schleifenden u. gestossenen Ton in den idg. Sprachen I. IF. I 1—43.

Regnaud Observations critiques sur le système de M. de Saussure. Gray Bouffant frères. 29 S.

Bartholomae Armen. *a* > griech. *o* u. die idg. Vokalreihen. BB. XVII 91—133.

Weist nach, dass einem europ. *o* im Armen. neben *o* auch *a* entspricht und folgert daraus, dass im Idg. neben *o* ein *å* bestanden habe. Auf Grund hiervon wird folg. Ablautschema entworfen:

	Hochstufe	Tiefstufe	Dehnstufe
1.	*e* — *o*	*ə* — .	*ē* — *ō*
2.	*a^e* — *o*	*ə* — .	*ā^e* — *ō*
3.	*å* — *o*	*ə* — .	*ā^o* — *ō*
1.	*ē* — *ō*	*ə* — .	*ê* — *ô*
2.	*ā^e* — *ō*	*ə* — .	*â^e* — *ô*
3.	*å̄* — *ō*	*ə* — .	*â^o* — *ô*

Hierbei ist mit ‾ langer, mit ^ überlanger Vokal bezeichnet. Ein Anhang (S. 132 f.) behandelt den Ablaut zweisilbiger Wurzeln.

Bartholomae Nachträgliches zu BB. XV 1—43 183—247 u. XVII 91—133. BB. XVII 339—49.

Bemerkungen zum vorigen Aufsatz u. zur Partizipialflexion.

Streitberg Betonte Nasalis sonans. IF. I 83—95.

Plaistowe Notes on sonant *z* (*z̥*). Class. Rev. V S. 253 ff.

Fügt zu Thurneysens Beispielen (KZ. XXX 351 ff.) hinzu: 1. κρί̄βανος aus **k̂rz̥b*-. 2. σκάρῑφος aus *sk̂r-z̥-bho*-. 3. τάρῑχος. 4. φρί̄ξ, πέφρικα 5. χῑλός. 6. βδέω. 7. βριθύς. 8. ῥί̄ς. 9. Inst. Pl. der η-ες-Ste.

Schrijnen Étude sur le phénomène de l's mobile. Louvain Istas. 93 S. 8°.

Regnaud L'élargissement des formes indo-européennes sur les finales rhotacisées. Rev. ling. XXIV 49—56.

Behandelt einen 'rhotacisme proethnique' durch den z. B. der Nom. Sg. der idg. Neutra wie ai. *ūdhar* auf *-nts* zurückgeführt wird.

Brugmann Lat. *velīmus* got. *wileima* u. ags. *eard*. IF. I 81.

Brugmann Etymologisches. IF. I 171—177.

1. ai. *īḍē*. 2. ξένϝος. 3. ἤνεικα. 4. *operio aperio*. 5. *gāvīsus*. 6. ir. *faiscim*. 7. ahd. *scrintu*. 8. lit. *sprústu*. 9. abg. *sętъ*.

Fick Etymologien BB. XVII 319—24.

1. ἵημι. 2. *cupio*. 3. στύππη. 4. *baculum*. 5. *graculus*. 6. γύης. 7. *būfō*. 8. βλέννα. 9. germ. *gerdan*. 10. got. *gilda*. 11. χαβός. 12. Σεμέλη. 13. τύφος. 14. θεμερός. 15. φερέσβιος. 16. γνωτός.

Fröhde Griech. u. lat. Etymologien BB. XVII 303—19.

1. ἄραβος. 2. ἕρμα. 3. ἱστός. 4. κρήδεμνον. 5. ἔμπαιος. 6. παλλακίς. 7. πένθος. 8. σκαπέρδα. 9. πιφαύσκω. 10. φλήναφος. 11. φρυάσσομαι. 12. *arbutus*. 13. *augur*. 14. *balbus*. 15. *favonius*. 16. *foedus*. 17. *juba*. 18. *lītus*. 19. *manticulare*. 20. *mollis*. 21. *pecten*. 22. *oportet*. 23. *procer*. 24. *concilium*. 25. *corrigia*. 26. *rumex*. 27. *saepe*. 28. *sucula*. 29. *termes*. 30. *vāgio*.

Pavot Étymologies dites inconnues. Solution des problèmes. Paris Leroux VI u. 313 S. 8⁰.

Solmsen Das Pronomen *enos onos* in den idg. Sprachen. KZ. XXXI 472—79.

Erhalten in Ai. (*anēna*), Lat. (*enim*), Griech. (ἔνη 'der dritte Tag = jener T.' *(ἐ)κει-ενος, *τει-ενος; ὁ δεῖνα, entstanden aus dem Neutr. Plur. τάδε + ἕνα 'dies u. jenes'), Germ. (*jener* Kontamination aus *je-* u. *ene-*).

Strachan Etymologies. BB. XVII 296—303.

1. Got. *hatis*. 2. ir. *tuitim*. 3. air. *cned*. 4. air. *brec*. 5. cy. *magu*. 6. ir. *féith*. 7. air. *scítt*. 8. air. *ross*. 9. air. *lóon*. 10. air. *grinne*. 11. ir. *crúach*. 12. air. *telach*. 13. air. *sned*. 14. cy. *llith*. 15. air. *brén*. 16. cy. *rhamu*. 17. ir. *serb*. 18. cy. *lludded*. 19. cy. *migen*. 20. air. *scén*.

Sütterlin Etymologien. BB. XVII 162—66.

1. *delictus*. 2. ai. *mṛgī*. 3. φολκός. 4. nhd. *Schuppen*. 5. nhd. *Flocke*. 6. ags. *dengel*. 7. *subulcus*. 8. τύκος.

Zimmermann Etymologische Versuche. Wochenschr. f. klass. Phil. VIII 1102. 1158 f.

1. *sepelio*. 2. *culpa*. 3. *sospes*. 4. γέντο 'fasste'.

Zimmermann Etymologische Versuche. Posener Gymn. Progr. 1891.

Zubaty Etymologien. BB. XVII 324—28.

1. lett. *dragáju*. 2. lit. *draikas*. 3. slav. *lězą*. 4. ai. *piccha*. 5. lit. *stigstù*. 6. lit. *szvěžias*. 7. *szászas*. 8. lett. *tēls*. 9. slav. *tichъ*. 10. ai. *hēḍati*. 11. lit. *żastis*. 12. asl. *želvь*. 13. lett. *ſmaidſēt*.

de la Grasserie Essai de rythmique comparée. Muséon X 299—330.

Unvollendet.

Lefmann Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft. I. Teil. Berlin Georg Reimer. 176 u. 168* S. gr. 8⁰.

Schrader O. Victor Hehn. Ein Bild seines Lebens und seiner Werke. Sonderabdruck aus Iwan v. Müllers Bio-

graphischem Jahrbuch für Altertumskunde. Berlin Calvary u. Komp. 76 S. 8⁰.

II. Indog. Altertumskunde und Mythologie.

Holstmann Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie. Mit einem Vorwort von L. Lindenschmit. Braunschweig, Vieweg u. Sohn.

Hoernes Urgeschichte des Menschen. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. 2. Aufl. Wien Hartleben.

Morgan Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Civilisation, aus dem Engl. übertr. v. W. Eichhoff unter Mitwirkung von K. Kautsky. Stuttgart Dietz. XVI u. 480 S. gr. 8⁰.

Brunnhofer Kulturwandel u. Völkerverkehr. Leipzig Friedrich. VIII u. 280 S. gr 8⁰.

Letourneau L'évolution politique dans les diverses races humaines. Paris Lecrosnier et Babé XXIV u. 563 S. 8⁰.

Letourneau L'évolution du mariage et de la famille. Paris Delahaye et Lecrosnier. 8⁰.

de Mortillet Origines de la chasse, de la pèche et de l'agriculture I. Chasse, pèche, domestication. Paris Lecrosnier et Babé. XXIV u. 516 S. 8⁰ (avec 148 fig.)

Rörig Die Jagd in der Urzeit in Verbindung mit der Entwickelung der Gesellschaft in Zentraleuropa. Leipzig Elischer Nachf. 101 S. gr. 8⁰.

Penka Die Entstehung der arischen Rasse. Ausland LXIV No. 7. 8. 9.

Résumé seiner frühern Untersuchungen.

Müller Fr. Johannes Schmidt über die Urheimat der Indogermanen. Ausland LXIV No. 23.

Gegen Schmidts Schrift 'Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlsystem'.

Schmidt J. Noch einmal die Urheimat der Indogermanen. Ausland LXIV No. 27.

Entgegnung auf Müllers Einwände.

Müller Fr. Noch einmal die Urheimat der Indogermanen. Ausland LXIV No. 31.

Forchhammer Prolegomena zur Mythologie als Wissenschaft u. Lexikon der Mythensprache. Kiel Häseler. IV u. 129 S. 8⁰.

Andree R. Die Flutsagen, ethnographisch betrachtet. Braunschweig Vieweg u. Sohn. XI u. 152 S. 8⁰ (mit einer Tafel).

v. Andrian Der Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker. Wien Konegen. gr. 8⁰.

Beer R. Heilige Höhen der alten Griechen u. Römer. Eine Ergänzung zu Ferd. Frh. v. Andrians 'Höhenkultus'. Wien Konegen X u. 86 S. gr 8⁰.

Böttger H. Sonnenkult der Indogermanen (Indoeuropäer), insbesondere der Indoteutonen, aus 125 hebr., griech., lat. u. anord. Original- u. 278 sonstigen Quellen geschöpft u. erwiesen. Breslau Freund. XXXII u. 167 S. gr. 8⁰.

Krause E. (Carus Sterne), Tuisko-Land, der arischen Stämme u. Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias u. Odyssee. Glogau Fleming. XII u. 624 S. gr. 8⁰ (mit 76 Abb. u. 1 Karte).

Vodskov Sjæledyrkelse og Naturdyrkelse. Bidrag til Bestemmelsen af den mytologiske Metode. I. B. Rig-Veda og Edda eller den komparative Mytologi. 1—2 Hf. Kbhn. 1890. 8⁰.

Veckenstedt Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage u Dichtung. Zeitschr. f. Volkskunde 1891. No. 3. 4.

Wazler Die Eiche in alter und neuer Zeit. Eine mythologisch-kulturhistorische Studie. II. (= Berliner Studien zur Klass. Philol. u. Archäol. XIII 2). Berlin Calvary u. Comp. II u. 128 S. 8⁰.

III. Arisch.

A. Indo-iranisch.

Bartholomae Arica I. IF. I 178—94.

B. Indisch.

Neisser Vorvedisches im Veda BB. XVII 244—56.

Über Umdeutung vorvedischen Sprachgutes wie z. B. *ōman-* 'Hilfe' für vorved. *ōman* 'Kälte'.

Bloomfield Contributions to the interpretation of the Veda. Am. Journ. Phil. XI 319—56.

Müller W. u. **Knauer** Th. Handbuch für das Studium der Sanskrit-Grammatik, Texte u. Wörterbuch (russ.). St. Petersburg. 124 u. 157 S. 8⁰.

Erste grössere Sanskritgramm. in russ. Sprache von Müller (ord. Prof. in Moskau); Texte u. Wtb. bearbeitet v. Knauer (ord. Prof. in Kiew).

Fick R. Praktische Grammatik der Sanskritsprache für den Selbstunterricht. Mit Übungsbeispielen, Lesestücken u. Glossaren. Wien Hartleben. VIII u. 184 S. 8⁰. (= Kunst der Polyglottie Teil XXXIII.)

Franke O. Was ist Sanskrit? BB. XVII 54—90.

Geht von der *Bhāṣā* aus "die an sich der Grammatik nicht bedürfende d. h. lebende Sprache der Gebildeten von ganz *Aryāvarta*" ist. Ursprüngliche Heimat vielleicht im Lande der *Kuru* u. *Pañcāla*. Panini lehrt kein individuelles organ. Idiom, sondern streut zwischen die Regeln, die einer lebenden Sprache entnommen sind, solche ein, die z. T. totes linguistisches Material enthalten. In diesem, aber nur in diesem Sinne ist seine Sprache mit der *Bhāṣā* nicht identisch.

Liebich B. Panini. Ein Beitrag zur Kenntnis der ind. Litteratur u. Grammatik. Leipzig Haessel. 163 S. 8⁰.

Capeller A Sanskrit-English dictionary. Based upon the St. Petersburg lexicons. London. VIII u. 673 S. Roy. 8⁰.

Franke Über neutrale Funktion zweier Feminina im Pāli. BB. XVII 256 f.

sakkō u. *labbhā* mit Inf. in unpersönlichen Sätzen.

C. Iranisch.

Thumb A. Zu den apers. Keilinschriften. KZ. XXXII 123—33.

1. NRa) 56—60. 2. *adakaiy*. 3. *yāvā*. 4. *anā Parsā* D 14. 5. *Citřa(n)taχma*. 6. Zur Konstruktion von P 16—27. 7. *nāma nāmā*.

Kirste Die ältesten Zendalphabete. Wiener morgenl. Zeitschr. V 9—24.

Kanga A practical grammar of the Avesta language compared with Sanscrit. With a chapter on syntax and a chapter on the Gātha dialect. Bombay. 312 S. 8⁰.

Jackson The genet. sing. of *u*-nouns in the Avesta and its relation to the question of Avestan accent. Transact. Am. Phil. Assoc. XXI S. XII f.

Jackson The gen. sg. of *u*-nouns in the Avesta. A possible question of accent. BB. XVII 146—52.

Gibt zuerst das Material und sucht nachzuweisen, dass Gen. *-aoš* bei akzentuierter, *-əuš* bei nicht akzentuierter Ultima eintritt.

Horn Genetive auf *-āi* im Avesta. BB. XVII 152—55.

Genetivisches *-ahya* ist zu *-ai* kontrahiert und dem Dativausgang gleichgemacht worden.

Caland Zur Syntax der Pronomina im Avesta. Amsterdam Joh. Müller. (= Letterk. Verh. der konikl. Akademie Deel XX) 68 u. IV S. 4⁰.

Jackson Avestan etymologies. Am. Journ. Phil. XII 67—70.

1. *vōiždayaṇt- vōiždaţ*. 2. *zōišnu-*.

Geldner Avestā *mra* = ved. *mlā* 'gerben'. BB. XVII 349.

Bang W. Iranica. BB. XVII 267—71.

Etymologie von 'Avesta'. Interpretationen.

Wilhelm Zum XII fargard des Vendīdād. BB. XVII 155—58.

Horn Beiträge zur Erklärung des Pehlewi-vendidad I. BB. XVII 257—67.

IV. Armenisch.

Bugge Beiträge zur etymol. Erläuterung der arm. Sprache. KZ. XXXII 1—87.

Behandelt die Etymologie der Wörter *azazem, aλauni, andranik, ankanim, anut, anur, ar̃aǰ, ard, ardevk, bay, bar̃, ber̃n, beran, bun, gari, geλj, gom, ir, luc, lur̃, χari, χorisχ, camem, cunkk, kir, kork, hazir, haka-, hambak, hambar, hamr, hasanem, hararunk, hav, haçi, heλum, (yelç), hirand, hoviv, ju, mamur̃, mair̃, manr, marmaǰem, meλ, merj, mr̃mr̃am, mur, mut, muχ, mun, munǰ, yag, yar, yolov, yordor, yaud, orm, urju. čar, parar, śal, samik, sēr, sut, stanam, steλcanem, vandem, vrnǰem, tal, tasn, ṕul, aud, aurhnem.*

Ferner: arm. *o* aus *au*. *b* im In- und Auslaut. Schwund des idg. *g* im Anlaut. Anlaut *g* idg. *q*. Prosthet. *g*? *z* aus idg. *dh*. Anl. *t* aus *pt*. *e* in Lehnwörtern gr. λ. Anl. χ aus idg. *s*. *c* aus *st* und *ç* aus *sth*. *c* aus *t*. Anl. arm. *k* idg. *k*. Schwund eines vorarm. *k* *q*. Anl. *k* aus idg. *w*. Anl. *ś* aus idg *skh* oder *sk*. Idg. *p* im Arm. Anl. *s* aus *sp*. Schwund des anl. idg. *w*. Vertretung des inl. *w* im Arm. Anl. *t* = idg. *t*. Inl. *t* aus idg. *t*. Schwund des idg. *t* nach *u*. Arm. *ç* westeurop. *sk*. *p* aus idg *tw*. *tm*. *tp*. *tph*. Die Lokativendung *-oǰ*. Die Ablativendung *-ē*. Die Endungen *-i -in* im Aor. Kausative auf *-uçanem*. Suffix *-ali*. Substantive auf *-est*. Suffix *-il*. Suffix *-im*. Die Suffixe *-ut -oit*. Suffix *-ut*. Ἅλυς, ein Beitr. zur arm. Sprachgeschichte. Lehnwörter aus nichtidg. kaukas. Sprachen: *gini, ezn, erkat, erkain, erkar, leṕ, χor, cov, kot, koχ, koriun, magil, mak, mžech, mocak, moλēz, oλn, san, sosinǰ, k'ac, k'it.*

V. Griechisch.

Allinson On paroxytone accent in tribrach and dactylic endings. Am. Journ. Phil. XII 59—67.

Gegen Wheelers Gesetz, dass Worte von daktyl. Ausgang, die urspr. Oxytona waren, zu Paroxytona werden.

Hatzidakis Περὶ ψιλώσεως τοῦ ἄρθρου. Ἀθηνᾶ II 380.

Gegen Thumb 'Spiritus asper' S. 18 wird für ὀ statt ὁ die Erklärung aufgestellt, dass der Verlust der Aspiration auf der Wirkung des Hauchdissimilationsgesetzes beruhe und von Fällen wie ὀ θεός seinen Ausgang genommen habe.

Solmsen Zum griech. Vokalkürzungsgesetz. BB. XVII 329—39.

1. Abfall des auslautenden τ im absoluten Auslaut. 2. Verkürzung langer Vokale vor -ντ im Inlaut. 3. Übertragung des τ-Schwundes in den Inlaut des Satzes; daher das Nebeneinander der Satzdoppelformen ἔγνων u. ἔγνον, φέρων u. *φέρον.

Pascal Di alcuni fenomeni dell' *i̯* Greco-latino. Rivista di filol. XX 18—49.

1. Intervokal *i̯*. 2. Die gräko-ital. Verbreitung des Suffixes *-ei̯o*.

Tserepes Ἐκ τῆς ἑλληνικῆς γραμματικῆς. Ἀθηνᾶ III 129—74.

Über νς μς u. σν σμ.

Prellwitz δμ zu μν. BB. XVII 171 f.

Die Formen Ἀγαμέσμων u. Μέσμων (Vaseninschr.) werden von -μεδμων zu μέδομαι 'sinne' abgeleitet. Hieraus einerseits σμ, anderseits durch Metathese δμ zu μδ und hieraus μν wie att. μεσόμνη ion. μεσόδμη.

Dyroff Zum Pronomen reflexivum. KZ. XXXII 87—109.

Gegen Bekkers Änderung von ἑός in ϝεός: Nachweis, dass kein ϝ im Anlaut existiert hat. Ausserdem wird das Verhältnis von ἑαυτοῦ u. αὑτοῦ erörtert.

Weiss *P.* Grundzüge des griech. u. lat. Verbums. Regensburg Habbel. 23 S. gr. 8⁰.

Sütterlin Zur Geschichte der Verba denominativa im Altgriechischen. I. Die Verba auf -άω -έω -όω. Strassburg Trübner. 128 S. 8⁰.

Kallenberg Der Artikel bei Namen von Ländern, Städten u. Meeren in der griech. Prosa. Philologus LXIX 515—47.

I. Ländernamen. 1. -άς -άδος. 2. -ίς -ίδος. 3. -ική. 4. -ᾶτις (-ῆτις) -ῖτις -ῶτις. 5. -άνη -ήνη -ίνη. 6. -ία. 7. Ἀσία, Εὐρώπη, Λιβύη. — II. Städtenamen. — III. Namen von Meeren u. Meeresteilen.

Kallenberg Studien über den griech. Artikel II. Berlin Gärtner. 26 S. gr. 8⁰.

Gildersleeve On the article with propernames. Am. Journ. Phil. XI No. 4.

Hasse Artikel u. Pronomen des Dualis beim Femininum im att. Dialekt. Fleckeisens Jahrb. CXLIII 416—18.

Grosse Beiträge zur Syntax des griechischen Mediums u. Passivums. Fortsetzung. Leipzig Fock. 22 S. gr. 4⁰.

Tarbell The deliberative subjonctive in relative classes in Greek. Class. Rev. V S. 302.

Wagner Der Gebrauch des imperativischen Infinitivs im Griechischen. Schweriner Gymn.-Progr. 1891.

Tarbell On the infinitiv after expressions of fearing in Greek. Am. Journ. Phil. XII 70—72.

Über Wendungen wie δέδοικα ἐλθεῖν im Sinne von δέδοικα μὴ ἔλθω.

Gildersleeve The construction of τυγχάνω. Am. Journ. Phil. XII 76—79.

Zu R. J. Wheeler Participial construction with τυγχάνω and κυρεῖν in 'Havard studies' Boston 1891.

Humphreys On some uses of the aorist participle. Class. Rev. V S. 3 ff.

Vgl. Whitelaw ebd. S. 248 u. Frank Carter ebd. S. 259—53.

Audouin Étude sommaire des dialectes Grecs littéraires (autres que l'attique). Avec une préface par O. Riemann. Paris Klincksieck. 304 S. kl. 8⁰.

Prellwitz Miszellen zu den griech. Dialekten. BB. XVII 169—71.

1. Elisch μαστράαι. 2. argiv. Πολύκλετος. 3. aleat. ΠΛΟΣ.

Monro A grammar of the Homeric dialect. 2. ed. Oxford Clarendon Press XXIV u. 436 S. 8⁰.

Gehring Index Homericus. Leipzig Teubner. IV u. 874 Sp. Lex. 8⁰.

Krügener Explication linguistique d'Homère. Rev. de l'instruction publ. en Belgique. XXXIV 84—93.

Für Anfänger.

van Leeuwen Homerica. Mnemosyne XIX 129—60.

Fortsetzung von XVIII 299 ff. Inhalt: de littera digamma. Ficks Behandlung des ϝ wird als inkonsequent verworfen, ebenso das Hartelsche Gesetz. In unserm Homertext ist anlautendes ϝ herzustellen.

Platt The Augment in Homer. Journ. Phil. (1891) No. 38.

Hentze Parataxis bei Homer. III. Teil. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 18 S. gr. 4⁰.

Schmidt Christensen, Om den antagne homeriske Conjunction ὅ τε, dens formodede Betydingsudvikling og dens Forhold til Tidsconjuctionen ὅτε. Nord. Tidskr. f. Fil. X 90—159.

Die Konjunktionen ὅ u. ὅτι sind neutrale Akk. Sg. von Relativen, syntakt. als Inhaltsakk. zu fassen. Eig. Bedeutung 'dass'. Die älteste uns erreichbare Bed. von ὅτε ist temporal 'wann, als'. Kein Grund liegt vor, eine Konjunktion ὅτε oder ὅ τε = Akk. Sg. N. von ὅςτε mit gleicher Bedeutung anzunehmen.

Fick Die Sprachform der lesb. Lyrik. BB. XVII 177—213.

Konsequente Durchführung der vom äol. Dialekt geforderten Schreibung bei Alkaios u. Sappho. Gegen Beeinflussung durch fremde Sprachform u. gelehrte Neubildung.

Christ Zum Dialekte Pindars. München. 62 S. 8⁰.

Boisacq Les dialectes doriens. Phonétique et morphologie. Paris Thorin et Liège Vaillant-Carmanne. 220 S. 8⁰.

Blass Ein neues Epigramm aus Kreta. Fleckeisens Jahrb. 1891. S. 1 ff.

Sprachliche Betrachtung. Interessant πι-δίκνυτι = att. ἐπιδείκνυτι. Konstatiert eine Art Lautverschiebung im jüngern Kretisch.

Baunack Th. Inschriften aus dem kret. Asklepieion. Philologus NF. III S. 577.

Weihinschr. in 6 Dist. u. 2 Bruchstücke eines Tempelgesetzes. Bemerkenswert: παρλελόνβηι = att. παρειλήφηι (kret. λέλονβα : λαμβάνω = att. λέλογχα : λαγχάνω) ψάφιμμα = att. ψήφισμα.

Blinkenberg Eretriske Gravskrifter. Avec um résumé en français (= Videnskabernes Selskabs Skrifter. 6. Række, hist.-phil. Afd. III 2) Kbhn. 4⁰.

Bréal A propos de l'inscription de Lemnos. Mém. soc. ling. VII 323.

Die Sprache der von Cousin u. Durbach entdeckten Inschr. ist vielleicht ein Denkmal der homer. Σίντιες ἀγριόφωνοι.

Fick Zu den argivischen Inschriften von W. Prellwitz. BB. XVII 174 ff.

No. 3345 Εὔκλιππος Vollname zu den Kurznamen Εὔκλων u. Εὔκλω. No. 3352 Ἀρο[ή]ναν zu schreiben, Ἀρόη Ort in Achaia. No. 3286 Z. 15 [ἐκ Κυρε]τεᾶν zu lesen. Z. 9 [ἐκ Κε]λαίθας. Mit den Κέλαιθοι seien die Αἴθικες ident., da Αἴθιξ Kurzform dazu sei. No. 3398 Ἀσκαλᾶ zu lesen, mit Hilfsvokal für Ἀσκλ°.

Meister R. Zur griechischen Epigraphik und Grammatik. Ber. d. k. s. Ges. d. Wiss. 1891 S. 1 ff.

1. Zu den neu gefundenen Inschriften aus dem Kabirion bei Theben (Mitt. d. Inst. XV 379 ff). Von sprachlichem Interesse ist das auf einer dieser Inschriften auftauchende Wort ἐνκονιστάς, als Bezeichnung des 'im Sande' des Ringplatzes sich übenden 'Athleten', vgl. κονίσασθαι· ἀγωνίσασθαι Hesych, κονίη· μάχη Hesych, κόνισαι· γυμνάσθητι Suid. u. A., κονίστρα· παλαίστρα Suid. u. A., ἐγκονίονται 'kämpfe auf dem Ringplatze' u. s. w. Desgleichen τρεπεδδίτας 'Wechsler': τρέπεδδα war schon aus der Niharetainschrift bekannt (Philol. NF. II 412 zu Z. 139); es bedeutet zunächst den 'dreifüssigen' Tisch; dass die Böoter den Tisch 'Dreifuss' nannten, wissen wir aus Hesych: τρίπεζαν· τὴν τράπεζαν Βοιωτοί; als 'Dreifüsse' werden auch bei Homer Il. 18, 373 ff. die Tische der Götter mit dem Worte τρίποδες bezeichnet. — Auf einer Vasenscherbe, die eine Weihung an den Sohn des Kabiren enthält, steht für παιδί geschrieben: ΓΑΕΙΔΙ, d. i. πα[ϝ]ίδι, ein interessanter inschriftlicher Beleg für das inlautende Digamma des Stammes παϝιδ-.

2. Über Bedeutung und Bildung des Wortes ἀρεταλόγος. Das Wort bedeutet soviel als ἡδυλόγος, es bezeichnet einen Mann, der 'Gefälliges, Hübsches erzählt'. ἀρετός ist eine mehrfach nachweisbare Nebenform von ἀρεστός, das -α- in der Mitte von ἀρεταλόγος ist seiner Natur nach kurz, da die Form ἀρεταλόγος nicht etwa 'dorisch', sondern echt attisch ist, vergleichbar den attischen Wörtern δολιχαδρόμος, ξεναλόγος u. a. Im Hexameter wurde das -α- dieser Wörter aus metrischem Grunde zu -ᾱ- gedehnt. Dagegen scheinen in den ersten Gliedern der Komposita vom Schlage θανατηφόρος (dor. θανατᾱφόρος) Bildungen vorzuliegen, die von allen Neutren Plur. der -*o*-Stämme auf -*ā*- ihren Ursprung genommen haben.

Meister R. Herkunft und Dialekt des griechischen Teiles der Bevölkerung von Eryx und Segesta. Philologus NF. III (1891) S. 607 ff.

Auf Münzen von Eryx und Segesta aus dem 5. Jahrh. v. Chr. erscheinen die Legenden ΣΕΓΕΣΤΑΖΙΒ, ΣΕΓΕΣΤΑΖΙΒΕΜΙ, ERVKAZIB d. i. Σεγεσταζίη, Σεγεσταζίη, εἰμί, Ἐρυκαζίη, die dem ionischen Dialekte entstammen, wie das -η der Endung beweist. Das Suffix, mit dem die Nominalformen gebildet sind, entspricht dem äolischen -άδιος; -δ- ist im Dialekt von Eryx und Segesta spirantisch geworden und durch -ζ- ausgedrückt. Nach Thuk. VI 2 sollen die griechischen Zuwandrer, von denen die elymischen Städte Eryx und Segesta hellenisiert worden waren, Phoker gewesen sein: dem widerspricht die Thatsache, dass der Dialekt dieser Griechen ionisch war. Dagegen stimmt alles zu der Annahme, dass es Phokäer gewesen sind: auch das Spirantischwerden des -δ- war, wie die phokäische Münzlegende Ζιονύ(σιος) zeigt, eine Eigentümlichkeit des altphokäischen Dialekts.

Meister R. Weihinschrift einer bronzenen Stufenbasis des Berliner Antiquariums. Hermes XXVI (1891) S. 319 ff., 480.

Die nach Böotien (Tanagra oder Platää) zu verweisende Inschrift ist zu lesen: ἄνφω *ξυνhῆ* πρωροὲ ἀνέθηκαν und hat mit den weggefallenen Eigennamen der beiden Stifter wahrscheinlich einen Hexameter gebildet, wie z. B. [Γόργος Ἴων τ'] ἄνφω *ξυνhῆ* πρωροὲ ἀνέθηκαν. Bemerkenswerth ist die hier zum ersten Male begegnende Aspirierung des ν in *ξυνhῆ*, die sich vergleicht mit der bekannten Aspirierung von μ in *μhεγάλον, Μhείξιος, Μhεγαρεῖ*, λ in *λhαβών, Λhάβητος, λhέων*, ρ in *ρhoϝαῖσι*, ϝ in *Ϝhεκαδάμοε* (s. Joh. Schmidt, Pluralb. 433 ff.), sowie die böotische Form πρωροέ aus *προ-ϝορού, der att. φρουροί entspricht.

Recueil des inscriptions juridiques grecques par Dareste Haussoulier, Th. Reinach. Texte, traduction, commentaire. I. Paris Leroux 200 S. 8°.

Wird 3 Hefte umfassen.

Simon Epigraphische Beiträge zum griech. Thesaurus. Zeitschr. f. österr. Gymn. 1891 S. 487—86.

Angermann Voll- u. Kurzname bei einer u. derselben Person überliefert. BB. XVII 176.

Crusius Voll- u. Kurzname bei derselben Person u. Verwandtes. Fleckeisens Jahrb. 1891 No. 6.

Hoffmann O. ἀκάκητα. BB. XVII 328—29.

Zu ἀκακέω, ἀκίς, lat. *acer*.

Imbert Lettre au Directeur du Muséon sur quelques noms propres de la stèle Xanthienne. Muséon X 270—73.

Meister ἶνις u. seine Verwandten. KZ. XXXII 136—47.

Betrachtet die zu ai. *iṡnāmi* gehörigen Verba ἰνάω -όω -έω sowie die auf ἰσνο- ἰσνα- zurückgehenden Nomina πέρινος, πέρινον, περίναιος, ὑπέρινος, ἴννος und ἶνις, ἰνίον, καίνίτα, denen Stamm ἰσνι- zu Grunde liegt.

Müller P. H. Zur Etymologie der Partikel ἄν. Hermes XXVI 159 f.

Rekapitulierend.

Prellwitz Delphisch τρικτεύαν κηῦαν u. καίω. BB. XVII 166—69.

Prellwitz Kyprisch κάς 'und'. BB. XVII 172—74.

Kypr. κάτ' : kypr. κάς : καί > ποτί : πός, l. *pos*, lit. *pas* : arg. ποῖ. lett. *pì* = προτί : πρός, πρές : lit. *prë*.

Soring κανθήλη either ἀκανθ(ανθ)ήλη. Class. Rev. V S. 66.

Stengel θυήεις — θύελλα — θυόεις. Hermes XXVI 157—59.

1. βωμός θυήεις 'Brandopferaltar'. 2. θύελλαι 'die Staub oder Gischt vor sich hertreibenden Stürme'. 3. θυόεις 'wallend'.

Thumb Λυκόσουρα. KZ. XXXII 133—36.

Der einheimische Name war Λύκουρα 'Lichtberg' von Wz. *leuk* 'leuchten' u. St. ὀρος-.

Fürst Glossarium graeco-hebraeum oder griech. Wörterschatz der jüd. Midraschwerke. Ein Beitrag zur Kultur- und Altertumskunde. Strassburg Trübner.

Dyer Studies of the Gods in Greece at certain sanctuaries recently excaveted (Being eight lectures given in 1890 at the Lowell Institute). London Macmillan. 462 S. 8°.

Görres Studien zur griech. Mythologie II. Folge. (= Berliner Studien zur Klass. Philol. u. Archäol. XII 1). Berlin Calvary u. Ko.

Gruppe O. De Cadmi fabula. Berlin Gärtner. 27 S. 4°.

Maass Ἶρις. IF. I 157—71.

VI. Albanesisch.

Meyer G. Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache (= Sammlung indogermanischer Wörterbücher Band III). Strassburg Trübner. 524 S. 8°.

VII. Italisch und Romanisch.

A. Altitalische Sprachen.

Goetz Bericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der latein. Grammatiker für die Jahre 1877—90 im Jahresbericht f. die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft 1891. S. 119—170.

Commentationes Woelfflinianae. Leipzig Teubner. 8°.

Stowasser *surus* 23—28. Suchier *quietus* im Rom. 69—75. Blase *unus* beim Ipv. 85—90. Geyer *loco* = *ibi* 125—30. Goetz lexikal. Bemerkungen 130. Mayer Addenda lexicis lat. 131—35. Groeber Verstummung des *h*, *m* und positionslange Silbe im Lat. 169—82. Nettleship cognomen cognomentum 183—88. Huemer *paropsis* — *parapsis* 189—93. Thielmann Verwechselung von *ab* u. *ob* 253—59. Sittl Archaismus 401—8.

Bréal Varia Mém. soc. ling. VII 324—27.

1. *Silenta*, *fluenta*, *cruenta* alte Nom. Pl. Neutr. von Partizipien. 2. *umbratilis exercitatio* nach σκιαμαχία gebildet. 3. *sērus* 'schwer' = ahd. *swāri*. 4. *dat* (Aen. IX 266) zeigt eine Spur des Augments. 5. Alte Infinitive, die zu Partiz. geworden seien, liegen vor in Fügungen wie *monitos eos volo*.

Bréal Sur la prononciation de la lettre *F* dans les langues italiques. Mém. soc. ling. VII 321—23.

F war osk. sehr weicher Hauch. Es entstand im Ausl. nach *u*. So erklären sich osk. *fruktatiuf* u. a.

Brugmann Umbrisches u. Oskisches. Berichte der sächs. Ges. der Wissensch. 1891 S. 205—43.

Umb. *angla*, *tribřišu*, *parfa*, *vef*, *vetu*, *Fise Fiso*, *sopir*, *ferar*, *ier* u. ähnl. Formen. *nu* = lat. *nu*-, gr. νὺ, ai. *nú*, osk. *sum*, *messimais*, umbr. *Aśetus* osk. *acum*, umbr.-samn. *kn* aus *gn*.

Zanardelli Le préfixe *en* et sa variante *an* dans la langue osque. Langues et dialectes I 1—10.

Panti Altitalische Forschungen III: Die Veneter u. ihre Schriftdenkmäler. Leipzig Barth.

Weise O. Charakteristik der latein. Sprache. Leipzig Teubner.

Sjöstrand Loci nonnulli grammaticae latinae examinati. Akad. afhandl. Lund. 23 S. 8°.

Studien auf dem Gebiete des arch. Lateins hrsg. v. W. Studemund. Band II. Berlin Weidmann. 436 S. gr. 8°.

Bücheler Altes Latein. Rhein. Mus. XLXI 233—43.

acieris, acisculus, terruncius, das lat. Zahlzeichen für '100'. *compes compos.*

Linde Om Carmen Saliare. Profföreläsning hällen vid Lunds universitet 17. Febr. 1891. Lund. 8°.

Havet L' *s* latin caduc. Études romanes dédiées à G. Paris. Paris Bouillon S. 303—30.

Vollständige Geschichte der Schicksale des auslautenden *s* im Latein.

Stowasser Die Adjektive auf *ōs(s)us.* Wiener Studien XIII 174—76.

Lat. *-ōsa* entlehnt aus griech. -όεσσα.

Pascal I suffisi formatori delle conjugazioni latini. Rivista di fil. XIX 449—88.

Cramer Zu alten Optativ- u. Konjunktivformen im Latein. Gymn. VIII 701—10.

duim u. dgl.

Kirkpatrick Latin aorist subjonctive. Class. Rev. V S. 67 f.

Miles The passive inf. in Latin. Class. Rev. V S. 198.

amarier = *amari* + *es* d. h. Lokativ + Verbalstamm *es.*

Conway The origin of the Latin gerund and gerundive. Class. Rev. V S. 296—301.

Brugmanns bekannte Erklärung wird abgelehnt und die Form nach dem Vorgang von Curtius an ai. *-anīya-* angeknüpft.

Postgate The Latin infinit. in *-turum.* Class. Rev. V S. 301.

Bei seiner (frühern) Erklärung von *dicturum* sei *dictū* als Lok. Sg. zu fassen.

Riemann O. Remarques sur diverses questions de syntaxe latine. Rev. de phil. XV 34—30.

Fortsetzung von XIV 63: VI. la periphrase *scripturum esse* peut-elle avoir le sens de l'irréel? Verneint.

Schmidt M. Kleine Beobachtungen zum latein. Sprachgebrauch. Fleckeisens Jahrb. CXLIII 193—97.

Fortsetzung. 11. *vitare* mit *ne.* 12. *defendo* mit acc. c. inf., *ut* oder *ne.* 13. *addere addicere adiungere* als Vertreter der Verba

dicendi. 14. *servare observare* mit *ut* oder *ne.* 15. *usque eo ut.* 16. *inquam* c. dat.

Schmalz Ersatz des fehlenden Partizips v. *esse.* Fleckeisens Jahrb. CXLIII 352.

Hey Semasiologische Studien. Fleckeisens Jahrb. 18. Suppl.-Band S. 84—212. (auch besonders erschienen).

1. Theoretisches. 2. Historische Beobachtungen und Untersuchungen über die Bedeutungsdifferenzierung in der röm. Litt.-Sprache.

Lattes la grande iscrizione etrusca del cippo di Perugia, Tradotta ed illustrata. Rendiconti del Istituto Lombardo XXIV fasc. 1 u. 2. — La nuova inscrizione sabbellica ebd. fasc. 4. (Nach Ls. Lesung *Púpúnum esúúk apaiús ads aśúh súaśs manus meiiimúm śtud arśtih śmih puśh materśh paterśh*). — Note di epigrafia etrusca ebd. fasc. 6. — Iscrizione etrusca alla Trivulziana ebd. fasc. 8 u. 9. — L'interpunzione congiunctiva nelle iscrizioni paleovenete ebd. fasc. 14.

Corpus Inscriptionum latinarum XV 1. Berlin Reimer.

Inh.: Inscriptiones urbis Romae latinae. Instrumentum domesticum. Ed. H. Dressel. Pars I.

Ephemeris epigraphica, corporis inscriptionum latinarum supplementum VIII 1. Berlin Reimer.

Inh.: Ihm Additamenta ad CIL. IX u. X.

Inschriftl. Material findet sich ausserdem in den Bibl. philol. class. 1891 S. 58 ff. genannten Schriften.

Abbott Italian *osteria* 'Wirtshaus' derived from *hospes* and not from *hostis.* Class. Rev. V S. 96.

Abbott Notes on latin hybrides. Class. Rev. V S. 18.

Heisterbergk *Provincia.* Philologus. XLIX 629—44.

Netusil Zur Etymologie von *pontifex* u. der urspr. Bedeutung des Kollegiums. Berl. phil. Wochenschr. 1891 S. 867.

Osthoff *sors* BB. XVII 158—61.

Aus **sorc-ti-s* zu ai. *sṛj* 'ausgiessen'.

Stokes On the etymologie of *letum.* Academy 1891 No. 998.

Aus **dētum* = air. *dith* 'detrimentum'.

Stowasser *immo.* Wiener Stud. XII 153 ff. *persona* ebd. 156 f. *poscere* (zu *potus*) ebd. 326 f. *paedicare* ebd. 327. Nochmals *sarcire* Zeitschr. f. österr. Gymn. 1891 S. 200 ff.

Linde De Iano summo Romanorum deo. Lund Möller.

B. Vulgärlatein.

Körting Latein-roman. Wörterbuch. Mit anschliessendem romanischen u. deutschem Wörterverzeichnisse. Paderborn Schöningh. VI S. u. 828 Sp. u. 174 S. Lex. 8°.

Fisch Die Walker oder Leben u. Treiben in aröm. Wäschereien. Mit einem Exkurs: Über lautliche Vorgänge auf dem Gebiete des Vulgärlateins. Berlin Gärtner. 44 S. 8°.

Cohn Die Suffixwandlungen im Vulgärlatein u. im vorlitterarischen Französisch nach ihren Spuren im Neufranz. Halle Niemeyer.

C. Romanische Sprachen.

Gröber Verstummung des *h m* u. positionslange Silbe im Lateinischen. Sonderabdr. aus den commentationes Woelfflinianae S. 169—82. Leipzig.

Sucht auf artikulatorischem Wege das Verstummen von anlautendem *h* und auslautendem *m* und das Wesen der positionslangen Silbe zu erklären. Dies führt ihn dazu zu zeigen, dass im Lateinischen ein Gegensatz zwischen Legato- und Staccatovortrag bestand, und die Fälle zu bestimmen, in welchen sie in Gebrauch waren.

Taverney Phonétique roumaine. Le traitement de *T, J* et du suffixe *-ulum, -ulam* en roumain. Études romanes dédiées à Guston Paris. Paris Bouillon.

Gilliéron J. Remarques sur la vitalité phonétique des Patois. Études romanes dédiées à Gaston Paris S. 459—64.

Monet P. Le français et le provençal. Paris Bouillon. 224 S. 8°.

Übersetzung von Suchiers Abhandlung in Gröbers Grundriss mit Nachträgen und Berichtigungen des Verfassers.

Hovelacque Les limites de la langue française. Rev. ling. 1891. Juli.

Etienne La langue française depuis les origines jusqu'à la fin du XI. siecle. Paris Bouillon. Roy. 8°.

Muret E., Sur quelques formes analogiques des verbes français. Etudes rom. déd. à G. Paris.

Risop Studien zur Geschichte der franz. Konjugation auf *-ir*. Leipzig Fock. 31 S. gr. 8°.

Manginca Daco-roman. Sprach- u. Geschichtsforschung. I. Teil. Leipzig Köhler in Komm. gr. 8°.

Dietrich A. Les parlers créoles des Mascareignes. Romania XX 216—277.

Die Abhandlung beschäftigt sich mit dem Kreolischen der Maskarenischen Inseln, Bourbon und Maurice, nach gedrucktem Material und mit Benutzung eines Briefwechsels Schuchardts mit dortigen Einwohnern. Der Verf. behandelt die Laute, die Formenlehre, den Funktions- und Bedeutungswandel der Wörter und berührt kurz die Satzkonstruktion. Er zeigt, welchem Einflusse diese Sprache ausgesetzt gewesen ist. In Laut- und Formenlehre haben die Negersprachen bedeutend eingewirkt. Der Wortbestand hat

eine nicht geringe Bereicherung erfahren durch das Portugiesische, Madegassische, Kaffrische, Arabische, Hindostanische, Chinesische.

Schuchardt Hugo Kreolische Studien IX. Über das Malaioportugiesische von Batavia und Tugu. Wien 1891. 256 S. 8°. (Sitzungsberichte der kais. Akad. der Wiss. phil.-hist. Cl. CXXII N. XII).

Der Verf. behandelt das Malaioportugiesische der Insel Java, für welches ihm aus 3 Jahrhunderten Quellen zur Verfügung standen; für das zu Batavia gesprochene zumeist gedrucktes Material aus dem Ende des 17. und dem Ende des 18. Jahrh. und für unsere Zeit Aufzeichnungen aus Tugu. Der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Behandlung einer kreolischen Mundart liegt in dem Nachweis der Einwirkung der einen Sprache auf die andere. Als seine Hauptaufgabe hat der Verf. betrachtet, die Einwirkung des Malaiischen in der inneren Form des Kreolischen nachzuweisen, zunächst in der Bedeutung der einzelnen Wörter, sodann in der der satzlich verbundenen. Die Erörterung des Lautlichen wird auf eine andere Gelegenheit verspart. S. Litteraturbl. f. germ. u. rom. Phil. XI Sp. 199—206 (Selbstanzeige von Schuchardt).

Suchier H. *quietus* im Romanischen. S.-A. aus Commentationes Woelfflinianae S. 69—75. Leipzig.

S. verweist, um die in den romanischen Sprachen des Westens üblichen Formen mit *i* (*quitte, quitter* u. s. w.) zu erklären, auf die mittelalterliche Verwendung von *quietus* in der fränkischen Rechtssprache, wonach germanische Vermittelung stattgefunden hätte.

Schuchardt H. Wortgeschichtliches. Ztschrft. f. rom. Phil. XV S. 237—241.

Prov. altfranz. *anceis* u. s. w. *Anceis* stellt **antjidius* für **antidius* (nach dem Kompar. *sordidius* aus *sordidus*) dar, indem *tj* aus der männlichen Form **antior* herübergenommen wurde. **Antior* und **antidius* gehen auf einen Positiv **antius* zurück, von welchem das rom. **antianus* herkommt. — Ital. *adesso*; rum. *iară*. *Adesso* > *ad ipsum*; *iară* 'wiederum' ist zusammenzustellen mit lad. *eir, eira* 'auch', prov. *er, era* 'jetzt'. — Frz. *maint*. *Tam magnus* + *tantus* ergab rom. **tamanto*; daraus wurde *manto* abgezogen. Im Franz. lehnte sich *maint* an *maint* > *magnus* an. — Span. *dejar*. Sch. setzt an: **daxare* > *laxare* + *delaxare*, und zwar müsste es sich um eine sehr alte Erscheinung handeln.

Meyer-Lübke W. Wortgeschichtliches. Ztschrft. f. rom. Phil. XV S. 241—246.

Ital. *attillare* wird zurückgeführt auf das Germanische, vgl. got. *gatilon* 'erlangen', *gatils* 'passend', ahd. *zilon*, ags. *tilia*. — Span. *cacho* aus Vulgärlat. *cacculus* statt *caccabus*. — Franz. *gosier* von *geusiae* bei Marcellus Empiricus. — Franz. *mélèze* ist aus den südostfranz. Alpendialekten als *melze* belegt; dies von *melix*, welches, möglicherweise in Anlehnung an ein Wort der vorrömischen Sprache dieser Gegend, an Stelle von *larix* getreten ist. — Ostfrz. *nazier*, rät. *našar* > **natiare* von germ. *natjan* 'netzen'. — Nordital. *patta* scheint germanischen Ursprungs, got. *paida* 'Rock'. — Ital. *seccia* von *sicia* aus *fenisicia* 'Heuhaufen' abstrahiert. — Franz. *voison* von lat. *visio*, bei Philoxenus mit βδόλος glossiert.

Settegast F. Wortgeschichtliches. Ztschrft. f. rom. Phil. XV S. 246—256.

Franz. *coche* 'Sau' von dem im Mhd. seit dem 14. Jhd. bezeugten Kotze 'Hure', woraus franz. *coche* entstand, indem man auf das schmutzigste Tier die Bezeichnung, die für schmutzige Personen bestimmt ist, übertrug (vgl. aber Schuchardt in Ztschrft. f. rom. Phil. XV S. 197). — *Andain* : *andare*. *Andain (ondain)* nebst *andee (ondee, onde)* sind am besten von *indaginem* (mit G. Paris) abzuleiten. Neuprov. *ande, ante* stammt vom lat. *ambitus*. *Andare* ist eine vulgärlat. Zusammensetzung von *an* (= *ambi*) mit *dare* 'gehen'. (Weder hier noch bei den anderen zahlreichen Ableitungen von *aller* ist der Umstand berücksichtigt worden, dass Fut. und Condit. nicht von *aller*, sondern von *ire* gebildet sind, der Inf. *aller* also wohl eine verhältnismässig junge Form ist. Andererseits sind die häufigsten — Präsens- — Formen von *vadere* abgeleitet, von dem im Latein. fast nur Praesens im Gebrauche war; ein Perf. *vasi* kommt erst bei Tertullian vor. Man müsste zur Aufklärung der Etymologie wohl besser von *p. p. allé* ausgehen, von welchem dann Inf. *aller* und die übrigen Formen gebildet wurden.

Schuchardt H. Romano-magyarisches. Ztschrft. für rom. Ph. XV S. 88—123.

Diese Abhandlung, ursprünglich im 'Magyar Nyelvör' (Bd. XVIII) erschienen, kommt hier in deutscher Sprache, mit Zusätzen, zum Abdruck. Verf. teilt die zu behandelnden Wörter in 4 Gruppen. Es werden zunächst magyarische Wörter, welche ins Germanische und Romanische eingedrungen sind, aufgeführt, sodann magyarische Wörter, welche mit romanischen aus einer gemeinsamen Quelle fliessen. Ferner sind viele Wörter aus dem Romanischen durch Vermittelung des Deutschen oder des Slavischen ins Magyarische eingebürgert worden. Endlich werden sehr eingehend besprochen magyarische Wörter, welche mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit als wirklich romanische Lehnwörter zu betrachten sind. In einer wichtigen Nachschrift kommt der Verf., im Anschluss an eine Darlegung des heutigen Standes der Streitfrage über die Herkunft von frz. *aller*, auf die 'Urschöpfung' zu sprechen zur Erklärung von Kürzungen, welche durch Lautregeln sich nicht deuten lassen. Die 'Urschöpfung' und der Bedeutungswandel verdienten nicht mindere Berücksichtigung als der Lautwandel, wenn jene beiden Seiten der Sprachgeschichte auch nicht wie diese in ein System so fester Formeln sich bringen liessen. S. Litteraturbl. f. germ. u. rom. Phil. XI Sp. 461 (Meyer-Lübke). Romania XX 430 (G. Paris).

VIII. Keltisch.

Holder Altceltischer Sprachschatz. 1. Lieferung. *A—Atepatu-s*. Leipzig Teubner.

Erscheint in ungfähr 18 viermonatlichen Lieferungen.

Schmidt Rich. Zur keltischen Grammatik. IF. I 43—81.

Rhys Some inscribed stones in the North. Academy 1891 S. 180 f. u. 201.

Die Inss. bringen altkelt. Eigennamen.

Rhys The Celts and the other Aryans of the *p* and *q* groups. Philol. Society of London. Read Febr. 20. 1891.

Scheidet das kontinentale Gallisch in zwei Gruppen, je nach-

dem idg. *q* als *qu* oder *p* erscheint und bespricht die analogen Verhältnisse in den übrigen idg. Sprachen.

Thédenat Noms gaulois, barbares ou supposés tels dans les inscriptions. Rev. Celt. XII 131—141. 254—69. 354—69.

Fortsetzung folgt.

D'Arbois de Jubainville Les noms gaulois chez César et Hirtius 'de bello gallico'. Serie I. Paris E. Bouillon. 18⁰.

D'Arbois de Jubainville De quelques termes du droit public et du droit privé qui sont communs au celtique et au germanique. Mém. soc. ling. VII 286—95.

Entlehnungen von Rechtswörtern aus dem Kelt. beweisen eine vorhistorische kelto-germanische Kultur. Behandelt werden got. *reiks, reiki, magus, liugan, dulgs,* ahd. *ambahti,* deutsch *Bann, frei, Schalk, Eid, Geisel, leihen, Erbe, West, weih.*

D'Arbois de Jubainville Les témoignages linguistique de la civilisation commune aux Celts et aux Germains pendant le Ve et le IVe siècle avant J. C. Rev. archéol. XVII 187—214.

D'Arbois de Jubainville *Donnotaurus.* Rev. Celt. XII 162.

Das Wort (Caes. de bell. gall. VII 65) wird in *donno-tarvos* 'taureau princier' geändert.

Hayden An introduction to the study of the Irish language. Dublin Gill.

D'Arbois de Jubainville Déclinaison des pronons personnels en vieil-irlandais. Mém. soc. ling. VII 277—85.

An Brugmann Gr. II 463—846 sich anschliessend.

Ascoli Glossarium palaeo-hibernicum. (*la-rig*). Archivio glottologico XII N. S.

Stokes Glosses from Turin and Rome. BB. XVII 133—46.

1. air. Gl. in Turin. 2. air. Gl. in Rom. 3. abrit. Gl. in Rome.

Stokes The second battle of Moytura. RC. XII 52 ff.

Dazu 'Index of the rarer words' (mit engl. Übersetzung) S. 112—24. 'Index of names' S. 124—30.

Zimmer Keltische Beiträge. HZ. XXXV 1—172.

Fortsetzung III. Weitere nordgerm. Einflüsse in der ältesten Überlieferung der ir. Heldensage. Als Lehnworte aus dem Nord. gedeutet ir. *fiann, fian, féne* S. 15 f. 52 ff. *Lothlann, Lochlann* S. 133 ff. *fuinim* 'brate' S. 159 Anm. 1. *olgudai* S. 170. ir. *ch* u. *th* im Beginn des 9. Jh. als *h* gesprochen S. 139.

Stokes The etymology of *fiann* and *féne.* Academy 1891 S. 210 f.

Kritik von Zimmers Kelt. Beitr. III. Vgl. auch A. Nutt bezw. K. Meyer The Ossianic Saga ebd. S. 235 bezw. 283.

Zimmer Acta sanctorum Hiberniae ed. Smedt et Baker. Gött. gel. Anz. 1. März 1891.

Deutung von ir. *dīberg* aus dem Nord. S. 194 ff. [dagegen

Rev. Celt. XII 396.] Doppelformen im Ir. hervorgerufen durch verschiedene Exspirationsintensität, S. 195 Anm.

Zimmer Beiträge zur Namenforschung in den afr. Arthurepen. Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. III 1.

Zimmer *Ossin* u. *Oskar*. HZ. XXXV 252—55.

Ossín nicht = 'little deer' sondern germ. = ags. *Oswine*. Ebenso *Oscar* = an. **Āsgārr*, Nebenform von *Āsgeirr*.

Nettlau Notes on welsh consonants. RC. XII 142—52. 369—85.

Fortsetzung von XI 68. Behandelt unter sehr eingehender Berücksichtigung der neukymr. Dialekte die Laute *t, th, d, dd; s; h; p, ph, b, f; ff;* ferner Metathesen und sonstigen unregelmässigen Lautwandel.

Strachan Middle Welsh *pieu*, Mod. Welsh *piau*. BB. XVII 292—96.

Emault Glossaire moyen-breton (suite) Mém. soc. ling. VII 359—88.

Buchstaben *h, i, j, k, l*.

Loth Les mots latins dans les langues brittoniques. Annales de Bretagne publiées par la Faculté des lettres de Rennes. VI 561—646.

Gallois, armoricain, cornique. Phonétique et commentaire avec une introduction sur la romanisation de l'île de Bretagne.

Loth Remarques sur les noms de lieux en *-ac* en Bretagne. Rev. Celt. XII 386—89.

IX. Germanische Sprachen.

A. Allgemeines.

Grundriss der germanischen Philologie herausgegeben von Hermann Paul I. Band. Strassburg Trübner. XVIII u. 1137 S. Lex. 8⁰.

van Helten Grammatisches. PBrB. XV 455—88 XVI 272—314.

I. Zum vokal. Auslautsgesetz u. zum Akk. Sg. u. Pl. der Konsonantstämme im Got. II. Zur Chronologie d. vokal. Auslautsgesetze. III. Zur Entwickelung des *ŭ* und *u* in urspr. Mittelsilbe. IV. Wg. *ī* im Inlaut aus *ij*. V. As. *fraho* usw. *(un)fraho* u. *faho -ora*. VI. Altes *a* im As. vor *(m)f, (n)f*. VII. As. *wita*. VIII. Zur Geschichte der Verba pura. IX. Eine Ausnahme der konsonant. Apokopegesetze. X. Zur Geschichte der *u-* und der *uz*-Stämme. XI. Ahd. *ouw(j)* aus $\bar{o}w^2j$. XII. Gibt es im Awgerm. Fälle, wo ein durch die Wirkung der alten Apokopegesetze im Auslaut nach Konsonanz stehender Endungsvokal auf phonet. Wege abgefallen ist? XIII. Zur Geschichte der *jo-* u. *io*-Stämme im Germ. XIV. Zur Geschichte der Flexionsformen der Pronomina *þa-* u. *hwa-* im Wgm. XV. Zur Geschichte der Vokale vor w^2 im Nd., Nfr. u. Fries. XVI. Zur Chronologie der Apokope des *þ (d)*. XVII. Der ags. afr. Nom. Pl. Fem. der *u*-Dekl.

Sievers Grammatische Miszellen. PBrB. XVI 234—65.

1. Germ. *u* als Vertreter von idg. *ə*. 2. Zum germ. geschlossenen *ē* (gegen Holz Urgerm. geschlossenes *ē* u. Verwandtes. Leipzig 1890). 3. Ahd. *ēra-ērēn* u. Verwandtes (*ē*-Verba zu nominalen *ō*-Stämmen). 4. Zur westgerm. Gemination (gegen Kauffmanns Theorie ebd. XII 338 ff.).

Collitz Die Behandlung des urspr. auslautenden *ai* im Got. Ahd. As. BB. XVII 1—53.

Idg.	Urgermanisch.	Got.	Ahd.	As.	Ags.	An.
ai, oi	1. [*ai* =] *a* in mehrsilbigen Wörtern	*a*	*a*	*a*	*e*	*e(i)*
	2. *ai* in einsilbigen Wörtern	*ai*	*ē*	*ē*	*ā*	*ei*
	3. sekundäres *ai*	*ai*	*e*	*e*	*e*	*e(i)*
āi, ōi [*ōi* =]	*ai*	*ai*	*e*	*e*	*e*	*e(i)*

Dazu ein Exkurs (S. 49—53) über die german. *ai*-Konjugation als eine urspr. mediale Flexion.

Streitberg Weiteres zur Geschichte der *i̯o*-Stämme. PBrB. XV 489—504.

Gegen Jellinek Das Suffix *-io-* ebd. S. 287—97.

Jellinek Das Suffix *-io-*. PBrB. XVI 318—35.

Gegen Streitberg ebd. XV 489 ff.

Streitberg Zur Geschichte der *es*-Stämme. PBrB. XV 504—6.

Sucht Σεγί-μηρος u. dgl. als lautgesetzliche Formen von *es*-Stämmen zu erweisen. Deutung von *þūs-* in Θουσνέλδα u. Θουμέλικος.

Jellinek Beiträge zur Erklärung der german. Flexion. Berlin Speyer u. Peters. V u. 105 S. 8⁰.

Jellinek Zur Deklination der ahd. Abstrakta. Germ. XXXVI 137—39.

Setzt die Suffixform *-ĭn* neben *-īn* für die Abstrakta an.

Wiedemann Der Dativus Sing. der german. Sprachen. KZ. XXXI. 479—84.

Lokativ auf *-i* bei den Kons.-Stämmen, Lok. auf *-ōu* bei *sunau*, während *kuni-mu[n]diu*, ahd. *suniu* Lok. auf *-eu̯-i* sind. *ē*-Lok. ist bei den mask. *ei*-Stämmen belegt, das Fem. dagegen geht auf *-iji* aus. Got. *anstai* ist nach dem Gen. gebildet. Ahd. *tage* usw. ist Lok., der sog. Instr. *tagu* sowie *demu* repräsentieren alte Dative auf *-ōi*. Bei den *ā*-Stämmen liegt Dativ in an. *þeire* usw., Lok. in *gjǫf* vor.

Wiedemann Nachtrag (zu dem Aufsatz Der Dativus Sing. in den german. Sprachen). KZ. XXXII 149—52.

Sieht in *mann* einen *en*-Stamm. Setzt *-ōu* nicht *-ēu* als Lokativausgang bei den *eu*-Stämmen an und bestreitet die Existenz von *-ēi* neben *-ē* im Lok. der *ei*-Ste. Für den Dativ Sg. der *e*-Ste. wird die früher gebrachte Erklärung aufrecht erhalten.

Lichtenberger De verbis quae in vetustissima germanorum lingua reduplicatum praeteritum exhibebant. Thèse. Nancy impr. Berger-Levrault et Cie. VIII u. 106 S. 8⁰.

Collitz Die Herkunft des schwachen Präteritums der german. Sprachen. BB. XVII 227—44.

Unveränderter Abdruck aus dem Am. Journ. Phil. IX 42 ff.

Kluge Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. verbesserte und stark vermehrte Auflage 1. Lieferung. Strassburg Trübner Lex. 8°.

Muss-Arnolt Semitic and other glosses to Kluge's 'etym. Wörterbuch d. deutschen Sprache'. Baltimore. 70 S. kl. 8°.

Ehrismann Ahd. *liuzil-lutzil*. Germ. XXXVI 136 f.

Feist Got. Etymologien. PBrB. XV 545—52.

1. *aggwu*. 2. *ansts*. 3. *bansts*. 4. *fitan*. 5. *gawi*. 6. *haiþi*. 7. *sidus*. 8. *anatrimpan*.

Jaekel Mundingasi. PBrB. XV 540—44.

Kock Några etymologiska anmärkningar. Arkiv f. nord. fil. VII 175—91.

1. Schwed. *Kväll* isl. *Kveld*. 2. isl. *á meþan*. 3. schwed. *Onas*. 4. nschw. *barnmorska*. 5. aschw. *framtugh*. 6. *brullunge*. 7. schw. *jämte bredvid*. 8. isl. *hvetvetna*.

Lidén Etymologien. PBrB. XV 507—22.

1. Awn. *skáld*. 2. nschw. *gärs* 'Kaulbarsch' 3. nn. *harr* 'Esche'. 4. aisl. *hríd* 'Strecke'. 5. awn. *meiss* 'wooden box'. 6. got. *maþl*. 7. got. *hlaifs*. 8. germ. **sad(u)la*. 9. nn. *skare* 'gefrorner Schnee'. 10. lat. *locusta*. 11. germ. *schwert*. 12. awn. *mǫsurr* 'Ahorn'. 13. schw. *fösa* 'treiben'. 14. n. *lundr* 'Hain'. 15. *Winter* = 'Regenzeit'.

Much Unfachlas. HZ. XXX 207—9.

'ungefüge'. Bemerkungen zum *a* der Endung.

Much German. Matronennamen. HZ. XXXV 315—24.

Zu *Saitchamims* (vgl. AfdA. XVII 78). *sait* = an. *seidr* 'Zauber', *-chamims* zu 'hemmen'.

Prellwitz Nhd. *fratze*. BB. XVII 174.

Schröder E. Belisars Ross. HZ. XXXV 237—44.

Bala (Βαλας) 'weiss' zu lit. *báltas* 'weiss'. Damit verwandt *balþs* 'kühn urspr. glänzend' u. *Baldr* 'der Leuchtende'.

Schröder E. *frisch*. HZ. XXXV 262—64.

Zu *frijōn*, *freidjan* usw. Grf. **prit-kós* 'gehegt, geschont, unberührt'.

Sievers Sintarfizilo. PBrB. XVII 363—66.

Gegen Kögel Pauls Grundriss II 185.

Solmsen F. Ahd. *jāmar*. KZ. XXXII 147 f.

Zu gr. ἥμερος 'sanft'.

Wiedemann Got. *hrōt*. IF. I 194.

Müllenhoff Deutsche Altertumskunde. V 2. Berlin Weidmann VII u. S. 357—417. gr. 8°.

Meyer El. H. Germanische Mythologie. Berlin Mayer u. Müller XI u. 354 S. 8°.

Kauffmann Fr. Mythologische Zeugnisse aus röm. Inschriften. PBrB. XV 553—62. XVI 200—14.

1. Hercules Magusanus. 2. Mars Thingsus et duae Alaesiagae

(= *al* + *aisiag-* 'hilfreich'). 3. Die Nehalennia (= *Nēuolenī* von *nēu-*: *nāu-* 'Schiff').

Much Nehalennia. HZ. XXXV 324 f.

Kein Suffix *-enī*, sondern Kompositum: *neha* = got. *nēlva*, *-lennia* zu got. *af-linnan*.

Siebs Beiträge zur deutschen Mythologie I Der Todesgott ahd. *Henno-Wōtan* = *Mercurius*. ZZ. XXIV 145—57.

Much Mercurius Hanno. HZ. XXXV 207 f.

Dazu Anz. XVII 184.

Holthausen Requalivahanus. PBrB. XVI 342—45.

Zu seinen Ausführungen in Jahrb. d. Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande Heft 84 (1886) S. 84 f. Deutung aus *riqis*- u. *leihvan* mit Suffix *-ko-*: 'der, dem die Finsternis überlassen ist'.

Sievers Die angebliche Göttin *Ricen*. PBrB. XVI 366—68.

Weist nach, dass *ricenne* (Wright-Wülker I 511, 35 II 387, 38) lat. 'turrificare' nicht 'Dianae' übersetzt.

Schwarz P. Reste des Wodankultus in der Gegenwart. Nach einem Vortrag. Leipzig Neumann. III u. 50 S. 8⁰.

Saupe H. A. Der Indiculus superstitionum et paganionum. Ein Verzeichnis heidnischer u. abergläubischer Gebräuche u. Meinungen aus der Zeit Karls des Grossen, aus zumeist gleichzeitigen Schriften erläutert. Leipzig Hinrichs in Komm. 34 S. gr. 4⁰.

B. Ostgermanisch.

Wrede Über die Sprache der Ostgoten in Italien (= QF. LXVIII). Strassburg Trübner. VII u. 208 S. 8⁰.

C. Nordgermanisch.

Passy de Nordica lingua quantum in Islandia ab antiquissimus temporibus mutata sit. Thèse. Paris Firmin Didot. 64 S. 8⁰.

Kock Fornnordiska Kvantitets och akcentfrågor. Arkiv f. nord. fil. VII 334—77.

"Die gemeinnord. Sprache wendet Akzent 1 in Worten an, die einen auf urnord. Standpunkte der Wurzelsilbe unmittelbar folgenden Vokal verloren hatten, sei es, dass die Worte in der gemeinnord. Sprache ein- oder mehrsilbig, einfach oder zusammengesetzt waren". "Die gemeinnord. Regel für Konsonantverlängerung nach langem Vokal muss formuliert werden: In zwei- und mehrsilbigen Worten ward ein intervokalischer kurzer Konsonant verlängert, wenn ihm ein langer Wurzelvokal mit einspitziger Fortis vorausging und ein Vokal mit Levissimus nachfolgte". "Die zuweilen vorkommende Konsonantverlängerung nach langem Vokal in einsilbigen Worten beruht auf besonderen, für die verschiedenen Wortkategorien verschiedenen Umständen" (z. B. *blött* hat *tt* von *blötta*). S. 373 f. Übersicht über die Akzentuierung der gemeinnord. Sprache.

Bugge u. **Sievers** Vokalverkürzung im An. PBrB. XV 391—411.

Gegen Hoffory, der bestritten hat, dass in der nord. Metrik langer Vokal vor Vokal als Kürze behandelt werde.

Kock Till frågan om *u*-omljudet i fornsvenskan. Svensk. Landesm. Heft 43. 28 S.

K. verteidigt seine Annahme von zwei Perioden des *u*-Umlautes gegen Wadsteins Angriffe (Fornnorska homiliebokens ljudlära S. 42 ff. 142 ff.).

Gíslason *U*- og regressiv *v*-omlyd af *á* i islandsk. Arkiv f. nord. fil. VIII 52—82.

Bestimmt den Umfang des Umlautes aus Skaldenreimen.

Hellquist Bidrag til läran om den nordiska nominalbildningen. Arkiv f. nord. fil. VII 1—62, 142—74.

1. Substantiverade adjektiv, particip och småord samt därmed sammanhängande företeelser. 2. Suffixet *ja jô* och därmed sammanhängande frågor. 3. Bildningar på *-jan -jōn* jämte parallella lager af *an- ōn*-stammar. 4. Nordiska bildningar på *k*. 5. Denominativa bildningar på *-l-*. 6. Bildningar på *-m-*. 7. Bildningar med *s* som karaktäristik konsonant. 8. Bildningar på *-sl-*. 9. Några kategorier af nordiska bildningar på *iþ, aþ, uþ*. §. 10. Några bildningar på ie. [= idg.] *-str-*. Exkurs till §. 3 (über *Heimdallr*).

Erdmann A. Bidrag till *īni*-stammarnes historia i fornnordiskan. Arkiv f. nord. fil. VII 75—85.

Die an. Feminina *veide, myke, fiske, freistne, beidne* und die Neutra *fygle* 'Vogelfang', Gen. Pl. *klǽdna, fylkna* sind urspr. *īni*-Stämme.

Sörensen Danske Biord. Småbemærkninger. Abdruck aus 'Vor Ungdom'. Kbhn. 8°.

Behandelt die von Adjektiven auf *-lig* u. *-ig* gebildeten Adverbia.

Specht Das Verbum reflexivum u. die Superlative im Westnordischen. Sonderdruck. Berlin, Mayer u. Müller.

Thorkelsson Personalsuffixet *-m* i første Person Ental hos norske og islandske Oldtidsdigtere. Arkiv f. nord. fil. VIII 34—51.

Sammelt die bei den Skalden u. in den Eddaliedern vorkommenden Formen der 1. Pers. Sg. Präs. u. Prät. Akt. auf *-om* bezw. *-omc* u. findet in ihnen die ursprüngliche, später verloren gegangene Form der 1. Pers. Sg. (= ahd. *salbōm* usw.).

Andersen V. Gentagelsen. En sproglig studie. Dania I 31—96.

Handelt über tautologische Kombinationen (d. h. über "das Nebeneinanderstellen von gleichbedeutenden aber verschieden lautenden einzelnen Worten"). Diese zerfallen in 1. tautologische Konjunktion z. B. *krig og orlog*. 2. Tautologische Komposition z. B. *stærne-møde*. 3. Taut. Konfusion z. B. *gactyr*. Die erste Art wird ausführl. im Dän. verfolgt.

Jessen Dansk Grammatik. Udgiven paa Carlsbergfondets Bekostning. Kbhn. 8°.

Deskriptive dän. Gramm. mit Syntax.

Larsson Södermanna lagens språk I. Ljudlära. Upsala 8⁰. (= Antiqvarisk tidskrift för Sverige XII 3. 4.)

Liljestrand Ordböjningen i Västmannalagen. I Substantivets böjning. Akademisk afhandling. Linköping 1890 4⁰. II Adjektiv räkneord och pronomen. ebd. 1891. 4⁰.

Jespersen Danias lydskrift. Dania I 33—79.

Dazu Nachtrag S. 154. Aufstellung der Lautschrift, die bei der gramm. Darstellung dänischer Dialekte in der Dania befolgt werden soll.

Lindgren J. V. Burträskmålets grammatik. Första häftet. Akademisk afhandling. Svensk. Landesm. Heft 33 166 SS.

Lautlehre der Dialekte v. Burträsk in Vesterbotten.

Hagfors J. Gamlakarlebymålet. Ljud- ock formlära samt språkprov. Akademisk afhandling. Med en Karta. Svensk. Landesm. Heft 43. 124 S. u. Karte.

Laut- und Formenlehre des Dialekts von Gamlakarleby in Finnland.

Rygh Norske Stedsnavne paa *lo* (*lá*, *sló* og lignende). Arkiv f. nord. fil. VII 244—56.

Läffler Om norske ortnamn på *lo*. Arkiv f. nord. fil. VII 257—62.

Im Norw. existieren gleichzeitig Ortsnamen, zusammengesetzt mit 1. *ló* (Mask. oder) Neutr. 'hain'. 2. *ló* Fem. 'Sumpfwiese'. 3. *lǫ́* (oder *lá*) Fem. 'Meerwasser'. Das Geschlecht der beiden letzten Worte beeinflusste das des ersten.

Bugge Om Forandring af Genus i norske Stedsnavne. Arkiv f. nord. fil. VII 262—64.

Bugge Runestenen fra Opedal i Hardanger. Arkiv f. nord. fil. VIII 1—33.

Erklärung der im Sept. 1890 gefundenen Runeninschrift von Opedal (c. 400 n. Chr.).

Brate och **Bugge** Runverser. Undersökning af Sveriges metriska runinskrifter. Stokholm 8⁰. (= Antiqvarisk tidskrift för Sverige. Del X Nr. 1—5).

In den Anmerkungen steckt viel gramm. Material.

Brynildsen Norsk-engelsk ordbog. 1—13. hefte. Kristiania 1888—1891. 8⁰.

Feilberg Bidrag til en Ordbog over jyske Almuesmål. Udg. af Universitets-Jubilæets danske Samfund. 1—7. Hefte. A—Harve. Kbhn. 8⁰.

Fritzner Ordbog over det gamle norske Sprog. Omarbeidet, forøget og forbedret Udgave. 1—2. Bd. A—P. Kristiania 1886—1891. 8⁰.

Kalkar Ordbog til det ældre danske Sprog (1300—1700). 1—16. Hefte. Kbhn. 1881—1889.

Ross Norsk Ordbog. Tillag til „Norsk-Ordbog" af Ivar Aasen. 1—6. Hefte. Christiania og Kbhn. 1890—1891. 8°.

Söderwall Ordbok öfver svenska medeltids-språket. 1—12. häftet. Lund. 1884—1891. 4°.

Sundén Ordbok öfver svenska språket. 5. häftet. Stockholm. 1891. 8°.

Tamm Etymologisk svensk ordbok. 1. häftet. Stockholm. o. J. (1890). 8°.

Nach Kluges Vorbild ausgearbeitet, aber mit Angabe der Litteratur für die neuesten Etymologien.

Thorkelsson Supplement til islandske Ordbøger. Tredje Samling. 1. Hefte. Reykjavik 1890. 8°.

Wenström & Jeurling Svenska språkets ordförråd eller 80000 inhemska ock främmande ord ock namn med öfversättningar ock förklaringar jämte uttalsbeteckning ock accentuering enligt Sv. akademiens ljudenligaste stafrätt. Under medverkan af flera språkmän utarbetad. 1. häftet. Stockholm 1891. 8°.

Boesen Nye og gamle Meninger om nordisk Gudetro. Vor Ungdom 1891 S. 376 ff.

Übersicht über die seit Petersens 'Nordisk Mytologi' (1849) erschienenen Arbeiten über den Ursprung der nord. Mythen.

Meyer E. H. Die eddische Kosmogonie. Freiburg Mohr. 118 S. 8°.

Sander Harbardssangen jämte grundtexten til Völuspá. Mytologiska undersökningar. Med några Eddaillustrationer. Stockholm 8°.

Lehmann Die Götterdämmerung in der nord. Mythologie. 2. Aufl. Königsberg Boss. 43 S. 8°.

D. Westgermanisch.

Koch Historische Grammatik der engl. Sprache. III. Bd. Die Wortbildung d. engl. Sprache. 2. Aufl. zum Drucke besorgt von R. Wülker. Kassel Wigand. XXIV u. 457 S. gr. 8°.

Mayhew Synopsis of Old English Phonology. Clarendon Press. XIX u. 327 S. 8°.

Oliphant The Old and the Middle English. 2nd. Ed. London Macmillan. 638 S. 8°.

Luick Beiträge zur engl. Grammatik. Anglia NF. II Heft 2.

1. Me. *ā* im Ne. 2. *I, eye, aye.* 3. Me. *ai, ei* im Ne. 4. Zur Diphthongierung von Me. *ū, ī.*

Jespersen Studier over engelske Kasus. 1. Räkke med en Indledning: Fremskridt i Sproget. Kbhn. 8°.

Bülbring Ablaut in the modern dialekts of the South of

England. Translat. from 'Geschichte des Ablauts der starken Zeitwörter innerhalb des Südenglischen' by W. A. Badham. London English Dialect Society Series D. No. 63. 23 S. 8⁰.

Skeat Concise etymological dictionary of the Engl. language. New. ed. London Frowde 8⁰.

Toller The Bosworths Anglosaxon dictionary. Part 4 Language and Literature. Section 1. Oxford Clarendon Press.

Flügel Allgemeines engl.-deutsches u. deutsch-engl. Wörterbuch. 4. Aufl. von J. G. Flügels vollst. Wb. Braunschweig Westermann. Heft 1 ff. Lex. 8⁰.

Murray A New English Dictonary on historical principles founded mainly on the materials collected by the philological Society. Clarendon Press. Vol. II Part 1. Vol. III P. 1. 4⁰.

Muret Encyklopädisches engl.-deutsches u. deutsch-englisches Wörterbuch. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonet. System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe. Heft 1 ff. Berlin Langenscheidt. Lex. 8⁰.

Webster's International dictionary of the English language. Under the supervision of Noah Porter. Revised and enlarged and reset in new type from beginning to end. In 12 monthly parts. London Bell and Sons.

Lentzner Colonial English. A glossary of Australian, Anglo-Indian, Pidgin English, West-Indian and South-American Words. Collected, compiled and edited by K. L. London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. XIII u. 237 S.

Winkler Friesland, Friesen u. fries. Sprache in den Niederlanden 1—5. Globus LX No. 2—6.

Jaekel Zur Lexikologie des Altfriesischen. PBrB. XV 332—36.

1. *Lanthura.* 2. *Nasc-scelde, nasc-pendinge.* 3. *rosban.* 4. *Rūtforst.*

van Helten Frisica. PBrB. XVI 314—17.

Gegen Jaekels vorhergen. Arbeit.

Behaghel u. Gallée Altsächsische Grammatik. 1. Hälfte. Laut- u. Flexionslehre, bearbeitet v. J. H. Gallée (= Sammlung kurzer Gramm. german. Dialekte VI). Halle Niemeyer X u. 116 S. gr. 8⁰.

Reimann Die altniederdeutschen Präpositionen. Leipzig Fock. 24 S. gr. 4⁰.

Andree Die Grenzen der niederdeutschen Sprache (mit Karte). Globus LX No. 2. 3.

Nachträge zur Karte der niederdeutschen Sprache. Globus LX No. 10.

1. Winkler Die nd. Sprache im franz. Flandern u. die Sprachgrenze in Belgien.
2. Kirchhoff Die unterste Saale keine Grenze zwischen Mitteldeutsch u. Niederdeutsch.

Braune Althochdeutsche Grammatik 2. Aufl. (= Sammlung kurzer Gramm. german. Dial. V). Halle Niemeyer. gr 8⁰.

Garke Prothese u. Aphaerese des *H* im Althochdeutschen (= QF. LXIX). Strassburg Trübner.

Wilkens Zum hochalemannischen Konsonantismus der ahd. Zeit. Leipzig Fock XII u. 94 S. gr. 8⁰.

Zimmer Repetitorium und Examinatorium über die mhd. Grammatik. Nebst einer Übersicht über die beiden Lautverschiebungen. Leipzig Rossberg VIII u. 86 S. 8⁰.

Kunz Der Artikel im Mittelhochdeutschen. Progr. v. Teschen.

Kassewitz Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen. Leipzig Fock 119 S. gr. 8⁰.

v. Bahder Die neuhochdeutsche Sprachforschung, ihre Ergebnisse u. Ziele. Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht V No. 1.

Burghauser Zur nhd. Lautgeschichte. Zeitschr. f. österr. Gymn. 1891 S. 289—94.

Behandelt den Übergang vom mhd. tautosyllabischen *-īr -ūr -iur* zu nhd. *-eier -auer -euer*.

Schwarz Über die Partikel *ge-* vor Verben. Rieder Programm. 19 S. 8⁰.

Deutsches Wörterbuch v. Jacob Grimm u. Wilhelm Grimm, fortgesetzt v. Dr. M. Heyne, Dr. R. Hildebrand, Dr. M. Lexer, Dr. K. Weigand u. Dr. E. Wülker. Leipzig Hirzel.

IV 1. 2. 8 (Genug-Geriesel) v. Dr. R. Hildebrand und Dr. K. Kant. S. 3497—3688.

VIII 6. (Rind-Roman) bearbeitet unter Leitung v. Dr. M. Heyne. S. 961—1152.

Heyne Deutsches Wörterbuch. 3. Halbband (H-Licht). Leipzig Hirzel. (Band II Sp. 1—640). Lex. 8⁰.

Baierns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprache u. Volkskunde. Herausgeg. von Dr. Oskar Brenner u. Dr. A. Hartmann. München Christ. Kaiser. 1. u. 2. Heft.

Gaidoz Die Sprachverhältnisse in Luxemburg. Globus LX No. 16.

Heibey Die Laute der Mundart von Börsum. Leipzig Fock 48 S. gr. 8⁰.

Heinzerling Probe eines Wörterbuchs der Siegerländer Mundart. Leipzig Fock 39 S. gr. 8⁰.

Jardon Grammatik der Aachener Mundart. 1. Teil, Laut- u. Formenlehre. Aachen Cremersche Verlagsbuchhandlung.

Leidolf Die Naunheimer Mundart. Eine lautliche Untersuchung. Rudolstadt H. Dabis 53 S. gr. 8⁰.

Lienhart H. Laut- und Flexionslehre der Mundart des mittleren Zornthales im Elsass (= Alsatische Studien 1. Heft). Strassburg Trübner VIII u. 74 S. 8⁰.

Leithäuser Gallizismen in niederdeutschen Mundarten I. Leipzig Fock 32 S. gr. 4⁰.

Schild Brienzer Mundart. 1. Teil: Die allgemeinen Lautgesetze u. Vokalismus. Basel Sallmann 106 S. 8⁰.

Schweizerisches Idiotikon. H. 20. (*hart-haw*).

Tomanek Über den Einfluss der čech. auf die deutsche Umgangssprache in Österr.-Schlesien, besonders in Troppau u. Umgebung. Progr. Troppau. 39 S. 8⁰.

Wissler Das Suffix *i* in der Berner resp. Schweizer Mundart. Ein Beitrag zur vgl. Wortbildung u. Flexion der schweizer Mundart. Bern Huber u. Komp. 39 S. gr. 8⁰.

Zimmerli Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. 1. Teil: Die Sprachgrenze im Jura. Basel. IX u. 80 S. gr. 8⁰ mit 16 Tabellen u. 1 Karte.

X. Baltisch-Slavisch.

A. Allgemeines.

Uljanow Die Bedeutung der Verbalstämme in der litu-slavischen Sprache. (Russisch) Russkij filologičeskij wěstnik 1891 No. 2.

B. Slavisch.

Zubaty Zum slav. *ě* Arch. f. slav. Phil. XIII 622—25.

Neben *ě* = idg. *ē* u. *ě* = urslav. *oi* giebt es ein drittes *ě* = idg. *i̯ā*.

Streitberg Slav. *-ějьs-* u. germ. *-ōz-* im Komparativ. PBrB. XVI 266—71.

Deutet *-ějьs-* als vollstufige Suffixform zu ai. *-īyas-* gr. -ιων, leugnet also die Annahme einer Zusammensetzung.

Horák Die Formen des Präsensstammes der Verba der III. Klasse 2. Gruppe *trъpěti*. Arch. f. slav. Phil. XIV 152—55.

Fasst den Indikativ Präs. dieser Klasse als alten Optativ.

Brandt Bemerkungen zum etym. Wörterbuch von Miklosich. Schluss u. Register. (russ.) Russkij filologičeskij wěstnik. Warschau 1891 No. 2.

Potebnja Etymologische Notizen (russ.) Živaja starina. St. Petersburg 1891. Lieferung 3 S. 117—28.

Erklärung russ., archaiischer u. dialektischer Wörter sowie formelhafter Wendungen.

Möhl Notes slaves 1. Slavon *jestьstvo* 'nature' *istъ* 'véritable' 2. Serbe *romizga* bulgare *rami* 'il bruine'. Mém. soc. ling. VII 355—58.

Möhl Slave *blato* 'marais'. Mém. soc. ling. VII 276.

blato 'Sumpf' entspricht lautlich lit. *báltas* 'weiss' M. vergleicht lit. *bãltůju* u. das magyarische, aus dem Slav. entlehnte Wort *balaton* 'See'.

Zubaty Slav. *doma* 'zu Hause'. Arch f. slav. Phil. XIV 150—52.

doma = Lok. Sg. auf *-ō* von einem *eu*-Stamm. Zusammenhang mit ai. *amā́* lit. *n-ãmas* ist möglich.

Lundell Études sur la prononciation russe 1. partie: Compte rendu de la littérature. 1. liv. 155 S. Upsala.

Sobolevskij Vorlesungen über die Geschichte der russisch. Sprache (russ.). 2. vermehrte u. verbess. Aufl. St. Petersburg, Selbstverlag des Verf.

Tichov Abriss einer Grammatik des westbulgarischen Dialektes nach der Liedersammlung von W. Kačanowskij (russ.). Kasan.

Masing L. Zur Laut- u. Akzentlehre der makedoslavischen Dialekte. Ein Beitrag zur Kritik derselben. St. Petersburg Eggers u. Kemp. VII u. 146 S. gr. 8°.

Rešetar Die Aussprache u. Schreibung des *e* im Serbo-Kroatischen. Arch. f. slav. Phil. XIII 591 ff.

Jagić Neue Erscheinungen im serbischen Auslaut. Arch. f. slav. Phil. XIII 627 ff,

Schwund von *r*, das in den Auslaut gekommen ist.

Murko Zur Erklärung einiger gramm. Formen im Neuslovenischen. Arch. f. slav. Phil. XIV 89 ff.

1. Dat. (u. Lok.) Sg. Fem. von *jъ*. 2. Gen. Du. 3. Zur Erklärung des epenthet. *n-* im Neuslov. und den übr. slav. Sprachen. 4. Eine Pronominalform als Anhängepartikel. 5. Über verkürzte Formen des Zeitwortes *bǫdą* in den slav. Sprachen.

Mucke Historische u. vergl. Lautlehre der niedersorbischen (niederlausitzisch-wendischen) Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Grenzdialekte u. des Obersorbischen. (= Preisschriften der Fürstl. Jablonowskischen Ges. XXVII). Leipzig Hirzel. XVIII u. 615 S. roy. 8°.

Kühnel Die slav. Orts- u. Flurnamen in der Oberlausitz 1. Heft. Leipzig Köhler in Komm.

Weisker Slav. Sprachreste, insbesondere Ortsnamen aus dem

Havellande u. den angrenzenden Gebieten I. T. Rathenow Babenzien. 8°.

C. Baltisch.

Bezzenberger Zum balt. Vokalismus. BB. XVII 213—27.

Lit. *u* als Schwavokal in *ur ul um* bei zweisilbigen Wurzeln nach der Gleichung *erə*: *ur* = *evə*: *uv*. Vollstufiger erster Vokal einer zweisilbigen Wurzel wird gestossen betont, während der zweite Vokal nach Liquida, Halbvokal und wahrscheinlich auch Nasal geschwunden ist.

Wiedemann Zu den lit. Auslautsgesetzen. KZ. XXXII 109—22.

1. Idg. *ō* liegt vor im Nom. Sg. der *en*- u. *er*-Stämme, im Instr. Sg. der *e*-Ste. u. der 1. Pers. Sg. Präs. Ind. — 2. *-ōm* erscheint im Gen. Pl. — 3. *-ōt* im Abl. Sg. der *e*-Ste. und im Nom. Sg. *mënů*. 4. *-ōi* im Dat. Sg. der *e*-Ste. 5. *-ōis* im Instr. Pl. ders.

Leskien Die Bildung der Nomina im Litauischen (= Abhandlungen d. phil.-hist. Klasse der kgl. sächs. Gesellschaft d. Wissensch. XII 3). Leipzig Hirzel. 468 S. Lex. 8°.

Brückner Der lit.-poln. Katechismus vom Jahre 1598. Arch. f. slav- Phil. XIII 557—90.

Textproben mit gramm. Einleitung.

Lautenbach Der Dialekt der mittleren Abau (Kurland). BB. XVII 271—92.

Zur Laut- u. Formenlehre, Syntax u. Lexikographie.

Prellwitz Die deutschen Bestandteile in den lettischen Sprachen 1. Heft. Göttingen Vandenhoeck u. Ruprecht.

Mitteilungen.

Die indogermanische Sektion auf dem Münchener Philologentag.

Zum ersten Male seit 19 Jahren hat sich auf der 41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die vom 19. bis 23. Mai in München tagte, eine selbständige idg. Sektion gebildet. Die Anregung war von Hrn. Prof. Osthoff-Heidelberg und Hrn. Prof. Stolz-Innsbruck ausgegangen: 30 Mitglieder fanden sich auf ihren Aufruf ein, darunter die Herrn Dr. Geiger-München, Prof. Kägi-Zürich, Dr. Kahle-Berlin, Dr. Krumbacher-München, Prof. Kuhn-München, Dr. Meister-Leipzig, Dr. Michels-Berlin, Dr. v. der Pfordten-München, Dr. v. Planta-Fürstenau (Graubünden), Dr. Sütterlin-Heidelberg, Prof. Thurneysen-Freiburg (Breisgau), Prof. Wackernagel-Basel und der Unterzeichnete. In der konstituierenden Sitzung vom 21. Mai vormittags ward Hr. Prof. Osthoff zum ersten, Hr. Prof. Stolz

zum zweiten Vorsitzenden und die Herrn Dr. Sütterlin und Dr. v. Planta zu Schriftführern gewählt. Am Nachmittag fand eine gemeinschaftliche Sitzung der indogermanischen und der deutsch-romanischen Sektion statt, in der Hr. Prof. Osthoff vor zahlreicher Zuhörerschaft über ʻEine bisher nicht erkannte Präsensstammbildung des Indogermanischenʼ sprach. Dieselbe, so führte der Vortragende aus, findet sich am deutlichsten im Germanischen; erst in zweiter Linie kommen Baltisch-Slavisch und Arisch in betracht, während im Griechischen, Italischen und Keltischen nur spärliche Ausläufer vorhanden sind.

A. Drei Gruppen lassen sich im Germanischen unterscheiden. a) Die erste wird allein von got. as. usw. *standan* gebildet. Das Prät. entbehrt des Nasals, vgl. got. *stōþ*, an. *stōđ*, as. ags. *stōd*, ahd. *stuot*. Das Part. wird nur noch im Anord. nasallos gebildet: *stađenn*. Die Wurzel ist *stā*.

b) Zur zweiten Gruppe gehören drei *i*-Wurzeln. Bei ihnen ist der Nasal allgemein durchgeführt. Es sind ags. usw. *swindan*, vgl. aisl. *svīna* und *svia*. Wz. *sųī*. — Got. usw. *windan* zu lat. *viēre*, *vimen*, *vitis*, abg. *viją*, lit. *vejù* usw. — Got. usw. *slindan* zu gr. λαιμός λαῖτμα, Wz. *slai*. Die Verba dieser Art sind in die dritte Ablautsreihe übergegangen. Vgl. nominale Neubildungen wie ahd. *slunt* usw.

c) Weniger durchsichtig ist die Form der *u*-Verba von gleicher Bildung. Präsentien wie lat. *tundo*, *pungo*, *rumpo* haben im Germ. doppelte Umbildung erfahren: 1. Neubildung im Anschluss an das Präteritum. An Stelle von **rumban* — *rauf* = lat. *rumpo* — *rūpi* trat **reufan* — *rauf* vgl. aisl. *rjūfa*, ags. *reōfan*. 2. *un* + Kons. im Präsens ward nach dem Muster der Verba dritter Ablautsreihe durch *in*+Kons. ersetzt. Z. B. got. *stiggan* ʻstossenʼ, das zu ai. *tuj* ʻschlagenʼ gehört. Die ursprüngliche Flexion war **stuəgan* — **staug*; hieraus entstand **stuəgan* — *staəg* und endlich *stiəgan* — *staəg*, wie as. usw. *tredan* für **trodan*, vgl. got. *trudan*, aisl. *troda* eingetreten ist.

Behält man diesen Entwickelungsgang im Auge, so erklärt sich der Zusammenhang von ags. *dindan* ʻschwellenʼ mit lat. *tumeo*, gr. τύλος ʻSchwieleʼ ταΰς ʻgrossʼ, abg. *tyją* ʻwerde fettʼ, ai. *tavīti*. Es ist von Wz. *tau* genau so gebildet wie *standan* von Wz. *stā*. Gleicher Art sind **tindan* ʻbrennenʼ vgl. got. *tandjan tundnan* zu gr. δαίω, Wz. *dau* und *hrindan* ʻstossenʼ zu gr. κρούω κροαίνω, Wz. *krou*.

B. Den 7 germanischen stellen sich im Baltisch-Slavischen drei Beispiele zur Seite. Lit. *juntù jutaũ* ʻdurch Gefühl gewahr werdenʼ. Das *j* ist prothetisch wie in *jùnkstu*. Zu *juntù* stellen sich gr. ἀΐω ʻmerkeʼ, abg. *umъ*

'Verstand', got. *ga-umjan* 'bemerken'. — Lit. *puntù putaũ* 'schwellen', zu lett. *puns* 'Auswuchs am Baume' *punis* 'Beule'. — Abg. *kręt(t)nąti* 'drehen', *kręt́ati* 'flectere' zu lat. *curvus*, gr. κυρτός, κορωνός.

C. Im Arischen gehören hierher: ai. *kṛntáti*, av. *kereñtaiti* 'schneidet', dazu Perf. ai. *cakárta*, zu gr. κείρω, lat. *curtus*, germ. *skeran*, Wz. *sker*. — Ai. *kṛṇátti* 'dreht den Faden', entweder zu abg. *kręnąti* von Wz. *ker* oder zu lat. *colus*, gr. κλώθω κλώσκω.

D. Im Lateinischen dürfte vielleicht *scintilla* auf ein Präsens **scinto* deuten. Zu vergleichen ist ahd. *scīnan*, Wz. *skī*.

Was nun die idg. Flexion der aufgezählten Präsentien anlangt, so lehrt das Arische, dass dieselbe doppelter Art war: 1. athematisch, entsprechend dem eben erwähnten *kṛṇátmi* — *kṛntmás*, also etwa **stə-nét-mi* — **stə-nt-més*.

2. thematisch wie *kṛntáti* : **stə-nt-ó*. Man kann etwa das Nebeneinander von *bhunákti* und *bhuñjáti* vergleichen.

Auf Grund der thematischen Flexion stellten sich schon früh Beziehungen zur 'nasalinfigierenden' Präsensklasse ein. Infolge dessen ward *t* wurzelhaft. So entstand *cakárta* nach Analogie von *vavárja*, so *jutaũ* nach *budaũ*, da die Präsentien beider Klassen in bestimmten Formen anscheinend identische Flexion hatten.

Umgekehrt erlitten die 'nasalinfigierenden' Präsentien Beeinflussung von Seiten der *net*-Bildungen. Da sie mit diesen in den schwachen Formen übereinstimmten, bildeten sie auch starke Formen auf *-ne-* z. B. **li-ne-q-mi* (ai. *ri-ṇá-c-mi*) zu **liəq-més* (ai. *riñc-más*). Diese Neubildung liegt in der altindischen VII. Klasse vor. Vielleicht reicht sie jedoch schon in die Zeit der idg. Urgemeinschaft, wenn die Analyse von κυνέω als κυ-νε-ϲ-ω (Wz. *kus*) richtig sein sollte.

Auf diese Weise liesse sich also die eigentümliche Gestalt der VII. Präsensklasse begreifen, die sonst dem Charakter des idg. Wortbaus widerspricht. Wie zu dem schwachen Stamm *und-* 'Wasser' die starke Form *uden-* gehört, so könnte man annehmen, dass neben *liəq-* ein **liq-en* zu statuieren sei. Thatsächlich scheint aber *-an-* die Vollstufe zu sein. Vgl. armen. *lkanem* = *linquo* λιμπάνω usw. Danach ist als Urparadigma **liq-án-ō* **liəq-més* anzusetzen. Im Griechischen liegt bei λιμπάνω, πυνθάνομαι, κλαγγάνω Kontamination von schwacher und starker Form vor. Nur cφίγγω entspricht der lat. germ. kelt. lit. Bildungsweise.

Vergleicht man nun den Wechsel von *d* und *t* in *pando* : *pateo*, so ist derselbe dem von *g* und *c* in *pango* : *paciscor*

u. ä. ganz analog. Das lautgesetzliche Verhältnis der Medien zu den urspr. Tenues ist noch nicht ganz klar. Wahrscheinlich entstanden sie aus denselben zwischen Nasalen. Eine Übertragung des *d* in die starken Formen lag alsdann nahe. So erklären sich ai. *tr̥ṇádmi* — *tr̥ndmás*, Wz. *ter*, vgl. gr. τερέω, ai. *bhinádmi* — *bhindmás*, Wz. *bhī*, vgl. air. *benim*, ahd. *bīhal*, abg. *biti*; ai. *chinádmi* — *chindmás*, Wz. *skhī*, vgl. lat. *de-scī-sco*; avest. *moreñdaṯ* 'tötete', Wz. *mer*, vgl. lat. *morior*; gr. ἐκ-φλυνδάνω 'breche auf (von Geschwüren)', vgl. φλύω φλέω, lat. *fluo*; lat. *fundo* zu *fūtare*, Wz. *dhū*, vgl. gr. θύω, ai. *dhūnṓti*, abg. *dyją*; lett. *ſūdu* aus **ſundu* 'verschwinde' zu lit. *žuvù* 'komme um' u. ä.; abg. *bądą* aus **bhūnd-ō*, Wz. *bhū*. Das letztgenannte Verbum ist ein um so beweiskräftigeres Beispiel für das präsensstammbildende Suffix *-nt-* *(-nd-)*, als es nur im Präsens vorkommt.

Wie durch die engen Beziehungen der *net*-Präsentien zu den 'nasalinfigierenden' *t*, *d* schon früh wurzelhaft ward (vgl. z. B. lit. *kertù* zu ai. *kr̥ntáti*, got. *skaida* zu ai. *chinádmi*, got. *beita* zu ai. *bhinádmi*), so dürfen wir auch *t*, *d* in manchen Fällen so erklären, in denen kein *-nt-* *-nd-* neben ihm erhalten ist. So steht *giutan* neben χέω, ahd. *fliozan* neben πλέω, *sliozan* lat. *claudo* neben *clāvis*. Gr. κλύζω 'wasche, reinige', got. *hlūtrs* 'rein, klar' hat lit. *szlū́ju* zur Seite, gr. μύδος 'Nässe' mnd. *mūtn* 'waschen' ist mit abg. *myją* verwandt, gr. τένδω lat. *tondeo* mit τέμ-νω, lat. *cudo* entspricht einem ahd. *houwan*, abg. *kovą* usw.

In der Sitzung vom 22. Mai, vormittags 8 Uhr, fanden zwei Vorträge statt. Hr. Prof. Wackernagel sprach 'Über ein Gesetz der idg. Wortstellung', der Unterzeichnete über 'Betonte Nasalis sonans'. Da beide Vorträge in den Indogermanischen Forschungen bereits erschienen sind (dieser S. 82 ff., jener S. 332 ff.), bedarf es keiner Inhaltsangabe.

Wilhelm Streitberg.

Wenkers Sprachatlas.

Die Arbeit an dem, nicht nur für die deutsche Dialektforschung, sondern für die Sprachwissenschaft überhaupt ungemein wichtigen Sprachatlas des deutschen Reichs, mit Unterstützung des Reichs und des kgl. preuss. Ministeriums der geistl. etc. Angelegenheiten bearbeitet von Dr. G. Wenker in Marburg und den derzeitigen beiden Hilfsarbeitern Dr. F. Wrede und Dr. E. Maurmann, ist in ein neues Stadium getreten. Es werden jetzt regelmässig im Januar und Juni

die in Handzeichnung fertigen Karten an die kgl. Bibliothek in Berlin abgeliefert. Je 3 Karten, 75 : 80 cm. gross, im Maassstabe 1 : 1000000 bilden als Blatt nordwest, nordost, südwest das deutsche Reich und bringen ein Wort zur Darstellung, dessen heutige Formen aus den etwa 40000 deutschen, 302 französischen, 62 litauischen, 79 sorbischen, 1257 polnischen, 60 čechischen Orten in die selbe geographische Unterlage farbig eingezeichnet werden. Jedem Worte ist eine Erläuterung in Handschrift beigegeben. Bis jetzt sind 23 Wörter (d. h. 69 Karten) abgeliefert: *bald, bett, brod, drei, eis, feld, gänse, gross, hund, kind, luft, mann, müde, nichts, pfund, salz, sechs, sitzen, tot, was, wasser, wein, winter.*

Personalien.

Es haben sich für indogermanische Sprachwissenschaft im Jahre 1891 habilitiert: An der Universität Heidelberg Dr. Ludwig Sütterlin; an der Universität Berlin Dr. Paul Kretschmer; an der Universität Leipzig Dr. Herman Hirt; an der Universität Freiburg (Breisgau) Dr. Albert Thumb.

Es wurden ernannt: P. Giles zum Dozenten der idg. Sprachwissenschaft an der Universität Cambridge; Professor Louis Duvau, bisher an der philos. Fakultät der Universität Lille, zum Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft an der École des Hautes Études zu Paris, als Nachfolger Ferdinand de Saussures, der als ao. Professor des gleichen Faches an die Universität Genf berufen worden ist; Dr. Wilhelm Geiger, bisher Privatdozent an der Universität München, zum ord. Professor an der Universität Erlangen, nachdem die von Professor Dr. v. Spiegel innegehabte Professur für orientalische Sprachen in eine solche für idg. Sprachen umgewandelt worden ist; Hjalmar Edgrén, bisher Dozent in Lund, zum Professor der europäischen Linguistik an die neugegründete freie Hochschule Gothenburg in Schweden; Dr. Josef Zubatý, bisher Privatdozent in Prag, zum ao. Professor der altindischen Philologie und vergleichenden Sprachwissenschaft an der čechischen Universität Prag.

† am 8. Januar zu Charlottenburg der Gymnasialoberlehrer und Privatdozent der Phonetik und allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig, Dr. F. Techmer.

† am 7. März zu Wien der Begründer der slavischen Sprachwissenschaft, Hofrat Professor Dr. Franz Ritter von Miklosich im 78. Lebensjahre.

Friedrich Zarncke †.

Die germanische Philologie hat einen schweren, einen unersetzlichen Verlust erlitten: Friedrich Zarncke weilt nicht mehr unter den Lebenden. In der Morgenfrühe des 15. Oktobers brach sein Auge, dessen hellen Blick der Tod allein zu verdunkeln im Stande war.

An seinem Sarge trauert die indogermanische Sprachwissenschaft. Denn auch ihr ward er entrissen. Als Lehrer der germanischen Grammatik ist er lange Jahre hindurch einer ihrer glänzendsten und einflussreichsten Vertreter gewesen. Es war der einzige aus den Reihen der ältern Generation, der in jenen Jahren, da neue Anschauungen sich in heissem Ringen Bahn brachen, rückhaltlos auf die Seite der Jugend trat. Und mit jugendfrischer Spannkraft ist er rastlos voran geschritten, unermüdet lernend und lehrend bis zum letzten Tage.

Besonders schmerzlich trifft der Verlust die Indogermanischen Forschungen, an denen er vor andern warmen Anteil nahm. Vor mir liegt ein Blatt, worin er ihr Erscheinen mit fröhlichem 'Glückauf' begrüsste. Wie wenig ahnte ich damals, dass jene Zeilen die letzten bleiben sollten, die ich von seiner Hand empfing.

Nun ist er uns entrissen. Doch sein Gedächtnis wird nicht mit seinem Tode erlöschen. Es wird fortleben, nicht nur in der Geschichte der Wissenschaft, für deren freie Entfaltung er mehr als einmal in die Schranken getreten ist, sondern noch unvergänglicher in der Liebe seiner Schüler, deren Herz er gewonnen.

"..... Vor allen, die je es gesehn,
Wird ein gütiges Antlitz stehn
Und eine Seele, die schlicht und klar,
Und eine Grösse, die einfach war —
Einfach, wie alles Echte ist,
Das die Gottheit segnend geküsst ....."

Am Begräbnistage, 17. Oktober 1891.

Wilhelm Streitberg.

ANZEIGER
FÜR INDOGERMANISCHE SPRACH- UND ALTERTUMSKUNDE.

BEIBLATT ZU DEN INDOGERMANISCHEN FORSCHUNGEN
REDIGIERT
VON
WILHELM STREITBERG.

BAND I HEFT 2. **FEBRUAR 1892.**

Schrader O. Victor Hehn. Ein Bild seines Lebens und seiner Werke. Sonderabdruck aus Iwan von Müllers biographischem Jahrbuch für Altertumskunde. Berlin Calvary und Komp. 1891. 76 S. 8⁰. M. 3.

Bald jährt es sich zum zweitenmal, dass Victor Hehn, einsam wie er gelebt, in einer Mansardenstube Berlins gestorben ist, wenige Tage nach der Entlassung des einzigen Mannes, der, wie er einmal an Wichmann schrieb, mitten in der demokratischen Plattheit und Seichtheit, von der man millionenfach in Wort und Schrift und That umwimmelt wird, sein Trost und seine Erbauung gewesen war. Im 77. Lebensjahr ist er gestorben, und dennoch zu früh: bevor er den zweiten Teil seiner köstlichen Gedanken über Goethe hat vollenden können.

Was Hehn für die idg. Altertumskunde durch sein klassisches Werk über Kulturpflanzen und Haustiere gethan hat, weiss ein Jeder. Zwei Jahrzehnte sind seit seinem ersten Erscheinen verstrichen; die Grundanschauungen der Sprachwissenschaft haben wesentliche Umgestaltungen erfahren, treffliche Werke, die ihrer Zeit bahnbrechend gewesen waren, sind schon längst veraltet und achtlos bei Seite geschoben — aber Hehns Buch steht noch immer in unzerstörter Frische da, als wär es erst heute geschrieben worden. Ja, fast möcht ich sagen: sein Tag soll erst kommen. Denn so viel wir ihm auch schon zu verdanken haben, noch unvergleichlich schönere Früchte dürfen wir von ihm in Zukunft erwarten.

Daher haben wir alle, so lang er noch unter den Lebenden weilte, mit hoher Verehrung zu dem ausgezeichneten Mann emporgeschaut, der "im jüngern Schwarme stolz und

schlicht" voll stiller Grösse vor uns stand. Und als er starb, da mochte sein Tod an der grossen Menge spurlos vorübergehn, die nicht wusste, wen sie verloren, wen sie besessen hatte — wer aber den Verlust besser ermessen konnte, den traf er um so schmerzlicher.

Schon damals drängte sich gar manchem der Wunsch auf, ein Lebensbild Hehns zu erhalten. Begreiflich genug. Man wusste so wenig von seinem äussern Leben, noch weniger von seiner innern Entwicklung. War er doch immer in fast unnahbarer Abgeschlossenheit seines Weges gegangen.

Was kurz nach seinem Tod an biographischen Notizen erschien, konnte dem Verlangen nicht genügen. Es waren Erinnerungsblätter, flüchtige Skizzen, wie der Tag sie bringt und der Tag verschlingt.

Unter diesen Umständen kann die schöne Studie Schraders über Hehns Leben und Werke bei allen Freunden des Verstorbnen auf lebhafte Teilname rechnen. Die grosse Begabung Schraders für biographische Darstellung, sein feines Verständnis für individuelle Eigenart, beide schon früher erprobt, bewähren sich auch diesmal aufs glänzendste. Trotz mancher Lücken in der Überlieferung ist es ihm gelungen, ein lebensvolles Bild von der Entwicklung Hehns zu entwerfen, dessen Grundzüge dauern werden, so viel auch im Einzelnen zu ergänzen bleibt.

So muss ich gestehn, dass ich selten eine Lebensbeschreibung mit gleichem Genuss gelesen habe, wie diese. Wenn sie vielleicht einen Wunsch unerfüllt gelassen hat, ist es nur der, dass die drei Hauptwerke Hehns etwas gleichmässiger behandelt sein möchten. Der Abrundung käme das entschieden zu gut. Diese Erinnerung soll kein Tadel sein. Denn ich weiss sehr wohl, dass der Ort, wo die Biographie zuerst erschienen ist, eine ausführlichere Betrachtung der Thätigkeit Hehns auf dem Gebiete der idg. Altertumskunde forderte. Ich will nur eine Bitte ausgesprochen haben, falls eine zweite Auflage dem Verfasser, wie ich hoffe, Gelegenheit bietet, von jeder Fessel befreit zu arbeiten.

Und noch ein andrer, ein alter Lieblingswunsch ist lebhafter denn je in mir erwacht, als ich Schraders Lebensbeschreibung las: Der Wunsch nach einer Gesamtausgabe von Hehns Werken. Ein Mann von so imponierender Einheit und Ganzheit des Charakters, an dem nichts zerfahrenes, nichts gebrochenes zu finden ist, verdient vor allen andern, dass seine Persönlichkeit auch als ein Ganzes in seinen Werken dem Volk entgegentrete.

An Teilnahme für Hehn fehlt es ja gottlob nicht. Vor wenigen Wochen hat sein Buch über Italien zum viertenmal

die Presse verlassen. Die Kulturpflanzen und Haustiere liegen schon in fünfter Auflage vor und von den Gedanken über Goethe ist noch im Jahr ihres Erscheinens eine Neuausgabe notwendig geworden, die freilich seltsamerweise bis heute die letzte geblieben ist.

Dem Verleger droht also schwerlich Gefahr, wenn er diese drei Meisterwerke mit allem vereint, was wir sonst noch von Hehn besitzen. Ausser der 1877 erschienenen Studie über das Salz und den von Wichmann bei Cotta herausgegebnen Briefen würde folgendes in eine Gesamtausgabe gehören:

Die Erstlingsschrift 'Zur Charakteristik der Römer', ein Pernauer Programm aus dem Jahr 1843, von dem Schrader nach einer Abschrift interessante Proben gegeben hat. Das Programm des folgenden Jahres 'Über die Physiognomie der italienischen Landschaft'; die Aufsätze aus der Dorpater Wochenschrift 'Inland', die selbst Schrader nicht zugänglich waren; die wertvollen Beiträge zur Baltischen Monatsschrift, unter denen die meisterhaften Petersburger Korrespondenzen hervorragen, und was sich sonst noch an journalistischen Arbeiten Hehns (z. B. in der 'Wage') finden lässt. Auch die vielgenannte Vorrede zur zweiten Auflage der Kulturpflanzen und Haustiere, die Hehn selber später unterdrückt hat, darf nicht vergessen werden.

Selbstverständlich gehört auch der Briefwechsel Hehns mit seinem Freunde Berkholz in eine Gesamtausgabe. Er befindet sich jetzt in H. Diederichs Besitz, vgl. Schrader S. 4 Anm. Haben schon die Briefe an Wichmann wertvolles Material zur Charakteristik Hehns geliefert, so dürfen wir von jenen an seinen nächsten Freund noch viel wichtigere Aufschlüsse erwarten. Schrader hat leider nur einzelne, für ihn abgeschriebene Stellen benutzen können.

Endlich muss auch der Nachlass, soweit er zur Veröffentlichung geeignet ist, Aufnahme finden. Dr. Schiemann soll schon seit längrer Zeit die Herausgabe vorbereiten: möchte doch alles gleich der Gesamtausgabe eingegliedert werden!. Zwei Schriften daraus, *res Iudaeorum* und *res Ruthenorum* betitelt, führt Schrader S. 45 an. Ein Brief an Wichmann lässt zudem hoffen, dass auch vom zweiten Teil der Gedanken über Goethe manches schon ausgeführt sei.

Man sieht, an Mannigfaltigkeit des Inhaltes würde es einer Gesamtausgabe nicht fehlen. Ebensowenig an ganz oder fast ganz unbekanntem Material.

Es wäre mir eine grosse Freude, meinen Wunsch eines Tages erfüllt zu sehn. Nicht nur mir, sondern, wie ich überzeugt bin, auch vielen andern.

An der endlichen Erfüllung vermag ich nicht zu zwei-

feln. Heute, wo jeder Schriftsteller dritten und vierten Ranges mit seinen 'gesammelten Werken' vor dem Publikum paradiert, sollte ein Mann von der geistigen Bedeutung Hehns, ein Mann, der nicht nur Meister der Forschung, sondern auch Meister der Darstellung ist, auf diese Ehre verzichten müssen? Das kann ich nicht glauben.

Januar 1892. Wilhelm Streitberg.

Strong, Logeman, Wheeler Introduction to the Study of the History of Language. London Longmans, Green & Co. 1891. X u. 435 S. gr. 8°. 10 s. 6 d.

In gemeinsamer Arbeit suchen Strong, Logeman und Wheeler Pauls 'Prinzipien der Sprachgeschichte' in erster Linie englischen und amerikanischen Studenten mundgerecht zu machen. Die Übersetzung, die Strong früher gegeben hatte und demnächst in zweiter Auflage erscheinen lässt — eine Konkurrenz, die das Vorwort in etwas sonderbarer Weise berührt —, erfüllte diesen Zweck schon deshalb nicht hinlänglich, weil Paul sich mit Vorliebe mittel- und frühneuhochdeutscher Beipiele bedient, deren Verständnis Engländern in der Regel Schwierigkeiten bereiten mochte. In der vorliegenden Bearbeitung sind diese Beispiele durch solche aus der englischen, gelegentlich auch der französischen oder lateinischen Sprachgeschichte ersetzt. Sie sind durchweg gut, manchmal überraschend glücklich gewählt, sodass das Werk in dieser Hinsicht auch für deutsche Leser sehr beachtenswert ist, in hervorragendem Masse für Anglisten.

Diese stoffliche Abweichung gebot von vorn herein auch in der Darstellung ein freies Verhalten gegenüber dem Original. Pauls Buch gilt vielfach für ein schwer lesbares. Was an diesem Urteil richtig ist, beruht wohl darauf, dass der Verfasser seine Leser zu wenig zwischen den Zeilen finden lässt, in dem Bestreben jedes einzelne Problem allseitig zu beleuchten. Einem solchen Original gegenüber hat eine Bearbeitung naturgemäss einen sehr glücklichen Stand: für den Verlust kleinerer Züge entschädigt das schärfere Hervortreten der Hauptlinien. Das englische Buch liest sich meistens recht angenehm. Vielleicht wäre eine noch etwas weitergehende Emanzipation vorteilhaft gewesen. Die Paulsche Folge der Kapitel nämlich ist nicht sehr glücklich; im Anfang besonders werden wir zwischen lautlichen und syntaktischen Erscheinungen hin- und hergeworfen. Analogie (Kap. V) und Kontamination (Kap. IX) sind weit auseinandergerissen, was in der Bearbeitung um so mehr auffällt, als hier für die Konta-

mination neues und hübsches Material beigebracht wird, sodass die Zusammengehörigkeit beider Erscheinungen zu lebhaftem Ausdruck kommt. Was als Differenz angeführt wird (S. 142), ist völlig unzulänglich, und die Komparative *worser* und *lesser* werden denn auch an beiden Orten untergebracht. Die psychologischen Grundlagen sind dieselben; nur das Stärkeverhältnis der beiden assoziierten Worte (Wortklassen) spielt eine Rolle. Übrigens ist seltsamerweise hier so wenig als in Wheelers früherm Schriftchen über Analogiebildung das Verhältnis von Begriffskontamination zur Wurzelkontamination ins Auge gefasst, vgl. ***squarson*** = ***squire*** + ***parson***, 'a squire who is a parson' (S. 144), ***Prohiblican*** = ***Prohibitionist*** + ***Republican*** (Wheeler), abulg. serb. ***nestera***, poln. *nyesczora* = **neti* + *sestra* (Brückner Archiv f. slav. Phil. IX 173, Schmidt Neutra 63), was ins Kapitel der Sprachschöpfung überweist, wo ***electrecution*** = ***electric execution*** (vgl. lat. ***sēmi-modius*** > ***sēmodius***, Brugmann Grdr. I § 643) untergebracht ist. (Was ich mit den durch den Druck hervorgehobenen Buchstaben andeuten will, ist hoffentlich in die Augen springend. Man wird doch wohl von einem psychologischen Gesetz reden dürfen).

Am wenigsten gelungen sind die Kapitel VII. XIX. XX. In Kapitel VII (Change of Meaning in Syntax) ist die Disposition nicht glücklich: beim 'freien' und 'gebundenen' Akkusativ werden die Beispiele so durcheinander geworfen, dass man eine Weile (S. 130 f.) nur mit Hülfe des deutschen Originals ahnt, wovon die Rede ist. Kapitel XIX hat durch ein Schema der Kompositionsklassen mit 14 Haupt- und etlichen Unterabteilungen an Übersichtlichkeit keineswegs gewonnen. Dabei sind Bildungen wie *church-yard* (= a yard of a church) mit *prince-regent*, *merchant tailor* (= a tailor who is a merchant) zusammengeworfen (Klasse I 1: Appositionelle Verbindungen), ebenso *neighbour* mit *holyday* (II 1 Adj. + Subst.). Auch *shameful*, *beautiful* sähe ich lieber von *blood-red*, *snow-white* getrennt. Zur Erklärung des Bahuvrîhi-Kompositums *manly* 'Mannsgestalt (habend)' wird S. 339 *pianoman* 'the man who has pianos' herbeigezogen. — Hübsch sind XI. XII. XIII. XXIII.

An einzelnen kleineren Versehen namentlich bei Zitaten fehlt es nicht. Unter die scherzhaften Übersetzungsschnitzer gehört S. 111: *Dō spranc von dem gesidele her Hagene* usw. = "*Then sprang from the seat hither Hagen*" usw.

Berlin, 4. August 1891. Victor Michels.

Sweet H. A Primer of Phonetics. Oxford Clarendon Press 1890. XII u. 113 S. kl. 8°. 3 sh. 6 d.

"This book is intended to supply the double want of a new edition of my *Handbook of Phonetics* and of a concise introduction to phonetics, with especial reference to English and the four foreign languages most studied in this country — French, German, Latin and Greek". Mit diesen Worten gibt der Verf. in der Vorrede den Zweck seines Büchleins an. "Rigorously excluding all details that are not directly useful to the beginner", ist das Buch "as concise, definite, and practical as possible". Auf 70 Seiten in kl. 8° — gegen 108 im 'Handbook' ein Abriss der ganzen Phonetik! Das ist eine in der That bewundernswerte Leistung. Doch ich muss bezweifeln, ob eine derartige gedrängte, scharf präzisierende, dogmatische Darstellung, so nützlich sie an sich sein mag, und mit wie praktischem Geschick sie auch im einzelnen durchgeführt ist, wirklich für den Anfänger die geeignete ist. Ich halte es nicht für denkbar, dass jemand, der sich noch nicht mit Phonetik beschäftigt hat, hiernach eine klare Vorstellung von den Grundzügen der Sprachphysiologie erhält, so dass er imstande ist die Forderung zu erfüllen, welche Sweet als Grundlage des phonetischen Studiums aufstellt: "of forming sounds correctly and easily, and recognizing them by ear". Dem Anfänger würde meines Erachtens eine breiter angelegte, induktive, die Einzelheiten in anschaulicher Weise ausführende, eklektische Darstellung am ehesten einen Ersatz für die freilich doch unersetzbar bleibende mündliche Unterweisung bieten können. Mit knappen Formulierungen ist dem Anfänger am wenigsten gedient. Auch darf nur dem Vorgeschrittenern ein Dogma wie das des Vokalsystems der englischen Schule geboten werden. Dem Anfänger ist jedwede Systematisierung nur schädlich bei einem Gegenstande, bei dem es allein darauf ankommt, eine richtige Vorstellung von den gesprochenen Schallgebilden und ein richtiges Gefühl für dieselben zu bekommen. Nur eine opportunistische Methode kann hier zum Ziele führen.

So anfechtbar Sweets Satz ist "The only sound basis of theoretical phonetics is a practical mastery of a limited number of sounds", weit grössere Bedenken erregt die zweite Forderung, welcher das Buch Rechnung trägt: "The most important requisite for the practical phonetician is facility in handling phonetic notation". Ich gehöre auch zu denen, "who are inclined to grumble" — zwar weniger "at the supposed difficulty of the 'Organic' notation", die in diesem Buche zur Anwendung kommt — aber über diese Art von Transskription an und für sich, von deren Zweckmässigkeit ich

mich überhaupt nicht überzeugen kann, geschweige denn für einen Anfänger. Ich frage mich vergebens nach dem praktischen Nutzen einer Transskription, nach der jede Artikulationsstellung durch einen besondern Strich oder Haken oder Punkt, rechts oder links, oben oder unten, bezeichnet wird, um so mehr, als absolute Genauigkeit ja doch ausgeschlossen ist. Da sind mir Jespersens mathematische Bezeichnungen noch lieber. Was soll aber überhaupt eine 'organische' Transskription? Geschriebene und gedruckte Sätze und Wörter wollen wir doch lesen. Wir verbinden mit dem Buchstaben die Vorstellung von einem bestimmten Schallbilde, nicht von einer bestimmten Artikulationsstelle. Hier wird es immer einer besondern Beschreibung bedürfen, welche, abgesehen davon dass sie genauer ist als jede auch noch so fein ausgeklügelte 'organische' Transskription, auch den durch die vorhergehende und folgende Artikulationsstellung gegebenen Verhältnissen Rechnung tragen kann, was jene nicht vermag. Jene Transskription halte ich nicht nur für eine Spielerei, sondern insofern für eine — zumal für Anfänger — gefährliche Spielerei, als hierdurch die Vorstellung erweckt wird, als gäbe es überhaupt fest abgegrenzte Laute, wie Buchstaben, eine Vorstellung, von welcher sich leider noch die wenigsten frei zu machen vermögen. Die Einführung der 'organischen' Transskription in dem 'Primer' dürfte daher nicht als ein Fortschritt gegenüber dem 'Handbook' angesehen werden.

Ist das Buch nach meinem Dafürhalten für einen Anfänger sehr wenig geeignet, so ist es für den Vorgeschrittenern vorzüglich als praktisches Repetitorium und als eine Art Katechismus der englischen Schule. Die Einteilung des Stoffes ist im wesentlichen die des 'Handbook'; nur ist er mehr konzentriert. Der 39 S. umfassende Appendix "The principles of spelling reform" fehlt ganz. Statt der holl., isld., schwed. und dän. Lautphysiologie bringt der 'Primer' ausser der engl. (13 S.), französ. (10 S.) und deutschen (8 S.) noch eine lateinische (5 S.) und griechische (4 S.). Der Lautphysiologie folgen allemal Textproben in zum Teil dreifacher Transskription, der 'Organic', der 'Broad Romic' und der 'ordinary spelling'.

Die Ausstattung des Büchleins ist eine mustergültige.

Stralsund, den 3. Oktober 1891. Otto Bremer.

Taylor I. The origin of the Aryans. An account of the prehistoric ethnology and civilisation of Europe. London Walter Scott 1890. 339 S. 8°. 3 sh. 6 d.

Für das Interesse, das man auch in England den wich-

tigen Fragen nach der Kultur und Herkunft der Indogermanen oder Arier, wie man dort zu Lande sagt, entgegenbringt, legt ausser der neu erschienenen Übersetzung von Schraders Sprachvergleichung und Urgeschichte auch dieses Buch beredtes Zeugnis ab. Es kann aber auch allen Deutschen, die sich mit den Fragen der ältesten Kulturgeschichte beschäftigen, in mehr als einer Hinsicht empfohlen werden. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass, wenn jemand heute linguistische Paläontologie treibt, er die übrigen Wissenschaften, die Licht über die Urzeit verbreiten können, Ethnologie, Anthropologie und Archäologie, in den Kreis seiner Betrachtung ziehen muss. Es geht nicht mehr an, dass die Sprachwissenschaft im stolzen Selbstbewusstsein die Resultate dieser andern Wissenschaften unbeachtet lässt, es dürfte ihr sonst das Loos blühen, dass sie wiederum Luftschlösser erbaut, wie es bei der Frage nach der Urheimat der Fall war.

In dem vorliegenden Werke wird uns nun eine äusserst klar und anziehend geschriebene Einführung in die Probleme und Resultate aller der erwähnten Wissenschaften geboten, und seine Bedeutung liegt m. E. in dieser Zusammenfassung, die den Weg weist, der künftig zu betreten ist. Der Verf. will keine neue Hypothese bieten, er zieht nur das Fazit der bisherigen Anschauungen und giebt eine Kritik derselben. In linguistischer Beziehung ist er ganz von Schraders erster Auflage abhängig. Das hat natürlich seine Nachteile, die wir leider mit in den Kauf nehmen müssen, da bei einer so schnell fortschreitenden Wissenschaft, wie die Sprachwissenschaft es ist, fast jedes Buch, das nicht auf eigener Forschung beruht, schon beim Erscheinen recht viel Veraltetes bieten muss. Aber, da der Verf. die durch die Sprachwissenschaft gewonnenen Resultate durch die übrigen Wissenschaften stützt und korrigiert, so ist der Schaden nicht allzu gross. Gewiss, es finden sich in den sprachlichen Teilen des Buches zahlreiche Fehler, manche Etymologie ist falsch, manche mehr als zweifelhaft, aber dass die Resultate des Buches dadurch beinträchtigt würden, kann ich nicht finden.

Von dem Inhalt geben die 6 Kapitel: I the Aryan controversy, II the prehistoric races of Europe, III the neolithic culture, IV the Aryan race, V the evolution of Aryan speech, VI the Aryan mythology kaum genügende Vorstellung. Als Hauptpunkte des Buches möchte ich folgende bezeichnen. Für Asien als Heimat der Indogermanen lässt sich schlechterdings gar nichts vorbringen, vielmehr ist es durch archäologische und anthropologische Momente völlig sicher gestellt, dass die Europa bewohnenden Rassen dort von dem Zeitalter der geschliffenen Steingeräte an sesshaft sind. Iden-

tität von Sprache schliesst nicht Identität von Rasse ein, und da Europa in der prähistorischen Zeit von vier verschiedenen Rassen bewohnt ist, so fragt es sich, welcher derselben die indogermanische Sprache zuerst angehörte. Von diesen vier Rassen scheiden zwei sofort aus, und es bleiben nur 1) die **Skandinavier**, gross, dolichocephal, mit blondem Haar, blauen Augen, jetzt repräsentiert durch die Schweden, Friesen und blonden Norddeutschen, und 2) die **Kelten**, gross, brachycephal, mit hellen Augen und rötlichem Haar, jetzt repräsentiert durch Dänen, Slaven und einige Iren. Penka nimmt bekanntlich die erste für die Indogermanen in Anspruch; Taylor macht dagegen sehr wichtige Bedenken geltend, und hat, um diese Schwierigkeiten zu vermeiden, diese zweite Rasse aufgestellt. Dadurch würde es sich erklären, dass Litauer und Slaven die indogermanischen Laute am treusten bewahrt haben. Taylor eignet sich den Grundsatz an, dass viele der starken Veränderungen, die die Einzelsprachen erlitten haben, durch Aneignung des Idioms seitens einer fremden Rasse entstanden sind, wobei er treffend das Beispiel der romanischen Sprachen heranzieht. Wenn der Verf. die Zischlaute in den *satem*-Sprachen dem Einfluss eines fremden Volkes zuschreibt, so übersieht er, dass von vielen Gelehrten, so von Joh. Schmidt, die Ursprünglichkeit dieser Laute verteidigt wird. Gerade durch die Ausführungen Taylors scheint mir diese Annahme an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen; ist sie richtig, so würde uns das Litauische noch heut am treusten die Grundsprache repräsentieren, und da ferner das Litauische allein von allen Sprachen so subtile Unterschiede wie den gestossenen und schleifenden Ton bewahrt hat, und da uns endlich die sprachlichen Thatsachen, wie ich demnächst zeigen werde, ebenfalls nach dem von Litauern und Slaven bewohnten Gebiet als Urheimat weisen, so scheint die Annahme Taylors allerdings manche Schwierigkeiten, freilich nicht alle, zu lösen. Ich hoffe bei anderer Gelegenheit, die Ansichten des Verf. genauer erörtern zu können.

London, den 23. September 1891. Herman Hirt.

Pischel R. und Karl F. **Geldner** Vedische Studien I. Bd. Stuttgart W. Kohlhammer 1889. XXXIII und 327 S. 8°. M. 12.

Die beiden namhaften Verfasser dieses ersten Bandes der „Vedischen Studien“, von denen, wie ich höre, ein zweiter Band sich jetzt gerade im Druck befindet, haben durch

ihre Arbeit die Veden-Kenntnis wesentlich gefördert. Es ist hier nicht Ort und Raum, um auf alle die belehrenden Einzelheiten einzugehen, welche die Autoren als Resultate einer entsagenden und mühevollen Bienenarbeit dem Veda-Forscher bieten. Nur der gesunde Grundgedanke kann hier hervorgehoben werden. Es ist der, dass der Veda in erster Linie nicht als Denkmal indogermanischen, sondern indischen Geistes, als Erzeugnis und Zeugnis indischen Nationalwesens zu betrachten sei. Aufklärungen, welche die indogermanische Forschung gewährt, werden dabei selbstverständlich weder zurückgewiesen noch als unmöglich hingestellt. Ich halte diesen Grundgedanken für fruchtbar und bin wie die Verfasser der Ansicht, dass sogar Ṛgveda und Avesta und die ihnen zugrunde liegenden Anschauungsformen schon die Endpunkte einer langen Sonderentwicklung bilden.

Wenn nun aber der Ṛgveda in erster Linie an die national-indische Kultur und Entwicklungsreihe angeknüpft wird, so ist dabei die sehr wesentliche Unterfrage nach der Einheitlichkeit oder Nicht-Einheitlichkeit derselben mehr in den Vordergrund zu rücken. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, die ich in den Grundzügen schon in den Gött. Gel. Anz. 1891 No. 24 ausgesprochen habe und in fernern Untersuchungen näher zu begründen haben werde, dass es im alten arischen Indien zwei nach Wesen und Sprache getrennte Bevölkerungskomplexe gab, die sich in zwei verschiedenen Richtungen aus den vedischen Sitzen abgesondert hatten und dann auf getrennten Gebieten in eigentümlicher Weise sich weiter entwickelten: das brahmanische Sanskrit-Volk im Ganges-Thale und das nicht-brahmanische Pâli-Volk im ganzen Indusgebiet und den südwestlichen Küstenländern. Wir haben so eine Dreigabelung der arischen Kultur und Sprache: Im Westen der iranische, im Osten der sanskritisch-brahmanische und in der Mitte in südlicher Erstreckung der Pâli-Zweig. Der Ṛgveda bezeichnet den Berührungs- und Schnittpunkt dieser drei divergierenden Entwicklungsreihen. Es ergibt sich so die einfache Konsequenz, dass, nachdem dem Avesta und der sanskritischen Tradition (der letztern in markantester Weise durch Pischel und Geldner) das Recht vindiziert worden ist, als Erkenntnisquelle für die Rätsel des Ṛgveda zu gelten, nunmehr auch auf die Kultur und Sprache des Pâli-Komplexes als selbstständigen und gleichberechtigten Faktor für die Veda-Kenntnis voller Nachdruck gelegt werden muss. Prof. Pischel selbst hat schon längst zu denen gehört, welche die Notwendigkeit betont haben, auch die Aufklärungen, die Pâli und Prâkrit bieten, für den Ṛgveda nutzbar zu machen, und auch im vorliegenden Werke wird von

den beiden Autoren diese Forderung wiederholt, z. B. S. XXXI: "selbst das Pâli und Prâkrit darf der 'Vedist' von Fach nicht ungestraft ignorieren". Bei den bisherigen Anschauungen über die Sprachgruppierung in Indien konnte man es aber nur dem Zufall zuschreiben, dass hier und da Altertümlichkeiten im Pâli und in den Prâkrits erhalten sind, welche im Sanskrit fehlen, und die Ausnutzung dieser sogenannten Vulgär-Sprachen für die Veda-Erklärung musste so den Charakter des Nebensächlichen tragen. Sie wird, wenn meine Anschauungen richtig sind, in Zukunft den der prinzipiellen Gleichberechtigung annehmen müssen. Ich würde den mir zugemessenen Raum überschreiten, wenn ich die Reihe der dem Ṛgveda mit dem Pâli resp. den Prâkrits allein, nicht mit dem Skr. gemeinsamen Eigenheiten, die schon wiederholt hervorgehoben sind und die bei meiner Auffassung mindestens die einfachste Erklärung finden, noch um einige vergrössern wollte. Aber zweierlei will ich doch hervorheben, nämlich einmal, dass ich im Pâli auch den ṛgvedischen Instrumental auf *-ā* von *a*-Stämmen gefunden zu haben glaube und bei Gelegenheit die Belege dafür erbringen werde. Sodann möchte ich zur Stütze dessen, was Geldner S. 119 ff. über *kāra* = 'Sieg' im Ṛgv. auseinandersetzt, und als vereinzelten Beweispunkt für die Fruchtbarkeit der Pâli-Vergleichung hervorheben, dass die Wurzel *kar* in der That im Pâli die Bedeutung 'besiegen' hat. Zwar Dhammap. 42: *diso disaṁ yan taṁ kayirā, verivā pana verinaṁ,* wo man sich zu gleicher Deutung versucht sehen könnte, wird dieselbe durch den folgenden Vers höchst unwahrscheinlich gemacht. Sicher aber steht sie für das Mahâparinibbânasutta (Journ. Roy. As. Soc. VII S. 52): *akaraṇīyā 'va bho Gotama Vajjī raññā Māgadhena .. yad idaṁ yuddhassa* = nicht zu besiegen sind durch den König von Magadha, o Gotama, die Vajjis im Kampfe.

Sodann noch zwei kurze Bemerkungen anderer Art! S. 18 behauptet Pischel auf Grund von *astrāṇi kurute* 'er übt sich in den Waffen' und von *kṛtapuṅkha* 'einer, der im Pfeilschiessen geübt ist", dass *iṣukṛt* auch bedeuten könne 'einer der sich im Pfeilschiessen übt', 'Pfeilschütz'. Ich halte das für sehr gut möglich auf Grund der Prinzipien, die ich betreffs der Kompositionsverkürzung in ZDMG. XLIV S. 481 ff. erörtert habe, und als spezielle Parallele möchte ich, wiederum aus dem Pâli, das Beispiel von S. 483 anführen, in dem ebenfalls Kunstfertigkeiten mit dem blossen Namen des Gegenstandes bezeichnet werden, an dem sie sich äussern: Cullavagga I, 13, 2: *hatthismiṁ assasmiṁ rathasmiṁ dhanusmiṁ tharusmiṁ sikkhanti,* und aus der Mâhârâṣṭri das a. a. O. folgende Beispiel *īsatthe* = "in der Kunst

umzugehen mit Pfeilen und anderen Geschossen" (Skr. *iṣu*+*astra*).

Schliesslich erblicke ich in dem *sūdam — rasam* des T. Br., nach Pischel S. 72 f. = 'den schmackhaften Absud', einen neuen Beleg für meine Anschauungen über die Komposition, die ich Gött. Gel. Anz. 1891 No. 24 ausgeführt habe, wonach nicht eine geheimnisvolle Kraft der Bahuvrîhi-Komposition den beiden Gliedern den relativen, sekundären Sinn beilegt, sondern jedes selbständige Substantiv denselben annehmen und demnach 'das und das besitzend' bedeuten kann.

Berlin, 17. Dez. 1891. R. Otto Franke.

Avesta Die heiligen Schriften der Parsen, im Auftrag der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien herausgegeben von Karl F. Geldner. Gr. 4⁰. Stuttgart W. Kohlhammer 1885 ff. Erster Theil. Yasna 1886. Zweiter Teil. Vispered und Khorde Avesta 1889.

Eine neue Ausgabe des Avesta war schon seit geraumer Zeit zu einem dringenden Bedürfnis geworden. Und als vor nunmehr sieben Jahren die erste Lieferung des obigen Werks erschien, wurde das Unternehmen von allen Seiten mit freudigem Dank begrüsst. Inzwischen sind der ersten Lieferung noch weitere fünf gefolgt und damit zwei Bände zum Abschluss gelangt. Ein dritter, der den Vendidad bringen wird, die bei Westergaard unter Jasht 21—24 geführten Stücke, sowie die in der ersten Lieferung versprochenen bisher noch nicht veröffentlichten Texte, steht noch aus. Leider schreitet das Werk nicht so rüstig voran, als man es wünschen möchte und nach der raschen Aufeinanderfolge der drei ersten Lieferungen — sie sind datiert vom Dezember 1884, August 1885 und März 1886 — erwarten durfte. Es scheinen immer noch etwa vier bis fünf Jahre darüber hingehn zu sollen, bis das Werk uns vollständig vorliegt. Doch soll darum dem Herausgeber kein Vorwurf gemacht werden.

Gegen die äussere Einrichtung der Neuausgabe habe ich früher — Kuhns Literaturblatt II 383 ff. — einige Einwendungen erhoben und dabei den Wunsch ausgesprochen, Geldner möge sich darüber äussern (386 Note). Das ist bisher nur bezüglich eines Punktes geschehen, der Nichtberücksichtigung des von mir mit *m̃* umschriebenen Zeichens; s. KZ. XXX 328 Note 2 [1]). Voll aufrecht muss ich meinen Vorwurf

[1]) Freilich in sehr kurzangebundener Weise. Welche Handschriften verwenden das Zeichen und welche nicht?

erhalten wegen der Verwendung des von Justi mit *sk* wiedergegebenen Zeichens für das vor *i (ii)* stehende *š* und für *šk*. Überall wo die Etymologie auf ar. *šk* hinweist, findet sich in den Handschriften neben jenem Zeichen auch *š* und *k* in getrennter Schreibung. So z. B.: *saškenkā* J. 53. 1 (vgl. AF. II 52); *saškuštema* A. 3. 4 (ebd.); *iškata°* J. 10. 11, Jt. 10. 14, 19. 3 (vgl. Studien II 56) — an den beiden letzten Stellen steht die Ligatur nur in je einer Handschrift —; *huškem* J. 71. 8, Jt. 5. 77 [1]). Umgekehrt tritt vor *i*, soviel ich sehe, niemals *š+k* auf. Danach hätte in der Ausgabe unterschieden werden müssen.

Auch darin behalte ich Recht, dass von den kritischen Zeichen * für "unächte" Wörter und † für "inkorrekte und verdächtige Verse" anfänglich ein zu ausgedehnter Gebrauch gemacht wurde. Die spätern Hefte lassen nicht Weniges unbeanstandet, was die ersten bei gleichem Wortlaut als unächt oder inkorrekt bezeichnen. Man vergleiche z. B. J. 57. 16 und 17 mit Jt. 10. 103, 13. 76; J. 5. 3 mit J. 37. 3; J. 9. 1 mit Jt. 8. 11; und im nämlichen Heft Jt. 5. 34 mit 9. 14; 8. 11 mit 10. 55. Im Hom-Jasht, der gewiss nicht schlecht überliefert ist, steht * 9, † 8 mal im Text. Ich würde gern beide Zeichen überall vermissen. Sie spiegeln ja eben doch nur die zeitweilige Ansicht des Herausgebers wieder, welche, wie es sich von selbst versteht und wie die angeführten Stellen beweisen, vor Änderung keineswegs sicher ist. Was insbesondere die Metrik des jüngern Avesta anlangt, so ist es mir kaum zweifelhaft, dass auch Geldner jetzt wesentlich andern Anschauungen huldigt als früher. Die Verszeilen der Jashts lassen sich nach meiner Meinung am ersten mit solchen deutschen Zeilen vergleichen, wie sie uns z. B. zu Anfang des ersten Faustmonologs entgegentreten. Da ist auch keine feste Schablone zu spüren, mit regelmässigem Wechsel von Hebung und Senkung und mit unabänderlicher Silbenzahl: und gleichwohl wird Niemand leugnen wollen, dass es dennoch Verse sind. Gegenüber Geldners Angaben betreffs der gathischen Verszeilen (I 98, 130 ff.) gestatte ich mir wiederholt auf meine Ausführungen in AF. II 1 ff. zu verweisen.

1) Der Eigenname in Jt. 9. 31 ist unsicher. — *raēþwiškarem* Vsp. 3. 1 und G. 3. 5 wird auch von Geldner mit *š+k* geschrieben; s. die Varianten zur ersten Stelle.

2) Ich spreche bei der Gelegenheit wiederholt die Bitte aus, Geldner möge auch die ihm in den Handschriften aufstossenden Zendalphabete veröffentlichen, sei es in der Ausgabe sei es anderswo. Ihre Wichtigkeit ist doch nicht zu verkennen. Geben die Handschriften erst wieder nach Indien zurück, so sind sie damit der Wissenschaft verloren.

Geldner hat sich in anerkennenswerter Weise bemüht, für die Neuausgabe eine möglichst breite Unterlage zu schaffen. Dank der Einsicht und Bereitwilligkeit mehrerer Dasture ist es ihm geglückt, etwa fünf Mal so viel Handschriften zur Benutzung zu erhalten, als seiner Zeit Westergaard bei seiner Ausgabe vorgelegen haben. Und unter den bisher nicht verwerteten Handschriften befinden sich solche allerersten Rangs. Es ist klar, dass dadurch der Text des Avesta in überaus zahlreichen und wichtigen Punkten Veränderungen erfahren hat. Die früheren Ausgaben sind damit antiquiert. Sonach ergibt sich die Notwendigkeit, bei jeder Erörterung, die sich auf das Avestische bezieht, auch schon bei den blossen Anführungen seltnerer Avesta-Wörter die Neuausgabe einzusehen. Das mag ja gewiss für den Sprachforscher, der bisher zufrieden war, sich für seine Aufstellungen auf Justis Handbuch berufen zu können, recht unbequem sein, insbesondere auch darum, weil die dortigen Stellenangaben vielfach eine andre Paragrapheneinteilung zur Voraussetzung haben als die Geldnersche. Ich bin aber überzeugt, dass Justi selbst mir völlig beistimmen wird. Wörter wie *duịē̂* 'zu geben', ***kuši*** 'Höhle' (s. IF. I 492 Note) sollten nicht mehr auf der Bildfläche erscheinen. Die Versuche, Avesta philologisch zu behandeln ohne Rücksicht auf die Neuausgabe — z. B. BB. XV 317, wozu KZ. XXXI 273 zu vergleichen; ferner ZDMG. XLIV 363 ff., besonders 368 f. zu J. 28. 4 — werden hoffentlich ohne Nachahmung bleiben.

Dass es — bei der Summe von Lesarten, bei dem Widerspruch, in dem sich vielfach auch die besten Handschriften nicht nur mit einander, sondern auch mit sich selber befinden, endlich bei der Schwierigkeit der Exegese — nicht eben leicht war, sich zu entscheiden und dabei das Richtige zu treffen, bedarf eigentlich keiner besondern Versicherung. Und wenn gesagt werden darf, dass man in der weitaus grössern Mehrzahl der strittigen Fälle dem Herausgeber zustimmen muss, so bedeutet das für ihn kein geringes Lob.

Ich kann natürlich hier keine erschöpfende Polemik treiben, sondern muss mich begnügen, einzelne Fälle herauszugreifen, da ich Geldner nicht beitreten kann. In den Gathas findet sich 12 Mal die Form *paouru̯īm*. So bietet auch Geldner an 9 Stellen, aber dreimal schreibt er *pouru̯°* auf Grund verschwindend weniger Handschriften; J. 28. 1: Pd, K 37; 31. 8: S 1 (*pōuru̯°*); 45. 3: Pt 4. Ausserdem findet sich *pouru̯°* nur noch in J 7 zu 43. 5. Was war der Anlass, ungleich zu schreiben? Das Nämliche gilt bezüglich ***mainịēuš*** J. 4. 7 (u. ö.) gegenüber ***manịēuš*** J. 61. 2 (u. ö.); *zarazdātōiþ* Jt. 13. 47 gegenüber *zrazdāt°* Jt. 10. 51, 13. 92 u.

dgl. m. Anderswo hat sich doch Geldner nicht gescheut zu uniformieren. So schreibt er in den Gathas stets *manịēuš*, einmal, J. 31. 9, nur nach einer Handschrift, und in stetem Widerspruch mit der sehr sorgfältigen Handschrift Pt 4[1]). Wird doch sogar Vp. 9. 4 das nach meiner Ansicht ganz korrekte *hudåbịō* andrer ähnlicher Stellen wegen in *hudābịō* korrigiert; s. auch J. 24. 34 *vaŋhudābịō*.

Einige Male, so scheint es, hat sich Geldner durch grammatisch-linguistische Erwägungen vom rechten Weg ablenken lassen. So J. 38. 4, als er gegen fast alle Handschriften *frịąmahī* in den Text setzte; das *n* in *frịąnmahī*, an dem er sich offenbar gestossen hat, ist ganz am Platz; vgl. IF. I 173. So J. 45. 3, als er mit éiner Handschrift *jā* gegen *jąm* aller übrigen aufgenommen hat; vgl. meine Studien I 73. So Jt. 10. 45, wo er Westergaards *hispōsemna* gegen die besten Jashthandschriften durch *hišpōs°* ersetzt hat; vgl. Jt. 8. 36. So J. 43. 8, wo die Bevorzugung von *stāumī* in Mf 2, Jp 1, K 4 vor *stao°* in S 1, Mf 1, J 2, K 5 und den übrigen bloss dem indischen *stāumi* zu Liebe geschehen zu sein scheint. Warum ist die Lesart von Pt 4 nicht angeführt?[2]) Auch J. 26. 1 und Jt. 13. 21 bieten einige Handschriften *stāumi*: s. dazu BB. XVII 151 f. — Über Andres der Art gelegentlich an andrer Stelle.

Für eine Reihe von Stellen hat Geldner inzwischen selber eingeräumt, das Richtige verfehlt zu haben. Ich trage hier zusammen, was da und dort verstreut liegt, hoffend, dass das nicht überflüssig erscheinen wird. J. 30. 1 c 3: *jaçkā*: BB. XII 95. — J. 31. 9 a 3: *armaitiš*, 9: *ḫratuš*: Jackson a hymn 36. — J. 31. 15 a 4: *maēniš*; Jackson a. O 41. — J. 31. 20 c 2: *ra*; BB. XIV 13, Jackson a. O. 54. — J. 32. 3 c 2, 3: *aipi.daibitanā*; 5: *asružđum*; KZ. XXX 528. — J. 33. 1 a 1: *japā āiš*: BB. XV 248, 250. — J. 33. 7 a 4: *a kaipịākā*; BB. XV 249. — J. 34. 1 b 2: *taibịo*; BB. XV 253. — J. 34. 5 a 9: *rā*: KZ. XXVIII 303. — J. 43. 2 c 2: *kikipwa*; KZ. XXX 317. — J. 43. 8 d 2: *a buštiš*: a. O. 318. — J. 43. 12 c und 14 d 1: *uzireidịai*: a. O. 320. — J. 43. 12 e 4: *ranōibịa*: a. O. 320, BB. XIV 15. — J. 43. 14 d 2: *azē*; KZ. XXX 320, 331. — J. 43. 15 c 3, 4: *tušnā.maitiš*; BB. XV 259, KZ. XXX 321, 324. — J. 43. 16 b 3: *jęstę*; a. O. 321, BB. XIV 19. — J. 43. 16 d 1, 2: *krēng.daresoi*: a. O. 19 f., KZ. XXX 321. — J. 44. 19 c 3: *maęniš*; Jackson a. O. 41. — J. 46. 6 b 4: *haēpahịa*; KZ. XXX 532. — J. 46. 16 b 5: *uštā stōi*: BB. XIV 5. — J.

1) S. auch J. 31. 9 bei Jackson a hymn 8.
2) KZ. XXXI 318 wird ebenfalls nichts erwähnt.

48. 5 c 3, 4: *aipī.ząþem*; KZ. XXX 525, 530. — J. 48. 7 a 8: *siōdūm*; a. O. 526. — J. 51. 12 a 7: *zimō*; a. O. 524. — J. 51. 19 b 1: *daēnaįāi*; BB. XIV 18, Jackson a. O. 43. — J. 60 5 d 3: *aša drugem*; KZ. XXXI 321.

An Druckfehlern verzeichne ich: J. 1. 14. 26 l.: *rasąstātō*. — J. 9. 15. 2 l.: *zemargūzō*. — J. 44. 20 d 3 l.: *ąnmēnī*; vgl. BB. XII 98. — Jt. 5. 120 f 2 l.: *fįaəhuntaēka*. — Jt. 10. 32 g 3 l.: *garō nmānę*. — II 49 ist im Seitentitel Arduî Sûr ausgefallen.

Münster (Westf.), 5. November 1891.

Chr. Bartholomae.

Jackson A. V. W. The Avestan Alphabet and its Transcription. Stuttgart W. Kohlhammer 1890. 36 S. 8⁰. M. 0,80.

Das System, welches sich Jackson für eine Umschreibung des Avestaalphabets ausgesonnen hat und das er in der vorliegenden Broschüre empfiehlt, ist, das wird jeder zugeben, sehr geschickt durchgeführt. Er wollte wissenschaftlich und praktisch zugleich sein, eine Absicht, die ihm gewiss gelungen ist; auch seine typographischen Anforderungen wird selbst eine bescheiden eingerichtete Druckerei befriedigen bez. wird sie sich mit den von ihm selbst gestatteten Erleichterungen helfen können. Durchaus neu ist in Jacksons System die konsequente Verwendung eines Häkchens statt diakritischer Punkte oder Akzente, entsprechend dem sog. 'Ableitungs-Strich'; die andern von ihm benutzten Zeichen, wie *ə*, *ə̄* (auf dem Kopfe stehendes *e*, *ē*), *ḩ*, *ʒ*, *þ*, *đ*, *ƕ* sind auch sonst schon, wenn auch wie *ə*, *ə̄* noch nicht bei der Umschreibung des Avestaalphabets, angewandt worden. Statt *āo* (*å*) ein Zeichen aus *ā* und *ə* zu kombinieren, war der Natur des Buchstabens vollständig entsprechend. Ich meinesteils würde gern bereit sein, Jacksons Transskription anzuwenden, wie sie auch schon einmal in einer kurzen Note von mir im Am. Journ. of Phil. zur Anwendung gekommen ist, wenn ich nicht durchaus der Ansicht Hübschmanns wäre, dass neue Transskriptionsvorschläge das Gesamtgebiet der iranischen Sprachen, nicht bloss das Zend umfassen müssen. Wir umschreiben heute ziemlich allgemein nach Hübschmanns Weise wenigstens das Armenische, Ossetische, Beluči; diese bereits erreichte teilweise Einigkeit, die ich natürlich keineswegs bedaure, ist Jacksons System nicht günstig, dessen Buchstaben vielfach nicht zu Hübschmanns Transkription passen. Eher würde Jackson auf Annahme seiner Vorschläge rechnen können, wenn er sich entschlösse, sein System auf die iranischen Sprachen überhaupt auszudehnen.

Einen besonderen Wert verleiht dem Schriftchen die beigegebene übersichtliche vergleichende Tafel der bisherigen Umschreibungen des Avestaalphabets.

Strassburg i. E. Paul Horn.

Jackson A. V. W. a hymn of Zoroaster. Yasna 31. Translated with comments. Stuttgart W. Kohlhammer 1888. M. 1.50.

Das Dunkel, in das die Hymnen des altiranischen Volkes gehüllt waren, beginnt sich allmählich zu lichten. Auf grammatischem, metrischem und exegetischem Gebiet sind wir in den letzten 10 Jahren unzweifelhaft um ein gut Stück weiter gekommen. Der Inhalt jener Gesänge, die zum grössten Teil auf den Stifter der mazdischen Religion selber zurückzuführen sind, ist keineswegs so unbestimmt, so leer und gleichzeitig so zusammenhanglos wie er etwa in Spiegels Übersetzung erscheint. Es ist vorerst nur ein kleiner Kreis, den Zarathushtras Anhänger bilden; die Mehrheit steht abseits oder verhält sich geradezu feindlich; daher denn auch die wiederholten Klagen in den Hymnen. Im übrigen bieten sie keine besonders grosse Zahl religiöser Ideen. Ein hervorstechender Zug ist die vielfache Beschäftigung mit den letzten Dingen.

Es war ein glücklicher Griff, jene Hymne neu zu bearbeiten, deren Behandlung durch Roth im Jahre 1876 von so wesentlichem Einfluss auf die Gathaexegese geworden ist. Manche Zeile und Strophe der Hymne wurde schon in der Zwischenzeit erörtert. Jackson hat die einschlägige Litteratur gut benutzt und es ist ihm zweifellos gelungen, die Rothsche Übersetzung in vielen und wichtigen Stücken zu verbessern. Dass gleichwohl noch eine stattliche Reihe von Differenzpunkten übrig bleibt, darf bei der Sprödigkeit des Stoffs nicht Wunder nehmen. Ein Paar will ich hier namhaft machen.

Str. 1: *agūštā* möchte ich lieber mit ai. *ájuṣṭa-*, av. *zaoša-* usw. verbinden; *g* zu *z* ist ja auch sonst nachweisbar.

Str. 2: *uruąnē* nimmt man besser als Infinitiv 'zur Wahl', denn als Dativ zu *uruan-*, der normal *urunē* zu lauten hat.

Str. 5: Die Erklärung der Worte *jęhiā mā erešiš* halte ich nicht für gelungen. Ich glaube doch, dass *erešiš* das ai. *ŕ̥ṣiš* wiedergibt.

Str. 9: *papąm*, das Jackson noch an anderer Stelle besprochen hat, nehme ich als Lok. Sing. wie ai. *uṣā́m*, *usrā́m*, *kṣapā́m* u. a.

Str. 12: Zur Bedeutung von *maēþā* s. jetzt BB. XV 257.

Str. 13: Die Etymologie von *þwisrā* halte ich für falsch; hierüber ausführlicher IF. I 492 f.

Str. 14: Zu *hēnkeretā* vgl. Caland Zur Syntax 30 Note.

Str. 17: *aipī.dēbāuaiaþ* möchte ich jetzt nicht mehr mit *debenaotā* usw. zusammenstellen, sondern mit *aipī.daibitānā* 'Irrlehrer'; vgl. KZ. XXX 528. Ebendazu auch *ādebaomā* J. 30. 6.

Str. 18: Zu *dušitā* s. meine AF. II 100.

Str. 22: Zu *vāzištō astiš* s. BB. XV 10 f., XVII 340.

Münster (Westf.), November 1891.

Chr. Bartholomae.

---

von Hartel W. Über die Aufgaben und Ziele der klassischen Philologie. Inaugurationsrede, gehalten am 13. Oktober 1890 im Festsaale der Universität. Zweite Auflage. Wien, Leipzig, Prag Freytag u. Tempsky 1890. 36 S. Lex. 8°. M. 1.

Lipsius J. H. Die Aufgaben der klassischen Philologie in der Gegenwart. (Rektoratswechsel an der Universität Leipzig am 31. Oktober 1891 S. 17—34.) Leipzig Druck von Edelmann. 4°.

Bonnet M. La philologie classique. Six conférences sur l'objet et la méthode des études supérieures, relatives à l'antiquité grecque et romaine. Paris Klincksieck 1892. III u. 224 S. 8°. Frs. 3,80.

Drei namhafte Vertreter der klassischen Philologie behandeln Methode und Aufgabe ihrer Wissenschaft — gewiss ein erfreulicher Beweis dafür, wie lebhaft man allerorten bestrebt ist, trotz der unvermeidlichen Arbeitsteilung und der unerlässlichen Détailforschung das Ganze nicht aus dem Auge zu verlieren.

Am ausführlichsten hat Bonnet, der Verfasser des bekannten Werkes über das Latein des Gregor von Tours, jetzt Professor an der philosophischen Fakultät zu Montpellier, sein Thema behandelt. Am ausführlichsten, doch nicht am umfassendsten. Vielmehr sind ihm an Weite des Blicks und Grösse der Auffassung die beiden deutschen Gelehrten unzweifelhaft überlegen.

Doch es ist hier nicht der Ort zu einer erschöpfenden Kritik. Diese muss den Organen der klassischen Philologie überlassen bleiben. Hier kann nur ein einziger Punkt zur Sprache kommen, dessen Bedeutung freilich nicht gering ist. Es ist die alte Frage: Wie stellt sich die klassische Philolo-

gie zu unsrer eignen Wissenschaft, der indogermanischen Sprachforschung?

Man weiss, dass zwischen beiden kaum jemals ein näheres Verhältnis bestanden hat. Während die germanische Philologie vom ersten Tag ihres Bestehens an unlösbar mit der indogermanischen Sprachwissenschaft verknüpft ist, hat die klassische Philologie von vorneherein der jüngern Schwester gegenüber eine kühle, ja feindselige Haltung eingenommen. Der Hauptgrund dieser Abneigung hat bei Lobeck klassischen Ausdruck gefunden. Ich meine den berühmten Angriff auf jene Mezzofantis, die Griechisch zu können glauben, wenn sie einige Wörterbücher und Kompendien durchblättert haben, und verhängten Zügels durch hundert Sprachen schweifen.

Der Vorwurf ist hart, doch nicht ganz unberechtigt. Wenigstens nicht im Mund eines Mannes, der einst von sich bekannt hat: Wenn die Natur uns vergönnte

'zum zweiten Male jung und wieder alt zu sein',

so würde ich diese doppelte Dauer des Lebens zwischen beiden Studien verteilen, da die einfache kaum zur Kenntnis e i n e r Sprache hinreicht.

Es ist das grosse Verdienst von Georg Curtius hierin Wandel geschaffen zu haben. Selbst von der klassischen Philologie ausgehend, mit ihren Anschauungen und Bedürfnissen daher völlig vertraut, hat er durch seine ebenso besonnene wie feinfühlige Behandlung der griechischen Sprache das jüngere Geschlecht der klassischen Philologen in einem Umfange für die Sprachforschung gewonnen, wie niemand vorher — und nachher.

Aber dieses erfreuliche Zusammenwirken beider Wissenschaften hat nur kurz gedauert. Es kamen die siebziger Jahre und mit ihnen, Schlag auf Schlag, immer neue, immer glänzendere Entdeckungen, die bald die ganze Auffassung von dem Wesen und der Entwicklung der Sprache umgestalteten. Aber in dem heissen Kampfe, der nun zwischen dem mächtig vordringenden Neuen und dem zähen Widerstand leistenden Alten entbrannte, ward das von Curtius kaum erst geknüpfte Band wieder zerrissen: grösser denn je ward jetzt die Zurückhaltung der klassischen Philologie. Es mag sein, dass diese Entfremdung unvermeidlich gewesen ist, sie bleibt aber darum nicht minder bedauerlich.

Heute sind seit jenen Kämpfen schon Jahre dahingegangen. Was damals mühsam erobert und gegen Angriffe von allen Seiten unablässig verteidigt werden musste, ist längst zum unbestrittnen Gemeingut aller Sprachforscher geworden. Aber nun, da die Ruhe wieder hergestellt und

der schwer errungene Besitz unter Dach und Fach geborgen ist, drängt sich aufs neue die Frage auf: Sollte jetzt nicht eine Versöhnung mit der alten Gegnerin, der klassischen Philologie, möglich werden? Gibt es keine Anzeichen, die über ihre zukünftige Stellung zur Sprachwissenschaft Aufschluss geben können?

Der geharnischte Protest, den erst vor kurzem ein bekannter Gräzist gegen Methode und Ergebnisse der idg. Sprachforschung erhoben hat[1]), gibt wenig Hoffnung. Er beweist nur zu deutlich, dass die alten Vorurteile noch immer nicht ausgerottet sind.

Auch Bonnets Auffassung des Verhältnisses von Philologie und Sprachwissenschaft ist nicht darnach angethan, dass man reine Freude daran haben könnte. Man mag seine Achtung vor der idg. Sprachwissenschaft, ihrer Methode und ihren Resultaten, deren Kenntnis er von jedem klassischen Philologen fordert, dankbar anerkennen; aber wenn man sieht wie er sich abmüht die alte Scheidung zwischen 'philologischer' und 'linguistischer' Behandlung der Grammatik aufrecht zu erhalten, wenn man liest, dass das 'individuelle' Element in der Sprache für den 'Philologen' von höchster Bedeutung sei, während es für den 'Linguisten' nur ganz geringen Wert habe, — wenn man diesen und ähnlichen Anschauungen begegnet, die längst als unhaltbar erkannt und abgethan sein sollten, dann kann man sich eines Gefühls von Unbehagen nicht erwehren. Was frommen alle schönen Worte, wenn in den Grundfragen solche Unklarheit herrscht? Was not thut, ist die lebendige Erkenntnis, dass es nur eine einzige Art der Sprachbetrachtung gibt, die historische, die zugleich der physischen und der psychischen Seite der Sprache gerecht zu werden weiss.

Schon ein Blick auf die Geschichte der germanischen Philologie hätte Bonnet vor seinem verhängnisvollen Irrtum bewahren können. Hier hat man von einem Unterschied zwischen 'philologischer' und 'linguistischer' Sprachbetrachtung nie etwas gewusst. Und doch wird nicht leicht jemand behaupten wollen, dass die germanische Grammatik in ihren Leistungen hinter der griechischen und der lateinischen zurückstehe.

Mit doppelter Freude muss es da erfüllen, wenn man zwei klassische Philologen von der Bedeutung eines Hartel und Lipsius ihr gewichtiges Urteil über das Verhältnis ihrer

1) Friedrich Blass im Vorwort zu seiner Neubearbeitung von Kühners griechischer Grammatik. Vgl. Brugmanns Besprechung Anzeiger I 15.

Wissenschaft zu der unsern ganz und gar in dem Sinn abgeben hört, den alle Sprachforscher seit langem als den alleinberechtigten vertreten. Durch die völlige Übereinstimmung beider Gelehrten gewinnt ihre Auffassung noch wesentlich an Wert: jeder Philologe wird sich in Zukunft mit ihnen, also mit Angehörigen seines eigenen Faches auseinanderzusetzen haben, wenn er die sprachwissenschaftliche Behandlung der Grammatik ablehnen will.

Es muss, so sagt Hartel, die klassische Philologie und müssen alle andern, die deutsche, slavische, romanische, in enger Fühlung mit der idg. Sprachwissenschaft, ihren Ergebnissen und Methoden bleiben, wenn sie ihre Sprachen aus einem grossen Zusammenhang begreifen und in die lückenlose Entwickelung derselben aus der Fülle sprachlicher Möglichkeiten einen richtigen Einblick gewinnen wollen. Und Lipsius erklärt kurz und bestimmt: Seit Bopp ist für die wissenschaftliche Grammatik die ausschliessliche Beschränkung auf das Gebiet der beiden klassischen Sprachen zur Unmöglichkeit geworden. Damit ist auch von klassisch-philologischer Seite der sogenannten 'philologischen' Grammatik das Todesurteil gesprochen.

Aber — denn es fehlt auch hier ein Aber nicht — von der unumwundensten Anerkennung einer Theorie bis zu ihrer Verwirklichung in der Praxis führt nicht immer ein kurzer und leicht gangbarer Weg. Dessen wird man sich bewusst, wenn Hartel konstatiert, dass die idg. Sprachwissenschaft sich in ihren Wegen, Voraussetzungen, Formeln und Theorien so eigenartig entwickelt habe, dass ohne besonderes Studium kein Philologe eine linguistische Abhandlung unserer Tage zu verstehen vermöge.

Ich habe mir erlaubt, die letzten Worte hervorzuheben, weil sie mir von grösster Wichtigkeit zu sein scheinen. Denn sie berühren, wenn auch noch so schonend, einen wunden Punkt, der geheilt werden muss, falls ein fruchtbares Zusammenwirken von klassischer Philologie und idg. Sprachwissenschaft mehr als ein frommer Wunsch sein soll.

Gewiss, wir dürfen es uns nicht verhehlen, die idg. Sprachwissenschaft hat im Lauf der Jahre einen so esoterischen Charakter angenommen, dass man sich nicht wundern darf, wenn mancher trotz alles guten Willens daran verzweifelt, ihre Lehren sich zu eigen zu machen. Diesen Charakter muss sie unbedingt abstreifen, wenn sie darauf Anspruch erheben will — und sie muss es — auch im praktischen Leben den ihr gebührenden Platz einzunehmen. Bevor sie das nicht gethan hat, wird sie auch nicht als integrieren-

der Bestandteil in das Lehrgebäude der klassischen Philologie eingefügt werden. Denn für den Philologen ist das Studium der Sprache nur ein Teil seiner Aufgabe, wenn auch ein wichtiger, ein unerlässlicher. Aber er kann sich unmöglich in solchem Maasse darein vertiefen, wie der Sprachforscher, dessen Lebensberuf es bildet. Er ist daher zu dem Verlangen berechtigt, dass ihm das Sprachstudium, soweit es irgendwie angeht, erleichtert werde. Das geschieht in erster Linie durch gemeinfassliche Elementarbücher. Das Vorurteil, das man in Deutschland noch vielfach gegen sie hegt, als ob sie der Verflachung Vorschub leisteten, muss endlich einmal überwunden werden. Denn gerade das Gegenteil ist wahr: je schneller die Anfangsgründe überwunden werden, desto mehr Zeit bleibt für das eigentlich wissenschaftliche Studium übrig. Dann werden auch die Klagen verstummen, die man gegenwärtig so häufig hören muss, dass ausserhalb der engsten Fachkreise das Verständnis für das Wesen und die Entwicklung der Sprache so überaus gering sei.

Die Zeit für ein planmässiges Vorgehen in dieser Richtung ist heute so günstig wie vielleicht nie zuvor. Der Sieg der neuen Anschauungen ist längst entschieden. Brugmanns ausgezeichneter Grundriss bietet für jedermann eine zuverlässige Grundlage und fast unerschöpfliche Fundgrube. Pauls Prinzipien fassen die leitenden Ideen in musterhafter Weise zusammen. Diese und andere Schätze gilt es nun für die Praxis zu verwerten, für die weitesten Kreise nutzbar zu machen. Nur auf diese Art kann die Sprachforschung die breite Basis gewinnen, die jede Wissenschaft zu gedeihlicher Fortentwickelung braucht.

Das ist von jeher meine Überzeugung gewesen und ich habe mich bestrebt sie so gut, wie mir möglich war, in die That umzusetzen: mit welchem Erfolge, mögen andre beurteilen, wenn das Ergebnis vorliegt. Hätte ich diese Überzeugung nicht gehabt, die Worte Hartels und Lipsius' würden sie mir gegeben haben. Denn sie lehren unzweideutig, dass es der klassischen Philologie an gutem Willen nicht mehr fehlt, dass es jetzt nur darauf ankommt, ob auch die idg. Sprachwissenschaft aus ihrer halb freiwilligen, halb unfreiwilligen Abgeschlossenheit heraustrete und die ihr gebotene Hand ergreife.

Ich hoffe zuversichtlich, dass die beiden Reden bei einer recht grossen Zahl von Fachgenossen die gleiche Anschauung sei es hervorrufen, sei es kräftigen werden. Gelingt ihnen das, so wäre ihr Verdienst schon gross genug, auch wenn sie keine andern Früchte getragen hätten.

Dezember 1891. Wilhelm Streitberg.

Schrijnen J. Étude sur le phénomène de l' *s* mobile dans les langues classiques et subsidiairement dans les groupes congénères. Louvain J. B. Istas 1891. 90 p. 8°.

On connait l'explication que l'on donne ordinairement des formes parallèles asigmatiques et sigmatiques comme κεδάννυμι, σκεδάννυμι, τέγος, στέγω, etc. Ces doublets devraient leur existence à une loi du sandhi de la phrase qui aurait agi dès l'époque indo-européenne.

M. Schrijnen fait valoir contre cette hypothèse des arguments qui ne manquent pas de force et qui en ébranlent assurément la vraisemblance. C'est que la plupart des explications relatives à des phénomènes aussi anciens ont nécessairement un côté conjectural et hasardeux qu'il est assez facile de mettre en relief. La difficulté est de les remplacer par des hypothèses meilleures. Non content de critiquer ses devanciers, M. Schrijnen prétend avoir découvert une cause nouvelle et plus vraisemblable du phénomène de l' *s* mobile. Je n'oserais dire qu'il a réussi dans cette tâche, mais c'est un mérite de l'avoir essayé, et sa tentative est digne d'attention.

Selon M. Schrijnen, la caractéristique des formes sigmatiques en regard des formes asigmatiques est la nuance intensive. J'ai le regret de ne trouver aucun des exemples cités à l'appui de cette thèse véritablement convaincant. A plus forte raison, dois-je faire les plus grandes réserves sur les conclusions que l'auteur tire de ce point de départ très douteux. L' *s* serait le reste d'un ancien mot significatif (racine *sā*?), et les racines à *s* initial représenteraient des composés préhistoriques.

A l'objection que l'hypothèse d'une semblable composition verbale n'est corroborée par rien d'analogue dans l'époque indo-européenne, M. Schrijnen répond en reportant la date de ses composés à une époque proto-arienne. En d'autres termes, l'hypothèse de l'auteur nous introduit de plain-pied dans l'époque paléontologique antérieure à l'indo-européen tel qu'il nous est permis de le reconstruire par la comparaison. C'est là un domaine infiniment obscur, tout rempli de problèmes effrayants, et où, dans l'état actuel de la science, je n'ai nulle envie de m'aventurer.

La liste des doublets sigmatiques et asigmatiques de M. Schrijnen est faite avec beaucoup de soin. Il a cependant trop cédé au désir, fréquent en pareil cas, de multiplier les exemples favorables à sa thèse. Aussi un assez grand nombre de ses rapprochements me paraissent extrêmement douteux. Il serait trop long de les énumérer; je n'en citerai que quelques-uns. Page 27: χῆδ-ος 'douleur', rapproché de σχάζω,

'couper'. Page 50: τάφ-ος n'est pas pour *τṇφ-ος*. C'est la forme faible d'une racine θᾱφ- (τέ-θηπ-α); cf. τάχος de la racine θᾱχ. Dès lors, rien de plus hasardeux que de rapprocher στέμβω, ἀστεμφής de τάφος.

p. 59: Le gotique *þaúrban* 'avoir besoin' est à tort rattaché à un racine *terbh*, *sterbh* et comparé à ταρφύς 'épais'. L' *f* de *þarf* et du v. h. all. *durfan* prouvent que la racine est *terp-* et non *terbh-*; la vraie étymologie de *þarf* me parait avoir été donnée par M. F. de Saussure, Mém. soc. ling. VII p. 83 ss.

Il serait tout à fait superflu d'indiquer les autres rapprochements contestables. Les linguistes ne pourront consulter les exemples de M. Schrijnen qu'avec réserve, et en contrôlant leur légitimité. Telle qu'elle est d'ailleurs, cette énumération comble une lacune et rendra des services.

En général, l'auteur est suffisamment au courant des meilleurs travaux récents. On s'étonne cependant de rencontrer des explications comme celle-ci: "κεδάννυμι est formé d'un thème en α, κεδα, et du suffixe σνυ". Je doute fort de l'existence de ce suffixe σνυ, et je décomposerais *κεδασ-νυμι.

En somme, la brochure de M. Schrijnen, qui lui a servi de dissertation inaugurale, est un bon travail de débutant et elle renferme des promesses pour l'avenir.

Gand. L. Parmentier.

Sütterlin L. Zur Geschichte der Verba denominativa im Altgriechischen. I. Die Verba denominativa auf -άω, -έω, -όω. Strassburg Karl J. Trübner 1891. 8°. 128 S. M. 3.

Die vorliegende Schrift ist nicht ohne Vorgänger; v. d. Pfordten gab eine Statistik der Verba denominativa und skizzierte nach allgemeinen Gesichtspunkten ihre Geschichte, Johansson betonte die vorgeschichtlichen Fragen — Sütterlin schliesst sich v. d. Pfordten an, indem er besonders mit Verwertung inschriftlichen Materials die Sammlungen seines Vorgängers ergänzt und teilweise berichtigt; aber der Hauptzweck der Abhandlung ist der, im einzelnen den formalen und stofflichen Analogien nachzuspüren, welche mitgewirkt haben, die Typen auf -άω, -έω und -όω über ihren lautgesetzlichen Rahmen hinaus auszubreiten und mit bestimmter funktioneller Bedeutung auszustatten. Dadurch, dass jeweils die lautgesetzlichen Formen vorangestellt und die verschiedenen Gruppen sauber geschieden werden, ist eine klare Einsicht in den Verlauf des Entwicklungsprozesses ermöglicht. Vielleicht ist — bei allem Geschick, das der Verfasser dieser Untersuchung zeigt — manchmal eher zuviel Mühe auf das

Auffinden einzelner Analogieen verwendet. Der Verfasser weist selbst darauf hin, dass in jedem einzelnen Falle die bestimmende Analogie nicht mehr festzustellen ist; andererseits muss betont werden, dass eine bestimmte Musterform oft gar nicht notwendig war, nachdem einmal die Typen auf -άω usw. funktionell geworden waren.

Von Einzelheiten kann ich nur ganz wenig herausgreifen. Glücklich scheint mir die Erklärung der Faktitiva auf -έω (S. 50 ff.). Die Formen auf -όω werden aus der Proportion *σκέπᾳ, σκέπαις : σκεπάω = θρίγκῳ, θρίγκοις : θριγκόω abgeleitet (S. 98). Die These, dass diese Bildung schon "in der letzten Zeit der idg. Sprachgemeinschaft" entstanden sei, bleibt freilich ohne Beweis. Zu den S. 122 aufgezählten nicht lautgesetzlichen Bildungen auf -όω bemerke ich, dass es nicht gerade notwendig war, Muster unter den Derivatis von o-Stämmen zu suchen, da Verba wie ὀρνιθόω, θαλλασσόω sehr wohl auf Grund des Kompositionsvokals in ὀρνιθο-σκόπος, ὀρνιθο-τρόφος u. s. w. oder θαλασσοπόρος u. ä. geschaffen werden konnten. Für den Wechsel der Endungen -άω und -έω in späterer Zeit (S. 91) giebt die Entwickelung der Präsensbildung im Mittel- und Neugriechischen einen deutlichen Fingerzeig: der Zusammenfall der Verba auf -άω und -έω im Aoriststamm (ἐτίμ-η-σα ἐφίλ-η-σα) verursachte eine Vermischung im Präsens, die im Neugriechischen ziemlich vollständig geworden ist. Doch ich breche ab. Ich hebe nochmals hervor, dass der Verfasser durch seine sorgfältige Untersuchung sich ein entschiedenes Verdienst um ein interessantes Gebiet der griechischen Sprachgeschichte erworben hat.

Freiburg i. B. Albert Thumb.

Audouin E. Étude sommaire des dialectes grecs littéraires (autres que l'attique), avec une préface par O. Riemann. Paris C. Klincksieck 1891. 304 S. kl. 8°. Frs. 3.

Bei den philologischen Prüfungen in Frankreich werden häufig Aufgaben gestellt, die Vertrautheit mit den griechischen Dialekten erfordern. Riemann führt im Vorwort aus den letzten Jahren die Themata an: licence ès lettres (Paris, mars 1891): "transcrire en dialecte attique Hérodote III 91; expliquer les formes ioniennes contenues dans ce morceau et justifier les changements de formes et de syntaxe introduits dans la traduction"; — agrégation de grammaire (1887): donner la déclinaison dorienne de Μοῦσα, la déclinaison ionienne de ὕβρις"; — agrégation des lettres (1886): "expliquer les formes particulières au dialecte homérique qui se trouvent dans le passage suivant: Homère, Iliade, vers 200—206";

usw. Das Büchlein Audouins will in erster Linie der Vorbereitung auf diesen Teil der griechischen Prüfungen dienen, indem es die griechische Schulgrammatik ergänzend die Hauptregeln des homerischen, herodoteischen, dorischen und äolischen Dialektes zusammenstellt.

Leipzig. Richard Meister.

Boisacq É. Les dialectes doriens, phonétique et morphologie. Paris Thorin 1891. XII u. 220 S. gr. 8⁰.

Die Brüsseler Dissertation Boisacqs zeugt von Belesenheit und Sammelfleiss und wird gewiss Vielen zur Ergänzung des von Ahrens De dial. Dor. behandelten Materials willkommen erscheinen. Wo es gilt die Spracherscheinungen zu erklären, begnügt sich der Verf. gewöhnlich mit Zitaten und Verweisungen auf die neuere einschlägige Literatur, und tritt nur selten bei der Entscheidung strittiger Fragen mit eigenem Urteil hinter seinen Vordermännern hervor.

Leipzig. Richard Meister.

Immerwahr W. Die Kulte und Mythen Arkadiens. I. Band: Die arkadischen Kulte. Leipzig B. G. Teubner 1891. VIII u. 288 S. gr. 8⁰. M. 4.

Das vorliegende Buch Immerwahrs gehört zu einer gegenwärtig immer zahlreicher werdenden Klasse mythologischer Untersuchungen, welche der namentlich durch O. Gruppes einschneidende Kritik vollendete Zusammenbruch der Hypothese von Kuhn und Max Müller, dass alle Kulte und Mythen der einzelnen indoeuropäischen Völker nach Analogie ihrer Sprachen auf eine gemeinsame proethnische Religion zurückzuführen seien, hervorruft. Da nämlich die "Stammbaumtheorie" der Kuhn-Max Müllerschen Schule, der zufolge "das Verhältnis der ethnischen zu den proethnischen Religionsanschauungen sich graphisch in der Form einer einfachen genealogischen Tabelle oder eines sich allmählich in immer kleinere Arme verästelnden Flusses" (Gruppe Die griech. Kulte u. Mythen usw. S. 139 ff.) darstellen lassen soll, fast durchweg als nichtig erwiesen worden ist, so sind neuerdings viele klassische Philologen, durch den eklatanten Miserfolg der frühern vergleichenden Methode[1]) kopfscheu ge-

1) Leider scheint sich das Misstrauen der klassischen Philologie gegen die Vergleichungen Kuhns und Max Müllers neuerdings auf alle vergleichenden Methoden, sogar auf die Sprachvergleichung, erstreckt zu haben. Man vgl. das was Immerwahr

worden, wieder zu der bekannten von K. Otfr. Müller begründeten und später von H. D. Müller, Gerhard u. A. weiter ausgebildeten "Stammmythentheorie" (Gruppe a. a. O. 141 ff.) zurückgekehrt, indem sie die unendliche Fülle der verschiedenartigsten Lokalkulte und -Mythen, die wir schon in der ältesten historischen Zeit über ganz Griechenland ausgebreitet finden, aus dem Verschmelzen verschiedener griechischen Stämme und Stammreligionen zu erklären suchen und annehmen, dass, wenn an zwei oder mehrern Orten gleiche oder ähnliche Religionsvorstellungen sich vorfinden, diese Gleichheit oder Ähnlichkeit nur durch die Wanderung eines und desselben Stammes von einem Orte zum andern sich begreifen lasse. Bekanntlich hat Gruppe (a. a. O.) auch diese Theorie einer sehr scharfen Kritik unterworfen, indem er (S. 144 ff.) behauptet, dass die gesamte antike Überlieferung über Stammwanderungen nicht blos konstruiert, sondern auch falsch konstruiert sei, und sogar die bisher allgemein für eine historische Thatsache gehaltene dorische Wanderung (wie auch in letzter Zeit Beloch gethan hat) für eine völlig unhistorische Fiktion erklärt. Natürlich kann ich mich an diesem Orte nicht auf eine eingehende Kritik der Gruppeschen Ansichten einlassen; es mag genügen hier zweierlei zu bemerken, erstens, dass die Annahme einer Wanderung verschiedener griechischer Stämme (meist in der Richtung von Norden nach Süden), selbst wenn sie in vielen Einzelfällen vor dem Richterstuhle der strengsten historischen Kritik nicht beweisbar erscheint, doch im Ganzen schon deshalb eine sehr probable Hypothese ist, weil viel mehr historische Thatsachen mit ihr im Einklang als im Widerspruch stehen, und zweitens, dass eine prähistorische Völkerwanderung auch für die Balkanhalbinsel an sich höchst wahrscheinlich ist, weil derartige Verschiebungen ganzer Völker und Stämme auch sonst nachweislich in den verschiedensten Gegenden Europas, Asiens und Afrikas stattgefunden haben und geradezu als ein Charakteristikum gewisser primitiver Kulturperioden angesehen werden können. Ob freilich schon die Gleichheit oder Verwandtschaft zweier Kulte an zwei verschiedenen oft weit auseinanderliegenden Orten genügt, um daraus auf eine Wanderung desselben Stammes von einer Landschaft in die andere zu schliessen, muss auch ich mit Gruppe (a. a. O.) in den mei-

S. 204 gegen eine der sichersten mythologischen Etymologien, nämlich die Ableitung des Namens Πάν (= Hüter der Heerden) von Wz. *pa* 'hüten' (vgl. *pa-scor, pa-s-tor, pa-bulum, Pa-les* u. s. w.), bemerkt, um seine völlig unhaltbare Deutung des Pan als 'Sonnengott' zu stützen (vgl. dagegen mein Buch Über Selene und Verwandtes Leipzig 1890 S. 148 ff.).

sten Fällen bezweifeln, zumal da ja in historischer Zeit Kulte, Religionsvorstellungen und Mythen sich nicht bloss durch Koloniälgründung, sondern auch durch Abschluss politischer und religiöser Konföderationen sowie durch willkürliche Rezeption stammfremder Gottheiten auf Grund besonderer Veranlassungen geradezu massenhaft sich verbreitet haben, und ausserdem immer mit der Möglichkeit gerechnet werden muss, dass gleiche oder ähnliche religiöse Vorstellungen sich auch bisweilen ganz unabhängig von einander an verschiedenen Orten entwickelt haben.

Möge man aber über den historischen Wert der Stammwanderungstheorie von Otfr. Müller und H. D. Müller, an die sich Immerwahr in den religionsgeschichtlichen Partien seines Werkes offenbar angeschlossen hat, denken wie man will: immerhin ist und bleibt eine möglichst vollständige Statistik der sämtlichen griechischen Lokalkulte und Lokalmythen auf Grund der antiken Zeugnisse eine höchst dankbare und notwendig zu lösende wissenschaftliche Aufgabe. Dieser Forderung für Arkadien zuerst in recht befriedigender Weise genügt zu haben, wird als ein bleibendes Verdienst des Verf. dankbar anerkannt werden müssen. Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so ist sie eine ganz ähnliche wie in der 1888 zu Upsala erschienenen Abhandlung Wides De sacris Troezeniorum, Hermionensium, Epidauriorum und höchst wahrscheinlich auf dieselbe Anregung (K. Robert?) zurückzuführen. Wie Wide verfolgt auch I. einen bestimmten Götterdienst durch die einzelnen Stadtgebiete und Landschaften, und zwar in der Weise, dass jedesmal die gesamten für einen Kult vorhandenen Zeugnisse, also Autorenstellen, Inschriften, Kunstdenkmäler, vor allem aber die Münzen — und zwar die ersten beiden Kategorien in vollem Wortlaut — nach einzelnen Stadtgebieten oder Landschaften alphabetisch geordnet an die Spitze gestellt sind, um alsdann im Zusammenhang besprochen zu werden. Die Reihenfolge der behandelten Kulte ist folgende. Den Reigen eröffnen die grossen Götter: Zeus, Hera, Poseidon, Athena, Hermes, Demeter und Kora, Apollon, Artemis, Ares, Aphrodite; diesen schliessen sich an Götter wie Asklepios, Pan, Helios, Selene, Ge u. s. w., den Beschluss machen die Kulte der Heroen und der historischen Personen wie Hadrian und Antinoos. Am Ende des Werkes finden sich mehrere nützliche Register, nämlich 1) ein Verzeichnis der einzelnen Kultkomplexe, 2) ein index locorum, 3) ein epigraphisches und 4) ein Sachregister.

Die eigentliche Bedeutung des Buches von I. besteht nach meiner Ansicht in der sehr fleissigen, gewissenhaften

und, wie mir scheint, auch annähernd vollständigen Zusammenstellung der antiken Zeugnisse, die uns über arkadische Kulte erhalten sind. Zu diesen Partien des Werkes wird wohl nur Weniges nachzutragen sein. Ich gestatte mir folgende Bemerkungen und stelle es dem Herrn Verf. anheim, eventuell im 2. Bande davon Gebrauch zu machen.

Im ersten Abschnitt über den Zeus Lykaios (S. 1 f.), der wohl am besten mit Abschnitt VII (S. 7) verbunden worden wäre, vermisse ich den Hinweis auf die Lokalbeschreibungen moderner Reisenden, z. B. von E. Curtius, Bursian u. A. Überhaupt dürfte es sich empfehlen, solchen auf Autopsie beruhenden Schilderungen der Kultlokale künftig noch mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als dies I. gethan hat, und dieselben geradezu mit in die Zahl der Zeugnisse aufzunehmen. — S. 4 hätte die Frage, ob im Text des Pausanias V 5, 3 die von I. aufgenommene Lesart Λευκαίου Διός richtig oder statt dessen Λυκαίου zu schreiben ist, eine eingehende Erörterung verdient, da sie für die Erkenntnis des ursprünglichen Wesens des lykäischen Zeus von grosser Bedeutung ist. Sollte Λευκαίου, wie I. anzunehmen scheint, richtig sein, so würde sich diese Lesart als ein sehr gewichtiges Zeugnis für die übrigens von I. mit guten Gründen erschütterte Deutung des lykäischen Zeus als eines Lichtgottes verwerten lassen. — In dem Abschnitt über die Λύκαια, deren ungefähre Kalenderzeit S. 21 aus Xenophons Anabasis scharfsinnig bestimmt wird, fehlt unter den Zeugnissen Simonides fr. 157 v. 8 bei Bergk P. Lyr.[2] S. 919: ἐνίκησεν . . . . δύο δ' ἐν Λυκαίῳ, ausserdem vermisst man ungern die Antwort auf die von Schwegler R. G. I 356, 1 angeregte Frage, ob sich nicht der beiderseitige Anteil, den Zeus und Pan an den lykäischen Spielen hatten, genau bestimmen lasse. Wenn I. S. 6 aus Paus. 8, 38, 5 schliesst, dass der lykäische Pankult älter als der Zeuskult sei, so ist mir dies höchst zweifelhaft, zumal da die ältern griechischen Zeugen nur von Zeus als Inhaber der Lykaia reden.

Es ist sehr beachtenswert, dass in der Reihe der nach Immerwahr's Beobachtungen in Arkadien verehrten grossen Götter Hephaistos[1]) und Hestia fehlen. Meiner Ansicht nach sollten die Verfasser solcher Kultstatistiken nicht bloss eine Liste der nachweisbaren Götter für die behandelten Gebiete, sondern auch eine solche der fehlenden, zumal wenn sie eine solche Bedeutung wie die beiden genannten haben, entwerfen. Ob freilich Hestiakult mit Recht als in

1) Nach Wide im Skandinav. Archiv Bd. I H. 1 Lund 1891 S. 120 Anm. ** fehlt Hephaistoskult auch in Lakonien.

Arkadien fehlend angenommen wird, ist mir sehr zweifelhaft. Ich verweise auf die κοινὴ ἑςτία (περιφερὲς ςχῆμα ἔχουςα) zu Mantineia b. Paus. 8, 9, 5, auf die ἑςτία Ἀρκάδων κοινή zu Tegea (Paus. 8, 53, 9), sowie auf das Kollegium der Hierothyten zu Phigaleia (Paus. 8, 42, 12), Thatsachen, die wenigstens von Preuner in seinem gründlichen Artikel über Hestia in meinem Ausführl. Lex. d. gr. u. röm. Mythol. I Sp. 2630 ff., wie mir scheint, mit Recht auf Hestiakult bezogen werden. — Auch vermisst man ungern eine kurze Zusammenstellung derjenigen Kulte, welche in den nachweislich von Arkadern gegründeten Kolonien, z. B. auf Kypros und Zakynthos, bestanden haben. Vielleicht lassen sich dieselben noch in einem dem zweiten Bande beizugebenden Anhange nachtragen.

Was endlich die von I. aus den Zeugnissen gezogenen Schlüsse hinsichtlich des Alters, der Herkunft, der Wanderungen der einzelnen arkadischen Kulte betrifft, so bin ich geneigt, ihm vielfach beizustimmen, muss aber auch hie und da seine Folgerungen (namentlich hinsichtlich der Stammwanderungen — s. oben! —) als mehr oder weniger zweifelhaft bezeichnen. Dennoch ist es dem Verf. im Grossen und Ganzen gelungen, wahrscheinlich zu machen — und das scheint mir das wichtigste religionsgeschichtliche Resultat seiner Arbeit zu sein, — dass selbst in das autochthone Arkadien eine ziemliche Menge von Kulten aus Boiotien, Thessalien und Argos schon in sehr früher Zeit Eingang gefunden habe. Ob freilich die Hera von Heraia aus Elis stammt, wie I. S. 34 zuversichtlich meint, ist mir schon deshalb höchst fraglich, weil, wie die Schwankungen des Dialekts in den ältesten olympischen Inschriften lehren, die Pisatis vor der Eroberung durch die aiolischen Eleier eine mit den Arkadern verwandte Bevölkerung hatte (vgl. Blass Sammlg. d. griech. Dialekt-Inschr. S. 313. Busolt Griech. Gesch. I S. 36), also auch der umgekehrte Weg (von Arkadien nach Elis) sehr wohl denkbar ist. Wir hoffen recht bald auch über die "arkadischen Mythen" berichten zu können.

Wurzen. W. H. Roscher.

Meyer G. Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache. Strassburg Karl J. Trübner 1891. XV pp. 256 S. 8°. (Sammlung indogermanischer Wörterbücher III). M. 12.

Der Verf. will in diesem Buche einerseits den Wortschatz der albanesischen Sprache in möglichster Vollständigkeit bieten, anderseits das von ihm zusammengetragene und gesichtete Material auf seine Herkunft prüfen. In beiden Beziehungen leistet das Werk vorzügliches, so dass es un-

zweifelhaft einen bedeutenden Fortschritt in der Erforschung dieser Sprache bezeichnet und wesentlich dazu beitragen wird, diesem 'Stiefkind unter den indogermanischen Sprachen' zu seinem Rechte zu verhelfen.

In der Deutung des albanesischen Wortschatzes war bisher das meiste von Miklosich geleistet worden, der sich besonders um die Bestimmung der romanischen, slavischen und türkischen Lehnwörter verdient gemacht hat. Ausserdem hatte G. Meyer selbst, dem die Wissenschaft bekanntlich schon eine ganze Reihe von wichtigen Schriften und Aufsätzen zur albanesischen Sprachforschung verdankt, bereits mancherlei Beiträge zur Worterklärung geliefert. Das vorliegende Wörterbuch bringt nun eine Fülle von neuen und, soweit Referent urtheilen kann, meist völlig befriedigenden Etymologien, namentlich viel neues für die Entlehnungen aus dem Neugriechischen und für das echt einheimische. Aber auch die Zahl der Lehnwörter aus dem Romanischen, Slavischen und Türkischen ist gegenüber den Ermittelungen Miklosichs beträchtlich gewachsen dank den dem Verf. zu Gebote stehenden reichern Wortsammlungen; z. B. hat G. Meyer 1420 Wörter romanischen Ursprungs gegenüber 930 bei Miklosich. Dass das Albanesische von fremden Bestandtheilen geradezu wimmele, ist längst bekannt. Dennoch ist das Ergebnis dieses Buches überraschend, dass sich von den etwa 5140 Wörtern, die in ihm behandelt sind, nur etwa 400 mit mehr oder weniger Sicherheit als altes indogermanisches Erbgut erweisen lassen; 1420 werden als romanische, 1180 als türkische, 840 als neugriechische Entlehnungen nachgewiesen, während etwa 730 Wörter bis jetzt jeder Ursprungsdeutung widerstreben.

Wer von unsern Lesern das Werk auf die in ihm gegebenen Wortdeutungen, namentlich in Bezug auf den echt einheimischen Sprachstoff durchnehmen will, dem ist zu empfehlen sich den Inhalt von G. Meyers Aufsatz in Bezzenbergers Beiträgen VIII 185 ff. zu vergegenwärtigen; hier findet man die wichtigsten Lautgesetze der Sprache zusammengestellt [1]). Für viele von dem Verf. angenommene Lautübergänge wird uns freilich wohl erst die von ihm versprochene ausführliche albanesische Grammatik die nähere Begründung bringen. So z. B. für die Zurückführung von *ϑań* 'trockne, dörre' auf **saus-niō* (S. 88). Ist mit dem *n* dieser Grundform sonantisches *n* (*n̥*) gemeint, was man nicht wissen

1) Nunmehr ist daneben auch das kürzlich erschienene 3. Heft von G. Meyers albanes. Studien heranzuziehen, das eine ausführliche Lautlehre der idg. Bestandteile des Albanesischen enthält (vgl. die Bibliographie).

kann — der verehrte Herr Verf. könnte meines Ermessens etwas weniger zurückhaltend sein in der Anwendung diakritischer Zeichen, die doch zumeist mehr als 'blendender Aufputz' sind —, so deckte sich *ϑań* mit gr. αὐαίνω völlig und unterschiede sich von lit. *saũsinu* nur durch das Mehr des *io*-Suffixes. Bei *nes-* 'nächst folgend', das der Verf. aus **nōks-* herleitet (S. 303), möchte man wissen, ob es nicht nach den Lautgesetzen auf **nōts-* zurückgebracht werden kann. Denn das verglichene air. *nessa* ist nicht auf **neks-*, sondern auf **nets-* von Wurzel *nedh-* zurückzuführen (Ber. der sächs. Ges. der Wiss. 1890 S. 236). Die Vokalstufe von *nes-* = **nōt-s-* wäre die des lat. *nōdu-s*.

Ausführliche Register erleichtern die Benutzung des Buches, und seinen Schluss macht eine dankenswerthe 'Albanesische Bibliographie', die bald noch einmal so viel Nummern aufweist als die vom Verf. in seinen 'Alban. Studien' I. u. II (1883 und 1884) gegebenen Litteraturverzeichnisse. Drolligerweise ist die Erwähnung gerade dieser 'Studien', auf grund deren der Verf. die neue Bibliographie angefertigt hat, in dieser (S. 520) vergessen worden.

Meyers treffliches Werk ist vor kurzem vom Institut de France mit dem Volney-Preise gekrönt worden. Hoffentlich bleibt dem Verf. auch der beste Lohn, den man ihm wünschen kann, nicht aus, eine immer regere Betheiligung an den albanesischen Sprachstudien von seiten seiner Fachgenossen.

Leipzig. K. Brugmann.

Pauli C. Altitalische Forschungen, dritter Band, Die Veneter und ihre Schriftdenkmäler. Mit zwei Lichtdruck- und 7 zinkographischen Tafeln. Leipzig J. A. Barth 1891. M. 40.

Der Verf. hat sich durch dieses Buch um die altitalische Sprachen- und Völkerkunde, die ihm bereits so Vieles verdankt, ein neues grosses Verdienst erworben. Die von P. schon 1885 in seinen 'Inschriften nordetruskischen Alphabets' aufgestellte, inzwischen von Bréal angezweifelte Ansicht, dass die Sprache der auf dem Gebiet der alten Veneter und nordöstlich bis nach Kärnten hin gefundenen Inschriften eine indogermanische sei und mit dem Messapischen zur illyrischen Gruppe gehöre, wird hier in umfassender Weise und mit vielem Scharfsinn aufs Neue behandelt und definitiv zu erweisen gesucht. Das Werk zerfällt, ähnlich wie das frühere, in vier Teile: I. Die Denkmäler (S. 1—80, Nachtr. S. 441 ff.), II. Die Schrift (S. 81—231), III. Die Sprache (S. 232—412) IV. Das Volk (S. 413—440). Den Schluss bilden ausführliche

Register und neun Tafeln mit sorgfältigen Reproduktionen der Inschriften. Der erste Teil gibt nach vortrefflichen Prinzipien (vgl. S. 404 f.) den Text der Denkmäler in lat. Umschrift, nebst genauen Angaben über Fundort, Grösse usw. Im zweiten Teil folgt zunächst die Begründung von Paulis Lesung einiger Schriftzeichen. Hervorgehoben sei der Nachweis, dass statt Deeckes θ teils *o* teils *t* zu lesen sei. Die Erörterung des venetischen *vh* führt zu einer ausgedehnten Untersuchung über die Bezeichnung des *f*-Lautes in den italischen Alphabeten; bezüglich des Faliskischen möchte ich noch immer die Kirchhoffsche Erklärung aus *ϝ* gegenüber P. und Andern für wahrscheinlich halten (Paulis Beweisstück Νυμψίου S. 105 ist zu streichen, denn so und nicht Νυμφίου ist zu lesen). Zu der merkwürdigen Punktierung einzelner Buchstaben, die S. 191 ff. behandelt wird, ist jetzt auch der Aufsatz von Lattes Rendic. del Ist. Lomb. XXIV fasc. 14 zu beachten, der den Punkten verbindende Geltung zuschreibt. Das wahrscheinlichste ist doch wohl, dass sie lautliche Besonderheiten ausdrücken sollen (z. B. bei Vokalen Quantität, Qualität oder Betonung), vgl. die lat. Apices und Sicilici. Sehr viel Anfechtbares enthält der Abschnitt über den Ursprung des venetischen Alphabets und das Verhältnis zu den übrigen italischen Alphabeten (S. 215—231). Im dritten Teil, der die Sprache behandelt, bewähren sich aufs Beste Paulis bei der Beschäftigung mit dem Etruskischen herausgebildete methodische Grundsätze (vgl. besonders S. 234). Dass die Sprache idg. sei, dürfte jetzt ausser Frage stehen. Man sehe namentlich das S. 403 f. gegebene Schema der Deklination, an welchem allerdings noch Mehreres zweifelhaft bleibt. Ausserdem macht Pauli folgende Deutungen wahrscheinlich: *eχo* 'ego'; *meχo* 'me' (vgl. gr. ἐμέ-γε got. *mi-k*); *zonasto* 'dedit' Aor. Med., zu l. *donare* (unsicherer *zoto* = gr. ἔδοτο); *rehtiiah* Name einer Göttin, = einem lat. **Rectiae*; -*χeneh* in einem Eigennamen zu gr. -γένης; Präpos. *op ap per* zu lat. *ob ab per*. Die grosse Masse des übrigen erhaltenen Wortmaterials besteht aus Eigennamen. Der umfangreiche Abschnitt über die letztern ist namentlich als Materialsammlung wertvoll. Ob aus den Eigennamen wirklich ein B e w e i s für das Illyriertum der Veneter zu erbringen sein wird, kann erst eine ganz eingehende Untersuchung zeigen. Die von Pauli behauptete nahe Verwandtschaft des Venetischen mit dem Messapischen hat in der That Manches für sich. Doch kann das Venetische mit dem Albanesischen, das Pauli (wohl der Hypothese von der Verwandtschaft des Messapischen mit dem Albanesischen sich anschliessend) auf S. 242 f., 263 heranzieht, schwerlich etwas zu thun haben,

wenn Paulis Erklärung von *eχo meχo -χeneh* richtig ist, da das Albanesische bekanntlich in der Behandlung der idg. Palatal-Reihe zur Gruppe des Arischen und Baltisch-Slavischen gehört. Der vierte Teil wendet sich, nach Bekämpfung der Ansicht, dass unsere Inschriften auch euganeisch oder gallisch sein könnten, zur Feststellung des Weges, auf dem die Veneter in ihr Gebiet einrückten und ihrer einstigen Ausdehnung. Ausser der venetischen nimmt P. noch zwei ältere illyrische Invasionen nach Italien an, die messapische und eine noch frühere, welche sogar vor der Einwanderung der Italiker stattgefunden haben soll und deren Spuren P. in Umbrien, Picenum und bis nach Latium hinein vorfindet (z. T. im Anschluss an Fligier). Inschriftliche Reste der Sprache dieser letztern Illyrier wären nach P. die bisher altsabellisch genannten Inschriften; mir ist vorläufig die ältere Ansicht wahrscheinlicher.

R. v. Planta.

Weise F. O. Charakteristik der lateinischen Sprache. Leipzig B. G. Teubner 1891. X und 171 S. M. 2,40.

Unzweifelhaft richtig ist der vom Verfasser dieser Schrift in dem Vorwort ausgesprochene Gedanke, dass auch beim Sprachunterrichte, wie in anderen Unterrichtszweigen, auf die geschichtliche Entwickelung in gebührender Weise Rücksicht zu nehmen sei. Als ein Baustein in dieser Richtung ist demnach dieser 'Versuch' zu betrachten, der an die Adresse aller Freunde der lateinischen Sprache gerichtet ist, ganz besonders aber doch für die Lehrer der obern Klassen und für Studierende der klassischen Philologie bestimmt sein dürfte. Darnach ist es wohl klar, dass man an diese Arbeit nicht den Masstab strengster wissenschaftlicher Kritik anlegen darf, die nicht eben gar zu selten mit den Anschauungen des Verfassers in Zwiespalt geraten müsste. Indessen wird der allgemeine Wert unserer Schrift durch diese Mängel im einzelnen nicht allzusehr herabgedrückt, wenn man auch bei dem ausgesprochenen Zwecke des Buches gerne namentlich in allen Fragen der Etymologie und Grammatik sichern und verlässlichen Aufschluss finden möchte. Auch ist nicht immer die treibende Ursache mit hinlänglicher Klarheit hervorgehoben, so z. B. hinsichtlich der Verschiedenheit der Vokalisation der griechischen und lateinischen Sprache, die doch sicher durch die Natur des lateinischen Akzents hervorgerufen ist. Ich will und kann mich aber durchaus nicht auf eine ausführliche Besprechung dieser Mängel einlassen und führe zur Orientierung des Lesers nur noch ausdrücklich an, dass

der Verfasser seinen Gegenstand in vier Kapiteln behandelt, deren Titel sind: I. Sprache und Volkscharakter. II. Sprache und Kulturentwicklung. III. Die Sprache der Dichter. IV. Die Sprache des Volks. Wenn man die Sprache der klassischen Prosa nicht in einem eigenen Abschnitte dargestellt findet, so hat dies darin seine Begründung, dass, wie der Verfasser mit Recht in der Vorrede hervorhebt, "auf diese in allen Kapiteln mehr oder weniger Rücksicht genommen und namentlich in den beiden letzten ihre Abweichung von Volks- und Dichtersprache ausführlich dargethan wird". Insbesondere verdient noch hervorgehoben zu werden, dass in den Anmerkungen (S. 120—171) reichliche Litteraturnachweise beigebracht sind, die als höchst willkommen bezeichnet werden müssen. Hier wird auch der unterrichtete Leser, der vielleicht in den Ausführungen des Textes nicht viel neues findet, mancherlei Anregung und Belehrung empfangen, die das gut und frisch geschriebene Büchlein weitern Kreisen zu vermitteln sehr geeignet ist.

Innsbruck, den 14. Sept. 91. Fr. Stolz.

Stowasser J. M. Eine zweite Reihe dunkle Wörter. Wien Verlag des Franz-Joseph-Gymnasiums 1891. 33 S. 8°.

Ein lateinisches etymologisches Wörterbuch ist ein so dringendes Bedürfnis, dass man jeden Beitrag dazu begrüssen wird, auch wenn man bei dem Verf. jene Verbindung historischer und sprachgeschichtlicher Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten vermisst, die das Erfordernis aller Etymologie ist. Kann man mitunter dem 'Sprachvergleicher' den Vorwurf nicht ersparen, dass er über der Vergleichung die Möglichkeit der Entlehnung nicht genügend berücksichtige, so stellt Stowasser sich umgekehrt auf direkt feindlichen Standpunkt zu den 'Sprachvergleichern', kommt aber allerdings etwas verspätet, sofern er nämlich sich fast stets auf Vaniček (!) beruft und offenbar kaum eine Ahnung davon hat, dass auch die 'Sprachvergleicher' schon weit über Vaniček hinaus sind. Nichtsdestoweniger finden sich in dem vorliegenden Programm eine Reihe bemerkenswerter Deutungen, namentlich die erste: *macellum*, als dessen älteste Bedeutung im Lateinischen Markt und zwar sowohl Gemüse- als Fleischmarkt gesichert wird, wodurch die Zusammenstellung mit *mactare* hinfällig ist. Für *macellum* nun wie für *macellotae* nach Varro l. l. V 146 = Gartenthürchen bei den Joniern wird Entlehnung aus einem semitischen Worte, das in hebr. *mikhela makhela* vorliegt, mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen. *Castrare* von *castor*, schwer glaublich, da jenes im Lat. gang und gäbe,

dieses ein nur von Wenigen gebrauchtes griech. Lehnwort ist an Stelle des volkstümlichen *fiber*. Suffix *-tudo*, das ursprünglich im Gegensatz zu *-tas* den blossen Schein einer Eigenschaft ausdrückt, soll ein Subst. *tudo* zu *tueri*, gebildet wie *dulcedo* sein. Von den vielen lautlichen und morphologischen Schwierigkeiten dieser Deutung scheint der Verf. keine Ahnung zu haben. *Initium* wird zutreffend in *in-itium* zerlegt, und dieses selbe *-itium* soll auch in *serv-itium*, *calvitium* 'das kahlgehen', *lanitium* und sogar in dem Abstracta bildenden *-itia* in *tristitia* usw. stecken. Evident ist aber wieder *excidium discidium* zu *cadere*, *adsentari*, eine Bildung wie *absentare*, also 'sich anwesend machen, sich anschliessen'. Weiter soll *ecce* aus ἔχε entlehnt, *excĕtra* eine Zusammensetzung aus *ex* = ἔχις und *cētra* 'Schild' sein, welche gezwungene Deutung kein Vorurteilsloser der Weiseschen BB. VI 233 vorziehen wird. *Veredus* und *burdo* werden als Lehnwörter aus dem semitischen *phered* erklärt, *amussis* aus semit. *amatha*, ohne dass die Deutung Weises aus ἄμυξις, die lautlich durchaus unbedenklich ist, auch nur Erwähnung fände, *cimussa* aus gr. ψιμύθιον, was auf der Hand liegt, *cerussa* aus *κηρόεσσα. *Cachinnare* wird in *cach-* (vgl. καχ-άζω) und *hinnare* = *hinnire*, also 'lach-wiehern', zerlegt, endlich die griechische Präposition κατά als *cat* wiedergefunden nicht nur in dem Lehnwort *castula* = καταστυλή, sondern auch als urverwandt, wenn ich recht verstehe, in *cat-asta* (= *-hasta*), *ca-stigare* vgl. *in-stigare* (die Fröhdesche Deutung BB. I 195 ist wieder totgeschwiegen), *ca-pronae*, *ca-luere* wie *so-luere*, also = κατα-λύειν, *ca-villari* zu *villus*, wobei gegen Havets Zusammenstellung (Mém. soc. ling. VI 21) mit κόβᾱλος gesagt wird, die Formgebung liege zu weit, was ich nicht verstehe, da ja ein ursprüngliches *cog-* im Gr. nur κοβ-, im Lat. nur *cav-* ergeben kann. Diese ganzen Erklärungen aber gehen von der unbewiesenen Annahme aus, dass das α in κατά ein altes α, nicht wie z. B. das in ἑκατόν aus *n* entstanden sei: sobald sich letzteres nachweisen lässt (und diesen Nachweis hat bis zur Evidenz Ascoli geleistet Note irlandesi 1 ff.), fällt alles zusammen und die an sich schon unwahrscheinlichen Erklärungen richten sich selber.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Langues et Dialectes Revue trimestrielle publiée sous la direction de T. Zanardelli, Professeur aux Cours de la Ville de Bruxelles, 1. Mai 1891. Bruxelles A. de Nocée, Editeur. 95 pp.

Das uns vorliegende 1. Heft enthält acht Aufsätzchen

des Herrn Ž., von denen sieben romanistischen Inhaltes sind, während einer, der erste (S. 5—9), ein Problem der oskischen Grammatik behandelt: le préfixe *en* et sa variante *an* dans la langue osque. Der Verf. sucht hier nachzuweisen, dass das dem lat. *in-* 'un-' entsprechende osk. *an-* (dass auch das Umbrische dieses *an-* hat, wird nicht erwähnt) aus *en-* entstanden sei. Ich halte den Beweis nicht für erbracht.

Leipzig, 5. Juni 1891. K. Brugmann.

Lichtenberger H. De verbis quae in vetustissima Germanorum lingua reduplicatum praeteritum exhibebant. (Thesis.) Nanceii MDCCCLXXXXI.

Der Verf. hat das Material sorgfältig zusammengestellt. Zur Lösung der schwierigen Frage, auf welchem Wege die reduplizierenden Präterita im Westgerm. und Nord. in die uns überlieferten Formen übergegangen sind, hat er schon aus dem Grunde, dass seine Methode eine unzulängliche ist, nichts beitragen können. Weshalb der Akzent im Northumbrischen auf der Reduplikationssilbe, sonst aber auf der Wurzelsilbe gestanden haben soll, wird nicht angegeben. Die Entstehung von north. *heht* aus **he-hait-e* oder **he-hit-e*, von *reord* aus **re-rōd* u. s. w. widerspricht gerade so gut wie die von **h-hêt* aus **he-hêt* **s-sê* aus **se-sê* u. s. w. den Lautgesetzen. Ebenso unstatthaft ist die Annahme des Schwundes von inl. *h* und *w* wie in ags. *heóldon* aus **heuldum* aus **hehuldume* in **weupum* aus **wewúpume*, **weuldum* aus **wewuldume*. Hinsichtlich der ahd. Formen *kiscrerot*, *anasteroz* u. s. w. hat sich der Verf. der neuerdings von Zarncke (Paul und Braunes Beitr. XV S. 350 ff.) wiederaufgenommenen Ansicht angeschlossen, dass das *r* hier nur euphonisches Einschiebsel sei. So verdienstlich nun Zarnckes bezügliche Mitteilungen, so weit sie einfach Thatsachen angeben, auch sind, so bleibt es doch bei seiner Theorie völlig unaufgeklärt, wieso denn der betreffende Schreiber 'euphonisches' *r* lediglich in mehreren Präteritalformen ursprünglich reduplizierender Verba, sonst aber nirgends eingeschoben hat. Es ist kein Zweifel, dass man zu diesen *r*-Formen nicht vom neuen ablautenden, sondern wieder vom alten reduplizierenden Typus wird auszugehen haben.

Magdeburg. Richard Loewe.

Tamm Fredr. Etymologisk svensk ordbok. Första häftet. Stockholm Hugo Gebers förlag. Leipzig M. Spirgatis. 80 S. 8°. M. 1,50.

Dieses nach Kluges Vorbild ausgearbeitete etymologische

Wörterbuch der schwedischen Sprache verspricht ein ganz vorzügliches Nachschlagebuch zu werden. Seite für Seite erweist es sich als Frucht eingehender Vorstudien und saubrer Verarbeitung der Litteratur. Besondre Erwähnung verdient die Aufmerksamkeit, die der Verfasser den Lehnwörtern zugewandt hat — was ja bei einer Sprache wie der schwedischen, die so vieles fremde Gut aufgenommen hat, besonders wichtig ist.

Die äussere Anordnung braucht, da Kluges Wörterbuch sattsam bekannt ist, nicht weiter besprochen zu werden. Neu sind die den Artikeln eingeflochtenen Litteraturangaben. Ich halte diese Neuerung nicht für sonderlich glücklich; wenn auch die durch den beschränkten Raum geforderte Auswahl geschickt vorgenommen ist, so werden doch bei einem Buche, das sich an Fachleute und Nichtphilologen wendet, gerade bei Litteraturangaben beide Teile nicht in gleicher Weise befriedigt werden können. Doch soll hervorgehoben werden, dass zuweilen auf Arbeiten hingewiesen wird, die leicht übersehn werden können.

Die Auffassung des zweiten Gliedes von *apelsin* als Verkürzung von *Messina* ist nach Kluges Ausführungen in der 5. Auflage des Wörterbuchs nicht mehr haltbar. Unter *båt* wird die Möglichkeit offen gelassen, dass an. *bátr* aus dem Ags. entlehnt sei — Kluge trägt in Pauls Grundriss I 785 und dem Wörterbuch diese Auffassung als sicher vor — trotzdem Lindgrens Erklärung (Sv. landsm. XII 1 § 88) zitiert wird. Aber einmal scheint es sehr unwahrscheinlich, dass ags. *bāt* als Mask. *bátr* ins Nord. herübergenommen sein soll, wo das Neutr. *beit* daneben existiert. Andrerseits muss *bátr* mit den übrigen Fällen, wo urgerm. *ei* scheinbar unregelmässig im Nord. als *á* erscheint, zusammen behandelt werden. Aber bei runisch *hateka* und bei *hátaz* für *heitaz* (Heimskringla, Unger S. 96, 27, wo Frisianus und cod. AM. 39 fol. *hataz* lesen, das wegen des in der nahverwandten Kringla stehenden *heitaz* entschieden mit *á* anzusetzen ist) ist Entlehnung aus dem Ags. ausgeschlossen. Einigermassen wahrscheinlich ist sie nur bei einem Worte, dem im Physiologus XII 7 einmal belegten *gát* (s. Dahlerup Aarb. f. nord. Oldk. 1889 S. 348 f.), wo die Geschichte des Denkmals vielleicht — aber auch nur vielleicht — nach dieser Richtung weist. Selbst wenn also die Lindgren-Noreensche Erklärung abzuweisen wäre, haben wir kein Recht, Worte wie *bátr*, *háss*, *vákr*, *tákn* für Lehnwörter anzusehen.

Unter *barm* wird die überzeugende Vermutung ausgesprochen, dass aisl. *barmi* 'Bruder' auf ein aisl. *barmr* hinweise. Dann aber scheint mir Kocks Annahme (Nord. Tidskr.

f. Filol. N. R. VII 310 f.), dass isl. *badmr* aus **barmr* teils durch auch sonst erwiesene Dissimilation, teils durch Anlehnung an *faðmr* entstanden sei, nicht abzuweisen, und *baðmr* braucht also nicht eingeklammert zitiert zu werden.

Hoffentlich beschenkt uns Tamm bald mit einem neuen Hefte. Nach dem im ersten gebotenen wird man der Fortsetzung mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

Leipzig-Lindenau. G. Morgenstern.

Hoffmann E. Stärke, Höhe, Länge. Ein Beitrag zur Physiologie der Akzentuation mit spezieller Berücksichtigung des Deutschen. Strassburg Karl J. Trübner 1892. IX u. 51 S. 8°. M. 1,50.

In den Vorstellungen vom Sprachakzent ist weder Klarheit noch Einigung erreicht. Eine von alter Tradition dargebotene Terminologie ist dem Verständnis hinderlich. Die Buntheit der mundartlichen Verhältnisse bewirkt, dass mit einem Schlagworte mehrfacher Sinn sich verbindet. Viele haben resigniert, bedenkend, dass nur Apparate und schwierige Messungen fördern könnten, und nicht eben ermutigt durch die bisherigen Versuche in dieser Richtung. Die vorliegende Schrift unternimmt es, ohne solche objektive Fixierungen, zu sichten und zu definieren. Ohne das Beobachtungsfeld erheblich zu erweitern oder zu bereichern, stellt sie in klarem, gut lesbarem Flusse die wichtigsten Gesichtspunkte zusammen. Manche Schwierigkeiten werden wohl mehr verschleiert als gelöst; der Unterschied zwischen Behauptung und Beweis ist nicht überall gewürdigt.

Am wertvollsten scheint mir die Partie S. 35 ff.: einige Formen des musikalischen Akzentes im Bühnendeutschen und im Alemannischen werden beschrieben und verglichen (sehr beachtenswert sind die paar Kinderliedzeilen S. 40); H. versucht, verschiedene germanische Lautprozesse alter und neuer Zeit aus dem musikalischen Akzent zu erklären. Bei den altnord. und westgerm. Synkopierungen scheint mir immer noch die relative Tonstärke das einzige Agens zu sein: *-u* in **sōlu* und *lagu* hatte doch auch nach H. gleiche Tonhöhe. — Gegen eine Entwicklung *gabala* zu **gabla* zu *gablə* im Obd. bringe ich Formen wie *zwēχələ*, *gmungələ* in Erinnerung: die beiden Typen *gabələ* und *gablə* müssen in später Zeit noch nebeneinander existiert haben. Und wieso erklärt sich ein *gabala* zu *gabel* aus der absteigenden Betonung? Die tiefste Tonstufe, die ja sonst die Nebentonsilben charakterisiert (S. 36), hätte die Endsilbe *-la* vor Verstummen bewahren sollen, und von der Mittelsilbe mit ihrer Indifferenzlage

hätten wir zu gewärtigen, dass sie sich verflüchtigte. Auch hier wird die dynamische Abstufung die treibende Kraft gewesen sein.

In einem wichtigen Punkte stellt sich H. in Gegensatz zu der herrschenden Ansicht: er tritt aufs neue für den Satz ein: Höhe und Stärke stehn zu einander in Proportion. Und folglich: die germanischen Idiome mit tieftoniger Wurzelsilbe geben der Endsilbe keine geringere Dynamis (S. 20 ff.); der Wortakzent ist hier nicht Nachdruck sondern "Vertiefung des Schalls". Schwerlich hat sich der Verf. in alle Konsequenzen dieses Satzes hineingedacht! Eine Sprache, für die ein Vers

> > >
ritə ritə ressli

ein Unding wäre, spricht die Endsilben nicht gleichstark wie die Stammsilben; eine Sprache, worin ein Vers

> > > > > >
δαιμόνιοι μύθουϲ μὲν ὑπερφιάλουϲ ἀλέαϲθε

möglich ist, gibt ihren Akutsilben keine Stimmverstärkung, auch keine 'geringe' oder 'unbedeutende' (S. 11. 17). Wenn der Verf. S. 18 sagt: "Es ist eine uralte Tradition, dass mit der Exspirationsstärke der Stimme auch die Höhe des Klanges wachse", so trägt er da schon seinen neuen Glaubenssatz hinein: thatsächlich versichern uns die betreffenden aind., altgriech., lat. Termini nur die Höhe der Akzentsilbe. Wenn man später im Deutschen und Romanischen mit analogen Ausdrücken die Dynamis bezeichnete, so liegt dem keine tiefere phonetische Einsicht zugrunde: es ist einfach ein Nachsprechen der alten Definitionen. Der französische Akzent kann auf keine Weise mit dem altgriechischen verglichen werden (S. 9): wiederum spricht der romanische Versbau eine klare Sprache. Indem ich den Verf. auf die objektiven Akzentbilder A. Wagners aus dem Schwäbischen, das auch eine Tiefton-Sprache ist, aufmerksam mache, zweifle ich nicht, dass für die S. 22 angeführten Dinge sich eine andre Erklärung finden wird. Ich bekenne mich immer noch zu der Formulierung von Sievers, die auf S. 19 angezogen wird.

Sollte auch noch der eine oder andre Punkt in unsrer Schrift sich nicht als haltbar erweisen, man wird sie nicht ohne Nutzen und Anregung lesen.

Ich möchte noch auf folgendes aufmerksam machen. Der Verf. führt, in Übereinstimmung, wie ich glaube, mit der allgemeinen Auffassung, den Satz aus: der Wortakzent ist absolut: der Satzakzent ist relativ: die chromatische Bewegung ist eine andre in der Frage als in der Aussage; die dynamische Bewegung ist eine andre, je nachdem ich

diesen oder jenen Satzteil hervorhebe. In praxi kann man getrost dabei stehn bleiben: "ein und derselbe Satz kann verschieden betont werden". Aber muss sich der sprachphysiologisch genauen Betrachtung die Sache nicht anders darstellen? Wenn wir nebeneinander haben: a) *Er wusste das nicht;* b) *er wusste das nicht?* c) *er wusste das nicht!* d) *er wusste das nicht*, so ist dies nicht "ein und derselbe Satz mit verschiedener, relativer Betonung"; obwohl dieselben Buchstaben und dieselben etymologischen Bestandteile vorliegen, sind es vier verschiedene Sätze: b muss anders betont werden als a u. s. f.; es hängt nicht vom subjektiven Wollen ab; diese 4 Akzentformen sind "absolut". Man muss sich gegenwärtig halten, dass nicht der Satz in akzentloser Gestalt, als unfertiger Embryo, auf Lager liegt und die subjektive That des Sprechenden darin besteht, dass er ihm eine der möglichen Akzentformen aufpräge. Jeder gedachte oder gesprochene Satz hat von Anfang an seine bestimmte Akzentform; nur die grammatische Abstraktion schafft sich das akzentuatorisch indifferente Satzschema, von dem man dann sagen kann: es ist verschiedener Betonung fähig. Einer rationellen Betrachtung muss auch der Satzakzent als absolut gelten.

Basel, 28. Dezember 1891. Andreas Heusler.

Faulmann K. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, nach eigenen neuen Forschungen. Vollständig in 10 Heften à 1,20 M. Heft 1 (S. 1—40) Lex. 8°. Halle a. S. Ehrhardt Karras 1891.

Auf der Innenseite des Umschlags kündigt der Verleger an: "Eine grossartige Entdeckung auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft veröffentlichen wir in diesem Werke; denn dasselbe verspricht nicht nur eine Erklärung des Ursprungs der Wörter zu geben, sondern erfüllt auch das Versprechen in einer bisher für unmöglich gehaltenen Weise".

Die grossartige Entdeckung besteht, wie weiter unten zu lesen ist, darin, dass im Gegensatz "zu den Anschauungen der neuen indogermanischen Sprachforscher, welche den Ablaut misachten und statt dessen nach nie vorhanden gewesenen Sprachwurzeln suchen, wobei sie, da die sogenannten idg. Wurzeln nicht ausreichen, die deutschen Wörter zu erklären, noch angeblich germanische Wurzeln zu Hilfe nehmen müssen", bei dem Verfasser "der Ablaut, dieser Baustein, den die indogermanistischen Sprachforscher verworfen

haben", "zum Eckstein einer neuen Sprachwissenschaft geworden ist".

Mit andern Worten: Faulmann konstruiert sich als Grundlage sämtlicher Wortbildungen starke Verba mit dem Ablaut *i—a—u*, wobei er "die grosse Genugthuung" hat, in den ausserdeutschen Dialekten des Germanischen, als er diese später "in den Kreis seiner Untersuchungen zog, . . . viele ablautenden Zeitwörter, welche er in der deutschen Sprache vorausgesetzt hatte, erhalten . . . . zu finden".

Origineller als diese Entdeckung sind die Mittel, durch die er sie fruchtbar zu machen sucht. Er geht dabei recht *ab ovo*, vom Urwort, aus: "Im Anfang war das Wort, müssen wir auch bezüglich der Sprache sagen; denn wir haben gegründete Veranlassung gefunden anzunehmen, dass auch die Laute *i—a—u* ohne das Geräusch der Mitlauter von der ungelenken Zunge des Urmenschen nicht ausgesprochen werden konnten. Möglicherweise, denn die Sprache enthält oft wunderbar treue Überlieferungen, waren einmal *quing*, *quang*, *quung* die fragenden, *twing*, *twang*, *twung* die antwortenden Laute, jedenfalls enthielt der hohe Ton *i* den Willen, der mittlere Ton *a* die Bedeutung der Vollendung, worin er sich mit *u* einigte. Eine Sprache, welche die Gegenwart und die Vergangenheit im Inlaute ausdrückte, bedurfte keiner Endung; *quing-an*, *twing-an* haben diese Endungen erst angenommen als sie in jüngerer Zeit Mode geworden waren, gerade so wie das Volk sich nicht begnügt zu sagen: ich esse, sondern: ich thue essen . . . . .

"In diesem Zeitraum der noch ungelenken Zunge haben wir die erste Lautveränderung zu suchen. Je ärmer die Sprache an Wörtern war, desto mehr suchte sie dieselben zu verändern." So ist aus *dwing* entstanden: 1. *thing* 'verehren', 2. *ting* 'pressen', 3. *swing* 'schwingen', 4. *sing* 'singen' u. dgl. m.

Diesen Lautveränderungen stehen Begriffsveränderungen zur Seite: sie werden durch das Gesetz 'des vierfachen Sinnes' bestimmt. Jedes starke Verbum kann nämlich bedeuten: 1. feindlich wollen, drehen z. B. *swing* 'als Bewegung der Luft, kreisende Bewegung der Hand'. 2. wüten z. B. *sing* ("aus älterm **swinch* abgeschwächt") 'hörbare, rauschende Bewegung'. 3. ruhig, friedlich sein, gedeihen z. B. *sinn* 'Aufhören der Bewegung, Ruhe'. 4. Vergehen z. B. *sinch* 'Verstärkung des Aufhörens durch Sinken'.

Ferner gibt es ein Gesetz 'vom dreifachen Auslaut', vgl. *swingan* : *swimman* : *swintan* und einen 'dreifachen Umlaut', indem an Stelle von *n* die Laute *r* und

l treten: ***quingen*** — *(q)***wërgen** — *(q)***wëlgen**. "Eine solche Veränderung — sagt der Verfasser — konnte nur zu einer Zeit entstehen, wo die Laute noch nicht deutlich unterschieden wurden, wie noch heute die Chinesen kein *r* aussprechen können und die Aegypter zwischen *r* und *l* nicht unterschieden".

Schliesslich können die Laute *r* und *l* auch ihre Stelle wechseln. So lässt sich **hwërgan* mit ***hringan***, ***wëlgen*** mit ***gilingan*** verbinden u. s. w.

Für einen Etymologen von diesen Grundsätzen gibt es natürlich nichts, das unerklärlich wäre. Dadurch unterscheidet sich Faulmanns Buch wesentlich von dem Kluges: "Was auf Grund der idg. Sprachforschung für die Erklärung unserer Wörter geboten werden konnte, liegt in Fr. Kluges etym. Wörterbuch d. d. Spr. vor; seine Schuld war es gewiss nicht, dass er so wenig in der Lage war, Aufschluss über den Ursprung der Wörter zu geben."

Nach allem kann es nicht weiter befremden, wenn der Verleger seine Ankündigung beschliesst: "Möge das Werk, welches ein deutscher Gelehrter, angeregt von allgemeinem Wissensdrange und begeistert von der Liebe zu seiner deutschen Muttersprache geschaffen hat, die verdiente Würdigung finden, zur Ehre des deutschen Volkes und zur Freude seiner Vaterstadt, in deren Schoosse er seine Vervielfältigung durch den Druck erhält".

So der Verleger, der zugleich der Drucker von Paul und Braunes Beiträgen und von Braunes Grammatik-Sammlung ist!

Jede Kritik, jeder Kommentar wäre überflüssig. Ja, vielleicht könnte es manchem Leser des Anzeigers scheinen, als ob schon jetzt der Raum ungebührlich in Anspruch genommen sei für ein Werk, über dessen Wert kein Sachverständiger auch nur eine Minute im Zweifel sein kann. Gewiss, es würde nichts besseres verdienen als schweigende Verachtung, wenn es nichts anders wäre als ein Kuriosum zur Erbauung weniger gleichgestimmten Gemüter und zur Erheiterung der andern.

Aber das Buch ist nicht ganz so harmlos. Denn durch rührige Reklame unterstützt sucht es in die weitesten Volkskreise einzudringen. Deshalb ist es eine Pflicht für jeden Fachmann dafür zu sorgen, dass die erfreuliche Teilnahme des Publikums an allem, was die deutsche Sprache betrifft, nicht gröblich irre geleitet werde, ganz abgesehn davon, dass es nicht ganz wertlos ist, von Zeit zu Zeit an einem charakteristischen Beispiel zu beobachten, welche Anschauungen über Sprache und Sprachentwicklung noch immer bei vielen

bestehn, wenn sie sich auch nur selten noch in so krasser Form ans Tageslicht wagen.

Im Interesse des Verlegers wie des Verfassers wäre dringend zu wünschen, dass das erste Heft auch das letzte bleibe. Dem Zweck, als abschreckendes Exempel zu dienen, genügt es schon vollkommen.

Dezember 1891. Wilhelm Streitberg.

Garke H. Prothese und Aphaerese des *h* im Althochdeutschen. (Quellen und Forschungen 69). Strassburg Karl J. Trübner 1891. X u. 127 S. M. 3.

Eine Arbeit über Prothese und Aphaerese von anlautendem *h* hat diese Erscheinungen in erster Linie von der phonetischen Seite aus zu betrachten. Sie hat die Bedeutung des Lautzeichens *h* und der einfachen Vokalschreibung festzustellen, also zu untersuchen, ob diesen Schreibungen wirklich mehr als Schreiberunsicherheit zugrunde liegt. Erst nach eingehender Prüfung des lautlichen Vorgangs kann entschieden werden, in welcher Richtung sich eine historische Untersuchung zu bewegen hat. Der Verf. wiederholt z. T. Bekanntes. Er legt in längerer Ausführung dar, dass das kehlkopfspirantische ahd. *h* nicht gleich dem rom. *h* im hochtonigen Anlaut schwinden könnte, dass also Aphaerese stets als Schreibfehler oder als rom. Einfluss anzusehen sei. Neu sind seine Ansichten über die Prothese. Dass diese von der Aphaerese zu trennen sei, beweist schon das, dass nur 22 % der in Frage kommenden Hss. beide Erscheinungen zugleich zeigen. Der Prothese schreibt er S. 18 "den vollen Lautwert des echten *h*" zu. Sie wird hervorgerufen durch gewisse "Folgekonsonanten". Am günstigsten für ihre Entwicklung sind nachfolgendes *r*, *l*, *ch*, *w* mit 212, 201, 129, 75 von im ganzen 905 ahd. Prothese-Fällen. Von Anlautsvokalen nimmt *e* mit 53 % aller Fälle die Prothese am liebsten an, *o* mit $7\frac{1}{2}$ % am wenigsten. Von Begriffen begünstigen "die konkretesten Substantivbegriffe" die Prothese am meisten. Eine Zusammenstellung dieser Begriffe, an deren Bezeichnungen sich Prothese zeigt, beweist den Zusammenhang zwischen ahd. und neuerer Prothese. Teil an dieser haben nur die westd. Mundarten, das Bayr. ist ziemlich frei davon. Den Schluss des Buches bilden genaue und übersichtliche Verzeichnisse sämtlicher Prothesefälle des Ahd. Andd. Dass dem Verfasser der Beweis für seine Behauptungen, soweit sie der herrschenden Ansicht widersprechen, durchaus mislungen ist, liegt hauptsächlich daran, dass er auf Grund falsch angewandter Statistik mit vorgefasstem Urteile, das durch phone-

tische und sprachgeschichtliche Kenntnisse nicht sonderlich getrübt wurde, an den Stoff herantrat, und es ist nur zu bedauern, dass sich in eine Sammlung vom Werte der QF. eine Arbeit wie diese, an der die Verzeichnisse das einzige wirklich Dankenswerte sind, eindrängen konnte. Des Verf. einzige scheinbaren Beweise entpuppen sich als volksetymologische Anlehnungen: ahd. *helfant* an *helfan*, ahd. *hiuwila* an *hiuwilōn*, nhd. *heischen* an *heissen*, tir. *hegedex*, ndl. *haagdis* an *hecke, hag* vgl. Kluge Et. Wb.[5] S. 85, ahd. *hērēn*, mhd. *hēren* an *hērjan* S. 21. Mit diesem letzten erledigen sich auch die beiden Hel.-Stabreime S. 19, alle andern Belegstellen S. 81 f. sind überhaupt aus endreimenden oder Prosastücken, beweisen also für Stabreim gar nichts. Auf das allein übrigbleibende "*sia hauar kihalōnt*" Musp. 11 wird keiner Gewicht legen wollen, denn dort bilden nicht diese beiden Worte den Reim, sondern *kihalōnt* — *himile*! Da zu einer eingehenden Kritik der Arbeitsart des Verf. der Raum fehlt, wird es zweckmässig sein, nur einige Beispiele dafür anzuführen. G.s Verständnis für Lautphysiologie, speziell seine Fähigkeit, Buchstaben und Laute von einander zu scheiden, erhellt aus Ausdrücken wie S. 11 "spirant. Tenuis", "spirant. Med.", S. 12 "Verschlusslaute mit spirantischem Werte". Die Ungenauigkeit nicht gerechnet, dass er S. 11 *r* als "dentalen Sonorlaut", *s, z* als "dentale Spiranten" anführt, nennt er dort ahd. *l* "gutturalen Sonorlaut" und rechnet den ahd. Halbvokal *w* zu den Labialen! In seinen Zählungen kennt er ebensowenig *n*- und *l*-Diphthonge wie konsonantisches *i̯* und *u̯*. Als Kriterium für sein phonetisches Wissen genügt eigentlich schon, dass er zwar Sievers Phonetik nicht benutzt hat, dafür sich aber S. 13 als phonetischen Gewährsmann auf — Jakob Grimm beruft! Ein Fall seiner Auffassung von Sprachentwicklung ist z. B. S. 8, wo er angibt, dass der durch "Einwirkung der Folge-Konsonanten" entstandene leise Hauch durch "die Analogie des echten *h* zum vollwertigen Hauchlaute" verschärft wäre, vgl. S. 18 "die Analogie des gewöhnlichen *h* genügte vollauf, den prothetischen Hauch zu verstärken". Ein Verweis auf Osthoff MU. I 211 Anm. Z. 7—4 v. u. genügt als Kritik. Zur Beurteilung seiner Statistik will ich erwähnen, dass die Laute, die die Prothese am meisten begünstigen sollen, *r* und *l* mit rund 46 % aller Prothese-Fälle auch bei den Aphaerese-Fällen S. 116 ff. mit rund 44 % die weitaus kräftigsten Förderer sind. Das freilich zu berechnen hat er klüglich vermieden! Um zu beweisen, dass ahd. Prothese und Aphaerese nichts mit einander gemein haben, rechnet er aus, dass nur 22 % der diese Erscheinungen zeigenden Hss. beides zugleich

aufweisen. Ganz anders würde sich die Sache stellen, wenn man erführe, dass in seinen ganzen ahd. andd. Sammlungen von wirklicher Aphaerese im vollbetonten Wortanfange nur 6 Fälle in Hss. vorkommen, die keine Prothese zeigen! Bei dieser Berechnung habe ich natürlich 7 Fälle von Aphaerese im 2. Kompositionsgliede wie *zuoflutus (asylum)* S. 57, 54 weggelassen, ebenso 2 von G. selbst durch ? als unsicher bezeichnete Fälle und 2 von ihm S. 41 und 44 als nicht hierhergehörig aufgeführte (*er got* S. 65, 44, *agen (paliurus* S. 74, 46). Einen Beweis seiner Gewissenhaftigkeit gibt der Verf. auf seiner Tabelle S. 11, wo er für Prothese vor Vokal +*l* 201 Fälle anführt. Mit welcher Sorgfalt diese Zahl errechnet ist, zeigt S. 3: "setzt man das durchgehends prothetische *helfant* mit 150 Belegen an — was nicht zu hoch ist" — usw. Diese 150 hat er in der Tabelle stillschweigend mit verrechnet, was sich daraus ergibt, dass er jetzt insgesamt 905 gegen vorher 755 Fälle hat. Nun, 201 sieht ja sorgfältiger aus wie so ein rundes 200.

Mein Urteil über das Buch kann ich dahin zusammenfassen, dass der Verf. zwar mit löblichem Fleisse den weitzerstreuten Stoff zusammengetragen hat, dass aber zu dessen Verarbeitung und Beurteilung seine Kräfte in keiner Weise ausgereicht haben. Die Wissenschaft wird die behandelten Erscheinungen nach wie vor so auffassen, dass der feste Vokaleinsatz im Sandhi vor nicht hochtoniger Silbe leise wurde (Paul Über vokalische Aspiration und reinen Vokaleinsatz, Progr. Hamburg 1888 S. 41), dass unter gleichen Verhältnissen das *h* seine Eigenschaft als Kehlkopfspirant verlor und zum gehauchten Einsatz wurde (vgl. allenthalben, Bosheit, Krankheit), sodass in dieser Stellung sich der Gegensatz des Einsatzes bis zum Gradunterschied ausgleichen konnte (Paul Progr. S. 6). Teils hieraus, teils aus Schreibunsicherheit erklärt sich die ganze ahd. Prothese und Aphaerese. Alle Fälle, die wirklich anlautende Kehlkopfspirans zeigen, sind davon zu trennen und als Anlehnung an lautverwandte Wörter oder bedeutungsverwandte Begriffe aufzufassen (vgl. *hulan-husar* Paul Progr. S. 40).

Leipzig, den 21. Dezember 1891.

Klaudius Bojunga.

Wilkens Fr. Zum hochalemannischen Konsonantismus der althochdeutschen Zeit, Beiträge zur Lautlehre und Orthographie des ältesten Hochalemannischen, auf Grundlage der deutschen Eigennamen in den St. Galler Urkunden (bis zum Jahre 825). Leipzig G. Fock 1891. X u. 94 S. 8°. M. 3.

Eine äusserst gründliche und in jeder Hinsicht fördernde Arbeit. Nicht nur zeichnet sich der Verfasser durch umfassende grammatische Kenntnisse, sondern auch durch eingehendes Studium der kulturellen Seite des ahd. Klosterwesens aus. Beide Qualitäten sind ja allerdings für ein so schwieriges Problem, wie es die Eruierung des Lautstandes älterer Sprachphasen ist, durchaus erforderlich, doch ist leider nur zu oft in Grammatiken und Einzeluntersuchungen durch Nichtbeachtung der Kulturverhältnisse (als Klosterbeziehungen, Schreibergewohnheiten usw.) gesündigt worden.

W.s Schrift hat aber noch einen andern Vorzug — und sie wird dadurch zum Fingerzeig für eventuelle spätere umfassendere Arbeiten auf grammatischem Gebiet —: die weitgehende Heranziehung moderner Mundarten. Durch den Zutritt dieses Momentes ist frühern Arbeiten gegenüber ein grosser Schritt vorwärts gethan worden, wie ja überhaupt die heutigen Laute stets das Hauptregulativ für die Beurteilung älterer graphischer Erscheinungen bilden sollen. Zu bedauern ist nur, dass W. die Arbeit von Schild Über d. Brienzer Ma. (Basel 1891) nicht mehr hat benützen können; dieselbe hätte ihm für seinen II. Teil (Notkers Anlautgesetz) manches Verwertbare liefern können (z. B. § 17 ff.).

Der Verf. steckt sich enge Grenzen; was er behandeln will, ist nur ein Teil des Konsonantismus der in den sanktgallischen Urkunden bis 825 vorkommenden Eigennamen; diesen Gegenstand aber erschöpft er vollständig. Nach strenger Sichtung der Überlieferung hinsichtlich der Grammatik und Schreiberverhältnisse werden die Eigennamen zunächst auf das Notkersche Anlautgesetz geprüft: es folgen sodann Einzelbetrachtungen der germ. Konsonanten *p*, *k*; *d*, *b*, *g*; *th*, *f* mit ihren orthographischen und lautlichen Vertretungen im Hochalemannischen. Im Einzelnen ist wenig zu bemerken. Nicht übereinstimmen kann ich mit dem Verf. in der Ansicht, „dass bei der Komposition die einzelnen Glieder als selbständige Wörter innerhalb des Zusammenhangs empfunden werden“ (S. 22); der gemeinsame Akzent und spätere Reduktionen des nicht haupttonigen Bestandteils beweisen das Gegenteil (z. B. *Höllstə* aus *Höllstein*; *χlekki* aus *Klettgau* usw.). Ferner ist die Anwendung des Heuslerschen „Neutralis“ (Wilk. § 42) wohl nicht auf jedem al. Gebiete zulässig (vgl. Schild § 18). Andere strittige Punkte — denn als völlig abschliessend kann die Arbeit doch noch nicht gelten — wären durch eine eingehende Besprechung zu erledigen, wofür hier der Raum fehlt. Jedenfalls danken wir für die gediegene Leistung aufs beste und sprechen die Hoffnung aus, dass die künftige Un-

tersuchung späterer Urkunden, wie sie uns W. in Aussicht stellt, ihrer trefflichen Vorgängerin würdig sei.

Zürich im Januar 1892. E. Hoffmann-Krayer.

Kauffmann Fr. Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit, mit Textproben und einer Geschichte der Schriftsprache in Schwaben. Strassburg Karl J. Trübner 1890. XXVIII u. 355 S. M. 8.

Der Verfasser macht seit längerer Zeit zum ersten Male wieder den Versuch, die Mundart eines grossen Gebietes darzustellen. Was ihn von seinen Vorgängern, die gleiche Ziele verfolgten, unterscheidet, sind eine bessere Kenntnis der Phonetik und die hohen Gesichtspunkte, von denen aus er die Thatsachen betrachtet. Er möchte sein Buch als einen Beitrag zur historischen Anthropologie Schwabens betrachtet wissen und glaubt, dass nach dem Bilde, das er von der Entwickelungsgeschichte des schwäbischen Lautstandes gibt, die Ansichten der Prinzipienwissenschaft über die allgemeinen Faktoren des Lautwandels wesentlich zu modifizieren sein würden (S. VIII). Inwiefern Pauls Ansicht, dass die Hauptperiode der sprachlichen Beeinflussung die Zeit der Spracherlernung sei und lautliche Wandlungen sich in der Hauptsache aus fortdauernden kleinsten Veränderungen summieren, fremdartig sein und die Lauterzeugung zu sehr ins Interesse des Individuums rücken soll (IX) ist nicht einzusehen. K. meint, die Sprachorgane des homo sapiens seien auf der ganzen Erde ein und dieselben. Zwar liegen noch nicht für alle Teile ausreichende Messungen vor. Aber soviel ist ohne Weiteres klar, dass die Sprachorgane z. B. eines orthognathen Dolichocephalen und eines prognathen Brachycephalen nicht ein und dieselben sind. Der Satz: "Die Verschiedenheit der Muskel- und Nerventhätigkeit involviert die Unterschiede der Mundarten nach ihrer lautlichen Seite", ist selbstverständlich, aber nicht in dem Sinne, als ob bei jeder lautlichen Differenzierung das physiologische Moment das primäre, das akustische hingegen das sekundäre sein müsse. Lautveränderungen sollen nur denkbar sein, wenn in den Funktionsorganen eine Veränderung eintritt. Dem werden auch überzeugte Darwinianer nicht ohne weiteres zustimmen. So rasch wie ein Lautwandel gehn organische Veränderungen bei der Gattung Mensch doch sonst nicht vor sich. Unklar bleibt, was der Verf. meint, wenn er auf S. X die Überzeugung ausspricht, "dass die verschiedenen Lautveränderungen einander noch viel näher zu rücken sind, so dass in einer Reihe von Jahrhunderten eine allmähliche aber radikale Umwand-

lung der Lauterzeugung sich vollzogen hätte, die sowohl für Konsonantismus als Vokalismus eine Verschiebung der Artikulationsstellen und Artikulationsarten mit sich gebracht". Den letzten Grund für Lautwandlungen sucht K. in einer Anpassung der Sprachorgane an einen andern Himmelsstrich und Luftdruck, an gänzlich andere Boden- und Lebensverhältnisse. "Soweit dieselben äusseren Faktoren (eben die genannten) gewirkt haben, hat sich dann auch dieselbe Mundart von der Nachbarschaft abgesondert." Dieselbe bestechende Hypothese ward schon durch W. v. Humboldt ausgesprochen; aber sie ist nicht zu beweisen. Dass neben physikalischen (akustischen), physiologischen, psychischen und rein geschichtlichen auch geophysikalische Ursachen bei der Sprachentwickelung mitwirken können, soll nicht bestritten werden. Doch wenn in und nach Zeiten der Wanderschaft eines Volkes die Sprache rascher lebt und grössere Veränderungen erleidet, so ist dies nicht sowohl aus geologischen, klimatischen und dergl. Verhältnissen, als vielmehr aus ethnologischen Ursachen zu erklären. Die Glieder des Volkes selbst erfahren eine andere Gruppierung, sie vermischen sich mit der eingesessenen Bewohnerschaft und die Indifferenzlage und Artikulationsweise dieser macht ihren Einfluss auf die Sprache geltend. Diese Faktoren wirkten auch auf die Sprache des Suevenstammes, als dieser seine jetzigen Wohnsitze einnahm. Eine genaue Beschreibung der Indifferenzlage fehlt übrigens in dem Buche; was in § 32 über die Artikulationsbasis gesagt wird, kann den Mangel nicht ersetzen. Mit rein mechanischer Deutung der Lautgesetze ist nicht auszukommen. Ein Fall, wo sich die gesellschaftlichen Bedingungen für die Verbreitung eines Lautgesetzes noch bis zu einem gewissen Grade erkennen lassen, ist in § 38 erwähnt: Der protestantische Norden von Schwaben hat *ui* für mhd. *iu*, ebenso die protestant. Bevölkerung von Horb, während der katholische Teil der Bewohnerschaft *əi* spricht. Wie hier die Konfession eine lautliche Bewegung weiter geleitet und ihr Grenzen gesteckt hat, so mögen es in andern Fällen andere Umstände gewesen sein, die selber vielleicht längst aufgehört haben zu existieren, während ihre Wirkungen fortbestehn. Die Ansicht von der Verschiebung der Lautbildung im Kindesalter soll vorerst die Erfahrung gegen sich haben. Die Beobachtung derartiger Verschiebungen setzt eine gute Gelegenheit und ein sehr inniges Verwachsensein mit der Mundart voraus. Der Verf. aber ist speziell mit der Mundart, die er seiner Darstellung zu Grunde legt, nur "infolge verwandtschaftlicher Beziehungen seiner Familie" vertraut geworden (§ 53 Anm.).

Die hd. Lautverschiebung wird als ein Prozess bezeich-

net, der sich nur provinziell verfolgen lasse und den jede Mundart selbständig und eigenartig durchgemacht habe (XIII). Durch bloss provinzielle Betrachtung rückt man aber dem Verständnis des merkwürdigen Vorgangs nicht näher. Es spricht im Gegenteil Vieles dafür, dass, um denselben auf seine Ursachen zurückführen zu können, man den Kreis der Betrachtung eher noch weiter ziehn muss als bisher, und selbst verwandte Vorgänge in den benachbarten roman. Mundarten unter denselben Gesichtspunkt zu rücken sind. Überraschend für jeden, der das Leben einer Mundart beobachtet hat, ist das Resultat, zu dem K. bei Darstellung der schwäb. Lautgeschichte gekommen ist: "dass seit 5 Jahrh. der schwäb. Lautstand sich überhaupt nicht mehr verändert hat und ohne Zweifel die Stabilität desselben in noch ältere Zeiten zurückreicht" (X). Sollte z. B. der teilweise Übergang des alten lingualen *r* zu einem Zäpfchenlaute (§ 21) auch 500 Jahre alt sein? und in welcher provinziellen Nerven- oder Muskelkontraktion sollte er begründet sein? Vgl. Trautmann Sprachlaute § 588. 1070 ff. Vor 500 Jahren galt *ao* ahd. *ā* (§ 60), heute gilt in denselben Worten *ǭ* (§ 61, 3). Aus dem 15. Jahrh. wird (§ 67 b). z. B. die Form *maentac* angeführt; jetzt lautet sie gesetzmässig *mẹ̄dix*. Lautete sie auch damals schon so, und beruhte *maentac* (für sonstiges *māntac*) nur auf Schreibertradition, oder war das etymolog. Bewusstsein für dies Wort so stark, dass *aen* geschrieben ward, obgleich nur nasaliertes *e* zu hören war? Beides ist wenig wahrscheinlich. Für mhd. *iu* beweisen die Urkunden von Horb bis 1530 den Lautwert von *ü* (§ 88). Jetzt gilt *əi*. *-fräen, dräwen* im Liederb. der Hätzlerin (§ 95) weisen darauf hin, dass 1471 die Erweiterung des Kieferwinkels in mhd. *öü* erst bis *ẹi* oder *ẹe* vorgeschritten war (*mayen*, dessen Herkunft zu bekannt war, beweist nichts dagegen); jetzt gilt in jenen Worten *ae*. In der chronolog. Übersicht (§ 141) wird freilich der Übergang von *ẹi* zu *ae* bereits ins 12. Jahrh. gesetzt.

Beweise für die Richtigkeit der chronologischen Ansetzungen fehlen zuweilen, so z. B. betreffs der Entrundung von *üe* und *o*, des Umlauts von *ā* und *o*, des Nasalschwundes nach langem Vokal. *ē* soll bereits im 12. Jahrh. den Wert von *ae* gehabt haben (§ 72, 141). Aber noch die Reime der Reimchronik, die bis 1571 reicht, sprechen nur für *ẹi*. Die ersten wirklichen Beweise für *ae* stammen aus dem 17. Jahrhundert!

§ 127 ff. wird versucht, die moderne Dehnung und Diphthongierung aus der Stellung einsilbiger Worte in Satzpause zu erklären. Ich glaube nicht, dass man sich bei der

Kaufmannschen Erklärung wird beruhigen können. K. verlässt besonders hier zuweilen den Boden besonnener Phonetik; so wenn er sagt "dass *l* (im Worte *fol* am Satzende) eine weitere Silbe einleitet, die ohne Sonanten ist", oder wenn er im Fehlen des Glottisverschlusses zwischen Vokal und Konsonant die physiologische Ursache der Diphthongierung sieht. Nicht recht verständlich ist auch § 126 die Vermutung, dass *a* "den tiefsten Eigenton im Vokalsystem gehabt" haben könnte. Der Ausdruck 'spiritus lenis' sollte in der Gramm. einer modernen Sprache wegbleiben. Die Czermaksche Deutung als Kehlkopfexplosiva ist doch zu unsicher (§ 190 Anm.). In der Einl. werden zu den passiven Artikulationsorganen nicht nur Kehlkopf und Kiefer, sondern merkwürdigerweise auch Zunge und Lippen gerechnet. Aktivität wird Nerven und Muskeln zugeschrieben. Woraus bestehen Zunge und Lippen sonst noch? Die Art, wie die Enstehung des zweiten Komponenten von *ao*, *ei*, *ou* (aus *ā*, *ē*, *ō*) erklärt wird, hat wenig Überzeugendes (§ 137). Erstens ist ein Aufsteigen des Tones etwa um eine Terz überhaupt zu unbedeutend, als dass es eine Hebung der Zunge zur Folge haben könnte; zweitens wäre "eine vermittels des Zungenbeins erfolgende Hebung" nur durch den m. hyoglossus denkbar. Durch die Wirksamkeit desselben kann aber nur ein *u*-artiger Laut, nie ein *i* entstehen. Die Unabhängigkeit der Diphthongierung von *ā*, *ē*, *ō* vom steigenden Akzent geht auch daraus hervor, dass sie in Mundarten mit fallendem Akzent ebenfalls eingetreten ist. Das Gemeinsame bei der Diphthongierung von *a e o* liegt nicht in der Tätigkeit der Zunge, sondern der Kaumuskeln, die bei langen Vokalen den Unterkiefer der relativen Indifferenz resp. der Lage nähern, die er beim nachfolgenden Konsonanten einzunehmen hat.

Übermässiges Generalisieren führt bisweilen zu Widersprüchen. So § 136, wo es von der Diphthongierung heisst: Der Vorgang ist jünger als die Dehnung kurzer Vokale, da wenigstens einige derselben die Diphthongierung mitgemacht haben". Warum dann nicht alle? § 127 wird gewarnt, Dehnung des Vokals auf Konto nachfolgender Konsonanten zu setzen. § 136 dagegen heisst es: "Vereinzelte Beispiele erweisen, dass auch vor auslautender Liquida die Dehnung früher erfolgte, als vor den Geräuschlauten."

Die Thatsache, dass heute die schwäb. Diphthonge für *ī*, *ū*, *ǖ* verschieden sind von den bairischen, kann nicht als Beweis gegen die Annahme einer östlichen Herkunft der erstern gebraucht werden (§ 138 Anm.). Der erste Komponent der Diphthonge hat einfach im Osten eine Weiterentwicke-

lung durchgemacht, an der er in Schwaben nicht teilgenommen hat.

Die Entwickelung von *ü* zu *ui* wird § 140 Anm. als nicht fassbar bezeichnet. Man wird annehmen müssen, dass *ü* zu *eü*, dann durch Vorausnahme der Lippenrundung zu *oü* und zuletzt durch Annahme der Kieferöffnung von *i* auch für *o* zu *ui* geworden ist, also eine mehrfache, aber verschiedenartige Angleichung, Umlautung des ersten Komponenten, die sich allerdings nicht mit der 500jährigen Stabilität vertragen würde.

Die Nasalierung der Vokale soll nach Einleitung XII auf einer historisch eingetretenen Verkürzung des m. palatoglossus beruhn. Sollte man dann nicht vermuten, dass es überhaupt nur nasalierte Vokale geben könnte? Die Richtigkeit der Annahme, dass dem Schwinden eines Nasales überall Nasalierung des Vokals vorausgegangen sein müsse, ist zu bezweifeln, auch wird der Wegfall der wesentlichen *n*- oder *m*-Artikulation durch jene Annahme nicht erklärt. Der tiefere Grund für den Wegfall ist in dem Umstande zu suchen, dass die linguale resp. labiale Artikulation der genannten Konsonanten mit der Ruhelage des Sprachorgans zusammenfällt und mit dem Aufhören des Stimmtons jener Konsonanten auch die akustische Existenz derselben aufhört.

Auch beim Konsonantismus werden die heutigen Lautwerte zuweilen ohne Bedenken in die älteste Zeit übertragen. Unbeholfenen Schreibungen, die für eine solche Übertragung zu sprechen scheinen, wird zu grosses Gewicht beigelegt, alles Regelmässige durch Schreibertradition erklärt. Die aber hatte in älterer Zeit bei weitem nicht die Bedeutung, die K. ihr beimisst. Das Lautfalschschreiben war noch nicht offizieller Lehrgegenstand wie heute; deshalb schrieb man in der Regel lautrichtig. Freilich aus Zusammenstellungen einzelner aus dem Zusammenhange gerissener Worte ist die Regel schwer zu erkennen. Die Beispielsammlungen des Buches sind darum zu einem guten Teil nicht beweisend. Ich kann mich der Ansicht, dass im Oberd. bereits zu ahd. Zeit keine stimmhaften Verschluss- und Reibelaute mehr existiert haben sollen, nicht anschliessen. Vergl. auch Wilkens Zum hochallem. Konsonantismus S. 90 ff. *v* und *f* (für germ. *f*) sollen regellos bereits in ältester Zeit wechseln. (§ 147 Anm. 2) Doch gesteht K. selber (§ 170 Anm.): "Im Allgem. ist aber die Schreibung intervokalisch *-u-*, auslautend *f* festgehalten." Dass ein Schreiber, der lautgesetzlich in einem und demselben Worte bald *f* bald *v* zu schreiben hatte, auch einmal *f* schrieb, wo er *v* hätte hören müssen, oder *d* schrieb, wo *t* zu stehen hatte, ja dass auch in der gesprochenen Sprache

früh schon Ausgleichungen vorgekommen sein mögen, ist nicht zu verwundern. Für den allgemeinen Zusammenfall von etym. *f* und dem aus *p* entstandenen (§ 170 Anm.) beweist *zwelfe* der ZBR. wenig und *bidurfen* gar nichts. *f* (für *b*) in *bidurfen* ist aus *bidarf* übertragen und hat natürlich den Wert von ausl. *f* beibehalten. Auffällig ist § 148, wo Worte wie *hanf, stumpf, fünf* in eine und dieselbe Kategorie gebracht werden. Der mangelhaften Schreibung lat. Worte darf ebenfalls keine zu hohe Beweiskraft beigemessen werden (§ 165. 171, 3). Man muss bedenken, dass die Schreiber zum teil Klosterschüler waren, die die fremden Worte gar noch nicht sicher aufgefasst hatten, und dass überdies jedenfalls die roman. Aussprache vorbildlich war, was besonders hinsichtlich inlautender Konsonanten von Wichtigkeit ist.

Zur Verschiebungsstufe stl. Verschlusslaute im Altschwäbischen wird viel Wertvolles beigebracht. Über Einzelheiten der Beweisführung lässt sich rechten. Betreffs solcher Worte, in denen etym. einfache Tenuis mit doppelter wechselte, kann nicht allgemein entschieden werden, wann Verschluss-, wann Reibelaut anzusetzen ist; da einerseits Doppelformen sehr lange neben einander bestanden haben können, anderseits Ausgleichungen schon sehr früh eingetreten sein mögen. Bezüglich Notkers hat Braunes Deutung (Ahd. Gramm. 144 Anm. 4) mehr für sich als die Kauffmanns (§ 178). Als ein Beispiel unzutreffender Benutzung von Reimen für lautl. Feststellungen muss angeführt werden, dass K. (§ 188 Anm.) aus Otfridischen Assonanzen wie *arnon* : *korn* u. w. das Alter des *r*-Ausfalles erkennen will. Um singuläre Erscheinungen wie *ęrfl* aus *armvoll* zu verstehen (§ 189 Anm. 3), muss man sich gegenwärtig halten, dass, wenn durch Kontraktion Lautfolgen entstehn, die sonst im Wortinlaut nicht vorkommen, das ungeübte Muskelgefühl die zunächstliegende geläufige dafür einsetzt. *nähner* (§ 190 b) hat mit analogischem *n* nichts zu schaffen; es ist Komp. zu ahd. *nāhun*. § 192 wird versucht, auch die Assimilationsverhältnisse der Konsonanten als eine notwendige Folge des "schwachgeschnittenen Akzents" darzustellen, und dabei behauptet, es gebe im Schwäb. keinen einzigen Fall, bei welchem der auf den Vokal folgende Konsonant den Ausschlag gegeben hätte; das "Gesetz der regressiven Konsonantenassimilation" sei ausnahmlos und eins der wichtigsten Merkmale gegen Franken. Fallen die Übergänge intervokal. *mb* zu *mm* (§ 189 d), *ng* zu *ŋ* (191, 3) auch unter regressive Assimilation? und welcher prinzipielle Unterschied ist zwischen ihnen und fränk. *nd* zu *nn*, *ld* zu *ll*? Übrigens finden sich die auf S. 270 f. angeführten Sandhierscheinungen auch im Fränk., das den schwäb. Akzent nicht hat.

Etwas Äusserliches: In der Geschichte einer Mundart sollten die Quellenbelege zu den einzelnen Lauten in chronologischer Ordnung angeführt werden. Das Buch kommt in dieser Hinsicht dem Leser nicht entgegen. Vergl. z. B. §§ 81, 97 u. a.

Neben manchem, was in methodologischer, phonetischer oder etymologischer Hinsicht anfechtbar ist, bietet das Buch aber auch ungemein viel Anregendes, Lehrreiches und Treffliches. Die Lautbezeichnung und -beschreibung ist klar und genau. Für die ausführlichen Angaben über die Akzent- und Quantitätsverhältnisse muss die mundartliche Grammatik ganz besonders dankbar sein. Jedermann weiss, wie schwierig gerade diese Kapitel zu behandeln sind, und wie sehr sie trotz ihrer Wichtigkeit im allgemeinen vernachlässigt werden. Auch für die Textkritik unserer mhd. Dichter werden beachtenswerte Fingerzeige gegeben. Überall bemüht sich der Verf., nicht blos die Thatsachen zu rubrizieren, sondern auch die Ursachen der Erscheinungen aufzuspüren. Das Buch wird von keinem deutschen Grammatiker übersehn werden dürfen. Ausstattung und Druck sind vorzüglich.

Reinhart Michel.

Müllenhoff K. Deutsche Altertumskunde. Fünfter Band, zweite Abteilung. Berlin Weidmannsche Buchhandlung 1891. VII 60 S. M. 2.

Lachmann hat sich einmal in einem Brief an Wilh. Grimm auf ein Wort Jacobs berufen: Die Sagen müssen historisch zusammengestellt werden wie die Sprachformen (Zeitschrift für deutsche Philol. II 205). "Ist alles historisch zusammengestellt, so können wir dann sehn, wie weit wir zurückblicken können . . . Es thut nichts, wenn die Sammlungen auch anfangs leblos aussehen". Diese Worte passen wie ein Motto auf die vorliegende Publikation. Lachmanns Betrachtungsweise galt ja Müllenhoff als Muster und Meisterstück methodischer Sagenforschung. Lachmanns Kritik der Sage von den Nibelungen hat nach Müllenhoffs Überzeugung erst auf den Begriff der Altertumskunde geführt, da die Betrachtung der epischen Stoffe die Zeit der Wanderung als das deutsche Heldenalter, sie selbst als Erzeugnisse und Überlieferungen einer noch ältern Zeit erkennen liess (DA. I IX). So ist das Volksepos, in engerm Sinn das Nibelungenlied, für Müllenhoff zu einem "lebendigen Buch wahrer Geschichte voll" geworden. Anlage und Abfassung seines grossen Werkes ist nur für den begreiflich, der nicht vergisst, dass Müllenhoff von der mittelhochdeutschen Litteratur aus die Auf-

gabe der Altertumskunde sich gestellt sah (DA. I X. VIII. XXIII). Die Poesie und ihre Geschichte waren die Lichtquellen seiner Forschung. Licht und Schatten ist von diesem so umfassenden und doch wieder so einseitigen Standpunkt auf dasselbe gefallen. Im Grunde hängt es an dieser Auffassung der Dinge, dass alle die sich getäuscht sehen, welche von Müllenhoffs Altertumskunde ein nach dem gewöhnlichen Schema eingerichtetes Handbuch der Antiquitäten erwarten.

DA. Bd. V sollte nach dem Plan M.s den Volksglauben der Germanen behandeln, Bd. VI die Geschichte des deutschen Volksepos. Die zweite Abteilung von Bd. V knüpft an den Schluss des zweiten Buches: Über die ältere Edda. V 1 endigte mit dem Exkurs über die Starkadsdichtung, V 2 behandelt die eddischen Nibelungenlieder (*Fra dauþa Sinfjǫtla* — *Guþrúnarkviþa III*). Nach den Vorbemerkungen Roedigers war hiefür nicht einmal ein Entwurf vorhanden. Um aus dem V. Band einen Sammelpunkt für M.s nordische Studien zu bilden und die Darstellung der Heldensage vorzubereiten, wurde M.s Kollegienheft und Nachschriften aus den Jahren 1864/65, 1878/79, 1881 herangezogen. Wie viel im einzelnen aufzunehmen sei, wurde W. Ranisch zu prüfen überlassen, der die Arbeit unter Mithilfe Hofforys ausgeführt hat. Ranischs Ms. ist von Roediger endgültig bearbeitet worden. Das Register zum ganzen Band ist gleichfalls von Ranisch fertiggestellt.

Es ist, wie wir jetzt auch aus Ranischs Einleitung zu seiner Ausgabe der Vǫlsungasaga (Berlin 1891) ersehen, M.s Meinung gewesen, der Sagenkomplex von den Nibelungen sei als Ganzes nach dem Norden getragen, aber erst im 10. Jahrh. in die erhaltenen Heldengedichte umgegossen worden[1], nicht ohne dass eine Reihe spezifisch nordischer Züge eingedrungen wären. Die eingreifendste Wirkung hat die norwegische Helgisage ausgeübt. Ferner wird die Geschichte vom Hort fast ganz als nordisches Sagengut angesehen. Es sind einige Namenwechsel, eine Änderung in den Verhältnissen der Söhne Gjúkis[2]) eingetreten und schliesslich hat sich die Jǫrmunreksage angegliedert. Die nordische Nibelungensage des 10. Jahrh. sei zum teil in Prosa zum teil in Liedern be-

1) Über die zweite, jüngere 'Einwanderung' der Sage finden sich spärliche Andeutungen DA. 398. Was Wimmer-Jónsson jetzt S. 39. 135 der Ausgabe des cod. reg. entziffert haben, konnte noch nicht berücksichtigt werden.

2) Was die Fünfzahl der Söhne betrifft (S. 369. 378), so hätte zu Zimmer Zeitschr. f. deutsche Alt. XXXII 312 Stellung genommen werden sollen; desgl. zu Langbards liđar (S. 394) vgl. ebenda S. 258. 261; zu S. 398 vgl. Zimmer S. 327 u. a.

handelt gewesen. Um das Jahr 1000 beginne die Scheu vor dem grossen Gegenstand zu schwinden und mit Absicht werden am Stoff Änderungen vorgenommen: man interpoliert, rekapituliert, modernisiert u. s. w. Es beginne die Zeit künstlerischen Niedergangs, der 'albernen Einfälle', traurigen Epigonentums, welches aus der gewaltigen Heroentragödie ein bürgerliches Rührstück mit Figuren wie Heimir, Bekkhildr, der stickenden[1]) und eifersüchtigen Valkyrje und andern Modemotiven gemacht habe. Es ist geradezu der Grundsatz ausgegeben worden: ein Lied ohne Interpolationen darf man mit ziemlicher Sicherheit für jung erklären (Ranisch Vǫls. S. XVI). So lange die zusammenfassende Darstellung der Heldensage im VI. Band nicht vorliegt, ist es nicht ratsam, diese sehr freien Anschauungen zu besprechen. Ich habe mich auf einige Bemerkungen zu dem ausgegebenen Hefte zu beschränken.

Zu der Vermutung, dass die Prosa von Sinfjǫtlalok (warum nicht, wie in der Hs., *fra dauþa Sinfjǫtla?*) wohl auf alten Liedfragmenten beruhe (S. 361), hätte auf die Halbstrophe *Ristu af magni* (Vǫls. C. 8) hingewiesen werden dürfen (Rosenberg Nordboernes tandsliv I 311 f.). M. schlägt (S. 361) vor V. 13. 14 der sog. Reginsmál in die Prosaeinleitung einzustellen, was ich sehr treffend finde. Das unbestimmte *ein dag* . . . der Prosa scheint die Unursprünglichkeit der Verbindung zu verraten. Ich kann nicht finden, dass die beiden Strophen an ihrer jetzigen Stelle fest gefügt seien. So erhalten wir ein wohlgeordnetes Gedicht, das ich keineswegs mit Mogk (Grundriss II 86) 'wüst' nennen möchte. Nur sollte man dasselbe nicht länger als Reginsmál bezeichnen. Nach der phototypisch-diplomatischen Ausgabe hat die Hs. wahrscheinlich *fra sigurþi* als Überschrift. Es darf folglich kein Gewicht darauf gelegt werden, dass die Schlusspartie nicht zu den alten *Reginsmál* gehörte. Man kann aber wohl zugeben, dass die Hnikarepisode ursprünglich selbständig gewesen sein mag (W. Grimm HS.[3] S. 431). Was den Vorschlag betrifft, V. 26, 3 *engr* (Hs.) *er fremri sá er fold rydi* in *þeim er* zu ändern, so ziehe ich mit Bugge *engr vas* des Nornagestþáttr vor; warum soll sich die Halbstrophe nicht auf Sigmundr beziehen? Sowohl über die Ausmerzung der V. 12—15 der Fáfnismál als über den einheitlich imposanten Eindruck, den dieses von ächtem Heroengeist durchwehte Lied macht, ist man einig. V. 11 kann des Zusammenhangs wegen nicht 'schon früh' eingeschoben sein. Bei der Ansicht M.s, die zweite Hälfte von V. 20 sei aus V. 9 hieher-

1) Doch beachte hierzu Rosenberg Nordb. I 46.

geraten und Vǫls S. habe das passendere bewahrt, bleibt auffallend, dass Fáfnir im letzten kritischen Augenblick von dem Hort geschwiegen haben sollte. Die Antworten Sigurđs auf Fáfnirs Rede sind zudem stets derart eingerichtet, dass sie ein gegebenes Stichwort aufgreifen (vgl. R. M. Meyer Altgerm. Poesie S. 504 f.). Das kann hier nur *gull* gewesen sein. Auch die weitern Änderungen der Überlieferung kann ich nicht akzeptieren[1]). Wo M. gestörte Überlieferung sieht (V. 25—31), erkenne ich einen durch den Umschwung der Gesinnung veranlassten Wechsel des Tons und der Auffassung. M. bemerkt (wie Rosenberg I 318), es seien im Grunde Sigurđs eigene Gedanken, die durch die redenden Spechtmeisen versinnbildlicht werden[2]). Der Zögling erkennt die Beihilfe an, die er dem weisen Meister zu verdanken hatte, aber die letzten Worte des sterbenden Fáfnir haben den Argwohn in seine Brust gesenkt. Die Peripetie fällt in die Pause, welche die Prosa bezeichnet und rasch bricht der selbstbewusste Kraftsinn des Helden sich freie Bahn. Die Vermutung Grundtvigs, dass nur drei, nicht sechs Vögel anzunehmen seien, hätte durch Hinweis auf die bildliche Darstellung der Szene bekräftigt werden sollen (vgl. jetzt auch L. Dietrichson De norske Stavkirker S. 74). Es ist überhaupt zu wünschen, dass die Sigurđszenen auf Holz und Stein für die Geschichte der Sage gründlicher ausgebeutet werden. Der Inhalt des späten Situationsgedichtes Guþrunarkviþa I (S. 370) wird mit Quellennachweisen aus Guþrunarkviþa II und dem 3. Sigurđlied erzählt. Die Umstellung von V. 27 (S. 373) halte ich nicht für geboten, weil der Übergang von 22 zu 27 gar zu abrupt wäre und *þaþan* der Schlussprosa seine Beziehung verlöre. V. 18, 5 *avđlingō* Hs. in **aurlingom* zu ändern, ist überflüssig. Der Parallelismus der Zeilen 3 und 4 ist vollständig und die Schlusszeile als Variante (mit Ettmüller) zu streichen, da M. doch wohl die Einsetzung der (nichtüberlieferten) Zeile 1 gebilligt hat. S. 373 erklärt er die Auffassung Bugges betreffs der Bezeichnung des 3. Sigurđsliedes als eines kurzen, sei nicht ohne Weiteres abzuweisen (das hätte auch Ranisch Vǫls. S. XIII beachten sollen). Doch sei vielleicht eine andere Erklärung vorzuziehen. Vielleicht seien die Verhältnisse hier ähnlich wie bei der Vǫlospǫ́ en skamma und Hyndloljóþ. Es habe vielleicht einmal ein 'kurzes Si-

1) Ranisch Vǫls. S. XII Anm. spricht davon, in V. 41 werde Guþrun erwähnt; M. sagt aber nur, V. 41 beziehe sich auf G. Die Strophe ist an ihrem Orte sehr leicht zu verteidigen.

2) Man darf darüber die selbständige sagengeschichtliche Bedeutung der Sache nicht vergessen.

gurđslied' gegeben, welches später durch Interpolationen entstellt und zu dem heute vorliegenden Liede (*qviđa Sigurþar* Hs.) aufgeschwellt wurde. Nach einer unwahrscheinlichen Strophenabtrennung lässt M. mit V. 6[1]) die Interpolation beginnen. Den Hauptinhalt bildet eine kurze Geschichte Sigurđs und der Brynhildr in ca. 30 Strophen: 1—5. 22—33 (zum teil). 47, 3. 4+48. 49. 51, 3. 4+52. 53. 57. 65. 66—69. 71. V. 54—64 sind sicher jüngeres Einschiebsel, doch halte ich mit M. auch V. 57 für echt. Bei der Strophenreihe 22—33 ist M. selbst nicht zu klaren Ausscheidungen gelangt. Es handelt sich im Wesentlichen um die Existenzfrage für 6—21. 34—47. Wieso dadurch, dass mit V. 6 der Held wechselt, dass Brynhildr statt Sigurđr in die Mitte gestellt wird, etwas gegen die Unursprünglichkeit von V. 6 ff. bewiesen sein soll, vermag ich nicht einzusehen. Sigurđr musste nach dem Gang der Ereignisse in den Hintergrund treten, wenn der Dichter uns in den Kreis seiner Feinde führen wollte. Gegen V. 16 wird der Vorwurf erhoben, sie stehe in unvereinbarem Widerspruch gegen den Geist der alten Dichtung und des Heldentums. Wenn das zuträfe, müsste all die Rohheit der That wie der Gesinnung, welche für die 'Ungetreuen' der Heldensage Charaktermerkmal bildet, aus der Überlieferung gestrichen werden. Das Motiv der Habsucht soll denn auch gegen V. 34 ff. entscheiden. Dass Brynhildr den Sigurđr bloss seiner Schätze wegen bevorzugt habe, widerspricht der V. 39 (Bugge), wo Brynhildr gerade von der Schönheit des Mannes besonders ergriffen wird. Wie sie Gunnars Frau geworden, hat jetzt Ranisch (Vǫls. S. XV) gezeigt und die Erwähnung der Todesfahrt beweist eben an sich schon, dass die Strophen ausserhalb des ganzen Liedes nicht denkbar sind. Noch auffallender ist mir, was M. gegen V. 45 geltend gemacht hat. Sie soll in schroffem Widerspruch zu V. 5 stehen, was allerdings richtig ist, aber seine volle Erklärung findet in den Schlussworten der V. 5 und den daran hängenden Ereignissen, die doch nicht übersprungen werden dürfen. Ich kann mich auch nicht davon überzeugen, dass Brynhildr in V. 69 an den Einzug in Valhǫll gedacht habe (vgl. auch S. 388). Nicht bloss sind die religiösen Voraussetzungen (wie z. B. bei Sigmundr) hiefür nicht gegeben, zum andern ist uns auch nirgends bezeugt, dass eine gefallene Valkyrje in Valhǫll Einzug gehalten und zum dritten bliebe unerklärt, weshalb der Dichter die Halle der

1) Bugges Lesung *svelti* (Arkiv II 123) ist jetzt durch Wimmer-Jónsson bestätigt worden und dadurch hat M.s Übersetzung die erforderliche Bestätigung erfahren.

Auserlesenen nicht genannt haben sollte (vgl. Helreid Brynhildar). Mit der herrschenden Ansicht über den Valhǫllglauben ist die Stelle allerdings nicht im Einklang, aber nicht diese, sondern jene bedarf der Remedur. Für die Bestattungsfeier hätte nicht nur auf Beowulf und Jordanes, sondern auch (insbesondere bezüglich der 2 *haukar*) auf den schwedischen Vendelfund verwiesen werden können (Hj. Stolpe Antiqv. Tidskrift VIII 1 ff.). Für die Zeitbestimmung des Liedes dürfte dies nicht ohne Belang sein, obwohl man in Vendel nur unverbrannte Leichen gefunden hat. Kesselfang (S. 398) ist nicht bloss die häufigste Form des Gottesurteils bei Frauen gewesen, vielmehr war er in Norwegen (im Gegensatz zu England) gesetzmässig ausschliesslich für Frauen in Anwendung zu bringen (J. Grimm RA. S. 922. Taranger Den angelsaksiske Kirkes Inflydelse paa den norske S. 323 ff.). Als frühester Termin für das 3. Gudrunlied wäre das 2. Viertel des 11. Jahrh. möglich. Zu *spekjor* (S. 399) bemerke ich, dass das Wort wahrscheinlich Entlehnung des ags. *spæc* ist; dass nicht, wie zu erwarten, ę geschrieben, könnte damit zusammenhängen, dass in der Hs. zuerst *spell-* gestanden hat, doch ist *e* = *æ* häufig genug belegt, Bugge Fornkv. s. VIII. Zu Stamm und Bedeutung beachte mhd. *gespehte*. Für die veraltete Quantitätsbezeichnung gelten immer noch die Worte vom Möbius Germ. IX 350.

Marburg i. H. Friedrich Kauffmann.

Sobolevskij A. J. Drevnij cerkovno-slavjanskij jazykŭ. Fonetika. Moskva 1891. 8, VI und 124 S. Pr. 1 Rubl.

Nach einer Einleitung, in welcher sich Sobolevskij u. a. als Anhänger derjenigen Forscher erweist, die im Kirchenslavischen einen altbulgarischen Dialekt erblicken, werden das Verhältnis der slavischen Laute zu den gemeinindogermanischen, die gemeinslavischen und die speziell kirchenslavischen Lautveränderungen besprochen. Das Buch würde daher auch einen allgemeinern Titel verdienen, als es trägt. Leider scheint der Verf. mit den neuern Fortschritten der Sprachwissenschaft nicht vertraut genug zu sein, trotzdem er unter seinen Quellen auch z. B. Brugmann, Saussure u. a. zitiert. Er kennt noch den sporadischen Lautwechsel (S. 1 f.) und in seinen Ausführungen sieht es daher oft eher wie in einem Raritätenkabinet als wie in einem wohlgeordneten Museum aus. Man sollte nicht glauben, dass heute noch eine so verworrene Darstellung des Vokalablauts möglich ist wie die hier S. 62 ff. gebotene. Es wird u. a. wieder ohne weiteres z. B. die slav. Endung *-telь* mit griech. -τερ- usw. verbunden (S. 83), in

slovo vlъkъ derselbe Auslaut gesucht (S. 88) usw. Nicht einmal die speziell slavistischen Forschungen hat S. genügend berücksichtigt: S. 87 werden z. B. Formen wie *šedъ mečь* schon wieder als älter aufgefasst denn *šьdъ mьčь*. Viel Selbständigkeit spürt man in S.s Buch auch nicht; und wo er eine eigene Meinung vorzutragen scheint, ist er in der Regel schwerlich im Recht: so lesen wir S. 79 von einem Suffix *-slo* (in *veslo maslo* usw.), das mit lat. *-clo-* lit. *-kla-* identisch sein soll, S. 88 wird asl. *beretъ berątъ* zu ai. *abharata abharanta* gestellt u. ä. m. Dazu gehört S. auch unter die zahlreichen Philologen, die das Bedürfnis empfinden, Sanskrit zu zitieren, ohne sich die Mühe gegeben zu haben, sich eine elementare Kenntnis desselben zu verschaffen: so wird z. B. S. 56 *vahata* als 2. Pl. indicativi aufgefasst, ebd. steht *aśva* als Vok. Sg. der *ā*-Deklination, S. 77 *jh* als die palatale Nebenform von *gh*; S. 60 begleitet der Verf. ai. *mūš- vidhavā-* mit der Bemerkung 'in zusammengesetzten Wörtern', was darauf schliessen lässt, dass er die Wörter in irgend einem Buch gelesen und nicht verstanden hat, was das Trennungszeichen dabei zu bedeuten hat. Mit einem Wort, das Buch gehört unter diejenigen, die von sehr geringem Nutzen sind.

Prag. Josef Zubatý.

Die neugriechische Sprachforschung in den Jahren 1890 und 1891[1].

(Schluss.)

III.

Wir gehen zu den Leistungen auf dem Gebiet der neugriech. **Dialektologie** über. Von der Aufgabe, Methode und dem Wert der neugr. Dialektforschung handelt in einem kurzen Bericht:

Psichari Rapport d'une mission en Grèce et en Orient. Archives des missions scientifiques. 1890 p. 25—36.

Wegen eines Prinzips zur Gruppierung der Dialekte ist nochmals auf Hatzidakis Zum Vokalismuss des Neugr. zu verweisen, wo zuerst die richtige Scheidung in eine nord- und südgriech. Gruppe (Grenze etwa der 38. Breitegrad) gemacht wird: das Einteilungsprinzip (Verhalten der unbetonten Vokale) ist so einleuchtend, dass ältere Gruppierungsversuche vor diesem neuen zurücktreten müssen. Die beiden

1) Vgl. Anzeiger I S. 38.

Gruppen scheinen mir im Allgemeinen ziemlich scharf von einander geschieden zu sein; die Ursachen dieser genauen Abgrenzung und die Frage nach Übergangsgebieten habe ich in der Ἀθηνᾶ III 120 ff. gestreift.

Von einzelnen Dialektgebieten haben folgende mehr oder weniger Beachtung gefunden:

Unteritalien.

Zur Orientierung:

Krumbacher Griechen im heutigen Italien. In der wissenschaftlichen Rundschau der Münchener Neuesten Nachrichten vom 14. Februar 1891.

Prince L.-L. Bonaparte Linguistic Islands of the Neapolitan and Sicilian provinces of Italy, still existing in 1889. Hertford 1890. 32 S. (Aus den Transactions of the Philological Society.)

Nach G. Meyer Zschr. f. rom. Philol. XV 546 ff. gibt der Aufsatz ein Verzeichnis albanesischer, griechischer u. a. Kolonien im heutigen Unteritalien, ferner eine Sprachprobe des italienisch-griech. Dialekts.

Tozer The Greek-speaking Population of Southern Italy. Journal of Hellenic Studies X 11—42.

Enthält ausser den Charakteristika der Dialekte von Bova und Otranto eine sprachliche und historische Untersuchung über den Ursprung der unteritalienischen Griechen: sie sind nach T.s Ergebnissen vor dem 11. Jahrh. eingewandert, erhielten aber spätere Zuzüge.

Morosi L'elemento greco nei dialetti dell' Italia meridionale. Parte prima: Provincia di Reggio. Archivio glottologico XII (1890) 76—96.

Die Arbeit beginnt mit einer kurzen Einleitung über die Bedeutung des griechischen Elements in Unteritalien (Altertum und Mittelalter) und zählt dann nach sachlichen Kategorien über 300 griechische Wörter auf, welche in unteritalienische Dialekte eingedrungen sind. Die Abhandlung ist unvollendet: der Tod hat den hochverdienten Gelehrten, der unserer Wissenschaft die beste Darstellung eines neugriechischen Dialekts geschenkt hat, am 22. Februar 1890 mitten aus einem schaffensfreudigen Leben im Alter von 46 Jahren hinweggenommen. Nach dem kurzen Nekrolog von Ascoli (am Ende des oben genannten Aufsatzes) besteht Hoffnung, dass aus den nachgelassenen Manuskripten noch manches für die Wissenschaft Wertvolle herausgegeben werden wird.

Hatzidakis hat dem Verstorbenen einen Nachruf gewidmet in der Ἀθηνᾶ II 697—701, worin zugleich eine Übersicht über die Leistungen auf dem Gebiete der italienisch-griechischen Dialekte gegeben wird.

Über die griechische Ansiedlung an der Westküste von Corsica (Carghese) zuletzt ausführlicher Φαρδύς Ἱστορία τῆς ἐν Κορσικῇ ἑλληνικῆς ἀποικίας. Athen 1888.

(Über die Sprache S. 166 ff.). Dass das Griechische noch nicht erloschen ist, bestätigt neuerdings Hoefer im Globus 1891 S. 135.

Ionische Inseln.

Partsch Kephallenia und Ithaka. Petermanns Mitteil. Ergänzungsheft Nr. 98. (1890.)

Enthält ausser rein geographischen Dingen eine auch für den Dialektforscher interessante Geschichte der beiden Inseln, dann einige Wetterregeln (von Cefalonia) und ein paar interessante Einzelwörter. — Ferner verweise ich nochmals auf das schon genannte Buch von Miliarakis (Anzeiger I S. 42).

Epirus.

Casangis Formules des souhaits et saluts en usage chez les Epirotes. Ἑλλάς II 166—172.

Ätolien.

Χατζόπουλος Τὸ ἰσκιωμένο χωριό. Ἑστία 1891 (II) S. 156 f. Ätolische Sage; zwar Volkssprache, aber für die Kenntnis des Dialekts (abgesehen vom lexikalischen) ohne Bedeutung.

Peloponnes.

Über die Maniaten:

Philippson in Peterm. Mitt. (s. oben) 1890 S. 38 f. (vorwiegend ethnographisch und nur ganz allgemein über den Dialekt).

Über die Zakonen ebd. S. 37 (ethnographisch; der Name der Zakonen ist nach Ph. wohl von einem Slavenstamm übertragen).

Athen.

Καμπούρογλους Ἱστορία τῶν Ἀθηνῶν I. Athen 1889.

vgl. Boltz Ἑλλάς II 97 ff., Krumbacher Berl. philol. Wochenschr. 1890 Sp. 127, C.-E. R., Revue des Ét. gr. IV 96.

Das Werk (das ich leider noch nicht zu Gesicht bekommen habe) bringt Lieder, Märchen, Sprüchwörter usw., endlich eine Darstellung der athenischen Mundart.

Ägina.

A. Thumb Μελέτη περὶ τῆς σημερενῆς ἐν Αἰγίνῃ λαλουμένης διαλέκτου. Ἀθηνᾶ III 95—128.

Enthält 2 Sprachproben, eine kurze Darstellung der Hauptcharakteristika des Dialekts und Erörterungen über die Stellung des Äginetischen innerhalb der neugr. Dialekte: das

Äginetische, Megarische und Athenische bilden eine Dialektgruppe, die selbst dem peloponnesischen Zweig des Südgriechischen angehört.

Inseln des ägäischen Meeres.

Tozer The Islands of the Aegean (s. oben S. 42) passim.

Samothrake: Tozer S. 335 f.: ein paar Bemerkungen über die Sprache der Hirten, welche allein noch den ältern Dialekt bewahrt haben. Die Notizen bieten übrigens viel weniger als was wir schon von Conze, Reise auf den Inseln des thrak. Meeres S. 53 ff. wissen.

Chios: Sehr reichhaltig ist

Πασπάτης Χιακὸν Γλωσσάριον. Athen 1888. (430 S.)
Κανελλάκης Χιακὰ Ἀνάλεκτα. Athen 1890. (592 S.)

vgl. G. Meyer im Literar. Centralbl. 1891 Sp. 113 f.

Reiches Material an Volksliedern, Sprüchwörtern usw., Darstellung des Volkslebens (Aberglaube, Sitten und Gebräuche).

Psichari verheisst eine Grammatik des chiischen Dialekts; vgl. über ein paar Einzelheiten des Idioms von Pyrgi auf Chios den schon genannten Raport (S. 30 ff.).

Naxos: Eine volkstümliche Überlieferung im Dialekt wiedererzählt von Μαρκόπολις in der Ἑστία 1890 (II) p. 397 f.

Derselbe ferner: Ναξίων δεισιδαιμονίαι ebd. 1891 (I) 314 f. (abergläubische Vorschriften im Dialekt von Tragäa auf Naxos).

Kreta: Παπαδοπετράκις Ἱστορία τῶν Σφακίων. Athen 1888.

Enthält nach Karolidis, Revue historique LXV 128 auch Angaben über Sitten und Sprache der Sphakioten.

Tozer besonders p. 50 f. Doch ist das meiste von dem, was angeführt wird, gar nicht so sehr vereinzelt wie T. meint, sondern gehört mehr oder weniger den Inseln überhaupt an. "The most notable feature" nämlich "the softening of κ" (Aussprache wie č) ist vollends sehr weit verbreitet (Peloponnes an verschiedenen Orten, megarisch-athenisch-äginetische Gruppe, Inseln des ägäischen Meeres). — Über ρ statt λ bei den Sphakioten Tozer S. 62.

Σταυράκης περὶ τοῦ πληθυσμοῦ τῆς Κρήτης. Athen 1891. (Mir nicht zugänglich).

Cypern: Zur Bibliographie über Cypern vgl.

Oberhummer Aus Cypern (in der Einleitung). Zschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin XXV (1890) S. 183 ff.

In dem antiquarisch-topographischen Aufsatz wird gelegentlich (S. 240) eine dialektische Eigentümlichkeit hervorgehoben, die Aussprache des κ und χ als *tsch* (*č*). Wir

haben oben gesehen, dass es mit der erstgenannten Eigenheit nicht so weit her ist.

Φραγκούδης Κύπρις ἤτοι οἱ Κύπριοι τῆς σήμερον. Athen 1890.

Handelt auch von der Sprache (nach Karolidis, Revue historique XLV 128).

Eine mit grossem Fleiss ausgearbeitete und erschöpfende Monographie über Cypern besitzen wir in dem Werke von

Ἀ. Σακελλάριος Τὰ Κυπριακά, ἤτοι γεωγραφία, ἱστορία καὶ γλῶσσα τῆς νήσου Κύπρου ἀπὸ τῶν ἀρχαιοτάτων χρόνων μέχρι σήμερον. Τόμος Α΄. Athen 1890. (842 S.)

Rez. von K. K[rumbacher] im Lit. Centralbl. 1891 Sp. 676—678. P. C[arolidis] Revue historique. XLV (1891) S. 257 ff.

Der vorliegende erste Bd. giebt ausser einer reichhaltigen Bibliographie[1]) (ob erschöpfend vermag ich nicht zu beurteilen, doch vermisse ich z. B. Deecke Der Ursprung der kyprischen Silbenschrift. Strassburg 1877 und G. Meyer Romanische Wörter in den cyprischen Chroniken Jahrbuch f. rom. u. engl. Spr. XV 33 ff.) die Geographie, Geschichte, öffentliches und privates Leben der Cyprier (Altertum, Mittelalter und Neuzeit). Da erst der 2. Band cyprische Sprache und Texte enthalten wird, so müssen wir es uns an dieser Stelle versagen, hier näher auf den schon vorliegenden Teil einzugehen. Immerhin findet auch der Erforscher des Neugriechischen in dem erschienenen Bande manches Wertvolle: die Darstellung des Volkslebens, Volksaberglaubens, der Sitten und Gebräuche (702 ff.) bringt auch sprachliches Material, besonders in lexikalischer Hinsicht; einige umfangreiche Texte (Volkslieder) geben ein ungefähres Bild vom neucyprischen Dialekt — ein Bild, das freilich der 2. Band wesentlich vervollständigen wird. Obwohl nicht hierher gehörig, so sei ferner auf den Abschnitt über die allerälteste Geschichte hingewiesen, wo Fragen behandelt werden (Ursprung der griech.-cyprischen Bevölkerung), die für den Sprachforscher von Interesse sind. Aber freilich sind in dem Gebiete der cyprischen Urgeschichte die Behauptungen des Verfassers recht problematisch.

Kleinasien.

Kiepert Die Verbreitung der griechischen Sprache im pontischen Küstengebirge. Mit Karte. Zschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin. XXV (1890) 317—330.

Beschäftigt sich nur ganz wenig mit der Sprache selbst, giebt dagegen eine genaue Statistik der Verteilung des griech. Elements im Pontosgebiet. In der beigefügten Karte sind

1) Vgl. dazu Cobham in der Academy No. 983 (1891) S. 236.

sämmtliche griech. Orte (mit Angabe der Häuserzahl) deutlich hervorgehoben.

Néophytos Le grec du nord-est de l'Asie mineure au point de vue anthropologique et ethnologique. In: L'Anthropologie II 1 (mir nicht zugänglich).

Derselbe Le district de Kérassunde au point de vue anthropologique et ethnographique. L'Anthropologie I 6 (mir nicht zugänglich).

Ob Hoffmann Le vilayet de Trébizonde. Le Globe 1890 S. 236—260 Sprachliches enthält, weiss ich nicht.

Βαλαβάνης Μικρασιατικά. Athen 1891.

Eine Sammlung von Aufsätzen über das Volksleben, die Kultur und die sonstigen Verhältnisse der meist türkisch redenden Griechen Kleinasiens; ausser vereinzelten Hinweisen auf Sprachliches (z. B. S. 137) bietet besonders das kurze Glossar aus Aravanion (S. 15 ff.) einige merkwürdige Thatsachen des interessanten griechischen Dialekts jener Ortschaft.

Über den Dialekt von Phertakaena in Kappadocien, handelte

Κρινόπουλος Τὰ Φερτάκαινα. Athen 1889 (in wissenschaftlicher Beziehung dürftig, aber immerhin Materialsammlung).

Die neugriech. Dialektforschung bedarf noch ganz bedeutender Pflege, bis wir ein ungefähr richtiges Gesamtbild erhalten. Denn so sehr es nach der obigen Aufzählung scheinen möchte, als ob nicht wenig über neugriech. Dialekte geschrieben würde, so enthalten doch die meisten der genannten Schriften ungemein wenig über die betr. Dialekte, gewöhnlich nur die eine oder andere Bemerkung über eine einzelne Thatsache, die dem Beobachter gerade aufgefallen ist; andererseits lässt die Art der Aufzeichnung meist sehr zu wünschen übrig. Aber ein Aufschwung neugriechischer Dialektstudien lässt sich erhoffen, seit einige Griechen, die Verständnis für die griech. Volkssprache besitzen, sich zur Gründung einer Gesellschaft 'Σύλλογος Κοραῆ' vereinigt haben, um die Erforschung der neugr. Sprache und ihrer Dialekte zu beleben. Die Statuten sind vom 10. September 1890 datiert und von Ἀ. Πασπάτης als Vorsitzendem und Χατζιδάκις als Sekretär unterzeichnet. Durch Verleihung von Preisen für tüchtige (unveröffentlichte) Dialektarbeiten ('γλωσσικὸς διαγωνισμός') und durch Veröffentlichung derselben in einer eigenen Zeitschrift soll der Hauptzweck der Gesellschaft gefördert werden. Eine von Hatzidakis verfasste Anweisung gibt auch dem sprachwissenschaftlich nicht Gebildeten die nötigen Winke für die Sammlung von Materialien. Der Name von Hatzidakis bürgt dafür, dass der Σύλλογος in streng wissenschaftlicher Weise

seiner Aufgabe gerecht werden wird, falls seine Landsleute ihrerseits das nötige Interesse zeigen.

IV.

Obwohl ich mit meiner bibliographischen Übersicht über neugriechische Sprachforschung zu Ende bin, so weit eben diese selbst in Betracht kommt, so sei es mir doch gestattet, wenigstens kurz noch auf drei Punkte einzugehen, die allerdings in einer mehr losen Beziehung zur neugriech. Grammatik stehen, aber immerhin entweder allgemein sprachwissenschaftliches oder praktisches Interesse haben und nicht leicht an einem andern Ort sich unterbringen lassen: es sind die drei Fragen über die Aussprache des Altgriechischen gewissermassen in neugriech. Beleuchtung, ferner die sogenannte Sprachfrage der heutigen Griechen und das Griechische als internationale Gelehrtensprache. Diese drei Gegenstände sind gar nicht so verschiedenartig als es scheinen möchte: gewöhnlich werden von denjenigen, welche die eine Frage behandeln, auch die beiden andern mit herein gezogen. Hier befinden wir uns freilich auf einem Gebiet, wo der Dilettantismus üppige Blüten treibt. Man findet etwa folgenden Gedankengang: Alt- und Neugriechisch sind identisch; dies lasse sich leicht beweisen, wenn man die neugriech. Schriftsprache (die man NB. dem Altgr. bewusst nähert) mit dem Altgr. vergleiche. Es ist auch 'erwiesen', dass das Altgriechische neugriechisch auszusprechen sei; Altgriechisch wird auf diese Weise eine lebende Sprache und muss als solche gelehrt werden — und, fügen manche hinzu, dieses wiederbelebte modernisierte Altgriechisch sei am besten geeignet, als internationale Gelehrtensprache zu dienen.

Es ist besonders eine Zeitschrift, welche diese und ähnliche Ideen vertritt, die schon öfters zitierte Ἑλλάς des Amsterdamer Φιλελληνικὸς Σύλλογος (bis jetzt vier Bde.). Für die Zeitschrift steht es fest, dass die neugr. Aussprache des Altgriechischen das einzig richtige ist; daher wird dekretiert "Abschaffung der erasmianischen Aussprache und Ersetzung derselben durch die lebende — mutatis mutandis" (sic!). Männer wie Engel usw. "haben ja das hohe Alter dieser Aussprache bewiesen und dennoch will man den alten Schlendrian befolgen"! (III S. 27). Ich unterlasse es im Einzelnen derartige Leistungen aufzuführen und verweise den, der Zeit übrig hat, auf die Ἑλλάς selbst. Nur der Aufsatz von Kern, Zur Geschichte der Aussprache des Griechischen. Wiedergabe indischer Wörter bei griech. Autoren, Ἑλλάς I 188 ff. II 85 ff., zeichnet sich durch wissenschaftliche Objektivität aus. Auch ausserhalb der Zeitschrift ist man thätig:

Dawes The pronunciation of Greek with suggestions for a reform in teaching that language. London 1890[1]).

Beweise für die Behauptungen der Verfasserin sucht man vergebens; das Buch von Engel ist ihr eine Hauptquelle und Autorität!

Telfy Meine Erlebnisse in Athen. Budapest, Wien, Leipzig 1890. (Handelt u. a. von der Aussprache; mir nicht zu Händen.)

Burnouf La prononciation du grec. Revue des deux Mondes (1890) S. 614—642.

Auch dieser Aufsatz steht ganz auf dem oben skizzierten Standpunkte.

Eine achtungswerte Leistung, auf die sich die Vorgenannten gern berufen, ist das Buch von

Παπαδημητρακόπουλος Βάσανος τῶν περὶ τῆς ἑλληνικῆς προφορᾶς ἐρασμικῶν ἀποδείξεων. Athen 1889. ιθ′, 752 S.

Dazu ein Nachtrag: Nouveaux documents épigraphiques démontrant l'antiquité de la prononciation des Grecs modernes. Leiden 1890.

vgl. A. Th(umb) Lit. Centralbl. 1890 Sp. 149 f. Sittl Berl. philol. Wochenschr. 1890 S. 540. Psichari Revue critique 1890 (II) S. 24. (Über den Nachtrag) Lit. Centralbl. 1891 Sp. 1593.

Der Verfasser vertritt die neugriech. Aussprache des Altgriechischen und lässt es in der Verteidigung seiner Sache an Gründlichkeit und Scharfsinn nicht fehlen. Aber wenn er trotzdem in den Hauptpunkten nicht zu überzeugen vermag, so zeigt das eben, dass die Sache selbst von vornherein eine verzweifelte ist.

Die Schriften von Παραδημητρακόπουλος und Bournouf veranlassten eine Auseinandersetzung von Psichari La prononciation du grec. La nouvelle Revue 1890 1. Juli S. 57—78 (auch separat). Es ist vorwiegend eine Erörterung über Sprachentwicklung im allgemeinen, indem auf diesem Wege die Unrichtigkeit der antierasmischen Grundsätze nachgewiesen wird.

Psichari wird in massloser Weise angegriffen von

K. Ῥάδης Ὁ ἐν Γαλλίᾳ περὶ τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης ἀγών. Athen 1890.

Die Broschüre handelt von der Aussprache des Altgr. und von der neugriech. Schriftsprache. Beides wird als 'nationale' Sache behandelt; d. h. wenn ein Grieche das Dogma von der neugr. Aussprache des Altgr. und von der Identität beider Sprachphasen nicht zugibt, so ist er ein Verräter an

1) Natürlich in der Ἑλλάς (II 101) sehr gelobt.

seiner Nation. Wir sehen hier, wie wenig Chauvinismus und Wissenschaft zusammen passen.

In Deutschland stehen wir solchen Dingen kühl gegenüber; umsomehr hat daher die Petition der Deutschen in Athen überrascht, man solle auf unsern Gymnasien die neugriech. Aussprache einführen. In zwei Artikeln

Zur Aussprache des Altgriechischen in den Grenzboten 1891 S. 354—361

Die Aussprache des Griechischen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891 Nr. 34.

wird lebhaft gegen solche Bestrebungen protestiert. In dem ersten Aufsatz wird auch die Sprachfrage kurz berührt, wie überhaupt mehr oder weniger in den angeführten Schriften.

Eine gediegene wissenschaftliche Darstellung des 'γλωccικὸν ζήτημα' gab Hatzidakis in den schon oben S. 47 genannten Aufsätzen, ausserdem Ἑλλάc II 92 ff., ferner Θερειανός im 2. Bd. seines Κοραῆc (s. oben S. 39). Von beiden Gelehrten wird die Frage vorwiegend geschichtlich behandelt[1]). Für den Sprachforscher hat das ganze Problem, das zunächst eine nur die Griechen betreffende praktische Frage ist, deshalb hohes Interesse, weil wir an einem konkreten Beispiel sehen können, wie ein Volk, dazu ein solches von grosser historischer Vergangenheit, nach einer Schriftsprache ringt. Die Vergangenheit, d. h. das Altgriechische, hat bis jetzt den Sieg davon getragen. Während man aber über das Hauptprinzip zur Zeit ziemlich einig ist (altgriechische Grundlage auch für die heutige Schriftsprache), streitet man sich noch über den Grad der Altertümlichkeit. So liegen der 'Attizist' Kontos und sein Gegner Βερναρδάκηc mit einander in heftiger Fehde. Man vgl. (aus den beiden letzten Jahren) des Κόντοc verschiedene Aufsätze in der Ἀθηνᾶ, besonders II 387—600 und dazu die anonym erschienene Schrift von Βερναρδάκηc Ἐπιcτολὴ περὶ ἐπιcτολῆc (zuerst in der athenischen 'Ἐφημερίc', dann als selbständige Broschüre Athen 1890).

Ansätze zu einer Umkehr, d. h. Annäherung an die Volkssprache sind unverkennbar. Psichari ist der entschiedenste Verteidiger einer volkstümlichen Redeweise; aber auch Hatzidakis redet einer Annäherung an die Volkssprache das Wort. Die angesehene (belletristische) Zeitschrift Ἑcτία liebt es, von Zeit zu Zeit in demselben Sinne zu wirken. Man vgl. z. B. Ἐφταλιώτηc, Ἑcτία 1890 (I) S. 42. 156 und sonst, Προβελέγιοc II 1 ff. Παλαμᾶc II S. 113 ff. Δροcίνηc (Δc.)

1) Wegen weiterer Artikel zur Sprachfrage verweise ich auf die Ἑλλάc.

passim, ferner die Novelle 'Ζούλια' von Psichari in No. 12 und 14 d. J. und den schon genannten Aufsatz von Μικρογιάννης. Aber freilich herrscht bis jetzt noch die altgriechisch gefärbte Schriftsprache.

Dass es natürlich nicht schwer ist, die Identität des Altgr. mit dem so künstlich zurechtgemachten Neugriechisch zu 'erweisen' (s. oben), liegt auf der Hand. Die 92% Altgriechisch, welche Blackie Is Greek a dead language? (im I. Bd. der 'Ελλάς) in der Hamletübersetzung von Damiralis entdeckt hat, besagen daher nicht viel.

Der Gedanke, das modernisierte Altgriechisch, d. h. die Schriftsprache der heutigen Griechen zum Gegenstand unserer Schulbildung zu machen und Altgriechisch als 'lebende' Sprache zu behandeln, wird ebenfalls von den Mitgliedern des Amsterdamer Φιλελληνικὸς Σύλλογος (Boltz, H. C. Müller u. a.) mit Vorliebe gepflegt. Man glaubt gar, in der neugriech. Schriftsprache die internationale Gelehrtensprache der Zukunft gefunden zu haben. Die Idee wurde schon von Eichthal vertreten: aus neuester Zeit nenne ich

Flach Der Hellenismus der Zukunft. 2. Aufl. Leipzig Friedrich.

Kuhlenbeck Das Problem einer internationalen Gelehrtensprache und der Hellenismus der Zukunft. Leipzig Friedrich.

Boltz Hellenisch die internationale Gelehrtensprache der Zukunft. 2. vermehrte Auflage. Leipzig Friedrich. (Die zweite Auflage kam mir noch nicht zu Gesicht.)

Ich schliesse meine Übersicht mit dem kurzen Gesamturteil, das ich bereits im Eingang angedeutet habe: die Zahl dessen, was über neugriechische Sprache geschrieben wird, ist nicht gering; aber der Schriften, welche die neugriech. Sprachwissenschaft fördern, sind es nur wenige. Vorläufig müssen wir indessen für alles dankbar sein, was geboten wird, dürfen aber hoffen, dass mit der Weiterentwicklung der jungen Disziplin der Dilettantismus immer mehr zurücktrete und ein richtiger, d. h. auf wissenschaftlicher Methode beruhender Betrieb immer weitere Verbreitung finde.

Freiburg i. B., November 1891. Albert Thumb.

Bibliographie[1]).

Vorbemerkung. Auch diesmal ist mir die gütige Unterstützung der Herrn Professoren P. Giles in Cambridge, W. Jackson in New-York und L. Parmentier in Gent zu teil geworden.

I. Allgemeine indogerm. Sprachwissenschaft.

Marty A. Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung. Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie. 8. Artikel XV 250—284; 9. Artikel XV 445—467; 10. (Schluss-)Artikel XVI 104—122.

Eingehende Auseinandersetzung des Verfassers mit den über die Entstehung der Sprache bisher aufgestellten Theorien.

Imme Andeutungen über das Wesen der Sprache auf Grund der neuern Psychologie. Zeitschr. des allgem. deutschen Sprachvereins. Wissenschaftl. Beihefte No. 2.

Müller M. F. On thought and language. The Monist (London). Juli 1891.

Deville G. Notes sur le développement du langage chez les enfants. (suite). Rev. ling. XXIV 242—58. 300—21.

Binet Les maladies du langage. Rev. d. deux Mondes. Januar 1892. S. 116—132.

Handelt über Aphasie mit Benutzung der neuern Untersuchungen von Ribot, Kussmaul, Bernard, Egger usw. Schlussfolgerungen: "D'abord: pluralité et indépendance des mémoires verbales; en second lieu, prépondérance fréquente d'une de ces mémoires sur les autres; et enfin solidarité, concours harmonieux de toutes ces mémoires, de façon à former, dans les conditions normales, cet ensemble bien coordonné de sensations, de pensées et d'actes qu'on appelle la langage".

Lloyd R. J. Speech sounds: their nature and causation (continued). Phonetische Studien V 129—41.

Thomas C. Voiced and voiceless consonants. The Univ. Record. Univ. of Michigan I 1.

Borinski K. Grundzüge des Systems der artikulierten Phonetik zur Revision der Prinzipien der Sprachwissenschaft. Stuttgart Göschen 1891. XI u. 66 S. gr. 8°. 1,50 M.

Paul H. Principles of the history of language. New and rev. ed. London Longmans. 560 S. 8°. 10 sh. 6 d.

1) Für die Druckfehler in der Bibliographie des vorigen Anzeigerheftes bitte ich um Nachsicht; verschiedene Umstände haben mir damals die sorgfältige Erledigung der Korrektur leider unmöglich gemacht.

Peile A modification in the latest editions of Pauls 'Prinzipien' and Brugmanns Greek Grammar. Cambr. Philol. Soc. Proc. XXV—XXVII S. 1.

Zu Prinzipien² S. 58—60 u. Grammatik² S. 11 d. h. über das Verhältnis von plötzlichem und allmählichem Lautwandel.

Kovář Uvedení do mluvnice (Einleitung in die Grammatik). Prag Rohlíček & Sievers 1891. gr. 8°. Pr. 50 Kr. ö. W.

Johannson A. Zu Noreens Abhandlung über Sprachrichtigkeit. IF. I 232—55.

Bréal M. Le langage et les nationalités. Rev. d. deux Mondes CVIII 615—639.

Fasst die Sprachwissenschaft im Gegensatz zu Schleicher als hist. Wissenschaft; bestreitet die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze. Die Sprache ist nicht wie die Modernen glauben, das bedeutendste Kennzeichen der Nationalität. Es liegt wenig daran, dass die Sprache verschieden ist, wenn nur der Geist derselbe ist: Belgien, Schweiz, England sind Nationen, obgleich bei ihnen Sprachverschiedenheit besteht.

Uhlenbeck C. C. Baskische Studien. Amsterdam Müller 1891. 51 S. 8°. (Overgedrukt uit de Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen, Afdeeling Letterkunde 3de Reeks, Deel VIII).

Sucht die Verwandtschaft des Baskischen mit dem Indogermanischen zu erweisen.

Cust R. N. Linguistic and oriental essays written from the year 1847 to 1890. 3. Series. London K. Paul, Trench, Trübner u. Komp. 8°. 21 sh.

Benfey Th. Kleinere Schriften. Ausgewählt und herausgeg. von Adalbert Bezzenberger. Gedruckt mit Unterstützung Sr. Excellenz des kgl. preuss. Herrn Kultusministers u. der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. II. Band. Dritte u. vierte Abteilung. Mit Registern zu beiden Bänden von Dr. G. Meyer und einem Verzeichnis der Schriften Benfeys. Berlin Reuther 1892. 237 u. 156 S. 8°. 20 M.

Ahrens H. L. Kleine Schriften. I. Band. Zur Sprachwissenschaft. Besorgt von C. Haeberlin. Mit einem Vorwort von O. Crusius. Hannover Hahn 1891. XV u. 584 S. gr. 8°. 16 M.

Philologische Abhandlungen H. Schweizer-Sidler zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums seiner Dozententhätigkeit an der züricher Hochschule gewidmet von der I. Sektion der philos. Fakultät der Hochschule Zürich. Zürich S. Höhr 1891. V u. 79 S. gr. 4°. 4 M.

Die in der Schrift enthaltenen Abhandlungen sind einzeln angeführt.

Ceci L. Appunti Glottologici. Torino G. Loescher 1892.

1. Indogermani od Indocelti. 2. *R* aus *D*. 3. *Roma* 'città del fiume'. 4. *carmen* zu ai. *śas-man-*, indem *-sm-* nach der Tonsilbe zu *rm* wird. 4. *faber*, von Wz. *dhē-*. 5. *proletarius*; von *pro rata* sei **prorītarius*, **prolĭtarius* gebildet worden, woraus durch Volksetymologie *prolētarius* entstanden sei. 6. *calamitas*. 7. *amoenus* : für **amēnus* zu **amēre*. 8. *ambulare*, Grundlage im Anschluss an Bugge **angulus* gr. ἄγγελος, daraus **ambulus* durch Einfluss v. *ambire*. 9. *orare* : *adorare* 'agere' nur volksetymologisch hieran angelehnt. 10. *tot*, vgl. *topper* aus **tot-per*, nicht **tod-per*. 11. *damnum dare*. 12. *paniculum* : *panicula* nach der Schmidtschen Theorie. 13. *flexuntes* 'flexu euntes'. 14. *castrovs* = 'capitis'. 15. γίνομαι, γῑνώσκω. Jenes von Wz. γιν-ϝ, ai. *jinv* dieses Analogiebildung. 16. ἰρός ist Äolismus. 17. μίν vom *sma-* (με-τά) nach Analogie von ἵν gebildet, ebenso wie νίν aus *nē*, *ne*.

Bartholomae Chr. Arisches und Linguistisches. Sonderdruck (aus Bezzenbergers Beiträgen). Mit Indices verschn. Göttingen Vandenhoeck u. Ruprecht 1891. IV u. 179 S. gr. 8⁰. 5 M. Vgl. Abteilung III.

Misteli Neupersisch und Englisch. Phil. Abhandlungen, H. Schweizer-Sidler . . . . gewidmet. (Zürich 1891) S. 28—36.

Ein Abschnitt aus seinem Buche 'Zur Charakteristik ausgewählter Typen des Sprachbaues', das 'hoffentlich in Jahresfrist' erscheinen werde. Vergleichung verschiedener in beiden Sprachen selbständig infolge des Flexionsverlustes entstandnen Eigentümlichkeiten.

Hirt H. Vom schleifenden und gestossenen Ton in den idg. Sprachen. II. Teil. IF. I 195—232.

1. Die schleifende Betonung im Germanischen und die Auslautsgesetze. — 2. Die Akzentqualitäten und der Sandhi im Uridg.

Bechtel F. Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher. Göttingen Vandenhoeck u. Ruprecht 1892. IX u. 414 S. 8⁰. 9 M.

Hoffmann O. Zur idg. Lautlehre. BB. XVIII 149—59.

I. Idg. *q g gh* und *kv gv ghv* im Anlaute. Zusammenstellung von ved. *cáyatē* 'hassen', gr. τείω mit *pĭo* und *fijan*. In *pĭo* ist *ĭ* = antevokalischem *ei̯*. Sein *p* erklärt sich aus idg. *kv*. Man vgl. die Doppelheit τις = thess. κις kypr. σις, τείω = thess. kypr. πείω. So ist auch das *p* von *poena* aufzufassen. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird endgültig bewiesen durch das Wort für 'wildes Tier' abg. *zvěrь* lit. *žvėrìs*: Grundform *ǵhvēr*. Diejenigen Griechen, welche τείω sprechen, haben hier θήρ, diejenigen, welche πείω aufweisen, dagegen φήρ. Ferner: idg. *kv* und *q* fallen arisch in *k* zusammen. Nach dem Ausweis des Thessalisch-kyprischen und Ionisch-dorischen sind mit *kv* anzusetzen: 1. **kvetvor-* '4': τέσσερες u. πέσσυρες, *fidwōr*. 2. **kvelo-* 'Schaar' : τέλος u. süd-dor. ἀπέλλα, *po-pulus*, ahd. *folk*, slav. *koleno*. 3. **ghvedhi̯o* 'bitten' : θέσσομαι u. böot. θιό-φεστος, *bidjan*. 4. **ghveno* 'Fülle' : εὐ-θενέω u. thess.-äol. ἄ-φενος. — II. Idg. *ph* im Anlaute. 1. ai. *phalgúa-* : Hes. φελγύνει. 2. ai. *phēna-* 'Schaum' : abg. *pěna*. 3. ai. *phalati* : ὀ-φέλλω. 4. *phála* 'Brett' : abg. *polъka*.

Fennell C. A. M. Brugmanns theory of the Ind.-Europ. nasalis sonans. Class. Rev. V 451—54.

"There is a far simpler alternative theory; that the accusative suffixes were *-əm*, *-əms*; the primitive 3 pl. suffix *-ənti*, *-əntai*, the pres. part. act. suffix *-ənt-*, the secondary 1 pers. sing. act. suffix *-əm*, etc., and that in Gk. and Skt. if they followed a vowel the *ə* vanished, if they followed a consonant the *n* or *m* vanished in affected syllables, and if final in Gk. as in Skt., final *-n* is dropped from nominal stems; cf. *dáśa, nāma, rājā*. Contrast skt. *pādam* : Gk. πόδα, and *abōdhisham* : Gk. ἔδειξα. It is perfectly natural that the vowel should vanish after a vowel, and equally natural that the vowel + nasal after a consonant should merge into a nasal vowel" (p. 452).

Pedersen H. *r-n*-Stämme. Studien über den Stammwechsel in der Deklination der idg. Nomina. KZ. XXXII 240—273.

Behandelt die Fälle wie ὕδωρ — ὕδατος, *yákṛt, ásṛg*; ferner *en*-Stämme, die im Nom. suffixlos sind, wie ai. *dōṣ dōṣṇás*, lat. *ōs* : ai. *āsnás* usw., Wechsel zwischen *es*- und *en*-Stamm: κέρας — κέρατος. Auch neben *r—n*-Stämmen treten *s*-Formen auf. Suffixlosigkeit und *en*-Formen stehen neben einander in Fällen wie γόνυ — γόνατος. *i—n*-Stämme: *ásthi — asthnás*. *l—n*-Stämme: *sauil — sunna*. Endlich *ā—n*-Bildungen: *roda* — ὕδατος u. a. Kritik der frühern Erklärungen. *r-n* hat suffixale Bedeutung: Spuren einer vorgeschichtlichen Deklination: *casus rectus* und *obliquus*. — Exkurs über die Entstehung einiger Zahlwörter. Idg. **ōktōu* enthält, falls man die Möglichkeit des Übergangs von *q* zu *k* oder *k* zu *q* annimmt Vollstufe von *qet*- '4', nach der Proportion *okt*- : *qet* = *noqt*- : *n̥qt*-. — Idg. *penqe* elliptisch für *qetvōres pen qe* d. i. 'vier u. eins'. — Zusammenhang von der Bezeichnung der Neunzahl mit *neuo*- 'neu'. 9 = '8 u. ein neuer'.

Meringer R. Beiträge zur Geschichte der idg. Deklination. Sitzungsberichte der k. Akademie d. Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Klasse Band CXXV, II. Wien Tempsky 1891. 54 S. 8°.

A. Die einsilbigen Neutra des Indogermanischen. M. betrachtet die verschiedenen Elemente (*i, u, r, ā, s, g, d, t*) die im Nominativ antreten und rekonstruiert die ursprüngliche Flexion. B. Über einige idg. Präfixe. Behandelt mehrere Präfixe und vermutet die Identität von einigen derselben mit den im Nom. Sing. Neutr. erscheinenden Suffixen.

Johansson K. F. Über den Wechsel von parallelen Stämmen auf *-s -n -r* usw. und die daraus entstandenen Kombinationsformen in den idg. Sprachen. BB. XVIII 1—56.

I. Ausgangspunkt ist die Erklärung der Nom. Plur. Neutr. *-āsi* als Kontaminationsbildung von *-ān-(i)* und *-ās-(i)* (Gött. Gel. Anz. 1890 S. 761 f.). Das wahrscheinlich zu machen dienen die folgenden zahlreichen Beispiele vom Nebeneinander verschiedener Stämme. — II. Betrachtet 103 Bildungen darunter Nr. 100 Part. Perf. Akt. und Nr. 103 das primäre Komparativsuffix. — III. Ergebnisse: 1) Im Idg. stehen verschiedene Stämme, vorab auf *-s -n -r* nebeneinander. Diese beruhen in vielen Fällen auf urspr. Kasusformen, das beweisen 1. vereinzelte Formen die niemals als Deklinationsstämme verwendet wurden z. B. αἰϝές αἰϝέν, *áhar áhan*.

2. Die Wörter dieser Art sind meist entweder Raum- oder Zeitbezeichnungen, also für den Lokativ am geeignetesten. II) Die mannigfachen Suffixkombinationen beweisen urspr. Bedeutungsidentität. III) Folglich 1. Möglichkeit der Kombination vorhanden. 2. Notwendigkeit, sie anzunehmen, weil *āyūsi* neben *āiyes- āiyen-* nur als Mischform aus ihnen zu erklären ist.

Ascoli Sulla storia generale delle funzioni del suffisso *-tero-*, con ispeciale considerazione del riflesso irlandese. Suppl. Per. all' Arch. Glott. It. Prima Dispensa 1891. S. 53—73.

§ I. Bedeutungsschema: 1. Funzioni assegnative o discernitive. 2. Funzione dativa. 3. Funzioni livellatrice o di ragguaglio. 4. Funzione prelativa. — § II. Die altirischen — § III. die mitteliri schen Verhältnisse.

Thomas F. W. On some Latin and Greek negative forms. Class. Rev. V 378—79. 434 (vgl. H. D. Darbishire CR. S. 485).

1) *nōn* is not = *noenu* . *noenum* but = *nō* + *ne* (either a second negative or a particle of emphasis). *noenum* not = *ne* + *oinom* but *noi* + *nu(m)* Gk. νῠ . νῦν. 2) νώδυνος, νωλεμές etc. have ω = preposition in Skt. *ā* or lengthened from *o* by a process corresponding to the Skt. vriddhi but show full negative *ne* in composition p. 434. Idg. negative *ne* appears in 12 forms (1) *n̥̆*, *n̥u*. (2) *n̥̄*. (3) *nĭ*. (4) *nĕ*. (5) *nē*. (6) *nĕi̯*. (7) *nŏ?* (8) *nō*. (9) *nŏi̯*. (10) *nă^x*. (11) *nă^x*. (12) *nā^xi̯*, all of which except (7) and (10) occur in Greek or Latin.

Delboeuf G. Quelques reflexions grammaticales sur les principaux adverbes (affirmations, manière). Rev. de l'Instruction publ. en Belgique XXXIV 381—89.

Behandelt besonders die Negationen.

Solmsen F. Zur Pluralbildung der Neutra. BB. XVIII 144—47.

Ausgehend von dem Nom.-Akk. Plur. Neutr. ἅτι auf der Inschrift von Gortyn, das er als ἅτῑ fasst, und dem ai. *cī* in *yā cīca* gleichsetzt, erklärt er die Schmidtsche Annahme, das -α der griech. Neutr. Plur. sei allein von den *i*- und *u*-Stämmen übertragen, für unmöglich. Es ist nun erwiesen, dass die Ursprache Neutra auf *-ī* und *-ū* besessen hat; ob daneben auch *-ia* bestand ist zweifelhaft.

Walker J. W. Philological Notes VIII (Greek Aorists and Perfects in -κα). Class. Rev. V 446—51.

Greek and Latin are very closely related. *fēci*, *jēci* are genuine perfects = θῆκα, ἧκα also Perfects by origin. These two and δῶκα, φρῆκα (= pf. of φράccω) passed into aorists because the original aorists θῆν, ἧν, δῶν, φρῆν disappeared. ἧν, ἧc, ἧ was too ambiguous; θῆν was too like adverb θήν, φρῆν to φρήν, δῶc and δῶ also to other words. βέβᾱκα is the true parent of the -κ-suffix in the Gk. Perfect. Extended root βᾰκ seen in βάκτρον in Sapphos ἀβάκην and Homeric ἀβάκηcαν = ἠπόρηcαν. In Latin *băc* in *baculum*, *bāc* in *imbēcillus*. Root *ba* origin of *baeto* and English *path* a participial form although = IndoE. *q*.

Aspirated perfects like τετράφαται arose from a Gk. dislike to a succession of three or more syllables beginning with a *tenuis*.

Originally meaning of Pf. and Aorist was closely allied Perfect in Homer always (1) intensive present, (2) present simply,

(3) intensive or emphatic past. Never (4) in its prehistoric and Latin use as a narrative tense.

The singular of the Graeco-Italian perfect from a stem containing a long vowel had no reduplication. Original form ποῖθα. Lat. *pēgi* but πέπιθμεν Lat. *pepīgimus*. The exception *cecīdi* is owing to the influence of *cecīdi* so which by popular etymology it was felt to be the causative. The interaction of the verbs keeps *caedo* from making **caesi* as it would otherwise have done, and on the other hand kept *cado* from making **cadui*. — ἔαρ and *vēr* not from a root *ves* but from a form ϝῆϝαρ gen. ϝῆϝρος from root *vē* and suffix *r̥* in πῖαρ, εἶδαρ.

Wackernagel J. Über ein Gesetz der idg. Wortstellung IF. I 333—436.

Collitz H. Über Ficks vergleichendes Wörterbuch der idg. Sprachen. Am. Journ. Phil. XII 293—309.

Charakterisierung dessen, was Fick mit seinem Wörterbuch, vorab mit der Rekonstruktion der einzelnen idg. Wörter und der 'Ursprachen' beabsichtigt hat. Zum Schluss entscheidet sich C. gegen die Bezeichnung 'Indogermanen' und sucht den Gesamtnamen 'Arier' durch Hinweis auf ἀρι- in ἀρί-γνωτος usw. sowie ἀρ-είων und ἄριστος zu rechtfertigen.

Giles P. Etymologies. Proceedings of the Cambridge Philol. Society XXV—XXVII (1891) S. 14 f.

1. φάτνη — *funda*. — 2. μισέω, μῖσος; μιαρός, *miser*: μιαρός u. *miser* von μισέω zu trennen, das zu ai. *mith* gehört. Dazu engl. *to miss, mis-trust*. — 3. *augur* : *au* + Suffix in πρέσ-βυ-ς, πρεῖσ-γυ-ς, ai. *vanar-gu-*, lit. *žmō-gù-s*. Vielleicht gehört γυ-νή hierzu.

Meyer G. Etymologisches. IF. I 319—29.

1. ὄνος — *asinus*. 2. ngr. γάδαρος γαϊδοῦρι 'Esel'. 3. lat. *mūlus* alb. *mušk*. 4. illyr. *luga-* 'Sumpf'. 5. *Triest*. 6. karisch τάβα 'Fels'. 7. tarent. μολγός 'Schlauch'. 8. maked. κλινότροχος. 9. *Sardes*. 10. *Aspendos*.

Moulton J. H. Etymologies. Proceedings of the Cambridge Philol. Society XXV—XXVII (1891) S. 9.

ἐνδύω = ἐνδ-ύω. Infolge der Volksetymologie ἐν-δύω ward neugebildet ἐκ-δύω für *ἐξύω vgl. *exuo*. — 2. ἀρετή von **n̥r-e-tā* zu *ner-* 'Mann'. — 3. ἀγῑνέω, Verb der *neu*-Klasse, von Wz. *g̑ei* und Präp. *n̥*. — 4. ἄκιρος, das Negativ zu ved. *ni-cira* 'careful'. — 5. ἀσφόδελος 'earth's spear, spit?' zu got. *azgō* u. ὀδελός. — 6. *fenestra*, Wz. *bhen*, zu φαίνω. — 7. *fluo* Wz. *dhleug* 'flow away' zu *trocken, dry, drought*. — 8. *lupus* zu ai. *lōpāśa* 'fox'. — 9. *opīnor* : *op* = ἐπί + *ain-* in αἶνος, αἰνέω. — 10. *oppido* = *ἐπιπέδως 'planely', hence 'plainly'. — 11. *prandium* trotz Stolz zu *prando* vgl. *pransus* aus *prām* + *ssus*, Part. Perf. Pass. von *edo*. *prām* = dor. πρᾶν — 11. *vīrus* zu av. *vaeṣō*. Kontamination mit *vīso-* = ϝιός.

Graf E. Rhythmus und Metrum. Zur Synonymik. Marburg i. H. Elwert. IV u. 97 S. gr. 8⁰. 2,40 M.

Teppe A. Les principes de tonalité et de rythme. Paris Fischbacher. 72 S. 8⁰. 1,50 frs.

Wulff Fr. Von der Rolle des Akzentes in der Versbildung Skand. Archiv I. Bd. 59—90.

Nach allgemeinen Erörterungen über das Verhältnis zwischen Akzent und Quantität, zwischen Rhythmus und Satzakzent sucht der Verf. die Frage, wie die Römer ihre Verse aufgefasst und vorgetragen haben, zu entscheiden. Bei der Untersuchung gelangt er zu dem Resultat, "dass die Römer ihre Verse mit einer feierlichen, ebenen, gedehnten Eintönigkeit lasen, die nicht so abwechselnd und lebhaft wie die Prosa war, aber auch nicht so gebunden (melodisch) wie der Gesang". "Der Hochton kam nur dann zur Ausführung, wenn die Arsis mit einer logisch hervorgehobenen Hauptsilbe zusammentraf, was besonders in den letzten zwei Versfüssen gar oft der Fall war. In dieser Weise wurde 1. der Rhythmus durchgehends hervorgehoben; 2. kein einziges logisch hervorragendes Wort verstümmelt oder negligiert; 3. kein einziges logisch aufgehobenes (akzentloses) Wort auf Kosten anderer hervorgehoben".

Demgemäss schlägt er als wahrscheinlich vor:

Dabunt malum Metelli ‖ Nævio poëtæ
◡ – ◡ – ◡ ⏊ ⏑̲ ‖ ⏊ ◡ – ◡ ⏊ –
Hanc deus et melior litem natura diremit
– ◡ ◡ – ◡ ◡ – | ⏊ – – ⏊ ◡ ◡ ⏊ ◡

wo ⏊ = lang und hochtonig.

de la Grasserie R. Essai de rythmique comparée. Muséon X 589—634.

Fortsetzung. Vgl. Anz. I 54.

—

Brugmann u. **Streitberg** Zum hundertjährigen Geburtstage Franz Bopps. IF. I I—X.

Hirt H. Franz Bopp der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft. Nord u. Süd. Oktober 1891.

Steinthal H. Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Rücksicht auf die Logik. 2. vermehrte u. verbesserte Auflage. II. Teil. Berlin Dümmler. 380 S. gr. 8°. 8 M.

II. Indog. Altertumskunde und Mythologie.

Hoernes M. Die Urgeschichte der Menschheit nach dem Stande der heutigen Wissenschaft. 22 gr. Ill. u. 323 Abb. Wien Hartleben. 43 B. gr. 8°. geb. M. 13,50.

Nehring A. Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna. Mit 1 Abb. im Texte und 1 Karte. Berlin 1890. Angezeigt Lit. Cbl. 1891 Sp. 1042 f. von N—e.

Köppen Fr. Th. Über Tundren und Steppen einst und jetzt, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Tierwelt. Ausland LXIV Nr. 30.

Besprechung des obigen Werkes. In Mitteleuropa gab es nach der Eiszeit eine Periode der Tundren, der eine Zeit der Steppen folgte, welche ihrerseits erst viel später durch Urwälder abgelöst wurden, wie sie uns Tacitus schildert.

Hahn Ed. Waren die Menschen der Urzeit zwischen der Jägerstufe und der Stufe des Ackerbaues Nomaden? Ausland LXIV 25.

Der erste Getreidebau stammt aus einer Epoche, die weit vor die Zähmung der wirtschaftlichen Haustiere fällt, der Hund allein geht höher hinauf.

Der Nomade ist wirtschaftlich nicht ganz unabhängig. Er lebt nicht bloss von Milch und Fleisch seiner Herden, sondern bedarf in der Regel der Zerealien.

Munro R. The Lake Dwellings of Europe. London 1890. Cassel u. Co.

Schnarrenberger W. Die Pfahlbauten des Bodensees. Beilage zu dem Jahresberichte des grossherzogl. bad. Gymn. zu Konstanz. Konstanz 1891.

"Diese Arbeit soll im wesentlichen eine Zusammenfassung dessen sein, was bis jetzt in verschiedenen Zeitschriften im Laufe der letzten Jahrzehnte über die Pfahlbauten des Bodensees veröffentlicht wurde, ausserdem soll sie das Material, soweit es mir zugänglich war, vorlegen".

Müller G. Ad. Vorgeschichtliche Kulturbilder aus der Höhlen- und älteren Pfahlbauzeit. Buhl 1892. M. 2,80.

Schultheiss Rasse und Volk. Globus LX Nr. 21.

Müller Fr. Ethnologie und Sprachwissenschaft. Ausland LXIV Nr. 52.

Woeikof A. Das Klima und die Kultur. Ausland LXIV Nr. 16.

Kritik von Penkas Aufsätzen Ausland LXIV No. 7—10.

Penka K. Der Mensch und das Klima. Ausland LXIV Nr. 21.

Erwiderung auf Woeikof.

Hirt H. Die Urheimat der Indogermanen. IF. I 464—85.

Kovář O pravlasti národův indoeuropských (Über die Urheimat der indoeurop. Völker). Živa I (1891 Prag). 10 S. 297—307.

Prüfung bisheriger Ansichten. Die Indoeuropäer sind durch eine ethnische Mischung entstanden, und daher kann man von einem indoeur. Urstamm gar nicht reden.

Köppen Beiträge zur Frage nach der Urheimat und der Urverwandtschaft d. indo-europ. und finn.-ugr. Volksstammes. Angezeigt von Stieda Arch. f. Anthrop. XX Nr. 3.

Möhl Observations sur l'histoire des langues sibériennes. Mém. soc. ling. VII 389—434.

Behandelt besonders die Entlehnungs- und Kulturwörter der sibirischen Sprachen. Manche asiatisch-europäischen Wörter scheinen Überbleibsel einer uralten Kultur zu sein, deren letzte Vertreter die Völker Nord-Asiens jetzt wären. Aus diesem Ursprung werden besonders Metallnamen abgeleitet: 'das Eisen' ostjak. *kart*, finn. *karta*, ahd. *skart*, altbulg. *skrada* und lat. *sartago* 'Bratpfanne'; preuss. *alwis* 'Blei', lit. *alwas* 'Zinn', griech. μ-όλυβος, ostjak. *lolpa*;

lit. *kauti*, ahd. *houwan* von der Wurzel **ku* 'schmieden', samojed. *kues* 'Metall', gr. κύκλωπες = lautlich *Hasava (*kues-lava)* 'Schmieder', ein Volksname. Ebenfalls werden mit sibir. Wörtern verglichen: slav. *gradъ*, lit. *žárdis*, got. *gards*, lat. *hortus*, gr. χόρτος, — griech. πύργος, πέργαμος, germ. *baurgs, berg*; — ἅλς, *sal*; — lat. *mare*; — lat. *erus*, gr. χῆρος, slav. *sirъ*.

Hansen A. M. Über Einwanderungen in Skandinavien. Mit Karte. Aus Det Norske Geografiske Selskabs Årbog II 1890/91. Christiania 1891.

Behandelt die Eiszeit, die skandinavische, lappische und finnische Einwanderung.

Bertrand A. Nos origines. La Gaule avant les Gaulois d'après les monuments et les textes. 2. Éd. entièrement remanié. Paris Leroux 1891.

Erst im 6. Jh. v. Chr. haben nach B. die Kelten Gallien besiedelt. Vorher sei der Norden von einer namenlosen, der Südwesten von Iberern, der Südosten (est) von den Ligyern oder Ligurern, die keine Indogermanen waren, bewohnt gewesen. Schilderung der ursprünglichen Kultur. Vgl. Virchow Zeitschrift f. Ethnologie 1891 S. 234 f. u. RC. XII 3.

Webster W. The Celt-Iberians. Academy 1891 No. 1012 S. 268 f.

Über die uridg. Bevölkerung Westeuropas, zu der die Iberer und wahrscheinlich auch die Basken gehörten. Anführung von Namen, die sich sowohl in Spanien wie in Südgallien finden, vgl. Ac. 1891 No. 1004 S. 99.

Hesselmeyer E. Die Pelasgerfrage und ihre Lösbarkeit. Tübingen. Angezeigt: Lit. Cbl. 1891 Sp. 1109 f. von A. H. (Lobend.) Wschr. f. klass. Philol. VIII 32/33 von Thumser.

Olshausen Zweite Mitteilung über den alten Bernsteinhandel und die Goldfunde. Z. f. Ethnologie 1891 S. 286.

Fischer W. Der Weg des steinzeitlichen Bernsteinhandels. Globus LX Nr. 17.

Hoernes M. Die Bronzefunde von Olympia und der Ursprung der Hallstatt-Kultur. Ausland LXIV Nr. 15.

"Ich wage demnach die Vermutung zu äussern, dass die Griechen und die Illyrier zu einer Zeit, als beide Völker noch im Besitz einer unentwickelten Bronzekultur im Norden der Halbinsel sassen, etwa um 1200 v. Chr., durch skythischen Einfluss mit dem Eisen bekannt wurden".

Hoernes M. Die Genesis der alteuropäischen Bronzekultur. Globus LIX Nr. 21.

Hoernes M. Zur Archaeologie des Eisens in Nordeuropa. Globus LIX Nr. 2.

Lindenschmit L. Das etruskische Schwert aus den Gräbern von Hallstadt und das vorgeschichtliche Eisenschwert nördlich der Alpen. Arch. f. Anthropol. XIX Nr. 4.

Bolle Karl Die Eichenfrucht als menschliches Nahrungsmittel. Zschr. d. Vereins f. Volkskunde I 138.

Buschan Zur Vorgeschichte der Obstarten der alten Welt. Z. f. Ethnologie. Verhandl. usw. 1891 S. 97.

Apfel sehr verbreitet, Birne tritt zurück. Es werden ausserdem besprochen Maulbeerbaum, Pflaume, Schlehe, Traubenkirsche, Himbeere, Brombeere, Hagebutten, Eberesche.

Buschan G. Das Bier der Alten. Ausl. LXIV Nr. 47.

Bier in Egypten, bei den Iberern, Ligurern, Phrygiern und Thrakern, Griechen, Italern, Galliern, Germanen.

Buschan G. Zur Geschichte des Hopfens; seine Einführung und Verbreitung in Deutschland, speziell in Schlesien. Ausl. LXIV Nr. 31.

Der Hopfen kommt von den Slaven zu den Germanen. Am Schluss Litteratur-Angabe.

Buschan Die Heimat und das Alter der europäischen Kulturpflanzen. Korresp.-Blatt d. Gesellschaft f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. XXI Nr. 10.

Werner H. Ein Beitrag zur Geschichte des europäischen Hausrindes. Naturwissenschaftliche Wochenschrift VII Nr. 1.

Windisch E. Über den Sitz der denkenden Seele, besonders bei den Griechen u. Indern u. eine Etymologie von gr. πραπίδες. Berichte der kgl. sächs. Ges. d. Wissenschaften 1891 S. 155—203.

K o p f und H e r z. Litauisches. Anschauungen der Inder (im Ai. spielt der Kopf als Sitz der Geisteskraft keine Rolle, sondern das Herz). Die Anschauungen der Griechen. (Bei Homer ist das Herz Hauptsitz des geist. Lebens, Ansichten der Spätern). Lucretius, Cicero, Galen. Das Gehirn im nicht philosophischen oder medizinischen Sprachgebrauch. Die Seele ein Hauch. Φρένες (das Zwerchfell verdankt seiner engen Verbindung mit dem Herzen die Erhebung in die geistige Sphäre). Das Wort könnte mit ai. *bhram* oder *bhur* in Zusammenhang stehen. Πραπίδες (nicht mit Bechtel zu ai. *parśu*, vielmehr starke Wurzelform *perqu*, zu got. *fairhvus* usw.).

Roscher W. H. Ausführliches Lexikon der griechischen u. römischen Mythologie. 21 L. (2. Band Sp. 513—672). Leipzig Teubner. 2 M.

Müller F. M. Anthropological religion. London Longmans u. Komp. 10 sh. 6 d.

Hartland Edw. Sidn. The Science of fairy tales, an inquiry into fairy mythology. London W. Scott 1891.

Vgl. Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde I 345.

Goodyear W. H. The Grammar of the Lotus: a New History of Classic Ornament as a Development of Sun Worship. With Observations on the 'Bronce Culture' of Prehistoric Europe as derived from Egypt, based on the study of

Patterns. 1 Vol. roy. 4 fully illustrated, boards. Preis 63 sh. Sampson Low, Marston & Co. London.

Kaegi A. Die Neunzahl bei den Ostariern. Phil. Abhandlungen, Schweizer-Sidler . . . gewidmet. (Zürich 1891) S. 50—71.

Knüpft an die Beobachtung von H. Diels an, dass die Drei- und die Neunzahl mit dem chthonischen Dienst, dem Toten- und Lustrationskult eng verbunden sei. Indem K. vom Totenkult ausgeht und die wesentlichen Bräuche der Ostarier bei Tod und Bestattung betrachtet und die Buss- und Sühnbräuche anreiht, kommt er zu dem Ergebnis, dass "die Neunzahl . . . . bei den Ostariern die entsprechende Rolle spielt wie bei den Griechen, Römern, Umbrern und Germanen". Ursprung: "Dem Vater, dem Grossvater, dem Urgrossvater bringt man die Ehrengabe und um sie zu heben und zu steigern, bringt man sie dreifach oder dreimal . . . . daher die Drei- und Neunzahl im chthonischen Dienst, im Manenkult".

Hahn C. Heilige Haine und Bäume bei den Völkern des Kaukasus. Ausl. LXIV Nr. 41.

Sehr häufig bei den Osseten.

Herman Hirt.

III. Arisch.

A. Indo-iranisch.

Bartholomae Arisches und Linguistisches. (Sep.-Abdr. aus BB. XV u. XVI, mit ausführlichen Indices versehen). Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht. IV u. 179 S. gr. 8⁰. M. 5.

Bartholomae Arica II. IF. I 486—500.

6. Ai. *-c c-* = av. *-s k̇-* = ap. *-š k̇-* aus *-t k̇-*. — 7. Ar. *šr* = av. *sr*? — 8. Vokal + Nasal + *r* im Avesta. — 9. Ai. Infinitive auf *-man* und *-mani*.

Leitner G. W. The races and languages of the Hindu-Kush. As. Qu. Rev. II Ser. II No. 3 S. 139—56. 2 Taf.

I. Polo in Hunza-Nagyr. II. The Kohistán of the Indus, including Gabriál. III. A rough sketch of Khatlán (Koláb) and adjoining countries. IV. The language etc.

Leumann E. Eine arische Femininbildungsregel. KZ. XXXII 294—310.

Die bei *n*-Stämmen entstandene Endung *-ânî* ist auch auf die *a*-Stämme übergegangen und zufällig nur noch bei solchen erhalten. Verschiedener Akzent. Bedeutung: Frau des Mannes, auf dessen Namen die Ableitung zurückgeht, nur je einmal im Avesta und Veda anscheinend dessen Tochter. Im Indischen auch mehrere Bildungen von *i*- und *u*-Stämmen. Nebenbei Etymologie von *puruṣa, putra, pumąs* gegeben.

[**Peet** S. D.] The Aryans and the Indians. Amer. Ant. & Or. J. XIII 2, S. 119—22.

Hopkins E. W. Note on the development of the charakter of Yama. Am. Or. Soc. Proc. May 1891 S. XCIV—XCV.

Traces in the Indian and the Persian tradition "the change from Y. the king of an earthly paradise" until he became "god in unearthly regions".

B. Indisch.

Buultjens A. E. The Dutch in Ceylon. X. chapter (of Valentyn's account of Ceylon). The Or. IV 3/4, 50—7.

Carter Ch. English-Singhalese Dictionary, P. IV. Colombo 1890.

Conrady A. Das Newârî. Grammatik und Sprachproben. ZDMG. XLV 1—35.

Newârî ist eine der etwa 30 nichtarischen lebenden Sprachen des Himâlayalandes Nepâl; hat sich allein darunter zu einer Schriftsprache entwickelt. Es enthält indisch-arische Lehnworte aus verschiedenen Entwicklungsschichten. Dem Grundstock nach aber eine der indochinesischen Sprachen.

Conrady A. Das Hariçcandranṛtyam. Ein altnepalesisches Tanzspiel. Mit einer grammatischen Einleitung hrsg. Köhlers Antiq. Leipzig. 45 S. gr. 8°. 1,50 M.

Fumi F. G. Avviamento allo studio del sanscrito. 2 ed. Mailand Hoepli. XII u. 251 S. kl. 8°.

Goonetilleke William The Letters ऋ (Ṛ) and ऌ (Ḷ) and the *A* inherent in a consonant. The Or. IV 3/4, 33—8.

Goonetilleke William Pâṇini. Ebenda 47—9.

Grierson George A., s. Hoernle.

Henry V. Les hymnes Rohitas. Livre XIII de l'Atharvavéda, traduit et commenté. Paris 1891. XII u. 56 S. 8°.

Soll Anfang einer Übersetzung des ganzen Atharvaveda sein. Verf. wünscht für diese erst etwaige Vorschläge zur Aenderung seiner Methode zu hören. XIII steht in der vedischen Litteratur allein wegen der singulären Erscheinung des darin verherrlichten Gottes Rohita, Personifikation der Sonne. Gattin Rohiṇî die Morgenröte.

Hillebrandt A. Vedische Mythologie. I Soma und verwandte Götter. Breslau Koebner 1891. X u. 547 S. gr. 8°. 24 M.

Hoernle A. F. Rudolf and George A. **Grierson** A comparative Dictionary of the Bihârî Language (published under the patronage of the government of Bengal) Part II. Calcutta 1889. S. 41—108. 9—32. Roy. 4°. M. 5. Rezens. von L. Feer Journ. As. VIII Sér., T. XVIII S. 370 ff. und Lit. Centralbl. 1892 No. 2 Sp. 55.

Jedes Wort wird auf seine ältere Form im Sanskrit und Prâkrit, resp. Arab., zurückgeführt und erhält sein Korrelat in den anderen neuindischen Sprachen arischen Ursprungs zugesellt. Den Heften wird auch ein vollständiger Wortindex zu dem in altem

Bais'wârî (Dialekt der Bihârî) abgefassten Râmâyan des Tul'sî Dâs beigegeben.

Kellog Hindi Grammar. London K. Paul, Trench, Trübner & Komp. 8°.

Lamairesse E. L'Inde avant le Bouddha. (Bibl. des religions comp.) Paris Carré. 18°. 4 Frs.

Lanman C. R. Mortuary Urns. Am. Or. Soc. Proc. May 1891 S. XCVIII—C.

Proves from Skr. texts that the use of cinerary jars existed among the ancient Hindus. Notices that designations of sex were marked on such urns.

Lévi S. La Grèce et l'Inde d'après les documents indiens. Revue des études grecques 1891 S. 24—45.

Auszug aus seiner Arbeit *Quid de Graecis veterum Indorum monumenta tradiderint.* Paris Bouillon 1890. Diese rezens. von R. Otto Franke Berl. Phil. Wochenschr. 1891 No. 45, Sp. 1422 ff.

Liebich Bruno Panini. Rezens. von V. Henry Rev. crit. XXV (1891) No. 39 S. 153 f. und von R. Otto Franke Gött. Gel. Anz. 1891 No. 24 S. 951—83.

In der Auffassung der Komposition müssen wir uns von den Anschauungen der indischen Grammatiker emanzipieren. Neue Theorie vom Wesen der Komposita. Das Sanskrit war nicht der Dialekt von Pâṇinis Heimat. Versuch der Lokalisierung von Sanskrit und Pâli. Sanskrit der gesprochene Dialekt des Gangesthales, Pâli der des Indusgebietes und der südlich anschliessenden Küstenländer (Franke).

Ludwig A. Die Genesis der grammatischen Formen des Sanskrit und die zeitliche Reihenfolge in der Selbstständigwerdung der indoeuropäischen Sprachen. Prag F. Řivnáč in Komm. 164 S. Imp. 4°. (Aus Abhandl. d. kgl. Böhm. Ges. d. W.).

Morris R. Notes on some Pâli and Jaina Prâkrit words. Acad. June 13 S. 566 f.

Morris R. On the word *bujjhaka* in the Dîpavaṃsa (IX 16—17), Acad. 1891 Oct. 3. S. 290. *bujjhaka* = kämpfend, aus *vujjhaka* für *yujjhaka*.

Morris R. Notes on some Pâli and Jaina Prâkrit words — *āuṭṭi*. Acad. 1891 Oct. 31, S. 387. *āuṭṭi* = 'Absicht'.

Morris R. Contributions to Pâli Lexicography. *Niddhâpeti.* Acad. 1891 Dec. 26, S. 592. Von *nis+dhâv*, Kaus., = hinausgehen lassen, vertreiben.

Oertel H. On the meaning of *sūnṛtā* in the Rig-Veda. Am. Or. Soc. Proc. May 1891 S. XCV—XCVIII.

The probable meaning of this word is 1. 'kind, disposition', 2. 'liberality'.

Oldham Serpent-Worship in India. Journ. Roy. As. Soc. Gr. Br. & I. 1891 July.

Pischel R. und K. **Geldner** Vedische Studien. Rezens. von M. Müller Physical Religion Appendix XI S. 384 ff.

Müller vertritt gegen Beide den primitiven Charakter des Rigveda.

Raffiuddin Ahmad Kaiser-i-Hind and Hindoostani. XIX. Cent. vol. 29.

Reuter J. N. Die Betonung der kopulativen und der determinativen Komposita im Sanskrit. Helsingfors 1891. 8°.

Reuter J. N. Die altindischen Nominalkomposita, ihrer Betonung nach untersucht KZ. XXXII Heft 4 S. 485—612.

Geordnet nach den Suffixen der letzten Glieder, darunter nach der Wortklassenzugehörigkeit der ersten Glieder, darunter nach der des zweiten Gliedes, schliesslich darunter nach dem Akzent des selbständigen Schlussgliedes.

Sibree E. Sanskrit *aśvā* 'water'. Acad. 1891 Nov. 7, S. 411.

aśva 'Pferd' : *equus* = *aśvā* 'Wasser', iran. *aspā* : *aqua*. Von diesem *aśvā (aspā)* Spuren in gewissen indischen und iranischen Flussnamen vorhanden.

Schmidt E. Die Anthropologie Indiens. Globus LXI No. 2 u. 3.

Bericht über Risleys Werk. In Indien finden wir hauptsächlich 2 Grundformen. 1. Der 'arische Typus' ist ausgezeichnet durch einen relativ langen Kopf (Dolichocephalie), eine gerade schmale Nase, hohes, schmales Gesicht, gutentwickelte Stirn, regelmässige Gesichtszüge. Der Gesichtswinkel ist gross, der Wuchs hoch, von 171,6 cm. bei den Sikhs im Punjab, bis zu 165,5 cm. bei den Brahmanen Bengalens. Der Körper ist wohl proportioniert, eher schlank als breit, die Hautfarbe hellbraun. 2. Der 'dravidische Typus' Risleys ist gekennzeichnet durch eine dicke, breite Nase mit einem Index, der an Grösse nur von dem des Negers übertroffen wird. Der Hirnschädel ist gleichfalls lang, der Gesichtswinkel verhältnismässig klein, die Lippen dick, das Gesicht breit, fleischig, die Gesichtszüge mehr unregelmässig.

Vodskov H. S. Rig-Veda og Edda. Rezens. von (Mo)gk Lit. Ctrlbl. 1891 No. 48 Sp. 1666 ff.:

Anscheinend selbständige Forschung und der wissenschaftliche Standpunkt, den die Forschung der Gegenwart allein gestattet. Verf. verwirft vollständig die Theorie von der Wanderung der Indogermanen und setzt dafür eine Ausbreitungstheorie der gesamten Menschheit vom inneren Asien aus. Die Mythologie hat sich gesondert bei den einzelnen Völkern entwickelt. Aber eine gemeinsame Wurzel, der Seelenkult. Die Hymnen des Rigveda keine Volksdichtung, sondern Gedichte der Priester, die das Volk auf Opfer und Religion hinweisen. Grosse Höhe geistiger Entwicklung, die mit indogermanischen Zuständen unvereinbar ist.

Whitney W. D On the narrative use of perfect and imperfect tenses in the Brāhmaṇas. Am. Or. Soc. Proc. May 1891. S. LXXXV—XCIV.

Gives statistics of the relative proportions in the usage of the perfect and imperfect in the Brāhmaṇa texts; shows that in narrative uses the tenses are mainly equivalent, but that there is a marked preference for the employment of the imperfect. The proportion of perfects increases with the lateness of date.

C. Iranisch.

Bang Willy Bemerkungen über das Verbum im Huzvâreš. Giorn. Soc. As. It. IV 218—24.

Bang Beiträge zur Kunde der asiatischen Sprachen. Leiden. Brill. Separat-Abdr. 23 S. gr. 8⁰.

Darmesteter James Chants populaires des Afghans, recueillis. Paris Leroux 1890. Rezens. von Grierson Ind. Ant. 1891 Sept. S. 337.

Sein Referat: Text, Übersetzung, Vokabular und Kommentar, samt "drei bewundernswerten Essays über die Sprache, Litteratur und Geschichte dieser Nation". Zwei Dialekte, Pukhtû im Norden, Pushtû im Süden. Geringer Unterschied. Entlehnungen in grossem Masstabe aus den persischen und indischen Dialekten, und aus dem Arabischen. Schlüsse: 1. das Afghân. nicht ein indischer Dialekt, 2. es ist ein iranischer Dialekt, 3. nicht einer der modernen persischen Dialekte, sondern 4. vom Zend oder einem sehr ähnlichen Dialekt abgeleitet. Es ist der bisher vergeblich gesuchte moderne Zeuge des alten Zend. 2. Kap. Geschichte der Afghanen von der ersten Erwähnung durch Albîrûnî (1030 n. Chr.) bis jetzt. 3. Kap. der Einleitung über die afghân. Litteratur. Rezens. ferner von S. Oldenburg Živaja Starina 1891 II S. 191; Ath. 1891, May 30, 694 f.

Geiger Wilh. Lautlehre des Balūčī mit einem Anhange über Lehnwörter im Balūčī. München Franz in Komm. 68 S. 4⁰. M. 2. (Aus d. Abh. d. Kgl. Bayr. Ak. d. Wiss. I. Kl., XIX. Bd. II. Abt.). Rezensiert Lit. Ctrlbl. 1891 No. 53 Sp. 1833 von H. H(übschmann):

Die Lehnwörter in einem Anhang von 312 Nummern vereinigt und nur die übrig bleibenden originellen Wörter zur Basis der Lautlehre gemacht. An dieser ist daher auch nichts Wesentliches auszusetzen.

Hillebrandt Alfr. Zarathustra und der Zendavesta. Nord und Süd 15. Jahrg. Okt.

Jackson A. V. W. Where was Zoroaster's Native Place? Journ. Am. Or. Soc. 1891 S. 221—232. (Sonderdruck 1892).

Kommt nach Prüfung der klassischen und iranischen Zeugnisse zu dem Schluss: Zoroaster indeed arose in the west, most probably somewhere in Atropatene. He then presumably went to Ragha, but, finding this an unfruitful field, turned at last to Bactria .... From Bactria, the now organized state-religion spread back towards Media; thence down to Persia.

Jackson A. V. W. Avesta. Vd. I 16 *vaēdaŋhō nōit̰ uzōiš*. Journ. Am. Or. Soc. 1891 S. 231—2.

Appendix zu 'Zoroaster's Native Place'.

Müller F. Kleine Mitteilungen. Wien. Z. V 2. Neupersische und armenische Miszellen. Ebenda 3. H. S. 250 ff. Desgl. und Pahlawi-Miszellen und Bemerkungen über die Zendalphabete und die Zendschrift.

Tolman H. C. Syntactical points in the Old Persian inscriptions. Am. Or. Soc. Proceedings May 1891. S. C—CI.

Brief remarks on the usage of the noun, adj., pron., and verb.

Wahrmund A. Praktisches Handbuch der neupersischen Sprache. Rezens. von Eugen Wilhelm. Am. J. of Phil. 1891 April, S. 82 ff.

R. Otto Franke.

IV. Armenisch.

Bugge S. Beiträge zur etymologischen Erläuterung der armenischen Sprache IF. I 437—459.

Suffix *-auλ*. — Aorist. II medii. — Pluralendung *-k̔*. — *ōλ, oλ* aus *anl, anr*. — Schwund des idg. *g* im arm. Anlaut. — Schwund des idg. *ĝ* im arm. Anlaut. — Idg. *zd* im Arm. — *t* aus idg. *t*. — Arm. *x* aus *sk*. — Arm. *j* d. i. *dz*. — Anlautendes idg. *sr* im Arm. — Idg. *tr* im Arm. — Arm. *rk* durch Umstellung entstanden. — *v* aus *n*. — *p̔* und *p* aus *b*, idg. *bh*. — *p̔* aus *ps*. — *erku*. — *čork̔*. — *hanem*. — *hund*. — *yišem*. — *veh*.

Conybeare F. C. On the ancient Armenian Version of Plato. Am. Journ. Phil. XII 193—210.

Kainz Praktische Grammatik der armenischen Sprache für den Selbstunterricht. I. Klassische Sprache. II Neuarmenische Sprache mit einem neuarmenisch-deutschen und deutsch-neuarmenischen Wörterbuch und zahlreichen Lesestücken. (Die Kunst der Polyglottie XXXV). Wien Hartleben [1891]. 196 S. 8°. 2 M.

V. Griechisch.

Johansson K. F. Beiträge zur griechischen Sprachkunde. Upsala Lundström 1891. 173 S. gr. 8°. 6 M.

Solmsen F. Zur Lehre vom Digamma. KZ. XXXII 273—288.

Die Beobachtung Leo Meyers, dass die Anlautsgruppen ϝο- ϝω- bei Homer keine Spur des ϝ aufweisen, wird ergänzt und berichtigt. Dem Material Meyers ist zunächst ὁ-, ὁτ-, ὁπ- (in ὅπωϲ u. ä.) aus *cϝοδ- hinzuzufügen, dagegen ὅρκοϲ zu streichen: ὅρκοϲ und ἕρκοϲ werden zu altbulg. *sraka* 'vestis, tunica' und Verwandten in Beziehung gesetzt. L. Meyers Lautgesetz gilt auch für den Dialekt von Gortyn: ϝο-, ϝω- verlieren ihr ϝ; alle Fälle, in denen ϝ sonst im Anlaut abgefallen sein soll, beruhen auf irriger Auffassung. So haben αἰ, ἠ 'wenn', ἐρcένεϲ, ἑταῖροϲ nie ein ϝ im Anlaut gehabt, ἑλ- (ἑλόντα usw.) ist im Anlaut durch αἱρέω (das nirgends Digammaspuren zeigt) analogisch beeinflusst. Für andere Dialektgebiete ist

der Nachweis des Meyerschen Gesetzes schwierig wegen des Mangels umfangreicher (und alter) Texte. Aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit gilt es auch für das Kyprische (Edalion), vielleicht für das Elische. (ἕλος 'Sumpf' ist nicht auf *ϝέλος, sondern *σέλος, lat. *solum* zurückzuführen).

Solmsen Nachtrag zu S. 283 des genannten Aufsatzes (kypr. πανώνιος). KZ. XXXII 288—294.

Gegen Hoffmann Griech. Dial. I 71. 156 wird nachgewiesen, dass kyprisch πανώνιος nicht zu ὀνίνημι und Verwandten gehören kann: die Zugehörigkeit zu ὦνος 'Kaufpreis' ist festzuhalten. πανώνιος (χῶρος, κᾶπος) auf der Tafel von Edalion bedeutet 'mitsamt allen ὤνια, d. h. allen verkäuflichen Erträgnissen' (sc. des Ackers oder Gartens).

Smyth H. W. On digamma in Post-Homeric Ionic. Am. Journ. Phil. XII 211—22.

1. Digamma in literature. 2. Digamma upon inscriptions.

Bartholomae Griech. ὄνομα > ὀνόματος. IF. I 300—318.

Wackernagel κέχονδα. Berl. phil. Wschr. 1891 No. 47.

Ein Perfektum κέχονδα zu χανδάνω, ἔχαδε wird aus einer Lesart [κεχ]όνδει festgestellt, welche eine der von Kenyon publizierten Papyri zu Homer Ω 192 bietet.

Walker F. W. Philological notes VIII. Greek aorists and perfects in -κα. Class. Rev. V S. 446—451. (S. Abt. I.)

Wharton μή. Philological Society Nov. 6. Vgl. Academy 1891 II S. 460.

1. μή ist ursprünglich und wesentlich keine negative oder prohibitive, sondern eine interrogative Partikel. 2. Manche Sätze mit μή, die als Affirmativsätze aufgefasst werden, sind als Fragesätze anzusetzen. 3. Auch in andern Fällen ist zu beobachten. dass der anscheinend negative Sinn des Satzes einen interrogativen enthält oder voraussetzt.

Steinmann Studie homerská. (Eine Homerische Studie). Jahresbericht d. k. k. Gymn. zu Königgrätz 1890/91.

Über Genetive auf -οο (z. B. διόλο-υ nicht -οο), ὅου (= ὅ-υ) und ϝ (es wird ἀλλο·υειδέα ευοικυῖαι, οὔιες u. dgl. für ἀλλοειδέα, εἰοικυῖαι οἴιες vorgeschlagen).

Steinmann Studie homerské (Homerstudien). Listy filologické (Prag) XVII 21—24, 232—46. XVIII 8—23. 284—85. 336—44.

Untersuchungen über die Richtigkeit der Überlieferung und Deutung verschiedener Verbalformen.

Weck F. Die epische Zerdehnung. Programm des Lyceums zu Metz 1890. 43 S.

Rez. von P. Cauer Wochenschrift f. klass. Philologie 1891 Sp. 1276 ff.

Conway A note on the Homeric adjectives in -οπ-. Cambridge Philological Society 26. Nov. 1891. Vgl. Academy 1891 II S. 566.

Vgl. Ἤνοπι χάλκῳ, μέροπες ἄνθρωποι u. dgl. Die Adjektive dieser Klasse haben ein Suffix *-q-*, Nebenform von *-qo-* (ποδά-πο-ς). μέροψ : ai. *maraka-*. Hierher auch φύλοπις, urprgl. = 'butchery'. Wz. *ghū* 'opfern'.

Sayce The mention of an Ionian Greek in the tablets of Tel el-Amarna. Academy No. 1015.

Lewy H. Kyprisches IF. I 506—511.

Σκίας Περὶ τῆς κρητικῆς διαλέκτου. Athen Sakellarios. Leipzig Liebisch. 167 S. 8°. 3,50 M. Rez. Lit. Centralbl. 1892 Sp. 91.

Cagnat R. Revue des publications épigraphiques relatives à l'antiquité classique Rev. Archéolog. XVII 405—19. XVIII 401—32.

Néroutsos-bey Inscriptions grecques et latines recueillies dans la ville d'Alexandrie (Égypte) et aux environs. Rev. Archéol. XVIII 338—46.

Reinach Th. Bulletin épigraphique. Revue des Études grecques IV 314 ff.

Gleichsam 'Regesten' der in den letzten 3 Jahren gefundenen griech. Inschriften, geographisch geordnet.

Larfeld W. Jahresbericht über die griech. Epigraphik für 1883—1887. Zweiter Teil. Bursians Jahresber. LXVI (1891) S. 1—223.

Simon J. Abkürzungen auf griech. Inschriften. Zschr. f. d. österr. Gymn. XLII 673—711.

Eine Sammlung der Abkürzungen, die auf Inschriften vor 146 v. Chr. begegnen, und daran anknüpfend die allgemeinen Ergebnisse.

Corpus inscriptionum Atticarum IV suppl. vol. I partem 3 continens. Berlin 1891.

Paton and **Hicks** The inscriptions of Cos. Oxford Clarendon Press 1891.

Rez. von A. H. Lit. Centralbl. 1892 Sp. 155 f.

Fröhner Inscriptions grecques archaïques. Revue Archéologique 1891 S. 45—55.

Behandelt zwei Inschriften, von denen besonders die zweite (aus Hermione?) sprachlich sehr interessant ist wegen einer Reihe eigenartiger Formen.

Blass Zu der naxischen Inschrift der Timandre. Fleckeisens Jahrbb. Bd. 143 (1891) S. 335—336.

Statt ΒΣ = *hs* = ξ steht auf der Inschrift ▯Σ. Dieses ▯ ist wahrscheinlich das naxische Zeichen für Ξ.

Κοντολέων Ἀνέκδοτος Μικρασιαναὶ ἐπιγραφαί. Τεῦχος πρῶτον. Athen 1890. 48 S.

(94 Inschriften). Vgl. dazu Jaspar Ἑλλάς 1891 S. 417—423.

Contoléon Inscriptions d'Asie-Mineure. Rev. d. Études Grecques IV 174—75.

Contoléon Inscriptions grecques inédites. Rev. d. Études gr. IV 297—301.

Reinach Th. Inscriptions archaïques d'Argos. Rev. d. Études gr. IV 171—78.

Behandelt die zweite der Fröhnerschen Inschriften, einen Gesetztext von 7 Zeilen in argivischem Alphabet.

Reinach Th. Deux inscriptions de l'Asie-Mineure. Rev. d. Études gr. IV 268—89.

1. Conventions entre Aegae et Olympos. 2. Le sanctuaire de la Sibylla d'Erythrée.

Blass Archaische griechische Inschriften. Fleckeisens Jahrb. 1891 S. 557—560.

Behandelt die beiden Bronzeinschriften aus der Sammlung des Grafen Tyszkiewicz (vgl. Mitteil.). B. liest auf dem Diskos den zweifelhaften Eigennamen Ἐυϲοίδᾱ als *s*-losen Nominativ eines Männernamens (vgl. unten a. a. O.). — In der argivischen Inschrift möchte er αιτιϲτιϲ in αἴ τιϲ ändern und τονϒραϲϲματον in τοννδαϲϲματων = τῶν δαϲϲμάτων vgl. δάϲματα· διαμερίϲματα Hesych. (M.)

Selivanov Inscriptiones Rhodiae ineditae. Mitt. d. Inst. XVI (1891) S. 107 ff.

Von sprachlichem Interesse sind besonders die an erster Stelle mitgeteilten drei archaischen Inschriften; in der zweiten liegt ein Eigenname Ὑφυλίδαϲ vor; Ὕ-φυλοϲ ist gebildet mit der Präposition ὕ (gleichbedeutend mit ἐπί), ein Seitenstück zu dem Namen des wahrscheinlich auch aus Rhodos stammenden Söldners Ὕ-δαμοϲ der Abu-Simbel-Inschrift und zu dem des Akräphiers Ἰούϲτροτοϲ, der mit böotischem Vokalismus für Ὕ-ϲτρατοϲ steht (vgl. R. Meister Mitt. d. Inst. a. a. O. S. 357). — Die dritte Inschrift ist zu lesen (vgl. Jernstedt Mitt. d. Inst. a. a. O. S. 240; Wackernagel ebd. S. 243; R. Meister ebd. S. 357):

Σᾶμα τόζ' Ἰδαμενεὺϲ ποίηϲα, hίνα κλέοϲ εἴη.
Ζεὺ(δ) δέ νιν ὅϲτιϲ πημαίνοι, λειώλη θείη. (M.)

Kulhoff Ἔπιπλα, ἐπίπλοα. Revue de Philologie XV 116.

ἔπι-πλ-α zu W. πελ-, Singular ἔπιπλον. ἐπίπλοα bei Herodot I 92 eine Textverderbnis.

Hilberg ὡραΐζω oder ὡρᾶΐζω? Wiener Studien XIII (1891) S. 172—174.

Aus Dichterbelegen ist die Form ὡρᾰΐζω zu erschliessen (gegen die übliche Ansetzung ὡρᾱΐζω der Lexika).

Brugmann Καταϲπῶϲαι bei Herodas. IF. I 501—505.

Laistner L. Κένταυροϲ. Zschr. f. d. österreich. Gymn. XLII 711—719.

"Das α der Endung -αυροϲ scheint in manchen Wörtern auf sonantischen Nasal zurückzugehen". Also z. B. ϲαῦροϲ aus ϲνϝρο zu ϲαίνω, φαῦροϲ Wz. φν, ϲφν zu ϲπεν (ϲπάνιοϲ), ebenso φλαῦροϲ (φρήν), καῦροϲ (ξένοϲ), αὖροϲ (οὔνιοϲ), ἀφαυρόϲ (ἄφνω usw.) πέταυρον (πετν neben *πέ(ρ)ταρ, lat. *pertica* aus **pertrica*), u. a. Ausgangspunkt der Bil-

dung -αυροc sind vermutlich *u*-Stämme (zu caῦροc ein cνυ, cνϝ, cαϝ). Der Pflanzenname κενταύριον 'Erdgalle' zu ahd. *hantag* 'beissend bitter', auch 'ferus, saevus, immanis', ebendazu κένταυροc (κενθν). Das τ statt δ, θ (τένδω, τένθω) und κ statt τ nach κεντέω. Weiteres zur Wurzel *(s)quend(h)*.

Immerwahr W. Die Kulte und Mythen Arkadiens I. Die arkadischen Kulte. Leipzig Teubner. VI u. 288 S. gr. 8°. 4 M.

Schjǫtt P. O. Mythologiske Studier I. Zeus, Athamas, Apollo. Christiania Vid. Selsk. Forhandl. 1891. Nr. 7. Cl. 1. Dybwad. 19 S. 8°.

Wide Sam. Bemerkungen zu der spartanischen Lykurgoslegende. Skand. Archiv. I. Bd. S. 91—130.

Nach den Vermutungen des Verfassers ist der spartan. Lykurgos "ein über Hellas verbreiteter alter Gott, bez. Heros, mit dem thrakischen Lykurgos und anderen Trägern dieses Namens und anderer aus der Wurzel λυκ (ai. *vrka*) abgeleiteter Namen, wie besonders Lykos, nahe verwandt, ja wohl ursprünglich identisch". Der Verf. stellt dann eine sog. Identifizierungstheorie auf. Seine Ansicht ist, dass die sog. hellen. oder olymp. Götter auf dem griech. Boden nicht ursprünglich sind, und die Bewohner Griechenlands haben diese Götter nicht gekannt. Sie verehrten hauptsächlich die chtonischen Mächte und daneben wohl auch einige göttliche Wesen, die der Oberwelt angehörten. Diese wurden von den hellen. Gottheiten nicht völlig verdrängt; die meisten wurden mit diesen identifiziert, ein Prozess, der häufig darin seinen Ausdruck fand, dass der alte Gott zum Heros herabsank, und dem neuen Gott zur Seite gestellt wurde, während der neue Gott den Namen des alten als Beinamen bekam.

Néophytos A. Le grec du Nord-Est de l'Asie-Mineure au point de vue anthropologique. L'Anthropologie II (1891) 25—35.

Die griech. Bevölkerung besteht nur zur Hälfte aus ursprünglich griech. Elementen.

A. Thumb.

VI. Albanesisch.

Meyer G. Albanesische Studien. III. Lautlehre der idg. Bestandteile des Albanesischen. (Sitzungsberichte der kais. Akademie d. Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Klasse, Band CXXV H. XI). Wien Tempsky 1892. 95 S. 8°.

VII. Italisch und Romanisch.

A. Altitalische Sprachen.

Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft herausgegeben von Iwan Müller, Band I, Erster Halbband. Zweite Auflage. München Beck.

Landgraf G. Litteraturnachweise und Bemerkungen zu seiner lateinischen Schulgrammatik. Bamberg Buchner. 56 S.

Scerbo F. Grammatica della lingua latina I. Firenze Le Monnier.

Valmaggi L. Grammatica latina. Mailand Hoepli 1892. 250 S.

Consoli S. Fonologia latina esposta secondo il metodo scientifico, 2. ed. Mailand Hoepli. 205 S.

Baudouin de Courtenay Izŭ lekcij po latinskoj fonetikě. (Aus Vorlesungen über lat. Lautlehre). Filologičeskija zapiski XIII 273—96.

Fortsetzung seiner Darstellung der lat. Lautlehre.

Wharton Quelques *a* latins. Mém. Soc. Ling. VII 451—60.

Einige lat. *a* sind durch die Einwirkung eines folg. Hochtons entstanden.

Meyer-Lübke Über *o* und *u* im Lateinischen. Philologische Abhandlungen, Heinrich Schweizer-Sidler . . . gewidmet (Zürich 1891) S. 15—24.

Sucht in den Wechsel von *o* und *u* Gesetzmässigkeit zu bringen: 1. *o* wird *u* in betonter vorletzter Silbe. 2. Anlautsilben: a) *on* + Labial wird *un*. b) *l* + Konsonanz verlangt stets *u*. c) Vor Verschlusslauten und *s*-Verbindungen bleibt *o*; ebenso d) vor einfachem *r, n, m*. e) Bei einfachem *l* scheint *o* die Regel, ebenso bei *ll*. f) Vor *ms* steht *u*, vor *mm o*. g) *cum* und *con*. h) *or* + Kons. bleibt unverändert.

Parodi Sorti di *e* ed *o* nel latino davanti a *n (m)* in sillaba chiusa. Supplementi Periodici all' Arch. Glott. It. Prima Dispensa S. 1—19.

I. *en* + Gutt. : *i*. 1. *enqv, enc*. 2. *engv, eng*. 3. *egn*. II. *en* + Dent. : *e* bleibt. 1. *ent*. 2. *end*. III. *en* + Lab. : *e* bleibt. IV. *en* + *l, r, m, v* : *e* intakt. V. *e* + Nas. im Auslaut. VI. *on* + Gutt. 1. *onc* : *u*. 2. *ong* : *u*. VII. *on* + Dent. : *o*. VIII. *omp, omb* : *u*. IX. *on* in der Schlussilbe.

Hoffmann O. Lat. *en* und *n̥* in betonter geschlossener Silbe. BB. XVIII 156—59.

In geschlossener Silbe stehendes lat. *en* wird unbetont stets zu *in*, betont nur, wenn ein Guttural oder wenn Doppelkonsonanz folgt.

Conway S. Über den Wechsel von *d* und *l* im Lateinischen. Cambridge Philological Society 26. Nov. 1891. Vgl. die Notiz der Academy 1891 II S. 566.

Erklärt *d* für sabinisch. Der Aufsatz wird in den IF. erscheinen.

Wiedemann O. Zur Gutturalfrage im Lateinischen. IF. I 255—57.

Wölfflin E. *af*. Archiv f. lat. Lex. VII 506.

Zwei neue Belege für *af* vor *v* auf der bei Amiternum gef.

Inschr.: *af. vineis* und *af. villa*, die *ab. castello* und *ab. seceie* gegenüberstehen.

Lindsay W. M. Latin accentuation Class. Rev. V 373—77. 402—408.

Eingehende Untersuchung über den Wert der lat. Grammatikernachrichten und der im archaischen und im Vulgärlatein nachweisbaren Akzentgesetze für die Erkenntnis der lat. Betonung.

Funck A. Neue Beiträge zur Kenntnis der lat. Adverbia auf *-im*. Archiv f. lat. Lex. VII 485—506.

In alphabetischer Reihenfolge wird dasjenige zusammengestellt, "was als eine wesentliche Bereicherung unserer Lexika erschien", und zwar: I. Wörter, welche in Georges' Handwörterbuch fehlen (56+11). II. Wörter, für welche neue, bemerkenswerte Belege gefunden sind (54).

Conway S. The origin of the Latin passive, illustrated by a recently discovered inscription. Cambr. Philol. Soc. Proc. XXV—XXVIII (1891) S. 16—21.

Im Anschluss an Zimmer KZ. XXX 224 ff bringt er aus einer von Bücheler Rhein. Mus. 1890 Nr. 2 besprochenen osk. Inschr. ein Beispiel 'of the rudimentary passive', konstruiert mit einem Akk. Hiernach scheinen die *r*-Formen ursprünglich impersonale, aber transitive Bedeutung gehabt zu haben: *sakrafir ûltiumam*.

Wölfflin E. Zur Konstruktion der Ländernamen. Archiv f. lat. Lex. VII 581—83.

Über blossen Akk. auf die Frage: wohin?

Surber A. Über die Verwertung der wissenschaftlichen Ergebnisse für die Schulsyntax des latein. Infinitivs. Phil. Abhandlungen, Heinrich Schweizer-Sidler . . . gewidmet. (Zürich 1891) S. 36—50.

Carlsson Om det latinska gerundivum och gerundium. Pedagog. tidskr. 1891 S. 349—60.

Sjöstrand N. De vi et usu supini secundi Latinorum. 54 S.

Riemann *tanquam* 'dans la pensée que'. Rev. de philol. XV 164.

Cicero (Brut. I 5) beweist, dass *tanquam* mit dem Konjunktiv im angegebenen Sinne nicht bloss auf die Kaiserzeit beschränkt ist, wie Schmalz u. a. meinen.

Sjöstrand N. Quibus temporibus modisque *quamvis, nescio an, forsitan,* similes voces utantur. Lund Möller. III u. 42 S. 8°.

Guthmann Ueber eine Art unwilliger Fragen im Lateinischen. Progr. Nürnberg.

Sturm J. B. Ueber iterative Satzgefüge im Lateinischen. Progr. Speier.

Hale W. Die *cum*-Konstruktionen. Ihre Geschichte und ihre Funktionen. Übersetzt von A. Neitzert. Mit Vorwort von B. Delbrück. Leipzig Teubner. X u. 341 S. gr. 8°. 6 M.

Hoffmann E. Das Modus-Gesetz im lateinischen Zeitsatze. Antwort auf Hales „The *cum*-Constructions“. Wien Gerolds Sohn. V u. 43 S. 1 M.

Wetzel M. Das Recht in dem Streite zwischen Hale und Em. Hoffmann über die Tempora und Modi in den lat. Temporalsätzen. Paderborn Schöningh 1892. 48 S. kl. 8⁰. 0,60 M.

Lattmann H. Die Tempora der lat. Modalitätsverba in Nebensätzen. Philologus Suppl. VI 163—201.

Funck A. Formelhafte Wendungen im Inschriftenlatein. Archiv f. lat. Lex. VII 585 f.

Linde Über das Carmen Saliare. Skandinavisches Archiv I 130—54.

Vgl. Anz. I S. 64. L. bietet einen kritischen, sprachlichen und mythologischen Kommentar.

Linse F. De P. Ovidio Nasone vocabulorum inventore. Progr. Dortmund.

Götz G. Der liber glossarum. Leipzig Hirzel.

Schulze Zum Sprachgebrauch der römischen Juristen. Zeitschr. der Savigny-Stiftung, Rom. Abth. XII 1.

Kübler B. Juristisches. Archiv f. lat. Lex. VII 594—96.

Hauptsächlich über *armentum* u. seine Bedeutung bei den Juristen.

Hertz M. Gutachten über das Unternehmen eines lateinischen Wörterbuchs. Sitzungsber. der Berl. Akad. d. Wiss. 1891, 671—690.

Wölfflin E. Zwei Gutachten über das Unternehmen eines lat. Wörterbuches. Archiv f. lat. Lex. VII 507—522.

1. Über die Bedeutung des Thesaurus linguae latinae. 2. Geschichte des Unternehmens. 3. Die Organisation der Arbeit. 4. Arbeiter und Leitung. 6. Zeit und Geld.

Weyman *abyssus — accedo*. Archiv f. lat. Lex. VII 228—67.

Bearbeitung des Zettelmaterials. Dazu ‘Erläuterungen zu *accedo*’ S. 568.

Wölfflin E. *accelero — accendo*. Archiv f. lat. Lex. VII 569—576.

Bearbeitung des Zettelmaterials. Dazu S. 577—78 Erläuterungen zu *accendo*.

Funck A. Inschriftliche Zeugnisse für lat. Verwandtschaftsnamen. Archiv f. lat. Lex. VII 583—85.

Behandelt die 2039 Inschriften der Stadt Ostia nach Art der Sammlungen Hülsens aus den Inschr. von Lambaesis, veranlasst durch Delbrück.

Gundermann G. *malacia*; *gubernius*, *gubernus*. Archiv f. lat. Lex. VII 586—88.

Nettleship H. *absanitas* = *insanitas*. Archiv f. lat. Lex. VII 578.

Skutsch F. *iaientare, iaiunus*. Archiv f. lat. Lex. VII 527—29.

iaientare : *ieientare* = *iaiunus* : *ieiunus*. Die Bréal-Baillysche Etymologie ist unhaltbar.

Traube L. *expiare*. Archiv f. lat. Lex. VII 590.

= 'befriedigen'.

Wölfflin E. *fluvius, fluvia, flumen*. Archiv f. lat. Lex. VII 588—90.

Keller O. Lateinische Volksetymologie und Verwandtes. Leipzig Teubner. X u. 387 S. gr. 8°. 10 M.

Stowasser J. M. Eine zweite Reihe dunkle Wörter. Leipzig Freytag.

Bréal M. Notes étymologiques. Mém. soc. ling. VII 447—449.

Attavus ist eine Zusammensetzung von *atta* mit *avus*, zuerst im Vok. *atta ave*. Die Verkürzung erklärt sich wie in *ĭdem, fărina, sŏlidus*. Durch Nachahmung entstanden *atavia, adnepos*. — *Avidus* 'reichlich, fett'. Hor. Od. III 23. 2. — *Lāridum, lardum* bezeichnet was in dem als Vorratskammer angesehenen *lararium* behalten wurde. Die *Lares* bewahrten das Schweinefleisch wie die Penates das Korn. — Umbr. *sevom*, osk. *sivum* ist ein adverb. Akkus. Neutr. von *suus* abzuleiten.

Hempl G. The etymology of Latin *cartilagō*, Englisch *cartilage*. Am. Journ. Phil. XII 354.

Herleitung aus **cáruncul̥ago*.

Heraeus W. Noch einmal *haud impigre*. Fleckeisens Jahrb. CXLIII 501—507.

Meyer-Lübke W. *mamphur*. Philologische Abhandlungen, H. Schweizer-Sidler . . . gewidmet (Zürich 1891). S. 24—28.

Das ἅπαξ λεγόμενον *mamphur* (Paulus Diaconus 132, 1) gehört zu frz. *mandrin* 'Planscheibe u. s. w.', senes. *manfa, manfano*, it. *manfanile*. Dem Wort ist *f* nicht *ph* zuzuschreiben. Idg. *mbh, ndh* wird lat. nicht zu *nf*. Neben osk. *manfar* muss lat. *mandar* bestanden haben. Jenes wird im osk. Gebiet zu *mafar*. Im Rom. fand Kontamination mit *mandar* statt. Zu vgl. an. *mǫndull*, vielleicht gr. μόθουρας.

Netušil J. Zur Etymologie und Semasiologie von *iste* und *ipse* nebst Zubehör. Archiv f. lat. Lex. VII 579—81.

Findet in ihnen nicht suffigiertes *so* und *to*, da *-o* lautgesetzlich nicht zu *-e* werde, sondern *-se* und *-te*, die kurzen enklitischen Formen des Reflexivs und des Pron. der 2. Pers., deren Existenz auch für den Dativ im Lat. angenommen werden kann. *iste* 'der dir d. h. der, welcher zu dir in irgend einer Beziehung steht' oder 'der, denke dir' *ipse* = 'der gerade, welcher in irgend einer Beziehung zum (gramm. oder log.) Subjekt des Satzgefüges steht'. *-se* und *-te* können auf kurzes *-sĭ -tĭ* eben so zurückgehn, wie *mare* auf **mari*.

Stephens G. *ver* = spring. Skandinavisches Archiv I 154—59.

Stolz F. Lat. *strufertārius*. IF. I 332.

Strachan *ambulare*. Class. Rev. V (1891) S. 377 f.

Von einer Wurzel *el* : *ol* 'gehn'. Vgl. ir. *ad-ellaim*, kymr. *elaf* (Futurum), korn. *ellen* 'gehe', *amb-ulo* 'umhergehn'.

Strachan Latin *sibilus*, *sibilo*. BB. XVIII 147 f.

Zu ir. *sige*, *sidhe*, *sighe* 'a blast' Wz. *sueidh*. Das nebenstehende air. *séitim* stützt K. Meyers Vermutung (KZ. XXVIII 169), dass *dh+t* zu kelt. *t* werde.

Strachan Lat. *perendie*. IF. I 500—501.

Stürzinger *sursum* von *surgere*. Archiv f. lat. Lex. VII 597 f.

sursum ist Partizip von *surgere*.

Reinach S. Recherches nouvelles sur la langue étrusque. L'Anthropologie II (1891) S. 108—12.

Referat über Bugges neuere Untersuchungen über die nähere Verwandtschaft des Etruskischen mit dem Armenischen.

Lattes E. L'insriziono etrusca della tazza vaticana di Cere. Suppl. Period. all' Archivio Glott. Ital. Prima Dispensa 1891 S. 19—53.

Ebers G. Etruskisches aus Ägypten. Beilage zur Allgem. Zeitung 1892 No. 5.

B. Vulgärlatein.

Sittl K. Jahresbericht über Vulgär- und Spätlatein 1884—1890. Jahresber. über d. Fortschritte d. klass. Altertumswissenschaft LXVIII 226—240.

Unvollendet. Beginnt mit dem Bekenntnis: "Das Vulgärlatein, mit welchem die Latinisten operieren, ist ein Phantasiegebilde". Die neuere Entwickelung leidet an dem Grundfehler, dass sie zwischen lebenden und toten Sprachen kaum unterscheidet. Die unzulängliche Überlieferung ist schuld, dass es für das Lateinische und Griechische keine Laut-, sondern nur eine Buchstabenlehre gibt. Nur das Schriftlatein bildet aber das Objekt der latein. Sprachwissenschaft. Das Vulgärlatein könnte a priori nur auf 2 Wegen zu unserer Kenntnis kommen: 1. Durch Dialektpoesie. Diese aber bei den Römern etwas undenkbares: mit Bewusstsein hat niemand vulgär geschrieben. 2. Durch grammatische Darstellungen. Was sie aber sagen, ist nur eine Warnung vor dem regellosen Pöbel; daher das krause Gemisch von Vulgarismen, Misverständnissen und unpassenden Lesefrüchten.

Unsere direkte, kombinationsfreie Kenntnis der römischen Umgangssprache reduziert sich auf die beschränkte Anzahl von Wörtern, welche die Schriftsteller mit '*vulgo*' u. dgl. bezeichnen. Dieses Sammelsurium, das aus allen Perioden der lat. Sprache und aus allen Ländern des Reiches zusammengetragen ist, kann ebensowenig einen Begriff vom Vulgärlateinischen geben als etwa die mit 'veraltet' bezeichneten Wörter des Lexikons einer neuern

Sprache die Entwickelungsstufen des ältern Französisch, Spanisch u. dgl. Für die griech. συνήθεια oder κοινή umspannen solche Quellen noch ein paar Jahrhunderte mehr. — Anwendung dieser Grundsätze im flg.

Monceaux Le latin vulgaire d'après les dernières publications. Rev. des deux mondes, 15. juillet 1891. S. 429—48.

Lindsay W. M. Spuren vulgärlat. Betonung bei den alten Dramatikern. Archiv f. lat. Lex. VII 596 f.

Über Pänultimabetonungen wie *muliérem, pariétem* u. dgl. gegen Gröber Arch. I 223 und Meyer-Lübke in Gröbers Grundriss I 360.

Thurneysen R. Zur Bezeichnung der Reziprozität im gall. Latein. Archiv f. lat. Lex. VII 523—27.

Knüpft an Thielmann Arch. VII 543 an und behandelt die Verbindung des Verbums mit *inter* (*ils s'entr'aiment* = *inter se amant*), die sich bis zu den ältesten Denkmälern zurückverfolgen lässt. Kontamination der ältern Ausdrucksweise *inter se amant* und *se interamant*, wodurch *inter-* zum Hauptträger der reziproken Bedeutung ward. Dieser Gebrauch ist eine Eigentümlichkeit des alten gallischen Sprachgebiets und führt auf keltischen Einfluss. Irisch wie Brittisch stimmen in der Bezeichnung der Reziprozität überein: sie komponieren das Verbum mit der Präposition ir. *imm-*, kymr. *ym-* 'um'. Wenn auch die französ. Komposita mit *entre-* keine direkten Übersetzungen des entsprechenden gall. *ambi-* sind, so stammt doch aus der vorromanischen Landessprache die Gewohnheit, die Reziprozität durch Verbalkomposita auszudrücken. Das Keltische hat also nur die innere Sprachform geliefert; alles äussere stammt von Rom.

Kübler B. Die Appendix Probi. Archiv f. lat. Lex. VII 593—95.

Stützt Gaston Paris' Ansicht, dass wir es mit einem afrikan. Dm. zu thun haben.

Friedländer L. Petronii cena Trimalchionis. Mit deutscher Übersetzung und erklärenden Anmerkungen. Leipzig Hirzel. 8°. 5 M.

Rönsch H. Collectanea philologica. Herausgegeben von C. Wagener. Bremen Heinsius. 325 S.

Saalfeld G. A. De Bibliorum sacrorum Vulgatae graecitate. Quedlinburg Vieweg 1891. XVI u. 180 S. 8°. 7,50 M.

Zusammenstellung griechischer Lehn- und Fremdwörter mit Angabe sämtlicher Belege.

Bourciez E. De praepositione *ad* casuali in latinitate aevi merovingici. Thèse. Bordeaux Cadoret. Paris Klincksieck. 116 S.

Bonnet M. *mane* Femininum. Archiv f. lat. Lex. VII 568.

Beispiel für diesen Genuswechsel aus Gregor v. Tours.

Gröber G. Zu *colpus, colfus*. (Arch. VII 443). Archiv f. lat. Lex. VII 522.

Die Anwendung von *colpus* im Lat. ist für frühere Zeit a. a. O. dargethan, aber 1) nur für Italien, 2) in der Schreibung mit *f* doch erst für das 14. Jh. *p* zu *f*, ist also italienisch, und *golfo* ist vom adriatischen Meere nach Westen gewandert.

R. v. Planta. W. Streitberg.

C. Romanische Sprachen.

Araujo F. Recherches sur la phonétique espagnole (Suite). Phonet. Studien V 2.

Baist G. Die arabischen Laute im Spanischen. Roman. Forsch. IV 345—422 (Schluss folgt.)

Michaëlis C. Der 'portugiesische' Infinitiv. Roman. Forsch. VII 49—122.

Oreans K. Die *o*-Laute im Provenzalischen. Roman. Forsch. IV 427—482.

Blanc A. Vocabulaire provençal-latin. Rev. des langues romanes V 29—88.

Publikation eines ma. Glossars nach 2 Hss. der Nationalbibliothek.

Godefroy Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IXe. au XVe. siècle. S. 481—560. Paris Bouillon.

Clédat Nouvelle grammaire historique du français. Paris Garnier frères. VI u. 279 S. 12^0^.

Darmesteter A. Cours de Grammaire historique de la langue française. I Partie. Phonétique. Publiée par les soins de M. Ernest Muret. Paris Delagrave 12^0^. 2 Fr.

Araujo F. L'évolution phonographique de l' *oi* françaís. Rev. de philologie franç. et prov. V 96—134. 161—74.

Horning A. Zur Behandlung der tonlosen Paenultima im Französischen. Zeitschr. f. roman. Phil. XV 493.

Cron J. Die Stellung des attributiven Adjektives im Altfranzösischen. Strassb. Diss. 84 S. 4^0^.

Meder F. *Pas*, *mie*, *point* im Altfranzösischen. Marb. Diss. 37 S. 8^0^.

Tobler A. Kleine Beiträge zur franz. Grammatik. (Philol. Abhandlungen, Schweizer-Sidler . . . gewidmet S. 1—15) Zürich 1891.

1. *donc*. 2. *des cent ans*. 3. Asyndetische Paarung von Gegensätzen. 4. *S'il faisait beau, je partirais*.

Rousselot Patois de Cellefrouin. Étude expérimentale des sons. Rev. d. patois gallo-romans. H. 14. 15.

Thomas A. u. **Hatzfeld** A. Coquilles lexicographiques. Romania XX 464—69.

Alignonet, alpagne, anuer, avalies.

Förster W. Etymologien. Zeitschr. f. roman. Philol. XV 522 ff.

train = *trahīnum*. *prone* aus *proisnier* = *procinare*. *poulain* = *pullīnum*. *terrain* = *terrīnus*. *pugnale* aus *pugnus*. *pro*, *prode*, *prodom*; F. setzt drei verschiedene Grundformen an: 1. *prode* zu volkslat. **prōdis prōde*. 2. *pros prosa* aus **prorsus*. 3. *prode* aus *prōvidus*.

Cornu J. *paisible*. Zeitschr. f. roman. Philol. XV 529.

paisible = **plaisible* zu *placere* wie *cheville* = *clavāla*.

Geijer P. A. *cabaret*. Romania XX 462 f.

Bestätigung von Lognons Etymologie '*caput arietis*'.

Meyer G. Alcune aggiunte all' articolo del Morosi sull' elemento greco nei dialetti dell' Italia meridionale. Arch. Glott. Ital. XII 137—40.

Vgl. Arch. XII 76 ff.

Morf H. *tutti e tre*. (Philol. Abhandlungen, H. Schweizer-Sidler . . gewidmet S. 71—79). Zürich 1891.

Tiktin H. Gramatica romînă. Partea I. Etimologica. Jaşi Saraga X u. 248 S. 8⁰.

Weigand S. Die Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung. Leipzig Barth. XXXVI u. 78 S. gr. 8⁰. 3,60 M.

A. Becker.

VIII. Keltisch.

Holder A. Altceltischer Sprachschatz. Heft 2. Leipzig Teubner 1892. Sp. 257—512.

Von **Atepiācus* bis **brānōs* 'Rabe'.

Zimmer Keltische Studien. KZ. XXXII 153—240.

9. Syntaktisches. Die Untersuchung knüpft an Wackernagels Erklärung von Αἴαντε Τεῦκρός τε (KZ. XXIII 308) an und bringt Belege aus dem Irischen. — 10. Zur Personennamenbildung im Irischen: a) Vollnamen und Kosenamen für ein und dieselbe Person belegt. b) Namenartige Bildungen. c) Konsonantenverdoppelung bei Bildung der Kosenamen (wie fürs Germanische u. Griechische nachgewiesen) findet auch im Ir. in Fällen wie *Fintan* statt. d) Kosenamen und Deminutivbildung: entweder ohne jedes neue Suffix, oder (was am häufigsten) durch *ān* *(an)* *iān* (vgl. gr. -ων -ιων). Dies in air. Zeit das einzige produktive Deminutivsuffix. Austausch zwischen Kosenamenbildung und Deminutivbildung, wodurch eine ganz neue Form der Kosenamenbildung aufkam, die im 6.—8. Jh. produktiv war. e) Zum Ursprung der Kosenamenbildung. Derselbe sei Form der zärtlichen Anrede. Es findet sich im Tāin bo Cualnge die Kurzform für *Cuchulaind* nur in kosender Anrede. [Daher seien auch die Kurznamen, die im Böot. auf -η gegenüber att. -ης ausgehen, Vokative; vgl. auch die Vokative als Nominative bei Eigennamen in den serb. Volksliedern]. — 11. Über das Alter dialekt. Erscheinungen im Irischen: die Orthographie des 6. Jh.

deckte sich so ziemlich überall mit den Lauten. Von da ab die Orthogr. fast unverändert. Spuren verschiedener Dialekte a) verschiedene Entwickelung des urir. *oi*, in Connacht-Ulster und in Munster-Leinster. b) Unterschiede zwischen Nord- und Südirland in der Entwickelung des Konsonantismus. — 12. Endlichers Glossar, ein galloromanisches Denkmal des V. Jahrhunderts. Es stellt im wesentlichen vulgärlateinische (romanische) Wörter gallischen Ursprungs, die in der roman. Volkssprache jener Zeit vorkamen, zusammen und erklärt sie: die Flexion sowohl der erklärten wie der erklärenden Wörter ist romanisch. Heimat des Denkmals in Südgallien.

Rhys J. The Rhind Lectures on Archeology, in connection with the Society of Antiquaries of Scotland delivered in December 1889 on the Early Ethnology of the Britith Isles.

Unveränderter Sonderabdruck aus der Scottish Review (1890—91). Zur Zeit, da die idg. Dialekte sich noch wenig unterschieden, sei das Alpenland von einem idg. sprechenden Volk bewohnt gewesen, das *p* für *q* anwandte, was auf nichtidg. Ursprung deute. Dies Volk teilte sich in drei Teile und diese wanderten 1. nach Griechenland, 2. nach Italien, 3. in das keltische Gebiet. Der Zweig der *p*-sprechenden Idg. in keltischem Gebiet sind die 'Gallier', gegenüber den *q*-sprechenden übrigen Kelten. Ähnlich sei der Übergang von *ū* zu *ī (ü)* zu erklären. Zwei folgende Abhandlungen behandeln die Mischung der Bevölkerung der britischen Inseln mit nichtidg. Bestandteilen, die letzte betrachtet 'National names of the aborigines of the British isles'. Vgl. das Referat von Bradley Academy 1892 No. 1027 S. 41 f. und D'Arbois de Jubainville Rev. Celt. XII 477 f.

Stokes Wh. Zu den kelt. Etymologien in Ficks Wörterbuch. Academie 1891 Nr. 1015. S. 329 f.

Williams Ch. A. Die französischen Ortsnamen keltischer Abkunft. Strassburg Heitz. 87 S. gr. 8°. 2 M.

D'Arbois de Jubainville Les noms gaulois dont le dernier terme est *rix* dans le livre *de bello gallico*. Rev. archéol. XVIII 82—99. 187—206.

Behandelt werden *Boiorīx*, *Toutio-rīx* ('roi des citoyens'), *Vasso-rīx* ('roi des garçons'), *Visu-rīx* ('roi de la science'), *Caturīges*, *Ambio-rīx* ('roi des remparts'), *Cingeto-rīx* ('roi des guerriers'), *Dumno-rīx* ('roi profond' 'grand roi') und andere zu denselben Stämmen gehörende Wörter.

Stokes W. The Ogham inscriptions at Ballyknock. Academy 1891 II S. 459.

Zu Ballyknock in der Grafschaft Cork wurden 1889 Oghaminschriften gefunden, die E. Barry 1890 photographierte. Sie finden sich übersetzt, kommentiert und mit Noten versehen durch Prof. Rhys im 'Journal published by the Royal Society of Antiquaries of Ireland'. Rhys hat sie 1891 selbst in Augenschein genommen. Es sind 15 Inss.: 1. *Mailaguro maq . . . lila.* 2. *Lama de licci mac maic Brocc.* 3. *Eracobi maqi eraqetai.* 4. *Grilagni maqi scilagni.* 5. *Cliucoanas maqi maqi treni.* 6. *Drutiquli maqi maqi : : rodagni (rrrodagni).* 7. *Branan maqi oqoli.* 8. *Bogai maqi Biraeo.* 9. *Cronun mac Bait.* 10. *Blat egsi.* 11. *Acto maqi M . . . mago.* 12. *Er-*

cai dana. 13. *Dommo maqu viducuri.* 14. *Anm meddugini.* 15. *C(o)saloti*; der 2. Buchstabe ward als *u* von Barry, als *o* von Rhys gelesen.

1. 2. 9. 10. 12 altirisch von 600—900. Der Rest altkelt. d. i. gall. in bezug auf Altertümlichkeit der Sprache.

Ascoli Sulle vocali attratte, nell' irlandese. Suppl. Period. all' Arch. Glott. It. Prima dispensa 1891 S. 73—76.

Thurneysen R. Das sog. Präsens der Gewohnheit im Irischen. IF. 329—32.

Thurneysen R. Der irische Imperativ auf *-the*. IF. I 460—463.

D'Arbois de Jubainville Le système de numération duodécimale en Irlande. Rev. Celt. XII 482 f.

Über das irische 'Grosshundert'.

Meyer K. Loanwords in Early Irish. Rev. Celt. XII 460—69.

Fortsetzung von XI 495 ff. Es werden angeführt 1) nordische, 2) ags. und aengl., 3) lateinische, 4) afranz. Lehnwörter.

Stokes W. Addenda et Corrigenda. KZ. XXXII 319 f.

Zu KZ. XXXI 232—255: Hibernica d. s. irische Glossen.

Stokes W. On the Bodleian fragment of Cormac's Glossary, gelesen in der Sitzung der Philological Society vom 4. XII. 91. 58 S. 8⁰. Vgl. das Referat der Academy 1891 II S. 567.

Das Glossar ist ein mir. Etymologicum. Folgende darin vorkommende Wörter sind etymologisiert worden: 1. *áil* 'disgrace', got. *agls.* — 2. *áss* 'growth', πατέομαι *fōdjan.* — 3. *bél* 'lip', idg. **getlos, qiþan* [vgl. Wiedemann IF. I 513]. — 4. *bóthar* 'road', nhd. *Pfad.* — 5. *fétaim sétaim* 'I am able', *swinþs.* — 6. *forosna* 'illumines', got. *sunnō.* — 7. *laith* 'champion', πάλη πόλεμος. — 8. *lau* 'little', ἐλαχύς. — 9. *lethech*, mhd. *vluoder* 'Flunder'. — 10. *lomm* 'bare', abg. *lupiti* 'detrahere'. — 11. *lue* 'steering oar' (Stamm **lupet*), slav. *lopata* 'shovel'. — 12. *mend* 'kid', alb. *ment* 'to suck'. — 13. *methoss* ai. *mit.* — 14. *mon* 'trick', abg. *maniti* 'trügen'. — 15. *orgim* 'I destroy', gall. *Orgeto-rīx* gr. ἐρέχθω. — 16. *orn* 'destruction', ἔρις. — 17. *pattu* 'hare' entlehnt aus frz. *patte.* — 18. *pói* 'foot' v. afr. *poe.* — 19. *ranc* 'baldness of the temples', entlehnt von brit. Verwandten des lat. *runco.* — 20. *robud* 'forewarning' v. *ro* = *pro* und *bud* : *bōdhāmi.* — 21. *rucht* 'mantle' (St. *ruktu-*) : nhd. *Rock.* — 22. *saim* 'a yoke', ἅμα. — 23. *sén* 'a net', ἔχω. — 24. **ui* 'an eulogy' (Gen. *uath*), ὕμνος.

1. 2. 10. 12. 20 sind von Strachan, 15. von Per Persson, 18. von Kuno Meyer.

Stokes W. On the linguistic value of the Irish annals. BB. XVIII 56—132. (Reprinted, with additions and corrections, from the Proceedings of the Philological Society, for 1890.)

Nach Aufzählung des benutzten Materials werden behandelt I. Irish words etymologically interesting: *accidecht, altru, Anmargach* (Däne), *archú, brech* (*vr̥ka-*), *cel* (an. *Hel*), *ceiss* (*cista*), *cimbid* (l. *cingo*), *cin* (ποινή), *coimm* (κόμβος), *condem* (κνώδων), *cule* (καλῖά), *culebad* (*culex*), *dadaig* 'at night', *daig* (ai. *dáhati*), *díberg* (*dí* = lat. *de*, Intensivpräf. und *berg*, verw. mit fr. *brigand*), *dímicin, diu* (= oxyton *didu*), *drémire* (Wz. *dreg* zu nhd. Treppe),

duirthech (Komp. *d* [: *ad*] + *or* [: lat. *oro*] + *teg*), *ech-lasc* (Engl. *lash*), *eiss* (*pestis*), *éssi* 'habenae' (lat. *ansa*), *fell* (οὖλος), *fichim* (*vinco*), *fín-scothach* (*fín* = ἦνοψ?), *fochann* (*vox*), *fael* (arm. *gail*), *foirsed* (*vorso*), *fo-morach* (*mare* in *night-mare* 'lamia') *geltai* (davon an. *verđa at gjalti*, vgl. gr. χελιδών) *gemel* (*gemini?*) *gen* (ai. *han*), *immoneitir*, *ini* (von *ingen*), *machtaim* (μάχαιρα), *matta* (*mast*), *ro-midratar*, *mucc*, *muir-incht* (ζευκτός), *nemed* (νέμετον), *nómad*, *oco* 'at', *othar* (lat. *puter*), *rathannaib* D. Pl. (lat. *ratis*), *rogach* (*rogare*), *Sabrann* (Ptolemäus' Σαβρίνα), *scálán* (**scanlo-* zu σκηνή), *scothaim* (*skaþjan*), *sengán* (**stingagno-* zu e. *sting*), *sonn*, *sruith*, *tlusach*, *toeb*, *tunna* (entlehnt von isl. *tunna?*). — II. 1 Low-Latin Words. 2. Irish Loans from Latin. — III. 1. Cymric names. 2. Irish loans from Welsh. — IV. Pictish names and other words. — V. 1. Old-Norse names and other words. Old-Norse words quoted. 2. Irish loans from Old-Norse. — VI. 1. Anglo-Saxon names. 2. Irish loans from Anglo-Saxon. 3. Irish loans from Middle-English.

Stokes W. The Celtic etymologies in Fick's comparative dictionary Vol. I. Academy 1891 Nr. 1015.

Strachan J. *vas* 'essen'. KZ. XXXII 320.

Vgl. Geldner KZ. XXVII 217. Ir. *festar* könnte auf **vevosatar* oder etwas ähnliches zurückgehn.

Gaidoz H. Notes sur l'étymologie populaire et l'analogie en irlandais. KZ. XXXII 310—319.

I. Etymologie populaire. A) Noms communs. *Anmchara* nichtlautgesetzliche Umbildung von *anacorita*, *angcaire* von *anchora*, *baisdim* von *baptizo*, *bendacht* u. *maldacht*, v. *benedictio maledictio*, *brisca* v. frz. *biscuit*, *caindel* v. *candela*, *callaid* v. *callidus*, *coiler* v. frz. *carrière*, *coisercad* v. *consecratio*, *conblicht* v. *conflictus*, *cruimther* v. *presbyter* unter dem Einfl. des Kymrischen, *cruththaightheoir* v. *creator*, *espartain* v. *vespertina*, *ithfern* v. *infernus*, *murchat*, *ordagraiffe* v. *orthographia*, *senmóir* v. *sermo*, *serr-cend* v. *serpens*, *sabaltair* v. *sepultura*, *umal* v. *humilis*. — B) Noms propres. *Ancrist*, *Anmargach*, *Antuaid*, *Apstalon Cennturio*, *Diuternoim*, *Farsaid*, *Genfamani*, *Golgotha*, *Hiruath*, *Iudas Scarióth*, *Laimhiach*, *Neamruaidh*, *Patifarsa*, *Torinis*. — II. Analogie Gen. *sethar* nach *athar* usw., *cechtar de* 'l'un des deux' für *cechtar* allein. *Anglaicmhail* wie die Adjektive auf *[s]amhail*, *esidein* für *é-side* 'lui-même' nach *fadein* 'même', *Octimber* nach *Novimber*.

Hogan E. Irish-phrase book. Dublin Sullivan 144. 12°.

Rhys J. Man's Folk-Lore and superstitions. Folk-Lore II (1891) S. 284—314.

Loth E. Les mots latins dans les langues brittoniques (gallois, armoricain, cornique) phonétique et commentaire avec une introduction sur la romanisation de l'île de Bretagne. Annales de Bretagne t. VI 561—645.

Ernault Glossaire moyen breton (suite). Mém. Soc. Ling. VII Heft 4.

Anz. I 1 S. 70 fälschlich Emault gedruckt! Inhalt: Die Buchstaben *m*, *n*, *o*.

Ernault E. Noms bretons des points dans l'espace. Rev. Celt. XII 413—20.

IX. Germanische Sprachen.

A. Allgemeines.

Paul Grundriss der germanischen Philologie. II. Band. 1. Abteilung. 6. Lieferung. Strassburg Trübner 1892.

Osthoff H. Germanischer Sprache Eigenart. Frankfurter Zeitung 1891 No. 294 u. 295.

Dassonville A. Over den germaanschen tweeklank *au*. Philolog. Bijdragen. Bijblad van 't Belfort. Gent 1892 No. 1. S. 1—17.

Streitberg W. Anord. *tyggja* und Verwandtes. IF. I 513 f.

Über *j* nach anlautendem Konsonanten.

Bréal M. Anciens mots germaniques d'origine latine. Mém. soc. ling. VII 435—46.

1. Ahd. *chranz* stellt Vulgärlatein **coronatus*, **cronatus* dar. 2. Got. *wadi* von vulgärlat. *vadium*. 3. Ahd. *pfant* = vulgärlat. **pantum* aus **panctum* statt *pactum*. 4. Ahd. *chohhâri* von lat. *carchesium*, mit dem Suffix *-âri* = lat. *-arium*. *carch* wurde zu *chohh* wegen der Schwierigkeit der Aussprache. 5. Got. *plapja* von lat. *platea*. 6. Got. *mes* von lat. *mensa*. 7. Ahd. *zëlt* von vulgärlat. **tenda*, von welchem prov. ital. *tenda*, span. *tienda* herkommen. *l* aus *n*, wie in as. *cild*, got. *in-kilþo* 'schwanger' = ahd. *chind*. 8. Ahd. *wīh* 'oppidum' von lat. *vicus*.

Bréal M. Notes étymologiques. Mém. soc. ling. VII 450.

Über *sālida*.

Erdmann A. Die Grundbedeutung und Etymologie der Wörter *Kleid* und *Filz* im Germanischen nebst einem Exkurs. (Skrifter utgifna af Humanistika Vetenskapssamfundet i Upsala I 3) 48 S.

Holub J. I. 1. Der Name '*Germani*' in Tacitus' Germania. 2. Tungri — ein gallischer Stamm. II. Der erste Germane wurde nach dem Zeugnisse des Tacitus aus der Erde gebildet. Freiwaldau Titze. 25 S. gr. 8°. 0,50 M.

Müllenhoff Deutsche Altertumskunde 3. Band. Berlin Weidmann. XVI u. 382 S. gr. 8°. 10 M.

Grienberger Th. v. Germanische Götternamen auf rheinischen Inschriften. HZ. XXXV 388—401.

1. *Mars Halamardus* (zu an. *halr* 'Mann' u. nhd. *mord*: 'Mannmörder'. — 2. *Dea Sandraudiga* (das erste Glied findet sich in *Sandrimer*, Bedeutung 'verax', das zweite gehört zu got. *audags* usw., Bedeutung: 'sehr selig'. — 3. *Mercurius Leudisio* (*leudis-*: ags. *léod* 'Fürst'; **leudisjan* 'herrschen'). — 4. *Dea Vagdavercustis* (*-vercustis* zum Namen der Göttin *Vercana*, unserm *Werk*). Das

Suffix *-ust-* deutet auf alten *es*-Stamm. *Vagda-* zu ahd. *-wegida* in *kiuuegida* 'vegetamen' *nōtuuegida* 'violentia'. Bedeutung: 'die Lebenskraft wirkende'. — 5. *Hercules Saxo* (*en*-Stamm; 'der Schwertbewaffnete') kein Gott, sondern Heros.

Jaekel H. Die Hauptgöttin der Istvaeen. ZZ. XXIV 289—311.

I. *Nehalennia.* 1. Denkmäler und Inschriften. 2. Nehalennia und Hercules Macusanus; beide müssen als Gatte und Gattin betrachtet werden. 3. Die Attribute Nehalennias. 4. Der Name *Nehalennia.* Suffix *-injo-*, Stamm **Nehal* got. **naihal-* zu latein. *nequalia*, gr. νέκυς. Bedeutung: 'Töterin'. — II. *Aiwa.* Ein Beiname der westistvaeischen Hauptgöttin, der sie als Ehegöttin charakterisiert. — III. Die Hauptgöttin der marsischen Istvaeengruppe: *Tanfana* oder *Tamfana* zu Wz. *dam* (gr. δαμνάω usw.), deren *p*-Erweiterung in dem Namen vorliegt. Bedeutung: 'Bezwingerin'.

Much R. Jupiter Tanarus. HZ. XXXV 372—74.

Kelt. *Tanarus* mit *þunar* aus derselben Quelle entsprungen. Sein *an* wie das germ. *un* = *n̥n-*. Vgl. den Flussnamen *Tanarus* bei Plinius, Bed. 'der rauschende'. Wie im Germanischen **Di̯ēus* zum Kriegsgott geworden ist, so auch im Keltischen, vgl. *Mars Loucetius* oder *Leucetius* 'der leuchtende', d. i. **Di̯ēus.*

Much R. Requalivahanus. HZ. XXXV 374—76.

Nom. **Requalivaho. reqa-* zu *riqis* mit Holthausen Bonner Jahrbb. LXXXI 81 f., doch sei als Grundlage ein *a*-Stamm *rek̯ua-* anzusetzen. *-livah-* = got. **leibahs* 'lebendig' geht nicht an, vielmehr ist *līveo, līvidus* usw. heranzuziehen. Bedeutung: 'der dunkelfarbige', ein genaues Gegenstück zu kymr. *Gwynllīw*, gall. **Vindolivus* 'der hellfarbige'. Der Name ist eine passende Bezeichnung für den Gemahl der schwarzen oder halbschwarzen Hel.

Much R. Die Sippe des Arminius. HZ. XXXV 361—371.

Rekonstruktion der Verwandtschaftsverhältnisse, Deutung von *þu(s)* in Θουσνέλδα und Θουμέλικος, die mit der von Streitberg (PBrB. XV 506) gegebenen im wesentlichen übereinstimmt. -σνελδα sei verschrieben aus -σνελλα. Οὐκρόμιρος = *ugro-* 'gewaltig' + *mēro-*. *Arpus* 'anas mas' zu ags. *eorp* 'fuscus'. *Gandestrius* im Suffix zu and. *agastria* 'Elster' u. a. zu stellen, = 'lupus'; Grundbedeutung 'gähnend'. *Segestes* zu carnisch *Segeste.* 'Ραμις zu an. *ramr* 'stark'.

B. Ostgermanisch.

Wilser L. Die Ostgermanen. Ausland 1891 No. 43.

Wright J. A primer of the Gothic language with grammar, notes and glossary. Oxford Clarendon Press 1892. XI u. 247 S. 8°. 4 sh. 6 d.

Schröder E. Exkurs über die gotischen Adjektiva auf *-ahs.* HZ. XXXV 376—79.

Neben den häufigen got. Adj. auf *-ags (-eigs)* steht eine kleine Gruppe auf *-ahs.* Durchgreifender Bedeutungsunterschied zwischen beiden Kategorien: den erstern liegt ein abstrakter Nominalstamm, natürlich mit der Vorstellung des Singulars, zu Grunde, den letztern der Nominalstamm eines Konkretums mit der Vorstellung der Mehrheit. *mōdags, wulþags* usw. 'iracundia, gloria . . . praeditus

(affectus)' — *stainahs* 'saxosus, saxorum plenus'. Der Unterschied war germanisch, nicht bloss gotisch. Dem got. *stainahs* entspricht ahd. *steinaht*, nicht *steinac*. Formell sind die beiden ersten nicht völlig identisch.

Wiedemann O. Got. *saihvan*. IF. I 257—59. Got. *fairguni*. IF. I 436.

Wiedemann O. Gotische Etymologien. IF. I 511—13.

1. *bairhts* 2. *mapljan* 3. *qiþan*.

C. Nordgermanisch.

Bugge S. Norges Indskrifter med de ældre Runer. Udgivne for Det Norske Historiske Kildeskriftfond. 1. Heft. Christiania 1891. 48 S. 4⁰.

Kock A. Untersuchungen zur ost- und westnordischen Grammatik. Skandinavisches Archiv, hrsg. v. E. Th. Walter. Bd. I Heft 1. S. 1—58. Lund 1891.

I. Zur Frage über den Nom. Sg. auf *-a* in maskul. *n*-Stämmen. Der isl. Typus 'Sturla' ist nicht altertümlich; die hierhergehörigen Worte sind z. T. ursprüngliche Feminina mit regelmässiger *n*-Stammbeugung, z. T. Lehnworte, die im Nom. Sg. die Endung *-a* bewahrt haben, die sie in der Sprache hatten, aus der sie entlehnt sind. II. Zur Brechung des *y* im Altschwedischen. Für die aschw. Reichssprache gilt das Gesetz: wenn dem *y* ein palataler Konsonant unmittelbar vorausgeht, so wird es vor tautosyllabischem *r* zu *iu* gebrochen. III. Ostnordische Endungsvokale. 1) Die Adjektivendung *-likin*, *-likit*. K. verteidigt die Annahme, dass *-likin* aus *-likan* hervorgegangen, gegen Noreen (Arkiv V 390). 2) Zum Wechsel der Endungsvokale *u* : *o* im Altschwedischen. Während im cod. bildstenianus (1420—50) der Gebrauch der Endvokale *u* : *o* in der Hauptsache keiner bestimmten Regel folgt, wird S. 676—725 das Vokalbalance-Gesetz angewandt, nur dass dem *s*-Laut auch dann *u* vorausgeht, wenn man nach dem Gesetze *o* erwarten sollte. 3) Wechsel von *e* : *æ* im Altdänischen. In der Hs. von Mandevilles Reise (aus dem J. 1459) wird unabhängig von dem Ursprunge des Endungsvokals in offener Silbe *æ*, in geschlossener gewöhnlich *e* gebraucht; doch steht in geschlossener Silbe einige Male *i*, besonders nach Palatal (*g*, *k*). IV. Vokalverlust bei Hiatus im Altschwedischen. Wenn *i (e)* in einer Silbe mit levissimus (dem schwächsten Exspirationsdruck der Sprache) unmittelbar einem andern Vokal nachfolgt, so wird *i (e)* lautgesetzlich mit diesem kontrahiert, so dass *i (e)* verschwindet und der vorhergehende Vokal stehn bleibt. V. Zum Werte von *z* im Altschwedischen. Nachweis, dass im Aschw. *z* den Lautwert *ss* haben konnte.

Ross H. Norsk Ordbog. Tillæg til 'Norsk Ordbog' af Ivar Aasen. 7. H. Christiania og Kjøbenhavn 1891.

Thorkelsson Jón Beyging sterkra sagnorða í íslensku. Heft 1—4, Reykjavík 1888—91. 8⁰.

Vgl. die wichtige Rezension von E. Wadstein Arkiv VIII 83—92.

Noreen A. Bidrag till den fornnordiska slutartickelns historia. Arkiv VIII 140—152.

Handelt über die zweisilbigen Formen des suffigierten Artikels.

Larsson L. Ordförrådet i de älsta isländska handskrifterna leksikaliskt ock gramatiskt ordnat. Lund Ph. Lindstedt. V u. 438 S. 4⁰.

Beckmann N. Om *y*-typen som tecken för ändelsevokaler i Siælinna Tröst. Ett bidrag till läran om fornsvenskans långa ändelse-vokaler. Arkiv VIII 167—175.

Noreen A. Bidrag till äldre Västgötalagens täkstkritik II. (Arkiv VIII 176—181.)

Bringt einiges Grammat. z. B. über die an. maskul. auf *-a* (*Sturla* etc.).

Wennström E. & **Jeurling** O. Svenska språkets ordförråd. 2.—4. H. (Schluss). Stockholm.

Cederschiöld G. Döda ord. (Nord. tidskr. f. vetenskap, konst och industri 1891. S. 457—78.)

Behandelt Worte, die in der jetzigen schwedischen Reichssprache ausgestorben sind, aber in der ältern Litteratur noch angewandt werden.

Lyttkens J. A. & **Wulff** J. A. Svensk uttals-ordbok. 2. H. Lund. Gleerup. 8⁰.

Andersen V. Gentagelsen. (Dania I 198—225.)

Schluss der Abhandlung ibid. 81—96. (vgl. Anz. f. idg. Spr. S. 74).

Jespersen O. Lydskriftprøver. (Dania I 226—232).

Dänische Dialektproben in der Lautschrift der Dania.

Lund L. Tolv Fragmenter om Hedenskabet med særligt Hensyn til Forholdene i Nord- og Mellemeuropa. 1. Bd. 1. Heft. Kbhn. Reitzel. 304 S. 8⁰.

Falk Hj. Martianus Capella og den nordiske Mytologi. (Aarb. f. nord. Oldk. 1891 S. 266—300.)

Der Verf. nimmt die Schrift: De nuptiis Philologiæ et Mercurii mit Notkers Kommentar zum Ausgangspunkt mythologischer (in Bugges Sinn gehaltener) Untersuchungen. Er behandelt: 1) Die Erschaffung der Menschen. 2) Das Sonnenschild. 3) Od-Adonis. (Od gehört zu óðr 'Dichtung'; die Deutung Adon(is) = ᾄδων ist im MA. gewöhnlich). 4) Der Name Loptr für Loke. (Loke wird mit Vulkan zusammengestellt, Loptr = aërius. Die Schilderung Vulkans in Notkers Kommentar stimmt zu den Vorstellungen, die die Nordleute von Loke hatten). 5) Die Flüsse der Grimnismál. 6) Vorstellungen vom Monde. 7) Über Spuren der Dämonenlehre der klass. Litteraturen in der nord. Mythologie. 8) Haben die Tiere in der Yggdraselsesche ihren Ursprung in der Astrologie des MA? 9) Fjǫlsvinnsmáls Lyfjaberg.

Hjelmqvist Th. Naturskildringarna i den norröna diktningen. Antiqv. tidskr. f. Sverige XII 1. 217 S.

S. 44 ff. behandelt das Verhältnis der Mythologie zur Naturbetrachtung.

Meyer E. H. Skabelseslæren i Eddaerne, ved H. Anker. Hamar. 30 S. 8°.

D. Andersen u. G. Morgenstern.

D. Westgermanisch.

Erdmann A. Über die Heimat und den Namen der Angeln. (Skrifter utg. af Humanist. Vetenskaps samfundet i Upsala I 1). Upsala 1890—91. 119 S. 8°.

Bright J. W. An Anglo-Saxon Reader edited with notes and glossary. New York Holt u. Komp. 1891. VIII u. 385 S. 8°.

Logeman H. L'inscription anglo-saxonne du réliquaire de la vraie croix au trésor de l'eglise des SS. Michel et Gudule à Bruxelles. London Luzac u. Komp. 31 S. 8°.

Ein Silberband trägt flg. Inschrift: *Rod is min nama; geo ic riene cyning bær, byfiggynde, blode bestemed. þas rode het Æþlmaer wyrican 7 Adelwold hys beroþo Criste to lofe for Ælfrices saule hyra beroþor.*

Auf der Rückseite des hölzernen Kreuzes, in dem sich die Reliquie befindet, steht: *Drahmal me worhte . Agnus Dei.* Die Inschrift zeigt Einfluss des bekannten Gedichtes, erhalten im Vercelli-Buch und in der Runeninschrift des Ruthwell-Kreuzes. Zeit etwa 1100.

Brown E. M. Die Sprache der Rushworth-Glossen zum Evang. Matthäus und der mercische Dialekt. I. Vokale. Göttingen.

Martineau Pronunciation of the English vowels in the 17. century. Philological Society, Sitzung v. 6. XI. 91. Vgl. Academy 1891 Bd. II S. 460.

Beruht auf Buxtorfs († 1629) Liste langer und kurzer hebr. Vokale, verglichen mit den engl., und John Davis' Übersetzung dieses Werkes 1656. Das Buxtorfsche Werk ist von dessen Sohn 1653 veröffentlicht.

Woodward B. D. Palatal consonants in English. Diss., Columbia College.

Einenkel E. Die Quelle der engl. Relativsätze II. Anglia XIV 122—32.

Fortsetzung v. Anglia XIII 348 ff. Belege aus Robert of Brunnes Chronik, Robert of Gloucesters Chronik, Ae. Dichtungen ed. Böddeker, Genesis u. Exodus.

Varnhagen Zur Etymologie von *preost*. Engl. Studien XVI 153—54.

preost, priost eine superlativische Neubildung zu *prior*.

Hempl u. **Mayhew** The etymology of *yet* O. E. *giet*. Academy 1891 Bd. II 564.

1. Germ. *iu* + *hinō-*, got. *ju hina*, ags. **géohin*, WS. **giehin, gien,* non WS. 1) **géhin gén géna.* 2) *géohin [géon] géona.*

2. Germ. *iu* + *hito*, got. *ju hita*. OE. **géohit*. WS. **giehit*, *giet*, *gieta*, non WS. 1) **géhit*, *gét*, *géta*. 2) **géohit*, *géot [géota]*.
Die Formen auf *-a* nach der Analogie der übrigen Temporaladverbia auf *-a*.

Skeat W. W. The etymology of *dismal*. Academy 1891 Bd. II S. 482.

Von anglofranz. *dis mal* = *dies mali*. Diese alte Ansicht gestützt durch ein Ms. von 1256:

Ore dirrai des jours denietz
Que vous dismal appelletz
Dismal les appelent plusours
Ceo est a dire les mal jours.

Chance F. The etymology of *dismal*. Academy 1891 Bd. II S. 505.

Bei Chaucer in einigen Hss.: "*I trow it was in the dismal, That was the ten woundes of Egipte*". Danach *dismal* = 'ten *(dis)* woes *(mal)*'.
Vgl. Skeat Ac. 1023 S. 539.

Magnússon E. The etymology of *dismal*. Academy 1891 Bd. II S. 589.

Führt eine Stelle aus dem Diplomatarium Islandicum (III 1. p. 183—4) in Übersetzung an: "*Here is a statement concerning dismala daga* [acc.] *There are two such days in every month as in calendric language [bók-mál] are called dies mali . . .*" Er folgert daraus, dass die Quelle des Stückes englischen Ursprungs sei.

Platt J. The etymology of '*ever*'. Academy 1892 No. 1027 S. 41.

Vgl. Ac. vom 19. Dez. Die Annahme, *ever* sei das Adverb zum Adjektiv *afor* sei von ihm schon vor Jahren ausgesprochen.

Chance F. 'Deuce' = Devil. Academy 1892 No. 1026. S. 15.

Gegen Skeats Herleitung aus afrz. *deus*. Entweder sei *Deuce* 'Teufel' mit *deuce* = 'Zwei' zu verknüpfen oder *deuce* sei eine durch franz. Vermittelung entstandene Umbildung von διάβολος.

Skeat The verbe '*to slate*'. Athenaeum 1891 No. 3339.

Murray '*Content, contents*'. Academy 1891. Bd. II S. 456.

Bericht über die 341 Antworten, die auf seine Anfrage über die Stellung des Akzentes in diesen Wörtern eingelaufen sind. 150 betonen stets auf der zweiten, 100 stets auf der ersten Silbe, die übrigen schwanken je nach der Bedeutung.

Emerson O. F. The Ithaca (N. Y.) dialect. Dialect Notes III 85—173. Boston 1891.

An extended treatment of the sounds found in that dialect. Traces some of the conditions and influences under which the dialect has developed.

Bosworth An Anglo-Saxon dictionary. Edited and enlarged by T. N. Toller Part. IV Section 1. 4°. London H. Frowde. 8 sh. 6 d.

Century Dictionary of the English language. Part. 24. (Schluss). London F. Unwin. 10 sh. 6 d.

Muret Enzyklopädisches englisch-deutsches u. deutsch-englisches Wörterbuch. Teil I. Lieferung 3. S. 193—304. Berlin Langenscheidt.

Dictionary, the new English. Vol. II. C. D. Special quotations wanted. Academy 1891 Bd. II S. 480.

Our Language A monthly journal devoted to the English Speech. Vol. I. New York 1891.

Upholds the spelling reform and gives record of the latest publications on the English language.

Höfer J. Zurückweichen des angelsächsischen Elementes in Nordamerika. Globus LX. No. 24.

Nabert H. Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Im Auftrage des deutschen Schulvereins u. unter Mitwirkung von R. Bökh dargestellt 1 : 925000. 5. u. 6. Sektion. Glogau Flemming. Je 3 M.

Behaghel A short historical grammar of the German language. Transl. and adapted from Prof. B.'s Deutsche Sprache by E. Trechmann. 194 S. 12°. Macmillan. 4 sh. 6 d.

Hoffmann E. Stärke, Höhe, Länge. Ein Beitrag zur Physiologie der Akzentuation mit spezieller Berücksichtigung des Deutschen. Strassburg Trübner 1892. VIII u. 51 S. 8°. 1,50 M.

Burghauser G. Die nhd. Dehnung des mhd. kurzen Stammvokals in offener Silbe, vornehmlich unter phonetischem Gesichtspunkte. (Aus dem 15. Jahresberichte d. deutschen Staatsrealschule in Karolinenthal.)

Tobler L. Über das *s* in nhd. Zusammensetzungen. Zeitschr. d. allgem. deutschen Sprachvereins. Wissenschaftl. Beihefte No. 2.

Scheffler K. Einwendungen gegen Trautmann (Zur *s*-Frage). Ebenda.

Poeschel J. Die sog. Inversion nach *und*. Anregung zu einer sprachgeschichtl. Untersuchung. Progr. der Fürsten- u. Landesschule z. Grimma.

Hildebrand R. Zu der sog. Inversion nach *und*. Zeitschr. f. den deutschen Unterr. V. H. 12.

Faulmann Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach eigenen neuen Forschungen. (10 Lieferungen von 5—6 Bogen.) 1. Lieferung. Halle Karras 1891. S. 1—40. 1,20 M.

Kluge F. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Auflage. Lieferung 2. Strassburg Trübner.

Bis *fromm*.

Grimm J. u. W. Deutsches Wörterbuch VIII 7. Romanbauherr — Ruck bearbeitet unter Leitung von M. Heyne. Leipzig Hirzel.

Kluge *Aar* und *Adler*. ZZ. XXIV 311—315.

Von 1500—1750 war *aar* allerwärts als zweites Glied von Kompositis in Gebrauch; es ist die frühnhd. Kompositionsform von *adler*, volksetymologische Deutung desselben als *adel-ar*. Aus den Kompositis ward dann *aar* als Simplex abstrahiert.

Brandstetter R. Die Rezeption der nhd. Schriftsprache in Stadt u. Landschaft Luzern (1600—1830). Druck v. Benziger u. Komp. Einsiedeln.

Dittmar E. Die Blankenheimer Mundart. Eine lautliche Untersuchung. Leipzig Fock. 48 S. 8°. (Jen. Diss.).

Feist S. Das *s* und *z* in den deutschen Mundarten. Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht V No. 10.

Gradl H. Die Ortsnamen im Fichtelgebirge und dessen Vorlanden. Sonderdruck. Eger Kobrtsch und Gschihay. 177 S. 8°. 3 M.

Günther S. Deutsche Sprachreste in Südtirol u. an der Grenze Italiens. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891 No. 289.

Günther S. Von der deutsch-italienischen Sprachgrenze. Nation (1891) No. 10.

Keiper Französische Familiennamen in der Pfalz u. Französisches im Pfälzer Volksmund. 2. Auflage. Kaiserslautern Gottholt. 1 M.

Knoop O. Plattdeutsches aus Hinterpommern. 2. Sammlung: Fremdsprachliches im hinterpomm. Platt nebst einer Anzahl von Fischerausdrücken u. Ekelnamen. (Fortsetzung). Leipzig Fock. 18 S. 4°. 1 M.

Reis H. Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart. Giessener Dissertation. 46 S. 8°.

Schweizer Idiotikon. 21. Heft. (2. Band Spalte 1809—40 und 3. Band Sp. 1—128. 4°. Frauenfeld Huber. 2 M.

Baecalari G. Forschungen über das deutsche Wohnhaus. Ausland LXIV 31—37.

X. Baltisch-Slavisch.

A. Allgemeines.

Streitberg W. Der Genitiv-Pluralis und die baltisch-slavischen Auslautgesetze. IF. I 259—300.

Uljanov Značenija glagolnych osnov v litovsko-slavjanskom jazykě (Bedeutung der Verbalstämme im Litu-Slavischen). Russkij filologičeskij věstnik XXIV (1890, 3) 105—142, XXV (1891, 1) 41—134.

Unvollendet.

B. Slavisch.

Brand Dopol'nitel'nyja zaměčanija k razboru Etimologičeskago slovarja Miklošiča (Ergänzende Bemerkungen zu einer Analyse von Miklosichs Etymol. Wörterbuch). Russkij filologičeskij věstnik (Warschau) XXV (1891, 1) 27—40.

Ergänzende und berichtigende Notizen zu Miklosich, alphabetisch geordnet (*terzrъ — rečerъ*); fortgesetzt aus den früheren Bänden.

Matzenauer Příspěvky ke slovanskému jazykozpytu (Beiträge zur slav. Sprachforschung). Listy fil. XVIII (4) 241—270.

Etymologische Deutungen, alphab. geordnet, zu versch. slav. Wörtern (*rъzati — ražije*); fortgesetzt aus früheren Bänden.

Sobolevskij Drevnij cerkovno-slavjanskij jazyk (Die altkirchenslav. Sprache). Fonetika. Moskau 1891.

Vondrák Über einige orthographische und lexikalische Eigentümlichkeiten des Codex Suprasliensis im Verhältnis zu den anderen altslovenischen Denkmälern. Sitzungsber. der kais. Akad. d. W. in Wien, phil.-hist. Kl. Bd. CXXIV (44 S.). Wien 1891.

Kalina Studyja nad historyją języka bulgarskiego (Studien zur Gesch. der bulgar. Sprache). Th. I (206 S.) und II (386 S.). Krakau 1891 (Akademie d. Wiss.).

Murko Enklitike v slovenščini. 1. del. (Die Enklitika im Neusloven. 1. Th.). Laibach 1891 (S.-A. aus Letopis Matice Slovenske).

Oblak Das älteste datierte slovenische (= neuslov.) Sprachdenkmal. Archiv f. slav. Phil. XIV (2) S. 192—235.

Aufzeichnungen a. d. J. 1497 ff. Deren orthogr., gramm. und lexik. Eigenschaften.

Kvacsala J. Beiträge zur Geschichte der slovakischen Sprache. Ungar. Rev. XI H. 10.

Sobolevskij Lekcii po istorii russkago jazyka. (Vorlesungen über die Geschichte der russ. Sprache). S. Petersburg 1891. (274 S.).

Sreznevskij Materialy dlja slovarja drevne-russkago jazyka po pis'mennym pamjatnikam (Materialien zu einem altruss. Wörterbuch nach Litteraturdenkmälern). Vyp. 1 (A—G). Izd. II. otd. Imper. Akademii Nauk. S. Petersburg 1890. (511 S.).

Zelinskij Korneslov russkago jazyka (Wurzelwörterbuch der russ. Sprache). Moskau 1891.

Für Schulen bestimmt.

Mitrofanowicz Praktische Grammatik der kleinrussischen (ruthenischen) Sprache. (Bibliothek der Polyglottie No. 36). Wien Hartleben. 184 S. 8⁰. 2 M.

Gebauer Staročeské sklonění jmen kmene *ĭ* (Die altböhm. Deklination der *ĭ*-Stämme). Abhandl. d. k. böhm. Gesellsch. d. Wiss. VII. Folge 4. Band. Prag 1891 (50 S.).

Flajšhans Doklady k stč. sklonění kmene *-o* (Belege zur altböhm. Deklin. der *o*-Stämme). Listy filologické XVIII 1/2, 73—92. 4, 288—296. 5, 369—384. 6, 447—452.

Nachtrag zur Abhandlung über die altböhm. *u*-Deklination. (Ebd. XVII.)

Opatrný Staročeské střídnice předložky stb. *vъ* před souhláskami retnými (Die altböhm. Reflexe der Präp. ablg. *vъ* vor den Lippenlauten). Listy filologické XVIII 1/2, 58—63.

Wo *ъ* (nach Havlíks Bd. XVI ausgeführtem Gesetz) vokalisiert werden sollte, hat das Altböhm. auch hier *ve*; für sonstiges *v* tritt jedoch vor Labialen *u* ein (z. B. *ve mně, u vodě*).

Opatrný Staročeská střídnice za původní *rь* (Der altböhm. Reflex für urspr. *rь*). Listy filol. XVIII 3, 177—208.

Wo *ь* vokalisiert wurde, hat das Altböhm. *ře*, wo ausgestossen, *r* (aslv. *starьcь starьca* = aböhm. *stařec starca*).

Kühnel Die slavischen Orts- und Flurnamen der Oberlausitz. (Sonderdruck). 2. Heft. 84 S. gr. 8⁰. Berlin Köhlers Antiquarium in Komm. 2 M.

Sprawozdania Komisyi językowej Akademii Umiejętności. Tom. IV (Berichte der sprachwissenschaftlichen Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Krakau) B. IV 384. 4 S. 8⁰.

Von den Beiträgen sind 8 der poln. Dialektologie, die übrigen der ältern poln. Sprache gewidmet. Darunter von J. Hanusz (†) *O pisowni i wokalizmie zabytków języka polskiego w księgach sądowych krakowskich z wieku XIV—XVI* (Orthographie und Vokalismus der in den Krakauer Gerichtsbüchern des 14.—16. Jh. enthaltenen Denkmäler). — Vgl. das Bulletin der Akademie, Dezember 1891 S. 344—49.

Brückner A. Mythologische Studien III. Archiv f. slav. Phil. XIV 161—91.

Myth. St. I Archiv VI 216 ff.; M. St. II Archiv IX 1 ff. 1. Über die Ortsnamen Radigast, Goderac; das rügische Svętovitmärchen. *Volos, Trigłov, Živa* u. dgl. — II. Kritik des Zeugnisses des *Długosz* über den Götterglauben der Polen (15. Jh.). D. kennt flg. poln. Gottheiten: vom Todaustragen her die *Marzana* und *Dziewana*, welche wohl gar keine Gottheiten waren; aus den Pfingstliedern *Jesza* und *Lyada*; aus Sprachwendungen und Aberglauben die *Dziecilela, Nyja, Pogoda* und das *Zywie.* Miechowita fügt

den *Pogwizd*, eine Windgottheit, hinzu. — III. Weitere Spuren poln. Mythologie bieten die verschiedenen handschriftlichen polnisch-lateinischen Predigten des 15. Jh. Mitteilungen daraus.

Nehring W. Die ethnographischen Arbeiten der Slaven I. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 1891 Heft 3.

C. Baltisch.

Zubatý J. Lit. *silsětė-s* u. Verwandtes. BB. XVIII 159 f.

Zu *ilsěti-s* 'ruhen'. Es hat die Komposita *at-si-ilsěti, pa-si-ilsěti,* die mit der bekannten Verdoppelung des reflexiven Elementes *at-si-ilsěti-s pa-si-ilsěti-s* bezw. *at-s'-ilsěti-s pa-s'-ilsěti-s* lauten. Hieraus durch Dekomposition *silsětis*. Ebenso mag lett. *if-sàlkt* 'beugen' neben lit. *álkti* entstanden sein.

Josef Zubatý.

Rezensionen aus dem Jahr 1891[1]).

Acta sanctorum Hiberniae ex codice Salmanticensi ed. Smedt et Backer. GGA. 5 (Zimmer).

D'Arbois de Jubainville H. Les noms gaulois chez César et Hirtius de bello gallico I. Berl. phil. Wochenschr. XI 49 (Meusel), RCr. XXV 49 (P. Lejay).

v. Bahder K. Grundlagen des nhd. Lautsystems. LCB. 14 (Zarncke), Zeitschr. f. österr. Gymn. 1891 2/3 (J. Schmidt), Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XII 9 (Kauffmann).

Bartholomae Studien zur idg. Sprachgeschichte II LCB. 42 (Streitberg).

Bloomfield On adaptation of suffixes in congeneric classes of substantives. Wochenschr. f. klass. Phil. VIII 43 (Bersu).

Bonnet M. Le latin de Grégoire de Tours. Berl. phil. Wochenschr. XI 7 (Petschenig), DLZ. XII 12 (Meyer-Lübke), Wochenschr. f. klass. Philol. VIII 25 (Traube), RCr. XXV 39 (Lejay), Neues Archiv XVI S. 432 ff. (Krusch), Am. Journ. Phil. XII 2 S. 221—29 (M. Warren).

Brugmann K. Grundriss der vgl. Gramm. II 2, 1. RCr. XXV 2 (Henry), LCB. 10 (G. Meyer), Athenaeum 3324, Am. Journ.

1) Da der Umfang des zweiten Heftes schon weit überschritten ist, hat das Rezensionenverzeichnis auf das notwendigste beschränkt werden müssen.

Phil. XII 3 S. 362—70 (M. Bloomfield), Wochenschr. f. klass. Phil. VIII 14 (v. d. Pfordten).

Bugge S. Etruskisch u. Armenisch LCB. 3, DLZ. XII 14 (Deecke), Berl. phil. Wochenschr. XI 22 (Deecke).

Cohn G. Die Suffixwandlungen im Vulgärlatein. Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XII 9 (Meyer-Lübke), LCB. 34.

Diels H. Sibyllinische Blätter LCB. 6 (Crusius), Berl. phil. Wochenschr. XI 5 (Dümmler).

Fick A. Vergl. Wörterbuch I[4]. Wochenschr. f. klass. Phil. VIII 21 (Prellwitz), RCr. XXV 33/34 (Henry).

Franke O. Die indischen Genuslehren LCB. 13 (Windisch).

v. d. Gabelentz Sprachwissenschaft LCB. 50 (G. Meyer).

van Helten W. Altostfriesische Grammatik. Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XII 12 (Fr. Kauffmann), Nd. Jhb. 1891 (Bremer).

Hoffmann O. Die griech. Dialekte I. GGA. 6 (Fick), RCr. XXV 22 (Henry).

Holder A. Altceltischer Sprachschatz 1. GGA. 9 (Zimmer), Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. XII 7 (Thurneysen), LCB. 32 (Windisch), Wochenschr. f. klass. Phil. VIII 29/30 (Meusel), DLZ. XII 50 (Hübner).

Jellinek M. H. Beiträge zur Erklärung der germ. Flexion. DLZ. XII 47 (Mahlow), Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XII 11 (Hirt), AfdA. XVII 4 S. 275 (Collitz).

Kauffmann Fr. Geschichte der schwäbischen Mundart. DLZ. XII 9 (A. Heusler), AfdA. XVII 2 S. 98 (J. Franck), ZZ. XXIV 1 (Bohnenberger), Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XII 1 (Behaghel), Germania XXXVI 406 (H. Fischer).

Kauffmann Fr. Deutsche Mythologie. LCB. 26 (Mogk), DLZ. XII 29 (Roediger), Beilage zur Allg. Zeit. 1890 No. 260 (Golther), Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XIII 1 (Schullerus).

Körting G. Lateinisch-romanisches Wörterbuch. LCB. 48 (Settegast), Zeitschr. f. österr. Gymn. 1891 S. 763—78 (W. Meyer-Lübke), Romania XIX S. 637 (G. Paris), Arch. f. lat. Lex. VII (Suchier, Stürzinger), DLZ. XI Sp. 1539 (Cornu).

Kühner-Blass Griech. Grammatik I[3]. Revue de l'instruction publ. en Belgique XXXIV S. 176 ff. (L. Parmentier).

Laistner L. Das Rätsel der Sphinx LCB. 10 (Crusius), Archiv f. Anthropologie XX 3 (Golther).

Löwe R. Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen. Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XII 7 (Schuchardt).

Meyer G. Etymologisches Wörterbuch der albanes. Sprache.

Berl. phil. Wochenschr. XI 18 (G. Meyer), Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XII 7 (Meyer-Lübke), DLZ. XII 23 (Jarník), RCr. XXV 6 (V. Henry).

Meyer-Lübke W. Gramm. der roman. Sprachen I. RCr. XXV 17. (P. Meyer), DLZ. XII 27 (Morf).

Meyer-Lübke W. Italien. Gramm. RCr. XXV 16 (Bourciez).

Moore A. W. The surnames and place-names of the isle of Man. GGA. 18 (Zimmer).

Müller W. Zur Mythologie d. griech. u. deutschen Heldensage. AfdA. XVII 2, 86 (E. H. Meyer), ZZ. XXIV 3 (Fr. Kauffmann).

Noreen Urgermansk judlära DLZ. XII 26 (Burg), LCB. 1890, 16.

Passy P. Étude sur les changements phonétiques. Phon. Stud. V 2 (G. Storm).

Paul H. Grundriss der german. Philologie. ZZ. XXIV 2 (E. Martin), Am. Journ. Phil. XII 3 (Learned), Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XII 2 XIII 2 (Tobler), vgl. ebd. XI 4; [über Behrens Die franz. Laute im Engl. ebd. XII 2 (Suchier)], vgl. LCB. 1890 (v. Bahder).

Pauli C. Altital. Forsch. III. Die Veneter u. ihre Schriftdenkmäler. N. phil. Rundschau 21 (Stolz), Zeitschr. f. österr. Gymn. 1891 S. 992—96, Berl. phil. Wochenschr. XII 9, 10 (G. Meyer).

Rohde E. Psyche. Berl. phil. Wochenschr. XI 22 (Deneken), Beil. zur Allgem. Zeitung 151. Vgl. die Rezensionen des vorhergehenden Jahres: DLZ. XI 18 (Diels), LCB. 51 (Crusius), Journ. des Savants Okt. 1890 (Weil), Wochenschr. f. klass. Phil. VII 22 (Stengel), Theol. Lit.-Z. (Dümmler). XV 23.

Roscher Studien IV. Über Selene und Verwandtes. Berl. phil. Wochenschr. XI 22 (Steuding), DLZ. XII 39 (Immerwahr), Wochenschr. f. klass. Phil. VIII 25 (Stender), GGA. 1891 Nr. 16 (Wieseler).

Rydberg V. Undersökningar i germanisk mythologi. AfdA. XVII 4, 265 (E. H. Meyer).

Schmidt J. Pluralbildungen der idg. Neutra. Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XII 11 (Sütterlin), Zeitschr. f. österr. Gymn. 1891 Nr. 2/3 (Meringer), vgl. von den frühern Rezensionen GGA. 1890 Nr. 19 (K. F. Johansson), LCB. 1890 (G. Meyer).

Siebs Th. Zur Geschichte der engl.-fries. Sprache. AfdA. XVII 3, 189 (J. Franck), Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XII 3 (Jellinek).

Skutsch De nominibus latinis suffixi *-no-* ope formatis ob-

servationes variae. Wochenschr. f. klass. Phil. VIII 20 (Bersu), DLZ. XII 14 (Bersu).

Streitberg Die germ. Komparative auf *-ōz-*. Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. XII 6 (Kauffmann), vgl. LCB. 1890 16 (Fr. Zarncke).

Wiedemann O. Das lit. Präteritum RCr. XXV 9 (Henry), AfslPh. XIII 4 (Zubatý), LCB. 9 (G. Meyer).

Mitteilungen.

Zu griechischen Inschriften.

1. Archaische Inschrift eines kephallenischen Bronzediskos, mitgeteilt (mit Faksimile) von Fröhner, Revue archéol. 1891. Fröhner liest:

Ἐξώτρα μ' ἀνέθηκε ΔιϝὸϹ ϙώροιν μεγάλοιο
χάλκεον, hῳ νίκαϹε Κεφαλ(λ)ᾶναϹ μεγαθύμωϹ.

Zweifelhaft ist nur die Lesung des ersten Wortes. Das Faksimile weist auf Ἐξοίδα hin. So lese ich, und vergleiche die Eigennamen Οἴδας, Οἰδίπους. Auch ist es gewiss nicht, wie Fröhner nach der Endung des Namens glaubt, eine Frau gewesen, von der die hochgemuten Kephallenier im Diskoswurf besiegt wurden, sondern ein Mann; die -ϲ-losen Nominative männlicher Eigennamen s. Gr. Dial. II 272 f.

2. Archaische Inschrift einer Bronzeplatte aus Argos, mitgeteilt (mit Faksimile) von Fröhner, Revue archéol. 1891 und C. Robert Monumenti antichi I (1891) S. 593 ff., besprochen nach Fröhners Veröffentlichung von T. R(einach) Revue des études Gr. II (1891) S. 171 ff. und von Peppmüller Woch. f. klass. Phil. 1891 Nr. 31.

Die vier ersten Zeilen haben links durch Bruch einige Zeichen verloren, wodurch das Verständnis des schwierigen Textes noch mehr erschwert wird.

Fröhner.

[θ]ειϲαυρῶ[ν τῶν ἐν] τᾶϲ Ἀθαναίαϲ αἴτιϲτιϲ
[ποτὰ]ν βωλάν. τ[ὸνϲ] ἀνφ' Ἀρίϲϲτωνα ἢ τὸν(ϲ) ϲυναρτύονταϲ
[. . δ]ηλῶν, τίνα ταμίαν εὐθυνοῖ τέλοϲ ἔχων ἐ(δ) δίκαϲ.
[αἰ] δὲ δικάϲζαιτο τῶν γραϲϲμάτων, hένεκα τᾶϲ κατα-
θέϲιοϲ ἐ(τ) τᾶϲ ἀλιάϲϲιοϲ τρήτω καὶ δαμευέϲϲθω ἐνϲ
Ἀθαναίαν. hα δὲ βωλὰ ποτελάτω hαντιτυχόνϲα. αἰ
δέ κα μή, αὐτοὶ ἔνοχοι ἔντω ἐνϲ Ἀθαναίαν.

"Le contrôle (?) des trésors (déposés) dans (le temple) d' Athéné (ressortit) au Conseil. Ariston et ses collègues,

ou ceux qui exercent avec lui les fonctions d'artyne, indiqueront quel est le trésorier que citera en justice celui qui a (cette) mission de par la loi. Et s'il [le trésorier] est condamné pour fraude (?), il sera mis à mort (?) dès (sa sortie de) la séance judiciaire, et ses biens seront confisqués au profit d'Athéné, pour le remboursement (des sommes détournées). Mais le Conseil doit faire rentrer (le produit de la confiscation) en donnant son concours (au juge). Si non, qu'ils [les conseillers] soient eux-mêmes responsables envers Athéné".

T. Reinach weicht ab in den Lesungen: Z. 1 [θ]ειcαυρ[ῶν hένεκα] τᾶc Ἀθαναίαc· αἴ τιc (statt αἴτιcτιc); Z. 3 [ἢ ἄλ]λον τινὰ ταμίαν; Z. 4 γδαccμάτων (= δαcμόc "tribut, impôt"?) und übersetzt: "Au sujet des trésors d'Athéna, si quelqu'un réclame, par devant le sénat, des comptes à Ariston ou à ses collègues ou à quelque autre trésorier, que l'affaire soit déférée au tribunal civil. Mais si le trésorier est condamné au sujet du versement des impôts, qu'il soit exilé du corps des citoyens et ses biens confisqués au profit d'Athéna. Que le sénat en exercice dirige les poursuites; sinon, que les sénateurs eux-mêmes soient responsables devant Athéna".

Peppmüller.

"1. (Zurück)forderung der im Tempel der Athene befindlich (gewesenen) Schätze.

2. Beim Rat (als der für die Wiederbeschaffung des Geldes verantwortlich gemachten Behörde) sollen Ariston und Genossen (d. h. die mit Prüfung der Rechnungen betrauten Euthynen) oder die, welche zu den Artynen gehören, anzeigen, welchen Schatzmeister (der Tempelgelder Athenes) der staatlich autorisierte Beamte zur Rechenschaft ziehen will.

3. (Der Rat hatte nun, wie das folgende anzudeuten scheint, die Befugnis die Sache selbst abzumachen, falls der unredliche Schatzmeister zahlte.) Wenn er sich aber der Geldhinterlegung wegen auf einen (Unterschlagungs-)Prozess einlassen sollte, so soll er (selbstverständlich wenn er verurteilt wird) auf Grund eines Volksbeschlusses in der Verbannung leben und zum Besten der Athene mit Konfiskation seines Vermögens bestraft werden.

4. Aber der Rat soll für Abführung der wiedererlangten Gelder sorgen.

5. Thut er es nicht, so sollen seine Mitglieder selbst der Göttin gegenüber verantwortlich sein."

Peppmüller liest Z. 3 εὐθυν[ε]ῖ und hält das *h* in *h*αντιτυχόνcα für einen Schreibfehler.

Robert.

[Τῶν θ]ηcαυρῶ[ν τῶν] τᾶc Ἀθαναίαc αἰ τίcτιc
[ἢ τὰ]ν βωλὰν τ[ὰν] ἀνφ' Ἀρίccτωνα ἢ τὸν(c) cυναρτύονταc
[ἢ ἄ]λλον τινὰ [τ]αμίαν εὐθύνοι τέλοc ἔχων ἢ δικάc-
[ζων] ἢ δικάcζοιτο τῶν γραccμάτων hένεκα τᾶc κατα-
θέcιοc ἢ τᾶc ἀλιάccιοc, τρήτω καὶ δαμευέccθω ἐνc
Ἀθαναίαν, hα δὲ βωλὰ ποτελάτω hαντιτυχόνcα· αἰ
δέ κα μή, αὐτοὶ ἔνοχοι ἔντω ἐνc Ἀθαναίαν.

"Se chicchesia, essendo impiegato o giudice, faccia responsabile, riguardo ai tesori di Minerva o il senato che fu presieduto da Ariston o i sopraintendenti o qualque altro amministratore, o istituisca un processo intorno agli atti di deposito o di ritiro, venga esiliato e la sua fortuna sia confiscata a pro di Minerva, ed il senato allora in funzione ne riscuota il prodotto: se no i senatori stessi siano responsabili dinanzi a Minerva."

Robert setzt also τίcτιc = *quisquis*, γραccμάτων = γραμμάτων und vermutet, dass ἀλίαccιc, worin er den Gegensatz zu κατάθεcιc sucht, mit λιάζειν verwandt sei.

Mein Erklärungsversuch.

[Τῶν θ]ηcαυρῶ[ν τῶν] τᾶc Ἀθαναίαc αἴτιcτιc
[ποτὰ]ν βωλὰν τ[ὸνc] ἀνφ' ἀρίccτωνα ἢ τὸν(c) cυναρτύονταc
[ἢ ἄ]λλον τινά. [Τ]αμίαν εὐθύνοι τέλοc ἔχων ἐ(δ) δίκαc.
[Αἰ δ]ὲ δικάcζοιτο τῶν γραccμάτων, hένεκα τᾶc κατα-
θέcιοc ἐ(τ) τᾶc ἀλιάccιοc τρήτω καὶ δαμευέccθω ἐνc
Ἀθαναίαν. Ηα δὲ βωλὰ ποτελάτω hἀντιτυχόνcα· αἰ
δέ κα μή, αὐτοὶ ἔνοχοι ἔντω ἐνc Ἀθαναίαν.

"Betreffs des Schatzes der Athene steht die Forderung beim Rate der Genossen des ἀρίcτων oder bei dem Beamtenkollegium oder bei irgend einem andern. Den Schatzmeister soll richten, wer das Amt nach dem Rechte hat. Wenn er aber sich zu verantworten hat wegen der verbrauchten Gelder, so soll er wegen seiner Aussage aus der Versammlung fliehen und sie bekannt machen angesichts der Athene. Der Rat aber, der im Amte ist, soll sich hinbegeben; wenn aber nicht, so sollen sie selbst schuldig sein der Athene gegenüber."

αἴτιcτιc von αἰτίζειν im Sinne von "zur Rechenschaft ziehen". ἀρίccτων scheint hier in appellativischer Bedeutung zu stehen für den Vorsitzenden des kleineren (οἱ ὀγδοήκοντα? Thuk. V 47, 11) oder zweiten Rates (GDI. 3276, 15) von Argos, des Rates der δαμιοργοί (GDI. 3315, 4. 5, vgl. Et. M. 265, 45). γράccμα leitete schon Fröhner von γράω ab, verstand das Wort aber anders ("le caissier infidèle limait les pièces d'or, qu'il avait en dépôt"). Ich nehme an, dass γράccμα "Aufgezehrtes" bedeutet, von γράω = ἐcθίω. Dass

ἐcθίω, πίνω (καταπίνω), τρώγω in ähnlicher Weise übertragen gebraucht wird, ist bekannt, vgl. δωροφάγοι, οἶκος ἐcθίεται, ἔcθιε· ἀνάλιcκε (Hes.) u. s. w.

3. Eine interessante, dem Anschein nach aus dem 4. Jahrh. v. Chr. stammende Inschrift aus dem äolischen Aigai hat Sal. Reinach in der Revue des études grecques IV (1891) S. 268—275 bekannt gemacht nach einem von Dem. Baltazzi ihm übersandten Abklatsch. Leider hat die Beschaffenheit des Abklatsches nur die untere Hälfte der Inschrift zu entziffern ermöglicht; sie lautet:

τὰ ἐγκλήματα, ὄc[c]α ἔον Αἰγαέεccι καὶ Ὀλυμπήνοιc πρόcθε τᾶc ὐμολογίαc, πάντα διαλέλυcθαι· ἔπεροι καὶ ἀρνήαδεc ἐρίων ἀτέλεεc· χιμαίραδεc αἴ κε τέκοιcι | ἀτέλεεc· ἀρνηάδων ἔ|ταλα ἀτέλεα.

Z. 3 Reinach: πρὸc θέταc "les contestations entre Aegéens et Olympéniens seront réglées conformément aux conventions établies".

Übersetzung: "alle Beschwerden, die die Ägäer und Olympener vor dem Vertrage erhoben hatten, sollen beigelegt sein. Zuchtwidder und Mutterschafe sollen für die Wolle nicht besteuert werden. Ziegen sollen, wenn sie geworfen haben, nicht besteuert werden. Die Jährlinge der Mutterschafe sollen nicht besteuert werden".

Dialektologisches. ὄc[c]α vgl. ὄccoc Gr. Dial. I 134. — ἔον, vgl. das Imperfekt ἔον "παρὰ Ἀλκαίῳ" (fr. 127) Eust. Odyss. 1759, 27. — Αἰγαέεccι, wie die Münzlegenden der Stadt meist Αἰγαέων (oder ΑΙΓΑΕ) haben, Gr. Dial. I 90; zu den Dativendungen -εccι und -οιc ebd. 163 f. — πρόcθε; die Inschriften und Dichterfragmente haben nur die Endungen -θε, -θεν, nicht -θα; πρόcθε steht auf den älteren Inschriften 213_{19}, $214_{2, 22}$. — ὐμολογίαc, äol. ὐμο- für ὁμο- liegt schon mehrfach vor, Gr. Dial. I 52 f. — ἔπεροι bereitet der Deutung Schwierigkeiten. Zwar der Sinn steht fest; bereits Reinach hat darauf hingewiesen, dass nach dem Zusammenhang das Wort nichts anderes als 'Widder' heissen kann. Ob Zusammenhang denkbar sei mit lat. *aper* und ahd. *ebur*, aisl. *jǫfurr* 'Eber', die auf vorgermanisches *eprós* weisen, und das Wort ursprünglich nicht blos das männliche Schwein sondern das männliche Zuchttier in weiterem Umfange bedeutet habe, ob ἔπ-εροc "Aufsteiger, ἐπιβήτωρ, ἐπιβάτηc" sei, gehörig zu ἐπ-όρομαι, ἐπ-ορούω, wozu die *e*-Stufe griechisch in den Hesychglossen ἔρετο· ὡρμήθη; ἔρcεο· διεγείρου; ἔρcῃ· ὁρμήcῃ vorliegt, oder welche Wurzel sonst dem Worte zugrunde liege, mag weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben. — ἀρνήαδεc 'Schafe', feminines Seitenstück zu ἀρνειόc 'Widder', das altäolisch ἄρνηιοc ἄρνηοc gelautet haben wird. —

ἀτέλεες ἀτέλεα, vgl. Gr. Dial. I 154. — χιμαίραδες 'Ziegen', Weiterbildung von χιμαιρα-. — τέκοισι flösst Bedenken ein. Bei αἴ κε ist nur die Konjunktivform statthaft, die würde aber von dem themavokalischen Indikativ ἔτεκον vielmehr τέκωισι lauten müssen, wie äolisch γράφωισι, γινώσκωισι Gr. Dial. I 81, und auf ionischem Sprachgebiete λάβωισι (Bechtel, Inschr, d. ion. Dial. S. 138). Ehe man die Erklärung wagen wird, dass in τέκοισι die kurzvokalische Bildungsweise des Konjunktivs von den Indikativen ohne thematischen Vokal (πρήξοισιν Chios Bechtel a. a. O. No. 147a Z. 16. 17 und 20) in die themavokalischen eingedrungen sei, wird man gut thun, abzuwarten, ob eine genauere Prüfung des Abklatsches oder besser des Steines selbst, nicht vielleicht τέκωισι geschrieben findet. — ἔταλα 'Jährlinge', nicht mit Reinach für die äolische Form von ἀταλά anzusehen, sondern von Ϝετ- 'Jahr' abzuleiten; *Ϝέτ-αλο-ν entspricht der Form nach dem lat. *vet-ulu-s*, die Bedeutung lässt es zugleich mit *vit-ulu-s*, ἰτ-αλό-ς 'Kalb' zusammenbringen, die aus einem nicht näher zu bestimmenden idg. Dialekte Italiens stammten; vgl. auch ai. *vatsas* 'Kalb' und got. *viþrus* 'jähriges Lamm, Widder'.

Leipzig. Richard Meister.

Thesaurus linguae latinae.

Der von Prof. E. Wölfflin vor 10 Jahren wieder angeregte Gedanke eines Thesaurus linguae latinae scheint endlich seiner Verwirklichung entgegenzugehn, nachdem es Prof. M. Hertz gelungen ist das preuss. Kultusministerium und die kgl. Akademie zu Berlin dafür zu interessieren. In den Sitzungsberichten der Akademie ist im vorigen Jahr eine Denkschrift über das Unternehmen von Hertz, begleitet von einem Gutachten der Akademie, erschienen. Beide Berichte unterwirft Prof. Wölfflin neuerdings in seinem Archiv (VII 506) einer interessanten Erörterung. Nach Hertz muss der Thesaurus 1. Eigennamen ausschliessen, 2. auf Zettelexzerpten der ganzen lat. Litteratur beruhen, 3. teils sämtliche, teils ausgewählte Stellen geben, 4. bis zu den beiden Gregor und dem Isidor einschl. reichen. Der Umfang der zu bearbeitenden Litteratur wird auf 250 Bd., der des Thes. auf 10 Bd. gr. 4° von 1200 S. geschätzt. Die Kosten berechnet H. auf $^1/_2$ Million, wovon 140000 M. auf die Herstellung der Zettel falle, die von 50 Sammlern unter Aufsicht eines Sekretärs in 6 Jahren anzufertigen seien. Den Rest nimmt die lexikal. Bearbeitung in Anspruch, die in 12 Jahren durch 2 Ober- und 7 Unterassistenten ausgeführt werde. Die Aka-

demie wünscht eine etwas abweichende Organisation und findet vorab den Kostenanschlag um die Hälfte zu nieder. Prof. Wölfflin weist auf die Notwendigkeit hin, dass die Bearbeiter der Lexikonartikel örtlich vereinigt seien, und hält die Zeit für zu knapp bemessen. — Es bleibt zu wünschen, dass die hochgespannte Erwartung nicht getäuscht und das für die Sprach- und Litteraturgeschichte gleich epochemachende Werk auch wirklich bald in Angriff genommen werde.

Vorschlag.

Um bei sprachwissenschaftlichen Darstellungen die Zweideutigkeit des Zeichens = zu vermeiden, hat man vor einiger Zeit begonnen sich des Zeichens >, in dieser oder der umgekehrten Stellung, zu bedienen. Doch geben ihm die Einen den entgegengesetzten Werth als die Andern; die Einen schreiben: (ital.) *cuore* > (lat.) *cor* oder *cor* < *cuore*, die Andern: *cuore* < *cor* oder *cor* > *cuore*. Beides findet sich innerhalb derselben Zeitschrift, desselben Buches (z. B. in Pauls Grundriss bei Kluge und Behaghel). Es ist hohe Zeit, dass diesem Übelstande gesteuert werde; wir müssen uns für eine von den beiden Gebrauchsweisen entscheiden. Ich glaube, dass die den Vorzug verdient, nach welcher das Jüngere an die offene, das Ältere an die spitze Seite des Zeichens gestellt wird; denn von unsern Geschlechtstafeln und den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Veranschaulichungen her sind wir gewohnt die Entwickelung durch die Divergenz wiedergegeben zu sehen. So hat man schon vor langer Zeit bei lautgeschichtlichen Erörterungen die Klammer } oder ⟩ angewendet, von der > nur eine Abart ist. Auch die mathematische Geltung des Zeichens stimmt dazu, das Grössere steht doch zum Kleineren, nicht das Kleinere zum Grösseren im Verhältnis des Gewachsenen. Schliesslich wird in der Sprachwissenschaft das Zeichen > nicht bloss, auf doppelte Weise, in diesem einen Sinne angewendet, sondern noch in manchem andern; und das sogar nebeneinander (z. B. von Ch. Bartholomae in den Indog. Forsch. I 300 ff.: ὄνομα > ὀνόματος, ksl. *agnę* > lat. *āgnus*, ɣ > *h* u. s. w.). Solches kann doch am allerwenigsten geduldet werden.

H. Schuchardt.

Bemerkung. Ich bitte die Fachgenossen zu dem vorstehenden 'Vorschlag' Stellung zu nehmen, da es jedenfalls im Interesse der Gemeinverständlichkeit ist, dass eine vollkommene Übereinstimmung im Gebrauch der Zeichen herrsche.

Das beste dürfte freilich sein, mathematische Zeichen, wo es nur angeht, ganz zu vermeiden, wofür z. B. Zarncke und Brugmann, um nur diese beiden Namen zu nennen, immer eingetreten sind. Denn es ist nicht abzusehen, warum nicht statt *cuore* > *cor* oder *cuore* < *cor* vielmehr *cuore* aus *cor* ebensogut, wenn nicht besser, gesagt werden sollte. Den Vorzug der Unzweideutigkeit hätte es wenigstens.

W. Str.

Personalien.

Prof. Dr. Ch. Michel, bisher an der Universität Gent, ist zum ord. Prof. des Sanskrit und der idg. Sprachwissenschaft an der Universität Lüttich ernannt worden.

Bitte.

Der Unterzeichnete bittet dringend, ihm alle für den Anzeiger in betracht kommenden Programme, Dissertationen, Gelegenheitsschriften, Berichte über Vorträge in wissenschaftlichen Gesellschaften, überhaupt alles, was an entlegenen Orten erscheint, für die Bibliographie übersenden zu wollen. Nur durch solche direkten Mitteilungen wird es dem Anzeiger möglich werden, seinen Zweck zu erfüllen und ein umfassendes und getreues Bild aller Leistungen auf dem Gebiet der idg. Sprachwissenschaft und Altertumskunde zu geben. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, dass die erbetene Einsendung im eigensten Interesse der Herrn Verfasser liegt: wie viele wertvollen Entdeckungen, wie viele fruchtbaren Beobachtungen gehn der Wissenschaft verloren, nur deshalb, weil ihre Existenz unbekannt bleibt. Diesem Übelstand abzuhelfen, hat sich der Anzeiger zur Aufgabe gemacht. Es ist jedoch klar, dass er allein nicht im Stande wäre sie zu lösen, dass er vielmehr auf wohlwollende Unterstützung — namentlich von seiten des Auslands — angewiesen ist. Dass ihm diese nicht versagt werde, glaubt der Unterzeichnete im Interesse der Wissenschaft annehmen zu dürfen.

Freiburg i. d. Schweiz. Wilhelm Streitberg.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Druckfehler.

Anzeiger	Seite	54	Zeile	26 v. o.	lies	*skíth*
„	„	54	„	8 v. u.	„	*hḗḍati*
„	„	54	„	8 v. u.	„	*ſmaidſĭt*
„	„	56	„	20 v. o.	„	**Wagler**
„	„	58	„	10 v. o.	„	*hivand*
„	„	58	„	11 v. o.	„	*muz*
„	„	58	„	16 v. o.	„	*l*
„	„	58	„	21 v. o.	„	*n*
„	„	58	„	27 v. o.	„	*mżeχ*
„	„	59	„	9 v. u.	„	*Harvard*
„	„	62	„	7 v. u.	„	**Loring** κανθήλη either ἀκανθανθήλη or for it ἀνθήλη
„	„	63	„	21 v. u.	„	Superlativ
„	„	63	„	20 v. u.	„	*Mayor*
„	„	64	„	3 v. o.	„	**Pauli**
„	„	65	„	15 v. o.	„	*matereśh, pateréśh*
„	„	70	„	15 v. o.	„	**Ernault**
„	„	73	„	2 v. u.	„	*biótt — biótta*
„	„	74	„	5 v. u.	„	*stævne; gavtyv ∼ galgenstrik > gavstrik*
„	„	75	„	3 v. o.	„	**Siljestrand**

Die übrigen Druckfehler wird der Leser ohne Hilfe leicht verbessern können.



